3 1761 ... 679

GOUVERNEUR H. SCHNEE

Deutsch-Ostafrika im Weltkriege

Wie wir lebten und kämpften

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

SEEN BY
PRESERVATION
SERVICES
DATE..... AUG 31 1992

Schnee

HAF
S3585d

Deutsch-Ostafrika im Weltkriege

Wie wir lebten und kämpften

Von
Gouverneur
DR. HEINRICH SCHNEE

Verlag Quelle & Meyer-Leipzig

172749
12/7/22

SEEN BY
PRESERVATION
SERVICES
DATE AUG 3

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Quelle & Meyer, Leipzig 1919

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Unseren Ostafrikanern gewidmet

Vorwort.

Während des Krieges ist verhältnismäßig wenig aus Deutsch-Ostafrika in der Heimat bekannt geworden. In der ersten Hälfte waren wir lediglich in der Lage, kurze Nachrichten nach Hause zu senden, die zudem nur teilweise angekommen sind. In der zweiten Hälfte war jede Möglichkeit für uns, Mitteilungen nach Deutschland gelangen zu lassen, ausgeschlossen; es kamen über die Ereignisse in unserem Schutzgebiet nur noch Nachrichten aus feindlicher Quelle in die Heimat, die naturgemäß einseitig gefärbt und unvollständig waren.

Und doch halte ich es für notwendig für das deutsche Volk, zu wissen, was seine Landsgenossen draußen in der Tropenkolonie geleistet haben, was von Weißen und Schwarzen an Heldentaten vollbracht ist, was an hingebendster Arbeit geleistet wurde, um ohne Einfuhr alles zu unserer Erhaltung Nötige aus dem Lande selbst zu erzeugen. Für geboten halte ich auch eine Darstellung dieser Vorgänge als Beitrag zur deutschen Geschichte.

Daß ein großes Interesse dafür besteht, ist vielfach zutage getreten, nicht zuletzt in dem glänzenden Empfang, der uns bei unserer Rückkehr nach Deutschland Anfang März 1919 zuteil geworden ist. An mich selbst sind viele Aufforderungen und Anfragen herangetreten und werden noch beständig an mich gerichtet. Noch liegt das Material, das eigene wie das aus fremden Quellen, entfernt nicht vollständig vor. Insbesondere sind viele Abteilungs- und Kompagnieführer, viele Bezirksamtmänner noch in englischer Kriegsgefangenschaft. Wichtige Berichte fehlen. Doch halte ich es für meine Pflicht als Gouverneur, dem alles unterstellt war, eine umfassende Darstellung der Ereignisse zu geben, während das Interesse in Deutschland noch wach ist.

In diesem Buch habe ich versucht, zu schildern, wie wir während des Weltkrieges in Deutsch-Ostafrika lebten und kämpften. Ich habe mich bemüht, ein Bild davon zu geben, wie unsere Kolonie bis zum Kriegsausbruch in friedlicher kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung aufblühte, wie durch die Engländer unter Nichtachtung der Kongoakte die Brandfackel des Krieges auch nach Deutsch-Ostafrika hineingeschleudert wurde, wie wir dann — ein kleines Häuflein von wenigen tausend Deutschen unter einer schwarzen Millionenbevöl-

kerung — von der Heimat und überhaupt von der Außenwelt völlig abgeschnitten und auf uns selbst gestellt waren. Die glänzenden Taten unserer Schutztruppe unter ihrem Kommandeur General v. Lettow-Vorbeck und der mit ihr gemeinsam kämpfenden Teile unserer Marine sind dargestellt, die den Feind fast zwei Jahre hindurch aus Deutsch-Ostafrika fernhielten und dann bei dem Einbruch weit überlegener feindlicher Massen nur Schritt für Schritt in zähestem Widerstand zurückwichen, die beispiellos treue Haltung und willige Hilfe unserer Eingeborenenbevölkerung, ohne die wir eine längere Verteidigung überhaupt nicht hätten aufrecht erhalten können, eine Haltung, welche die Frucht unserer langjährigen humanen Eingeborenenpolitik in Deutsch-Ostafrika war, die Nutzbarmachung der natürlichen Hilfsmittel des Landes, durch die es gelang, nicht nur genügend Nahrungsmittel für die Truppe und weiße Bevölkerung zu erlangen, sondern auch Ersatz für die wichtigsten bisher aus der Heimat eingeführten europäischen Bedarfsartikel zu schaffen. Ich habe dann die Züge und Kämpfe unserer kleinen nach Räumung Deutsch-Ostafrikas Ende November 1917 noch verbliebenen Truppe beschrieben, erst in Portugiesisch-Ostafrika, dann durch den Südwesten unserer Kolonie nach Rhodesien hinein, schließlich unsere Rückkehr nach Daressalam und von dort in die Heimat. Im Schlußteil des Buches bin ich auf die Tätigkeit der Engländer in dem eroberten Deutsch-Ostafrika eingegangen und habe einerseits die englischen Behauptungen über deutsche Unfähigkeit und Unwürdigkeit zum Kolonisieren beleuchtet, die den Vorwand für die Wegnahme unserer Kolonien bildeten, andererseits die dringende Notwendigkeit für uns, wieder in den Besitz unserer Kolonien zu gelangen.

Bei der Fertigstellung des Buches habe ich eine wesentliche Hilfe dadurch gefunden, daß mir einige der in leitender Stellung befindlich gewesenen Offiziere private Aufzeichnungen gerade über solche Kriegsereignisse zur Verfügung gestellt haben, die sich in anderen Teilen der Kolonie abspielten, als in denen ich mich zu der betreffenden Zeit befand. In erster Linie bin ich in dieser Beziehung den Herren Generalleutnant z. D. Wahle, Kapitän z. S. Looff und Hauptmann Müller zu Dank verpflichtet. Auch andere Herren haben mir wertvolles Material zur Verfügung gestellt. Insbesondere möchte ich dafür auch an dieser Stelle außer den erstgenannten Herren noch den Herren Major Kraut, Nachfolger des Generals v. Lettow als Kom-

mandeur der ostafrikanischen Schutztruppe, sowie Herrn Oberarzt Dr. Westhofen meinen Dank aussprechen, ferner für die Überlassung der Bilder aus Portugiesisch-Ostafrika und Rhodesien Herrn Veterinär Dr. Ruppert, welcher zu jener Zeit — meines Wissens als einziger — noch einen photographischen Apparat besaß und Aufnahmen machte. Für die Unterstützung bei Herstellung der Karten bin ich Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Marquardsen im Reichskolonialministerium und den Herren Moisel und Sprigade verbunden.

Bayer. Hochgebirge, Ende August 1919. Heinrich Schnee.

Inhaltsübersicht.

I. Teil: Bis zum Kriegsbeginn.

Seite

1. Kapitel: Deutsch-Ostafrika vor dem Kriege 1
2. Kapitel: Der Eingang der Kriegsnachricht 23
3. Kapitel: Die Mobilmachung 32
4. Kapitel: Der Charakter des Landes 44

II. Teil: Vom Kriegsbeginn bis zum Beginn der großen englischen Offensive (August 1914 bis März 1916).

5. Kapitel: Übersicht. Kriegerische Ereignisse im Ostteil bis zur Schlacht bei Tanga (November 1914) 57
6. Kapitel: Kriegerische Ereignisse im Ostteil vom November 1914 bis März 1916 78
7. Kapitel: Kriegerische Ereignisse im Westteil vom Kriegsanfang bis März 1916 99
Viktoriasee — Kiwusee — Tanganjikasee — Njassasee.
8. Kapitel: Die Verwaltung. Haltung der Eingeborenen 117
9. Kapitel: Die sonstige farbige Bevölkerung. Der Islam 127
10. Kapitel: Die Beschaffung von Nahrungsmitteln und Ersatz für Einfuhrartikel 141
11. Kapitel: Verkehr, Handel und Pflanzungen .. 158

III. Teil: Vom Beginn der großen englischen Offensive bis zum Verlust der Zentralbahn (März 1916 bis September 1916).

12. Kapitel: Kriegerische Ereignisse im Ostteil im März 1916 bis Ende Juli 1916 171
13. Kapitel: Kriegerische Ereignisse im Ostteil August und September 1916 192
14. Kapitel: Kriegerische Ereignisse im Westteil März 1916 bis September 1916 204
15. Kapitel: Verwaltung und Haltung der Eingeborenen vom März 1916 bis September 1916 .. 216

IV. Teil: Vom Verlust der Zentralbahn bis zum Übertritt auf portugiesisches Gebiet (September 1916 bis November 1917). Seite

16. Kapitel: Das Ergebnis der englischen Offensive. Kämpfe bis Ende 1916 229

17. Kapitel: Kämpfe vom Januar 1917 bis November 1917 242

18. Kapitel: Verwaltung, Beschaffung von Nahrungsmitteln, Medikamenten usw. von September 1916 bis November 1917 268

19. Kapitel: Das Geldwesen 280

20. Kapitel: Behandlung feindlicher Staatsangehöriger 292

V. Teil: Der Feldzug in Portugiesisch-Ostafrika.

21. Kapitel: Bis zur Regenzeit 1917/18 307

22. Kapitel: Im Lager während der Regenzeit 1917/18 320

23. Kapitel: Auf dem Marsch bis August 1918 .. 332

24. Kapitel: Bis zum Rücktritt auf deutsches Gebiet September 1918 352

VI. Teil: Bis zum Kriegsende.

25. Kapitel: Durch deutsches Gebiet nach Rhodesien hinein bis zum Waffenstillstand 381

26. Kapitel: Zurück nach Daressalam und Heimreise 396

VII. Teil: Deutsch-Ostafrika unter englischer Herrschaft.

27. Kapitel: Englische Maßnahmen in Deutsch-Ostafrika während des Krieges 413

28. Kapitel: Die endgültige Wegnahme Deutsch-Ostafrikas 424

Verzeichnis der Tafeln.

Tafel	1	Gouverneur Dr. Heinrich Schnee	Seite I
„	2	Uniformen der Schutztruppe (farbig)	„ 48
„	3	Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck	„ 56
„	4	Daressalam und Hafen von der Landungsbrücke des Gouverneurs. Der Hafen von Tanga an der alten Boma	„ 64
„	5	Palais des Gouverneurs in Daressalam vor und nach der Beschießung	„ 65
„	6	Kreuzer „Königsberg“	„ 80
„	7	Kapitän z. S. Looff	„ 81
„	8	Parade zu Kaisers Geburtstag 1916 in Daressalam	„ 96
„	9	Schutztruppe beim Gefechtsexerzieren	„ 97
„	10	Fort Muansa, Gesamtansicht. Bukoba, von Südwesten gesehen	„ 112
„	11	Bebaute Hänge in Hoch-Ruanda. Watussi-Rinder	„ 113
„	12	Wahuma-Sultan Kissilerobo mit Neffen Mpororo	„ 128
„	13	Wanjambo	„ 129
„	14	Euphorbien-Dornbusch-Steppe in Deutsch-Ostafrika (farbig)	„ 136
„	15	Negerhirse Uwele. Negerhirse Mtama	„ 144
„	16	Biologisch-Landwirtschaftliches Institut Amani in Ostusambara. Baumwollfeld der Otto-Plantage bei Kilossa	„ 145
„	17	Kibo, von Moschi aus. Vulkan Meru, von Osten, von der Steppe in 1500 m aus	„ 176
„	18	Dumpalmen	„ 177
„	19	Miombo-Wald auf dem Gebirge (Nguru) (farbig)	„ 184
„	20	Affenbrotbaum in der Mkataebene	„ 192
„	21	General Wahle	„ 193
„	22	Granitfelsen im Hafen von Muansa. Die Hochebene von Unjamwesi an der Straße von Muansa nach Tabora	„ 208
„	23	Die Boma (Feste) von Tabora	„ 209
„	24	Salzsteppe in Ugogo (farbig)	„ 216
„	25	Frau Gouverneur Schnee	„ 224
„	26	Wabena-Sultan Kiwango. Mhehe und Mgogo-Männer	„ 240
„	27	Bienenkorbförmige Hütte aus dem Buanji-Kessel, Livingstonegebirge. Mkinga-Jüngling	„ 241
„	28	Blick von Unter-Konde auf die Hänge des Livingstonegebirges	„ 256
„	29	Behandlung Tsetsekranker Pferde	„ 257
„	30	Borassus-Steppe (farbig)	„ 264
„	31	Kilwa-Kiwindje von dem bei Ebbe trocken gefallenen Watt aus. Parklandschaft des Rondo-Plateaus im Lindibezirk	„ 272
„	32	Lukuledikriek. Gneis-Inselberge im südlichen Vorland in der Landschaft Madjedje	„ 273
„	33	Steppenbrand in Deutsch-Ostafrika (farbig)	„ 280
„	34	Geld und Banknoten	„ 288
„	35	„ „ „	„ 289

Tafel 36 Station Kilimatinde ..... Seite 304
„ 37 General v. Lettow-Vorbeck ..... „ 305
„ 38 Vor dem Abmarsch nach Portugiesisch-Ostafrika. Unsere gefangenen englischen Offiziere ..... „ 320
„ 39 Leutnant d. R. Brixner mit seiner Kompagnie. Oberleutnant z. S. Wenig mit seiner Batterie auf dem Marsch ..... „ 321
„ 40 Auf dem Marsch in Portugiesisch-Ostafrika ..... „ 336
„ 41 Askariweiber auf dem Marsch ..... „ 337
„ 42 Boys und Träger im Lager ..... „ 352
„ 43 Stabsarzt Dr. Müller am Operationstisch im Busch. Geschütz in Stellung ..... „ 353
„ 44 Maschinengewehrträger. Askaritypen. Lager in Portugiesisch-Ostafrika ..... „ 368
„ 45 Trägerlager bei Kasama. Rast auf dem Marsch. Unser Marsch beim Eintreffen der Nachricht vom Waffenstillstand ..... „ 369
„ 46 Die deutschen Offiziere in Daressalam nach dem Waffenstillstand „ 384
„ 47 Die deutschen Unteroffiziere in Daressalam nach dem Waffenstillstand ..... „ 385
„ 48 Beim General van Deventer ..... „ 416

I. Teil.
Bis zum Kriegsbeginn.

Kapitel 1.

Deutsch-Ostafrika vor dem Kriege.

Als der Weltkrieg ausbrach, befand sich Deutsch-Ostafrika noch nicht 30 Jahre in deutschem Besitz. Am 27. Februar 1885 war der kaiserliche Schutzbrief erteilt worden, welcher die Erwerbungen des Dr. Carl Peters in Ostafrika unter deutschen Schutz stellte. Am 1. Juli 1890 war der Vertrag zwischen Deutschland und England geschlossen worden, welcher die Grenzen unseres Schutzgebietes festlegte. In dieser kurzen Spanne Zeit hat deutsche kolonisatorische Arbeit bedeutendes in dem Lande geschaffen. Als wir die Kolonie erwarben, war Deutsch-Ostafrika ein unerschlossenes, größtenteils unbewohntes Land, von dessen Innerem man nicht viel mehr wußte, als daß dort weite Steppen und große Wälder wären und daß es von mehr oder minder wilden Eingeborenenstämmen bewohnt sei; ferner daß es das Hinterland von Sansibar bildete, wohin massenweise ostafrikanische Neger als Sklaven verschleppt wurden. Bei Ausbruch des Weltkrieges war Deutsch-Ostafrika eine vollkommen erforschte, wohlgeordnete, in blühender wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung begriffene Kolonie.

Man bekommt am besten eine Vorstellung von der in wenig mehr als einem Vierteljahrhundert geleisteten kolonisatorischen Arbeit, wenn man den Zustand des Landes beim Anfang dieser Tätigkeit mit dem bei Kriegsbeginn vergleicht.

Als die ersten deutschen Pioniere an der ostafrikanischen Küste landeten, war das ganze große Land, in fast doppelter Ausdehnung des Deutschen Reiches, die Beute beständiger Kämpfe der Eingeborenenstämme untereinander. Nur an der Küste bestand in gewissem Umfange eine lockere Herrschaft der Araber vom benachbarten Sansibar, die hauptsächlich dem Sklavenhandel dienstbar war. Aber selbst bis zur Küste drangen aus dem Inneren die Raubhorden kriegerischer Stämme, um zu morden, zu plündern und zu rauben. Noch heute erinnern sich ältere Suaheli mit Schaudern jener Zeiten, in denen man selbst in den nahe dem Meeresstrande gelegenen Ansiedlungen nicht sicher davor war, von den furchtbaren, weit aus dem Inneren herabstoßenden Mafiti[1] überfallen, getötet oder wegge-

[1] Sammelname für die räuberischen Stämme des Inneren.

schleppt zu werden. Im Inneren herrschte in den meisten Gegenden der Kampf Aller gegen Alle. Im Nordosten drangen die Nomadenstämme der Massai zum Diebstahl und Mord weit ins Innere vor, jener Massai, welche in einer fast den alten Spartanern vergleichbaren Weise ihre jungen Männer in Genossenschaften ausschließlich für den Krieg erzogen, deren Hauptziel die Vermehrung ihrer Rinderherden durch Erbeutung feindlichen Viehes war. Vom Südwesten her überzogen die Ausläufer der Zulukaffern einen großen Teil Deutsch-Ostafrikas mit Krieg und Brandschatzung. Die eigentlichen Großtaten der Zulukaffern wurden zwar viel weiter südlich in Südafrika vollbracht. Aber der Geist jener gewaltigen Eroberer, des Tschaka und seiner Nachfolger, welche die Völker auf ihren Eroberungszügen zertrümmerten und die jungen Leute ihren Regimentern einverleibten, lebte auch in den Epigonen und Seitenausläufern, welche in unser Land kamen. Auch diese, die Wangoni, zeigten jene völkervernichtende Kraft. Sie zertrümmerten die Stämme, auf die sie stießen und verschmolzen die Bruchstücke mit dem eigenen Stamme. Noch andere Stämme, vor allen die kriegerischen Wahehe, wurden eine Plage für die umwohnenden friedlicheren Eingeborenen.

Aber ganz abgesehen von diesen auf Eroberung, Raub und Plünderung ausgehenden Stämmen, welche weite Gebiete in beständigem Schrecken hielten und ihre Züge zum Teil bis über die Grenze Deutsch-Ostafrikas ausdehnten, herrschte fast allenthalben ein Chaos. Die fortwährenden Fehden der Sultane und Stammeshäuptlinge untereinander gestatteten keine friedliche Entwicklung. Dort, wo sich ein Mann zum Herrscher über ein großes Gebiet aufgeschwungen hatte, wie der noch bei Erwerb der Kolonie durch Deutschland in Tabora sitzende Mirambo, der „Napoleon Ostafrikas", war es eine Willkür- und Gewaltherrschaft schlimmster Art. Nur im Nordwesten, in Ruanda und einigen anderen Gebieten gab es unter der strengen Leitung des hamitischen Herrenvolkes der Watussi, bzw. Wahuma, einigermaßen geordnete Zustände, wobei allerdings die Masse der angesessenen Bantuvölker oft keine bessere Stellung hatte als die besitzloser, arbeitender Heloten.

Zu diesem allem kam noch die Geißel Ostafrikas, der Sklavenraub und Sklavenhandel. Große Karawanen von Sklavenhändlern und Sklavenjägern durchzogen beständig von der Küste her das Land bis zum Tanganjikasee und darüber hinaus bis weit in den Kongo hinein,

um das schwarze Elfenbein heranzuschaffen und es dem Sklavenmarkt in Sansibar und anderen muhammedanischen Ländern zuzuführen. Groß war die Zahl der Unglücklichen, welche von ihren Häuptlingen und sonstigen Gewalthabern verhandelt und von den Sklavenhändlern weggeschleppt wurden, groß die Zahl derjenigen, die durch direkten Raub von den Sklavenjägern aus ihren Dörfern und Ansiedlungen herausgerissen wurden. Größer noch als die Menge der auf die Sklavenmärkte gelangten Neger war wahrscheinlich die Zahl derjenigen, welche bei den Überfällen auf die Dörfer unter den Kugeln der Sklavenjäger ihr Ende fanden oder den Beschwerden der Märsche in der Sklavengabel und der brutalen Behandlung durch die Sklavenhändler zum Opfer fielen.

Es ist fürwahr ein furchtbares Bild, das Deutsch-Ostafrika zur Zeit der Erwerbung durch Deutschland bot. Die ganz überwiegende Mehrzahl der Eingeborenen hatte keine Sicherheit für Leib und Leben, geschweige denn für Eigentum und Besitz. Nicht nur mußte jeder, der auf Reisen ging, gewärtig sein, unterwegs getötet oder als Sklave weggeschleppt zu werden, sondern auch das ruhige Verbleiben in der Hütte und auf dem selbstbebauten Lande gewährte keinen Schutz. Niemand war sicher vor Mord, Raub und Plünderung.

Aber auch innerhalb der Stämme gab es keine rechte Sicherheit. Es entschied die Willkür des Sultans oder Häuptlings, je nachdem die Parteien sich bei ihm in Gunst zu setzen verstanden. Die Zauberer und Giftmischer spielten eine zwar meist unterirdische, aber dafür nicht minder wirksame Rolle und übten nicht selten eine geheime Schreckensherrschaft aus.

Seuchen, wie vor allem die Pocken, gingen durch das Land und richteten große Verheerungen unter den schutzlosen Eingeborenen an, Viehseuchen dezimierten ihre Rinderherden.

Der Verkehr im Lande war durch Wegezölle behindert, die jeder kleine Häuptling von den durchziehenden Karawanen erhob. Verpflegungs- und wasserarme Strecken erschwerten den Verkehr auf den wenigen Karawanenstraßen. Besonders auf der berüchtigten Marenga makali, einer steinigen, wasserarmen Wüstensteppe, welche die von Bagamojo nach Tabora führende Hauptkarawanenstraße durchschnitt, bleichten die Gebeine vieler Träger, welche durch Hunger, Durst und Erschöpfung dort ihr Ende gefunden hatten.

Der Handel im Inneren beschränkte sich fast ausschließlich auf

Elfenbein und Sklaven. Ein großer Teil der Gebiete des Inneren war mit der Außenwelt noch nie in Berührung gekommen.

Welches Bild gewährte dagegen Deutsch-Ostafrika im Jahre 1914 zur Zeit des Ausbruchs des Weltkrieges?

Allenthalben herrschte Frieden und Ordnung. Jene Stämme, deren Existenz früher auf Mord und Raub beruht hatte, die Massai, die Wangoni, die Wahehe waren, zum Teil unter harten Kämpfen, von der tapferen Schutztruppe niedergeworfen und hatten sich, wenn auch anfangs mit Widerstreben, daran gewöhnt, friedlich ihrem Erwerb nachzugehen. Die Massai waren jetzt nicht mehr Viehräuber, sondern nur noch Viehzüchter, die Wahehe und Wangoni friedliche Ackerbauer und Viehzüchter. Die Wangoni, deren früher in Kriegstaten erwiesene Tüchtigkeit nun in friedlichem Wettbewerb hervortrat, waren gesuchte Arbeiter auf europäischen Plantagen.

Die Kämpfe der Stämme untereinander waren zum Aufhören gebracht. Es herrschte allenthalben Friede, der seit 8 Jahren durch keinen Aufstand mehr unterbrochen war. Der Sklavenraub und Sklavenhandel war restlos ausgerottet worden. Friedlich konnte der Neger seines Weges ziehen, ohne gewärtig zu sein, überfallen und weggeschleppt zu werden. Auch der im Lande noch in gewissem Umfange vorhandenen Hausklaverei war das Todesurteil gesprochen. Diese Hörigkeit, welche einen patriarchalischen Charakter besaß, war, um einen wirtschaftlichen Zusammenbruch in den betreffenden Eingeborenenkreisen zu verhüten, nicht auf einmal beseitigt, sondern wurde allmählich abgeschafft. Die Kinder von Sklaven waren von Geburt an frei, Freilassung und Loskauf waren erleichtert und fanden häufig statt. Bei schlechter Behandlung durch den Herrn erfolgte amtliche Freilassung durch die Behörde. Diese Hausklaverei ging allmählich ihrem Ende entgegen und sollte nach einem Beschluß des Reichstags 1920 völlig aufhören.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Deutsch-Ostafrika, in dem auf fast 1 Million qkm nahezu 8 Millionen Eingeborene lebten, genügte eine kleine farbige Schutztruppe von 2500 Mann und eine Polizeitruppe von rund 2000 Mann, deren Angehörige, abgesehen von ein paar noch aus der alten Wißmann-Zeit vorhandenen Sudanesen, im Lande selbst rekrutiert waren. Im ganz überwiegenden Teil der Kolonie war die Zivilverwaltung durchgeführt. Nur in zwei Bezirken gab es noch Militärverwaltung. Eine geordnete und unparteiische

Rechtsprechung durch erfahrene deutsche Beamte, bei der die Anschauungen und Gebräuche der Eingeborenen in weitestem Maße berücksichtigt wurden, bot den Eingeborenen Schutz für Leben und Eigentum. Das Unwesen der Zauberer und Giftmischer war gebrochen. Wo es sich noch im geheimen regte, wurde in scharfer Weise dagegen vorgegangen. Die alten Bräuche der Blutrache und anderer Formen der Selbsthilfe kamen nur noch in manchen Gegenden vereinzelt vor und waren unter dem Einfluß einer geordneten Rechtspflege im Absterben begriffen.

Beträchtliche Teile des Landes waren durch Verkehrswege erschlossen. Die 1252 km lange Zentralbahn von der Hauptstadt Daressalam an der Küste des Indischen Ozeans nach Kigoma am Tanganjikasee durchquerte das Schutzgebiet ungefähr in der Mitte und gestattete die Zurücklegung einer Strecke, zu deren Bewältigung die Karawanen früher zwei Monate gebraucht hatten, in vierzig Stunden, für Europäer in bequemen durchgehenden Schlafwagen mit Moskito- und Sonnenschutz, für Eingeborene in gut eingerichteten Wagen mit Holzbänken. Die 352 km lange Usambarabahn führte von dem Hafenplatz des Nordens Tanga längs den Usambara- und Parebergen bis Neumoschi am Kilimandscharo. Eine Seitenbahn, von der Zentralbahn bei Tabora ausgehend, zum Kageraknie im Nordwesten zur Erschließung des Sultanats Ruanda war in Angriff genommen, ebenso eine Verlängerung der Usambarabahn von Moschi bis Aruscha am Meruberg. Straßen waren in der Nähe europäischer Ansiedelungen und als Verbindungswege zwischen den Hauptorten ausgebaut oder wenigstens durch den Busch geschlagen. Die großen Binnenseen, welche Deutsch-Ostafrika im Inneren begrenzten, waren von kleinen deutschen Dampfern befahren. Zwischen der Küste und den Hauptplätzen des Inneren waren Telegraphenlinien vorhanden.

Die Hauptwohnplätze der Europäer hatten sich zu schönen, gut gebauten Städten entwickelt, vor allen die Hauptstadt Daressalam. Überall zeigten stattliche Häuser, gute Straßen, schön angelegte Gärten von deutschem Sinn für Ordnung und für ein gemütliches Heim. An einigen Plätzen waren auch bereits größere gewerbliche Unternehmungen errichtet, u. a. ein Elektrizitätswerk, Druckereien, eine Brauerei, Eisfabriken, Sodafabriken, Seifenfabriken, Möbeltischlereien.

Handel und Wirtschaft der Eingeborenen hatte sich auch in den früher völlig abseits des Weltverkehrs gelegenen Gebieten erfreulich entwickelt. Europäische Kleidungsstoffe und sonstige Handelsartikel wurden bis in die entlegensten Teile der Kolonie befördert. An Produkten der Eingeborenen kamen nicht nur die hochwertigen, die die Kosten eines langen Transportes auf den Köpfen der Träger vertragen, wie Kautschuk, Bienenwachs, Elfenbein, Kopal und andere in den Welthandel, sondern in steigendem Maße dank den neuen Verkehrswegen auch Massenprodukte, besonders Ölfrüchte wie Kopra, Erdnüsse, Sesam und andere, sowie Erzeugnisse aus der Viehwirtschaft wie Häute, Felle und Samli (Eingeborenenbutter).

Die deutschen Handelsfirmen hatten ihre Zweigniederlassungen bis an die Binnengrenzen der Kolonie vorgeschoben. Ein Netz von Handelsstationen bedeckte das Land, auf denen der Kleinhandel überwiegend von Indern wahrgenommen wurde. Zwei deutsche Banken waren vorhanden, von denen die eine als Notenbank in erster Linie den Geldverkehr regelte, während die andere der Befriedigung des Kreditbedarfs diente.

In den Häfen wehte die deutsche Flagge auf stattlichen Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie, welche von Jahr zu Jahr größere und besser eingerichtete Passagier- und Frachtdampfer in den Verkehr einstellte und auch einen beträchtlichen Anteil an dem Schiffahrtsverkehr fremder Kolonialgebiete in Afrika erlangt hatte. Daß Deutschland auch in bezug auf den Seeverkehr nicht auf kriegerische Zwecke in Ostafrika ausging, zeigte das Fehlen irgendwelcher Verteidigungswerke in den Hafenplätzen. Von der deutschen Marine waren nur ein kleiner Kreuzer und ein Vermessungsschiff an der ostafrikanischen Küste.

Eine beträchtliche Zahl europäischer Plantagenunternehmungen hatte große Flächen Landes unter Kultur gesetzt. In den Nordbezirken von Tanga längs der Usambarabahn bis zum Paregebirge, dann wieder am Kilimandscharo und in einem Teil des Merugebietes reihte sich eine Plantage an die andere. In der Mitte der Kolonie, an der Küste und längs der Zentralbahn, war bereits eine ganze Reihe von Plantagen entstanden. Im Süden gab es nahe der Küste gleichfalls große europäische Pflanzungen. Schließlich hatten sowohl am Viktoriasee wie an verschiedenen sonstigen Stellen im Inneren Deutsche mit der Anlage von Plantagen begonnen. Kautschukbäume

und Sisalagaven machten die Hauptfläche des in europäischer Pflanzungswirtschaft bebauten Landes aus, aber auch Baumwolle, Kokosbäume, Kaffee, Kapok bildeten die Gegenstände ausgedehnten und erfolgreichen Plantagenbaues. Allenthalben war rege Tätigkeit in der Vergrößerung der Pflanzungen bemerkbar, besonders der vorzüglich rentierenden Sisalpflanzungen. Auch mit dem Anbau von Tabak waren vielversprechende Versuche und Anfänge gemacht worden. Bedeutende Mengen von Produkten aus dem europäischen Plantagenbau, besonders von Sisalhanf, Kautschuk, Kopra, Baumwolle und Kaffee wurden ausgeführt.

Die gesunden Hochländer am Kilimandscharo und Meru waren von Farmen besetzt, auf denen Buren und Deutsche mit Erfolg Viehzucht und daneben stellenweise Ackerbau betrieben. In West-Usambara saßen deutsche Ansiedler. Auch in den Hochländern im Südwesten im Langenburgbezirk, und in der Mitte im Iringabezirk, waren aussichtsreiche Anfänge von Farmsiedelungen vorhanden.

Das biologisch-landwirtschaftliche Institut Amani in den Usambarabergen und eine Reihe von landwirtschaftlichen Stationen, vor allem für Baumwollbau, in anderen Teilen des Schutzgebietes waren mit gutem Erfolg für die Anstellung landwirtschaftlicher Versuche und die Züchtung für das Klima und die Bodenverhältnisse Deutsch-Ostafrikas geeigneter Nutzpflanzen tätig. Ihre Wirksamkeit kam ebensowohl den europäischen Unternehmungen wie den Eingeborenen zugute. Die wirtschaftliche Lage der Eingeborenen wurde durch Förderung vorhandener und durch die Einführung neuer Kulturen, wie die der Baumwolle, gehoben.

Der fortschreitenden Entwaldung des Landes war durch die Schaffung von Waldreservaten und sonstige Maßnahmen vorgebeugt und eine zweckdienliche Ausnutzung der Forsten durch eine fachkundige Forstverwaltung in die Wege geleitet. Die Erhaltung des reichen Wildbestandes war durch eine zweckmäßige Jagdgesetzgebung gesichert. Besonders weitgehender Schutz war den Elefanten und anderem Großwild zuteil geworden, die nur einzeln gegen hohe Jagdgebühr erlegt werden durften. Prämien für Tötung von Raubtieren, Krokodilen und Giftschlangen wirkten auf eine Verminderung dieser schädlichen Tiere hin, denen noch alljährlich eine Anzahl von Menschen zum Opfer fielen.

Zur Ausbeutung der bisher gefundenen mineralischen Schätze des

Landes gab es mehrere deutsche Unternehmungen. In Sekenke und am Viktoriasee wurde Goldbergbau betrieben, im Ulugurugebirge Glimmerbergbau. In Malagarassi war eine große Salzgewinnungsanlage, die Saline Gottorp, errichtet worden.

Der Handel Deutsch-Ostafrikas hatte in dem letzten, dem Kriege vorhergehenden Jahre (1913) rund 89 Millionen Mark betragen, wovon auf die Einfuhr 53,4, auf die Ausfuhr 35,6 Millionen Mark entfielen. Es herrschte in Deutsch-Ostafrika volle Handels- und Verkehrsfreiheit für Angehörige aller Nationen. Der Grundsatz der offenen Tür stand nicht nur auf dem Papier, sondern war tatsächlich in vollem Umfange durchgeführt.

Ebenso wie die wirtschaftliche, hatte auch die kulturelle Entwicklung eine hohe Stufe erreicht. Die wissenschaftliche Durchforschung des Landes war mit einer solchen Energie durchgeführt worden, daß es keine unbekannte Stelle mehr in dem ganzen großen Gebiet gab. Eine Fülle guter Karten war vorhanden. Auch auf geologischem, ethnographischem und anderen Wissensgebieten lagen ausgezeichnete Forschungsergebnisse vor. Das biologisch-landwirtschaftliche Institut mit botanischem Garten in Amani war neben seiner wirtschaftlichen Leistung ein wissenschaftliches Institut von Weltruf, das auf verschiedenen Gebieten, auf dem der Botanik, der Biologie, der Entomologie und anderen hervorragendes geleistet hat. Ganz besonders bedeutendes war auch auf dem Gebiete der medizinischen und veterinären Forschung vollbracht worden, nachdem Robert Koch in persönlicher Wirksamkeit in Deutsch-Ostafrika die Wege gewiesen hatte und hervorragende deutsche Spezialisten sich der Erforschung und Bekämpfung der Menschen- und Viehseuchen gewidmet hatten. Das Zusammenwirken einer wissenschaftlich hochstehenden, praktisch erfahrenen Ärzteschaft mit einer wohlgeordneten, gut funktionierenden und das Vertrauen der Eingeborenen besitzenden Verwaltung hatte auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung und der sanitären Einrichtungen in Deutsch-Ostafrika zu Ergebnissen geführt, welche die der Nachbarkolonien auf den gleichen Gebieten weit hinter sich ließen.

Diese Arbeiten waren in erster Linie den Eingeborenen zugute gekommen. Die furchtbaren Seuchen, unter denen früher die Völker gelitten hatten, in erster Linie die Pocken, hatten dank den umfangreichen Impfungen und der ständigen ärztlichen Überwachung ihre

Schrecken verloren. Die Schlafkrankheit, welche von Norden und Westen her ihren todbringenden Einzug in das Schutzgebiet gehalten hatte, war im Norden am Viktoriasee zum Aufhören gebracht und am Tanganjikasee so erfolgreich bekämpft worden, daß ihr Erlöschen in wenigen Jahren mit Sicherheit in Aussicht stand. Hervorragende Ärzte unter Leitung erst Robert Kochs, dann des Oberstabsarztes Professor Dr. Kleine, schließlich des Stabsarztes Dr. Taute, hatten diese glänzende Leistung vollbracht. Ein Seucheninstitut in Daressalam führte die wissenschaftlichen Arbeiten für die Erforschung und Bekämpfung der Seuchen aus. Es war immer gelungen, die wiederholt eingeschleppte Pest auszurotten, ehe sie um sich greifen konnte. Maßnahmen zur Bekämpfung der Wurmkrankheit, jener unter den Eingeborenen weit verbreiteten, ihr Leben und ihre Gesundheit mehr als irgendeine andere Krankheit gefährdenden und schädigenden Seuche, waren im weiten Umfange durchgeführt. Gegen die Malaria war durch Sanierungen europäischer Städte, durch Drahtschutz und andere Maßnahmen ein erfolgreicher Kampf geführt worden. Eine reichliche Anwendung von Salvarsan hatte erstaunliche Wirkungen in der Bekämpfung der unter den Eingeborenen weit verbreiteten Frambösie gezeitigt und auch zu guten Erfolgen in der Bekämpfung der Syphilis und anderer Krankheiten geführt.

Durch alle diese Arbeiten auf dem Gebiet der Gesundheitspflege waren die Lebensbedingungen der Europäer wie die der Eingeborenen wesentlich verbessert worden. Die Neger, die früher den verderblichen Seuchen vollständig hilflos gegenüberstanden, genossen nicht nur den Schutz der allgemeinen Seuchenbekämpfung, sondern konnten in steigendem Maße die Hilfe von deutschen Ärzten in Anspruch nehmen. Eingeborenen-Krankenhäuser in den verschiedensten Teilen der Kolonie boten die Möglichkeit der Aufnahme Schwerkranker, während bei leichten Fällen in den zahlreich besuchten Polikliniken unentgeltliche Behandlung gewährt wurde.

Auch auf dem Gebiete der Tierseuchen waren umfassende und zweckdienliche Einrichtungen vorhanden. Die vor dem Kriege in das Schutzgebiet eingeschleppte Rinderpest wurde durch einen Stab modern gebildeter Veterinäre unter Anwendung der nach Robert Kochs Entdeckungen weiter entwickelten Verfahren erfolgreich bekämpft. Ein Veterinärinstitut in Mpapua sorgte für Herstellung des dafür benötigten Serums und führte andere Arbeiten auf dem Ge-

biete der Tierseuchenbekämpfung durch. In den Hauptviehgebieten waren Veterinäre angestellt, deren Aufgabe die Überwachung, Verhütung und Bekämpfung der Viehseuchen und -krankheiten war.

Wie für die Gesundheit und körperliche Wohlfahrt der Eingeborenen, so gab es auch für ihre geistige Hebung eine große Zahl von Einrichtungen. Viele Schulen, sowohl staatliche wie in noch weit größerer Zahl Missionsschulen ließen sich die Erziehung der Schwarzen angelegen sein. Handwerkerschulen verbreiteten nützliche Kenntnisse im Lande und boten den von ihnen ausgebildeten Eingeborenen die Möglichkeit neuer wirtschaftlicher Betätigung. Ackerbauschulen förderten die landwirtschaftlichen Kenntnisse und gestatteten die Einführung neuer ertragreicher Kulturen. Auch Handelsunterricht wurde an manchen Plätzen Angehörigen dafür geeigneter Eingeborenenstämme erteilt, um die Eingeborenen allmählich dahin zu bringen, den Kleinhandel im Lande selbst zu betreiben und an die Stelle der Inder zu treten, unter deren betrügerischem und wucherischem Gebaren die schwarze Bevölkerung zu leiden hatte. Zahlreiche Missionare beider Konfessionen verbreiteten das Christentum unter der im dunklen Heidentum befangenen, zum Teil noch schrecklichen Bräuchen, wie dem Kindermord, zugeneigten Bevölkerung.

Den Gefahren, welche die europäische Kultur nach den in verschiedenen fremden kolonialen Gebieten gemachten Erfahrungen in mancher Beziehung für die Eingeborenen mit sich bringt, war in Deutsch-Ostafrika durch eine Reihe von Maßnahmen wirksam vorgebeugt worden. Der Waffenhandel war für die Eingeborenen verboten, im übrigen einer scharfen amtlichen Kontrolle unterworfen, so daß Mißbrauch ausgeschlossen war. Die Abgabe von Alkohol an Eingeborene war vollständig untersagt und damit der Vernichtung oder Degenerierung ostafrikanischer Stämme durch das Feuerwasser ein wirksamer Riegel vorgeschoben. Gegen Ausbeutung und Übervorteilung durch Europäer war der Neger dadurch geschützt, daß für den Abschluß von Verträgen zwischen Weißen und Eingeborenen die amtliche Genehmigung erforderlich und ohne diese der Vertrag ungültig war. Auf dem Gebiete des Landbesitzes insbesondere sorgte eine genaue Prüfung durch amtliche Landkommissionen dafür, daß bei Übertragung von Grundstücken an Weiße genügendes Land nicht nur für die jetzt in der Gegend wohnenden Neger, sondern auch für ihre Nachkommen im Eigentum der Eingeborenen verblieb.

Die unparteiische Rechtsprechung der deutschen Beamten schützte den Eingeborenen gegen Unbill und Übervorteilung durch jedermann, Weiße ebensowohl wie Farbige. Eine vorbildliche soziale Arbeitergesetzgebung hatte dem eingeborenen Arbeiter Schutz für Leben und Gesundheit, wie gegen Ausbeutung durch den Unternehmer gesichert.

So gewährte Deutsch-Ostafrika im Juli 1914, in welchem das Ungewitter des Krieges heraufzog, das Bild einer wohlgeordneten, in schnellem wirtschaftlichem und kulturellem Emporblühen begriffenen Kolonie. Es kann keine Rede davon sein, wie man zwar nicht in den für uns sehr günstigen Äußerungen englischer und amerikanischer Kolonialkenner vor dem Kriege (s. Kap. 28), wohl aber in Veröffentlichungen besonders aus englischer Quelle während des Krieges lesen konnte, daß Deutschland nicht zum Kolonisieren fähig sei. Im Gegenteil ist das Ergebnis einer nicht einmal 30jährigen deutschen Kolonisationstätigkeit in einem wilden und unerschlossenen Lande von der Ausdehnung Deutsch-Ostafrikas ein derartig günstiges, daß man vergeblich nach einem Beispiel in der Kolonialgeschichte fremder Völker, einschließlich der Engländer, sucht, bei dem in derselben kurzen Spanne Zeit in einem Lande mit ähnlichen Verhältnissen gleiches geleistet wäre.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Entwicklung Deutsch-Ostafrikas mag dies noch klarer stellen und gleichzeitig dazu beitragen, den Gang dieser Entwicklung und die deutsche in Ostafrika betriebene Kolonialpolitik zu beleuchten.

Die von Dr. Karl Peters im Jahre 1884 mit einer Anzahl von ostafrikanischen Häuptlingen geschlossenen Verträge und der kaiserl. Schutzbrief vom 27. Februar 1885 erstreckten sich zunächst nur auf einige Gebiete im Inneren Deutsch-Ostafrikas, während die Küste dem Sultan von Sansibar vorbehalten blieb. Die von Dr. Peters gegründete Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft errichtete zunächst einige Stationen im Inneren, ohne jedoch zu einer größeren Wirksamkeit zu gelangen. Als sie 1888 durch Vertrag mit dem Sultan von Sansibar die Verwaltung des Küstengebietes übernahm, brach der Aufstand der Araber aus, welche sich in ihren Gerechtsamen, vor allem im Sklavenhandel, bedroht fühlten. Es gelang dem Major Hermann v. Wißmann mit den von ihm angeworbenen Sudanesen, diesen Aufstand niederzuwerfen. Nach Beruhigung des Landes und

nachdem 1890 die Grenzen Deutsch-Ostafrikas durch Vertrag mit England festgelegt waren, und der Küstenstreifen vom Sultan von Sansibar gegen eine Geldentschädigung abgetreten war, übernahm das Deutsche Reich gemäß Vertrag mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit Beginn des Jahres 1891 die Herrschaft und die Verwaltung über Deutsch-Ostafrika. Zum Gouverneur wurde ein Zivilbeamter, der bisherige Gouverneur von Kamerun, Freiherr v. Soden ernannt, welcher die Grundlagen der Verwaltung schuf, jedoch schon 1892 nach einigen unglücklichen militärischen Ereignissen zurücktrat (Vernichtung der Expedition v. Zelewski 1891 durch die Wahehe und unglücklicher Ausgang der Expedition des Leutnants v. Bülow gegen Moschi 1892). Da die Notwendigkeit der militärischen Niederwerfung der aufständischen Eingeborenen vorlag, so wurde ein Offizier, Oberst Freiherr v. Schele, zum Gouverneur ernannt.

Von hier bis 1906 datierte die Zeit der Militärgouverneure in Deutsch-Ostafrika (Freiherr v. Schele, v. Wißmann, v. Liebert, Graf Götzen). Der Gouverneur war ein Offizier und — ausgenommen die kurze Amtszeit des Majors v. Wißmann — gleichzeitig Kommandeur der Schutztruppe. Durch eine Reihe von Expeditionen der Schutztruppe, die bei der Schwierigkeit Sudanesen zu erhalten, mehr und mehr aus Angehörigen der einheimischen Stämme zusammengesetzt war, wurden die Wahehe und andere unbotmäßige Stämme niedergeworfen. Feste Militärstationen wurden im Lande errichtet. Unter Mitwirkung von Expeditionen aus Mitteln der Anti-Sklaverei-Lotterie wurde der Sklavenhandel völlig ausgerottet. Eine Reihe von tüchtigen Militärchefs richteten (zum Teil unter schweren Kämpfen mit widerstrebenden Eingeborenenstämmen) Autorität und Ordnung im Lande auf und begannen das Land durch Wege zu erschließen. Bis zum Viktoriasee und den sonstigen Binnengrenzen wurden allmählich die Militärstationen vorgeschoben. Eine mäßige Hüttensteuer wurde eingeführt. Mit der Sicherung des Verkehres breitete sich der Handel auch in solchen Gegenden aus, denen er bis dahin ferngeblieben war. Europäische Pflanzungen entstanden an der Küste und in den Usambarabergen, vereinzelt auch sonst im Inneren. Viehfarmer, hauptsächlich Buren, siedelten sich gegen Ende dieser Periode am Kilimandscharo und Meru an.

Mit beendeter Befriedung des Landes wurde schon in der Zeit der Militärgouverneure ein Teil der Militärbezirke, in denen ein

Offizier gleichzeitig Führer seiner Schutztruppen-Kompagnie und Chef der Verwaltung des Bezirkes war, in Zivilverwaltungsbezirke umgewandelt, in welchen ein Zivilbeamter mit dem nötigen Personal ausschließlich sich den Aufgaben der Verwaltung widmete. Es geschah dies in erster Linie in solchen Bezirken, in welchen mit Entstehung europäischer Privatunternehmungen die Verwaltungsgeschäfte komplizierter und deren Wahrnehmung durch einen mit heimischen Verwaltungsgrundsätzen und Gesetzen nicht vertrauten Offizier schwieriger wurde.

Gegen Ende dieser Periode bäumte sich ein beträchtlicher Teil der Eingeborenenstämme der Südhälfte Deutsch-Ostafrikas noch einmal gegen die deutsche Herrschaft auf. 1905 brach im Süden der Kolonie der sogenannte Majimaji-Aufstand aus, von Zauberern entfacht, welche mit Hilfe ihres Zauberwassers (Maji) ihre Anhänger stich- und kugelfest zu machen angaben und sie zu einem bis dahin in Ostafrika kaum beobachteten Fanatismus trieben. Es bedurfte langwieriger, bis in das Jahr 1906 hineinreichender Kämpfe der bis auf 4000 Mann verstärkten Schutztruppe unter Leitung des Kommandeurs Freiherrn v. Schleinitz, um den Aufstand niederzuwerfen und das Land wieder zu beruhigen.

In dem bezeichneten, bis 1906 reichenden Zeitraum machte sich bereits ein kräftiger Aufschwung bemerkbar. Der Handel, welcher ursprünglich ganz von Sansibar abhängig war, begann sich selbständig zu entwickeln. Neben das früher — abgesehen von dem beseitigten Sklavenhandel — hauptsächlichste Handelsobjekt Elfenbein traten allmählich eine Reihe anderer Handelsartikel, wie Kautschuk, Kopra, Wachs und anderes. Dieser Handel beschränkte sich für das Innere hauptsächlich auf solche Artikel, welche bei verhältnismäßig geringem Gewicht hochwertig waren. Die eintretende Sicherheit im Lande gestattete zwar auch einen Handelsverkehr in solchen Gegenden, welche früher zur Zeit der beständigen Kriege der Eingeborenenstämme untereinander unerreichbar waren, jedoch schloß der primitive Transport auf den Köpfen und Rücken von Trägern solche Gegenstände vom Handel zur Küste aus, welche leicht verderblich waren oder deren Wert im Verhältnis zum Gewicht nicht groß war. Die Kosten des Transportes durch Träger über Land waren zu hoch, als daß ein Heranschaffen der meisten von den Eingeborenen in ihrer eigenen Landwirtschaft erzeugten Produkte auf weite Ent-

fernungen gelohnt hätte. Der am Ende dieser Periode erfolgte Bau einer kurzen Bahnstrecke von Tanga landeinwärts und der Beginn einer Stichbahn von Daressalam ins Innere änderte nicht viel daran, da die erschlossenen Landgebiete zu klein waren, um wesentlich ins Gewicht zu fallen.

Eine große Wirkung hatte dagegen die im Jahre 1902 erfolgte Eröffnung der englischen Ugandabahn in dem benachbarten Britisch-Ostafrika. Diese Bahn, welche von Mombasa an der Küste nach Kisumu am Viktoriasee führt, erschloß im Verein mit den alsbald auf den Viktoriasee gebrachten englischen Dampfern die deutschen Gestade des Viktoriasees ebenso wie die englischen. Alsbald setzte ein schnell steigender Handel mit den gut bevölkerten deutschen Bezirken am Viktoriasee ein, wobei die Hauptprodukte Häute und Felle sowie Erdnüsse bildeten.

Große Plantagenunternehmungen entstanden besonders in den bewaldeten Usambarabergen. Es bildeten sich kapitalkräftige Gesellschaften, die unter Heranziehung sachverständiger Pflanzer besonders den Anbau von Kaffee betrieben. Leider hielt der Boden nicht, was er zu versprechen schien. Die Kaffeeplantagen warfen keinen solchen Ertrag ab, daß eine weitere Ausdehnung in Frage gekommen wäre. Die gut rentierenden Kokosplantagen an der Küste waren meist im Besitz von Farbigen. Erst allmählich wurden von Europäern solche Plantagen erworben oder neu angelegt. Die Kultur derjenigen Nutzpflanzen, welche später alle übrigen überflügelten, Sisal und Kautschuk, stand in dieser Periode noch in den ersten Anfängen.

Dagegen wurde die Farmbesiedelung des zunächst erreichbaren Hochlandes im Norden der Kolonie vom Grafen Götzen während dessen Amtszeit wirksam gefördert. Die Berge von West-Usambara boten zwar nur für eine beschränkte Zahl deutscher Ansiedler Raum, doch konnten am Kilimandscharo und Meru eine ganze Reihe von Farmern angesiedelt werden, hauptsächlich Buren, welche als die ersten Pioniere der Besiedelung dort hinzogen. Allerdings wurde der prächtige Wildbestand jener Gegend vernichtet, auch stellte sich heraus, daß ein Teil der aus Südafrika herangezogenen Buren mehr auf Herumziehen und Wildabschuß erpicht war, als auf dauernde Ansiedelung. Aber diese unstäten Elemente zogen wieder ab. Es blieben schließlich eine Anzahl von Buren, besonders im Aruscha-

bezirk am Meruberg zurück, welche achtbare Erfolge in der Viehzucht aufzuweisen hatten und auch etwas Ackerbau trieben, wo die Wasserverhältnisse es gestatteten. Auch eine kleine Anzahl deutscher Farmer ließen sich nieder; diese leisteten meist Gutes in Viehzucht und Landwirtschaft.

Die gesamte wirtschaftliche Entwicklung war zwar noch nicht sehr bedeutend, ließ sich aber doch günstig an. 1905 war der Handel, der 1900 erst 16 Millionen Mark betragen hatte, bereits in Einfuhr auf 17,6 Millionen Mark, in Ausfuhr auf 9,9 Millionen Mark, zusammen auf 27,5 Millionen Mark gestiegen.

Mit der erfolgten Befriedung des Landes und der sich anschließenden Ausbreitung von Handel und Verkehr sowie der Ansiedelung von Europäern traten die militärischen Aufgaben zurück und die eigentlichen Verwaltungsaufgaben immer mehr in den Vordergrund. Man sah sich deshalb gezwungen, auf Zivilgouverneure zurückzugreifen. Im Jahre 1906 wurde der früher als Bezirksrichter in Deutsch-Ostafrika, dann in der Konsulatslaufbahn tätig gewesene Freiherr v. Rechenberg zum Gouverneur ernannt. Als dessen Nachfolger traf ich im Juli 1912 in Daressalam ein. Mit der Ernennung des Freiherrn v. Rechenberg begann die Zeit der Zivilverwaltung ausschließlich mit den Zielen der kulturellen und wirtschaftlichen Erschließung des Landes und der Hebung der Eingeborenen.

Für die vorhergehenden Militärgouverneure waren selbstverständlich gleichfalls diese Ziele mit leitend gewesen. Doch war ihre Kraft noch vielfach mit der Befriedung des Landes in Anspruch genommen gewesen, auch lagen solche kolonialpolitische und kolonialwirtschaftliche Aufgaben an sich außerhalb des Rahmens der Vorbildung und der vorherigen Tätigkeit der Mehrzahl dieser Offiziere. Von einer Militarisierung Deutsch-Ostafrikas ist aber auch unter den Militärgouverneuren nie die Rede gewesen. Dies beweisen schon die kleinen Zahlen der Schutztruppe, welche zu Zeiten überhaupt nicht groß genug war, um der unbotmäßigen Eingeborenen der Kolonie Herr zu werden. Noch 1905/06 mußte die Schutztruppe verstärkt werden, damit der Majimaji-Aufstand niedergeworfen werden konnte. Die Zwecke und Ziele der Schutztruppe sind auch unter der Herrschaft der Militärgouverneure nie andere gewesen, als die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande und die Beseitigung des Sklavenraubes und Sklavenhandels, welche auch in den gesetz-

lichen Bestimmungen über die Einrichtung der Schutztruppe ausdrücklich als deren alleinige Aufgaben aufgeführt sind (s. Kap. 3). Irgendwelche Eroberungs- oder sonstige militärischen Absichten auf benachbarte Kolonien sind nie gehegt worden.

Einen zweiten Punkt möchte ich in bezug auf diese Periode der Entwicklung Deutsch-Ostafrikas noch hervorheben, mit Rücksicht auf die während des Krieges von Engländern nicht so sehr gegen Deutsch-Ostafrika im besonderen, als gegen die deutsche Behandlung der Eingeborenen im allgemeinen erhobenen Vorwürfe. Die deutschen Militärgouverneure waren ausnahmslos von humaner Gesinnung beseelt und nicht nur selbst weit davon entfernt, irgendwelche Greueltaten gegenüber den Eingeborenen zu begehen, sondern auch keineswegs gesonnen, solche seitens ihrer Untergebenen zu dulden. Einzelne brutale oder übernervöse Leute, welche Eingeborene mißhandelten, hat es natürlich auch in Deutsch-Ostafrika gegeben. Doch ist gegen solche immer eingeschritten worden, soweit derartiges zur amtlichen Kenntnis kam. Ich glaube, daß man ohne Überhebung sagen kann, daß die Geschichte Deutsch-Ostafrikas weniger von derartigen Vorgängen befleckt ist als die Geschichte irgendeiner fremden Kolonie mit ähnlicher Eingeborenenbevölkerung.

Von 1906 bis zum Kriegsausbruch, 8 Jahre lang, ist der Friede in Deutsch-Ostafrika nicht gestört worden. Es war eine Zeit ununterbrochener friedlicher und ruhiger Entwicklung. Die Zivilverwaltung trat in den Bezirken mehr und mehr an die Stelle der Militärverwaltung. Bei Kriegsausbruch standen nur noch zwei Bezirke unter Militärverwaltung und auch deren Umwandlung in Zivilverwaltungsbezirke war in baldige Aussicht genommen. In steigender Zahl waren Nebenstellen der Bezirksämter im Lande eingerichtet worden, bei denen in der Eingeborenenbehandlung erfahrene Beamte die Verwaltung und Rechtsprechung in den Unterbezirken wahrnahmen. So wurde die direkte Einwirkung der Verwaltung auf die Eingeborenenbevölkerung immer größer und die Gelegenheit für die Schwarzen vermehrt, die deutsche Rechtsprechung anzurufen. Die außerordentlich große Beanspruchung der letzteren, besonders die stetig wachsende Zahl der Zivilklagen der Eingeborenen untereinander vor den deutschen Gerichten legten Zeugnis von dem Vertrauen unserer Schwarzen zur deutschen Rechtsprechung ab. In den in volle Verwaltung genommenen Bezirken stand ein gut funktionie-

render Apparat von farbigen Beamten, Wali in den Städten, Akiden und Jumben auf dem Lande, zur Durchführung der Verwaltungsaufgaben zur Verfügung. In den Gebieten des Inneren, in denen noch eine ausgebildete Sultansgewalt vorhanden war, wurde diese unter deutscher Oberaufsicht erhalten. In dem Zwischenseen-Gebiet, den Sultanaten Ruanda, Urundi und in dem in eine Anzahl von Sultanaten zerfallenden Bezirk Bukoba leitete je ein Resident die Geschäfte, die sich auf die allgemeine Oberleitung und Überwachung der Eingeborenenmachthaber beschränkte.

Das Schutzgebiet machte in diesem Zeitraume gewaltige Fortschritte. Der Ausbau der Usambarabahn bis Moschi (fertiggestellt Anfang 1912) und der Zentralbahn über Tabora bis Kigoma am Tanganjika-See (fertiggestellt bis Tabora 1912, bis Kigoma 1914) eröffneten große Gebiete des Landes für Handel und Verkehr. Dementsprechend entwickelte der Handel sich schnell. Er stieg von Jahr zu Jahr sprungweise empor. 1906 betrug die Einfuhr 25 Millionen, die Ausfuhr 11 Millionen, der Gesamthandel 36 Millionen Mark. Nur 7 Jahre später, im Jahre 1913, war die Einfuhr auf mehr als das Doppelte (53 Millionen Mark) gestiegen. Die Ausfuhr hatte sich sogar mehr als verdreifacht (36 Millionen Mark). Der Gesamthandel betrug 89 Millionen Mark, etwa das zweieinhalbfache des Gesamthandels 7 Jahre vorher.

Jene Gebiete des Inneren, welche vor den Bahnbauten gänzlich unerschlossen im Dornröschenschlummer gelegen hatten, lieferten in steigendem Maße ihre Erzeugnisse in den Welthandel. Zuerst trat dieser Fall für die Nordwestgebiete unserer Kolonie ein. Nicht nur aus den Bezirken Muansa und Bukoba, welche unmittelbar an den Viktoria-See angrenzten, gelangten nach Eröffnung der Ugandabahn Häute und Felle, Erdnüsse und anderes in den Handel, sondern selbst aus den bis dahin unberührten Sultanaten Ruanda und Urundi wurden in langen Überlandtransporten durch Träger Häute und Felle zu den Westgestaden des Sees herangebracht und wanderten umgekehrt auf gleichem Wege europäische Handelswaren in das Innere. Aber auch im Inneren Deutsch-Ostafrikas machte sich noch vor vollständiger Fertigstellung der Zentralbahn deren Einfluß auf den Handel bis über den Tanganjikasee hinaus in das belgische Gebiet bemerkbar. Aus den von der Zentralbahn durchschnittenen Gebieten kamen in wachsender Menge Erzeugnisse der Viehzucht und

des Ackerbaues mit der Bahn nach Daressalam und von dort in den überseeischen Handel.

Wie die Eisenbahn vielfach der Eingeborenenwirtschaft erst die Möglichkeit eines Absatzes gab, so bot sie auch der europäischen Plantagenwirtschaft die Grundlage einer großartigen Entfaltung. Dies galt in erster Linie von der Usambarabahn, welche die guten Pflanzungsgebiete des Nordens an die Küste anschloß, dann aber auch von der Zentralbahn, in deren Bereich besonders im Bezirk Morogoro eine beträchtliche Anzahl von Plantagen angelegt wurde. Die Plantagen dehnten sich im Bereich beider Bahnen und außerhalb desselben in Küstennähe gewaltig aus, nachdem in dem Manihot-Kautschuk und der Sisalagave in dem ostafrikanischen Boden gut gedeihende und bald rentierende Nutzpflanzen festgestellt waren. 1913 waren bereits 106000 ha, davon 57000 ha ertragsfähig unter europäischer Plantagenkultur, davon 45000 ha mit Kautschuk bestanden, 25000 ha mit Sisalagaven, 13000 ha mit Baumwolle, 8000 ha mit Kokosbäumen, fast 5000 ha mit Kaffee und nahezu 3000 ha mit Kapok. Welchen großen Anteil an der Steigerung des Handels die Plantagenwirtschaft hatte, geht daraus hervor, daß 1913 die Ausfuhr von Sisalhanf allein mit 10½ Millionen Mark nahezu so groß war wie die gesamte Ausfuhr Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1906 und daß die Ausfuhr von Plantagen-Kautschuk mit 6,2 Millionen Mark erheblich mehr als die Hälfte der Gesamtausfuhr des Jahres 1906 betrug. Die Plantagenwirtschaft war zwar dadurch in manchen Teilen bedroht worden, daß in letzter Zeit vor dem Kriege infolge der steigenden Ausfuhr von Plantagen-Kautschuk aus Ostasien die Preise für diesen beträchtlich gefallen waren, doch waren dafür die Preise für Sisal um so günstiger gewesen.

Die Farmwirtschaft hatte nicht in gleichem Maße Fortschritte zu verzeichnen gehabt. Die nächst erreichbaren, mit genügendem Wasser versehenen Farmgebiete am Kilimandscharo und Meru waren besetzt. Die weiter nach Norden zu anschließenden Hochländer im Norden wurden erst durch die bei Kriegsbeginn noch nicht durchgeführte Verlängerung der Usambarabahn nach Aruscha in angemessene Nähe eines Verkehrsweges gebracht. Die Besiedelung der zunächst in Betracht kommenden Flächen war durch deren Aufteilung in Farmen vorbereitet. Ferner war eine großzügige Wassererschließung vorgesehen, welche bisher nicht besetzte wasserarme Teile der Hoch-

flächen der Farmsiedelung zugängig machen sollte. Auch in den südlicheren Hochländern des Schutzgebietes, welche zum Teil von Tsetsegebieten umgeben sind, hatte infolge der ungünstigen Absatz- und Verkehrsverhältnisse die Farmbesiedelung nur eine geringe Zunahme erfahren. Doch bot das Schutzgebiet aber in dieser Beziehung in seinen Hochländern noch sehr günstige Aussichten für eine größere Entwicklung.

Die wachsenden Berührungen zwischen Weißen und Schwarzen, vor allem die große Arbeiterscharen erfordernden europäischen Pflanzungsunternehmungen und die Bahnbauten machten besondere Maßnahmen zum Schutze der Eingeborenen nötig. Es waren 1914 ungefähr 150000 eingeborene Arbeiter auf diesen europäischen Unternehmungen tätig, davon etwa zwei Drittel auf europäischen Pflanzungen, die übrigen hauptsächlich bei Bahnbauten. Die allgemeinen Bestimmungen, wonach die Eingeborenen in ihrem Landbesitz geschützt wurden und Verträge zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen ohne amtliche Genehmigung ungültig waren, sind schon oben erwähnt worden. Diese Bestimmungen wurden so wirksam gehandhabt, daß es nicht vorkommen konnte, daß Eingeborenen durch Wegnahme ihres Landes die Existenzmöglichkeit für sich oder ihre Familien beschnitten oder daß sie durch rechtlich erzwingbare Verträge in weitreichende Schulden verstrickt wurden. Besonders eingehend war aber in den letzten Jahren vor dem Kriege die Arbeitergesetzgebung im Sinne sozialer Fürsorge für die Eingeborenen geordnet worden. Sowohl die Anwerbung wie die Verwendung von Arbeitern in europäischen Betrieben war eingehend geregelt worden, wobei Schutz der Eingeborenen vor Zwang und Ausbeutung wie vor Gesundheitsschädigung die Richtlinien waren. Anfangs war die freie Anwerbung durch Privatunternehmer unter amtlicher Aufsicht für eine neun Monate nicht übersteigende Zeitdauer zugelassen worden. Als aber trotz der amtlichen Überwachung dieses System infolge wachsender Konkurrenz zu Mißständen führte und die „wilden Anwerber" mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, Arbeiter zu erlangen suchten, wurde es kurz vor dem Kriege beseitigt und durch ein System konzessionierter Anwerber ersetzt, bei denen grundsätzlich ein vertrauenswürdiger Anwerber für jeden Anwerbebezirk eingesetzt und daneben nur in beschränktem Umfange eine Anwerbung durch die Pflanzungsbesitzer selbst oder längere Zeit in deren Dienst befindliche vertrauens-

würdige Angestellte zugelassen wurde. Dieses System ermöglichte eine bessere Beaufsichtigung der Anwerbung, als bei den wilden Anwerbern möglich gewesen war. Eine menschenwürdige Behandlung, insbesondere ausreichende Unterkunft und Ernährung der Arbeiter auf den Plantagen war durch Bestimmungen gesichert, deren Befolgung durch besonders dafür eingesetzte Distriktskommissare überwacht wurde. In der letzten Arbeitergesetzgebung wurden besonders die Vorschriften über den sanitären Schutz der Eingeborenen noch verschärft. Für Betriebe mit größerer Arbeiterzahl war die Anstellung von Sanitätsgehilfen und die Schaffung eigener Lazaretteinrichtungen für die Eingeborenen vorgeschrieben.

Die Tätigkeit der Regierung und Mission auf dem Gebiete des Schulunterrichts, ferner die sanitären und sonstigen, auf die Hebung der Eingeborenen bezüglichen Maßnahmen sind oben in der Schilderung Deutsch-Ostafrikas vor dem Kriege bereits erwähnt worden, so daß von nochmaligem Eingehen darauf abgesehen werden kann.

Finanziell stand Deutsch-Ostafrika sehr günstig. Es hatte schon seit Jahren seine sämtlichen Ausgaben mit Ausnahme der rein militärischen für die Schutztruppe (jährlich rd. 3½ Millionen Mark) gedeckt. Das Schutzgebiet zahlte aus eigenen Mitteln insbesondere auch die Beträge für Verzinsung und Tilgung der Anleihen für die Eisenbahnbauten in der Kolonie. Die Finanzlage gestattete es, auch die weiteren großen Belastungen für Verzinsung und Tilgung der Anleihen zu übernehmen, welche durch die begonnenen ferneren Eisenbahnen notwendig wurden. Es war außerdem möglich, sehr bedeutende Aufwendungen für sanitäre Maßnahmen zugunsten der Eingeborenen zu machen, denen irgendwelche Einnahmen nicht gegenüberstanden. Die Finanzen waren im Fall friedlicher Weiterentwicklung sicher fundiert, da die Einkünfte beständig zunahmen, vor allem die Zölle infolge Anwachsens des Handels und die Eingeborenensteuern infolge der Erschließung immer weiterer Gebiete und der Hebung der Wirtschaft der Eingeborenen.

Aus dem in vorstehendem Angeführten geht hervor, daß in Deutsch-Ostafrika in den weniger als 30 Jahren, die es in deutschem Besitz war, sowohl in wirtschaftlicher wie kultureller Beziehung Ausgezeichnetes geleistet war. Es ist keine Überhebung, wenn man die Fragen aufwirft: Welche Kolonie in dem Besitz eines anderen Volkes hat bei ähnlichen Verhältnissen des Landes und der Eingeborenen im gleichen

Zeitraum eine bessere oder auch nur die gleiche Entwicklung genommen, wie Deutsch-Ostafrika? Wo ist insbesondere für die Eingeborenen in ebenso weitgehender Weise gesorgt, wie bei uns?

Die Früchte unserer humanen und fürsorglichen Eingeborenenpolitik sollten wir im Krieg ernten in der Treue und Anhänglichkeit unserer Eingeborenen, welche in einer in der Geschichte aller Kolonialvölker beispiellosen Weise zu uns gehalten haben.

Kapitel 2.

Der Eingang der Kriegsnachricht.

Der hohe Stand der wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Ostafrikas sollte gerade im Monat des Kriegsausbruchs in einer großen Landesausstellung in Daressalam der Welt vor Augen geführt werden. Die Eröffnung war für den 15. August 1914 in Aussicht genommen, seit vielen Monaten schon waren große Vorbereitungen dafür getroffen.

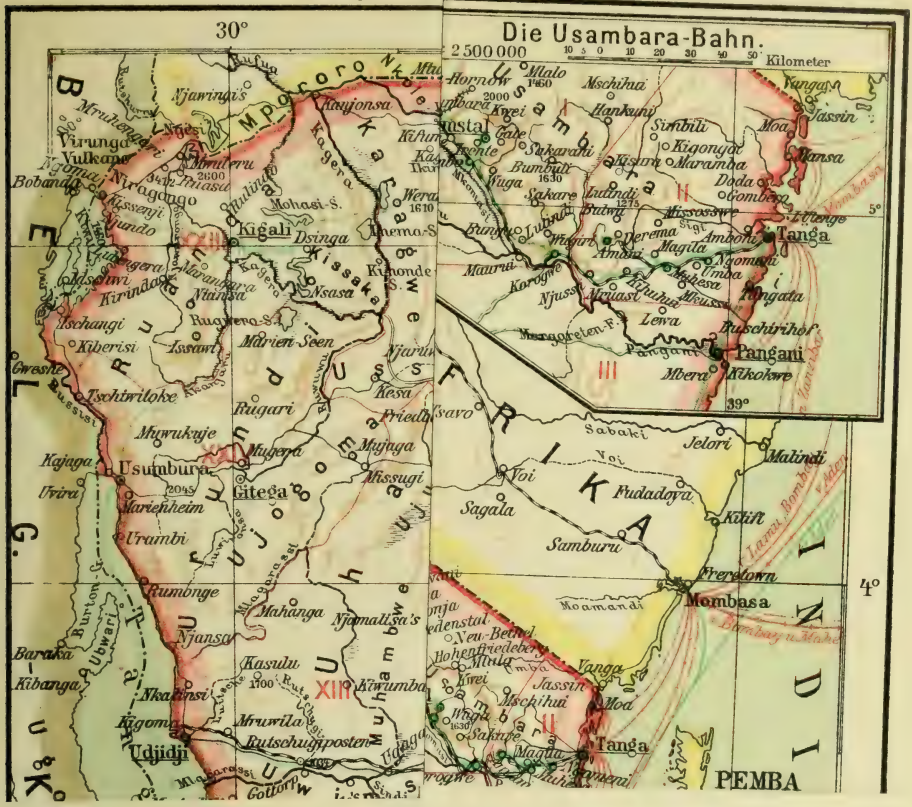
Die Ausstellung sollte ein Bild der bisherigen Leistungen und auch der Leistungsfähigkeit des Schutzgebietes geben. Es waren Vorbereitungen getroffen, um alle Produkte des Landes der europäischen wie der Eingeborenen-Wirtschaft in geeigneter Weise den Ausstellungsbesuchern vor Augen zu führen. Ferner sollten aus der Heimat Einfuhrartikel ausgestellt werden. Daneben war eine Vorführung der im Schutzgebiet wohnenden, hauptsächlichen Eingeborenenstämme und ihrer Wohnweise und Wirtschaftsweise beabsichtigt. Bereits waren runde und viereckige Hütten, Tembe und Kraale der verschiedenen Ackerbau- und Nomadenstämme von Eingeborenen der betreffenden Stämme selbst errichtet. Schon waren Eingeborene mit ihren Familien, ihrem Vieh, ihren Geräten und Werkzeugen aus den entferntesten Gegenden der Kolonie in Daressalam eingetroffen oder auf dem Wege dorthin, als die Donnerschläge der Mobilmachung und des Kriegsanfangs den jähen Abschluß aller dieser friedlichen Beschäftigungen herbeiführten.

Es war mit einem regen Besuch nicht nur aus dem Schutzgebiet selbst, sondern auch aus den Nachbarkolonien zu rechnen. Sowohl die Belgier aus der Kongokolonie, als auch die Engländer aus

Sansibar hatten je einen Pavillon auf der Ausstellung errichtet, in dem sie Produkte ihrer Kolonialgebiete vorführen wollten.

Auch aus der Heimat wurde eine Anzahl Besucher erwartet, darunter führende koloniale Persönlichkeiten, Mitglieder des Reichskolonialamts und Parlamentarier. Verschiedene von diesen waren bereits auf einem Ostafrikadampfer unterwegs, als der Krieg ausbrach; sie konnten jedoch noch ihre Rückkehr in die Heimat bewerkstelligen. Einzelne waren schon früher in das Schutzgebiet herübergekommen und wurden nun dort von jeder Möglichkeit der Heimkehr während des Krieges abgeschnitten. Darunter befand sich u. a. der bekannte Kolonialpolitiker Dr. Arning, welcher früher dem Reichstag als Nationalliberaler angehört hatte und ein energischer Vorkämpfer des kolonialen Gedankens gewesen war. Dr. Arning hatte vor längeren Jahren der Schutztruppe in Ostafrika als Stabsarzt angehört. Er stellte nach Kriegsausbruch der Truppe seine gern angenommenen Dienste als Arzt zur Verfügung. Ferner war der preußische Landtagsabgeordnete Gruson eingetroffen. Auf einer Pflanzung im Norden weilte der um die Einführung der Sisalkultur in Deutsch-Ostafrika verdiente Direktor Dr. Hindorf, welcher gleichfalls kurz vor Kriegsausbruch herausgekommen war. Zum Besuch seines als Pflanzer im Schutzgebiet tätigen Sohnes war der sächsische Generalmajor z. D. Wahle in der Kolonie anwesend, der sich zur Verwendung als Offizier der Schutztruppe unter freiwilliger Unterordnung unter den ihm im Range erheblich nachstehenden Kommandeur zur Verfügung stellte und im Kriege erst als Leiter des Etappenwesens, dann als Führer größerer Abteilungen eine wichtige Rolle spielen sollte.

Der Ausbruch des Krieges war für uns noch unerwarteter, als dies für die meisten Leute in den europäischen Ländern der Fall gewesen sein wird. Dies lag an dem verspäteten Eingang ausführlicher Nachrichten infolge der weiten Entfernung des Schutzgebietes und des geringen Telegraphenverkehrs. Ein Brief von Europa brauchte bei Beförderung mit dem modernen Postdampfer etwa drei Wochen bis zur Ankunft an der ostafrikanischen Küste. Die einzige telegraphische Verbindung, welche das Schutzgebiet mit der Außenwelt hatte, war die über das englische Kabel, welches über Sansibar führte. Von dieser unmittelbar vor unserer Küste gelegenen, in englischem Besitz befindlichen Insel war ein Anschlußkabel zu unserem nächsten Küsten-


Die Usambara-Bahn.
2 500 000
Kilometer
30°
4°
5°
39°
Kigali
Dsinga
Kissaka
Nsasa
Usumbura
Gitega
Tschangi
Kiberisi
Issavi
Kirindo
Oldeani
Mbulu
Mbulu-Gebirge
Mbulu-Steppe
Mohasi-S.
Wera
Rukwero-S.
Mirien-See
Rugari
Mugera
Mujinga
Missugi
Kesa
Friedrichsruh
Tschiriloke
Mpororo
Ankole
Karagwe
Kagera
Kagera-Steppe
Kagera-Wald
Kagera-Sumpf
Ruanda
Urundi
Ruanda-Urundi
Ruanda-Steppe
Ruanda-Wald
Ruanda-Sumpf
Ruanda-Gebirge
Urundi-Steppe
Urundi-Wald
Urundi-Sumpf
Urundi-Gebirge
Uhha
Uhha-Steppe
Uhha-Wald
Uhha-Sumpf
Uhha-Gebirge
Uhha-Plateau
Uhha-Hochland
Uhha-Tiefland
Uhha-Ebene
Uhha-Berg
Uhha-Fluss
Uhha-See
Uhha-Quelle
Uhha-Grenze
Uhha-Bahn
Uhha-Station
Uhha-Dorf
Uhha-Stadt
Uhha-Hafen
Uhha-Insel
Uhha-Küste
Uhha-Meer
Uhha-Ozean
Uhha-Kontinent
Uhha-Welt
Uhha-Universum
Uhha-Ende
Uhha-Anfang
Uhha-Mitte
Uhha-Rand
Uhha-Innen
Uhha-Außen
Uhha-Oben
Uhha-Unten
Uhha-Links
Uhha-Rechts
Uhha-Vorn
Uhha-Hinten
Uhha-Nord
Uhha-Süd
Uhha-Ost
Uhha-West
Uhha-Nordost
Uhha-Nordwest
Uhha-Südost
Uhha-Südwest
Uhha-Zentrum
Uhha-Peripherie
Uhha-Grenzland
Uhha-Binnenland
Uhha-Küstenland
Uhha-Inselland
Uhha-Halbinsel
Uhha-Landenge
Uhha-Meerenge
Uhha-Golf
Uhha-Bucht
Uhha-Hafenstadt
Uhha-Binnenstadt
Uhha-Küstenstadt
Uhha-Inselstadt
Uhha-Halbinselstadt
Uhha-Landengenstadt
Uhha-Meerengenstadt
Uhha-Golfstadt
Uhha-Buchtstadt

ort Bagamojo herübergelegt. Im Frieden erhielten wir auf diesem Kabel direkt die für Daressalam oder andere an das Telegraphennetz angeschlossene Plätze bestimmten amtlichen und privaten Telegramme. Für allgemeine Nachrichten sorgten die allerdings knapp gehaltenen Telegramme des Wolffschen Nachrichtenbureaus, während die ausführlichen von London nach Sansibar gekabelten englischen Reuter-Nachrichten nach Daressalam in der Regel schriftlich mit Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie oder sonst jeweils vorhandener Schiffsverbindung gelangten.

In Daressalam befand sich eine Funkenstation, welche jedoch lediglich für den Verkehr mit nahegelegenen afrikanischen Funkenstationen oder mit genügend nahe befindlichen Schiffen auf See ausreichte. Die Errichtung einer großen Funkenstation im Inneren von Deutsch-Ostafrika war vorgesehen, welche uns über Kamina in dem deutschen Schutzgebiet Togo die Verbindung mit Nauen sichern sollte. Doch war der Bau zugunsten der Errichtung der Funkenstation in Windhuk (Deutsch-Südwestafrika) noch verschoben worden. Wir besaßen außer der Daressalamer Funkenstation lediglich zwei kleine Funkenstationen in Muansa und Bukoba am Viktoriasee für den örtlichen Verkehr dieser beiden nicht durch Telegraphen miteinander verbundenen Plätze.

Kurz vor dem Kriege waren Versuche einer Verständigung zwischen der Daressalamer Funkenstation und der neu errichteten Funkenstation in Kamina (Togo) angestellt worden, welche das erfreuliche Ergebnis gehabt hatten, daß Kamina unter günstigen Verhältnissen in Daressalam gehört werden konnte, während allerdings die Kraft der Daressalamer Station nicht ausreichte, um sich ihrerseits bis Westafrika hörbar zu machen. Die über Erwarten große Aufnahmefähigkeit der Funkenstation in Daressalam, die später durch modernen Verstärker noch erhöht wurde, sollte im Laufe des Krieges sehr wertvoll für uns werden.

Der Krieg warf seinen Schatten voraus in den Nachrichten über die Vorgänge in Serajewo und den österreichisch-serbischen Konflikt. Deutsche Meldungen des Wolffschen Telegraphenbureaus trafen noch bis Ende Juli durch Kabel in Daressalam ein. Dann wurden sie von den Engländern nicht mehr durchgelassen. Wir erhielten auf diese Weise Nachrichten über den Beginn des österreichisch-serbischen Krieges und die Gefahr der Ausdehnung auf Deutschland und andere Länder. Ver-

dächtig hinsichtlich der Haltung Englands erschien, daß zu dieser Zeit das englische Kapgeschwader, aus den drei Kreuzern „Hyacinth", „Astraea" und „Pegasus" bestehend, von Südafrika nach Sansibar heraufgefahren kam und bereits Ende Juli sich vor unserer Küste zeigte.

In dem Hafen von Daressalam lagen als einzige deutsche Kriegsschiffe der kleine Kreuzer „Königsberg", der im Juni 1914 an der ostafrikanischen Küste eingetroffen war, und das Vermessungsschiff „Möwe". Ich hatte mit dem Kommandanten des Kreuzers, Fregattenkapitän Looff, für Ende Juli einen Besuch der Südküste unserer Kolonie mit der „Königsberg" verabredet. Anstatt zu dieser Friedensbesuchsfahrt sollte nun das kleine Kriegsschiff zur ernstesten, bei der Übermacht und Zahl der feindlichen Kriegsschiffe fast hoffnungslosen Kreuzerfahrt den Hafen verlassen. Am 31. Juli nachmittags fuhr die „Königsberg", nachdem sie gefechtsklar gemacht hatte, in den Indischen Ozean hinaus. Unmittelbar an unserer Küste begegnete sie den drei englischen Kriegsschiffen des Kapgeschwaders, welche sie zu beobachten und ihr zu folgen suchten. Der „Königsberg" gelang es jedoch durch geschickte Manöver und unter Ausnutzung ihrer größeren Geschwindigkeit die englischen Kreuzer über ihre Richtung zu täuschen und dann unbeobachtet ihren Kurs nach Norden zum Golf von Aden zu nehmen, wo sie nach ihren Befehlen im Kriegsfall den Kreuzerkrieg führen sollte.

Am 1. und 2. August trafen in Daressalam amtliche Depeschen ein, durch welche die Mitteilung von der vorhandenen Kriegsgefahr und von der erfolgten Mobilmachung übermittelt wurde, jedoch ohne Angabe der Gegner; am 2. August auch ein chiffriertes Telegramm des Reichskolonialamtes, in dem gesagt war, die Kolonien befänden sich außer Kriegsgefahr, das Gouvernement solle die Ansiedler beruhigen. Weitere Mitteilung war in diesem Telegramm in Aussicht gestellt. Tatsächlich traf aber eine solche nicht ein, da die englische Regierung bereits mit Ablauf des 2. August, also zwei Tage vor Kriegsbeginn, die Übermittlung chiffrierter Depeschen verhinderte. Dies ergab sich auch aus einem Telegrammwechsel mit dem deutschen Vertreter in Sansibar, Konsul Kuentzer. Letzterer konnte am 3. August nur noch Telegramme mit Auszügen aus Reuter-Nachrichten in englischer Sprache an mich übermitteln. Mit Ablauf des 3. August, also einen vollen Tag vor Kriegsbeginn, verhinderte die englische Regierung überhaupt jeden amtlichen Telegrammwechsel zwischen

dem Schutzgebiet und der Außenwelt. Es wurden nur noch einzelne harmlose, offenbar von der englischen Zensur geprüfte Privattelegramme in offener Sprache durchgegeben.

Durch eine Dhau kamen in der Nacht vom 3. zum 4. August ausführlichere Reuter-Nachrichten von Sansibar nach Bagamojo, die erkennen ließen, daß die Kriegsgefahr auch England gegenüber drohender wurde und daß die Engländer allenthalben in der Welt zum Kampfe rüsteten. Auch in Sansibar wurde alles in Kriegszustand versetzt. Gleichzeitig kam von einem Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie die Nachricht, daß von einem anderen deutschen Schiff ein Funkspruch aufgefangen sei, daß Kriegsgefahr mit England, Frankreich und Rußland bestände und die deutschen Dampfer angewiesen würden, neutrale Häfen anzulaufen.

Die Spannung war nach diesen Nachrichten besonders in den Küstenstädten auf das Höchste gestiegen. Es mußte im Fall des Krieges mit England mit dem Erscheinen englischer Kriegsschiffe vor Daressalam oder anderen Küstenstädten gerechnet werden, ohne daß wir überhaupt vorher eine sichere Nachricht über den Kriegsausbruch erhielten. Das englische Kapgeschwader kreuzte vor der ostafrikanischen Küste. Zudem lag die englische Insel Sansibar unmittelbar vor der Küste und war nur wenige Dampferstunden von Daressalam entfernt. Da keine unserer Küstenstädte irgendwelche Befestigungen besaß und selbst kein Minenschutz irgendwelcher Art vorhanden war, so konnten englische Kriegsschiffe bis nahe an die Küste heran- und ungehindert in die deutschen Häfen hineinfahren.

Der 4. August verging indessen, ohne daß entscheidende Nachrichten eintrafen. Am 5. August früh 6 Uhr fing unsere Daressalamer Funkenstation von Kamina in Togo die Nachricht auf, daß zwischen Deutschland und England Kriegszustand bestehe. Der Postdirektor Rothe telephonierte mir unmittelbar nach Aufnahme die Nachricht. Ich ließ sie dann sofort an alle mit Telegraph versehenen Verwaltungsstellen weitergeben und von diesen mit Eilboten an die nicht angeschlossenen Stellen im Inneren weitersenden.

Der Eingang der Kriegsnachricht verursachte wohl den meisten Deutschen keine Überraschung, da man schon nach den vorher eingelaufenen Nachrichten mit einer Teilnahme Englands am Kriege rechnen mußte. Die Stimmung der deutschen Bevölkerung war im allgemeinen ruhig und gefaßt. Nur in den völlig ungeschützt am

Strande liegenden Küstenstädten, vor denen jeden Augenblick englische Kriegsschiffe erscheinen konnten, entstand hier und da Aufregung.

Es bestand vielfach die Ansicht, daß es in unserer modernen Zeit nicht mehr zu einem Kolonialkrieg unter Eingeborenen zwischen hochstehenden Kulturvölkern kommen würde. Solche Kriege, wie sie vor hundert und mehr Jahren zwischen England und Frankreich in verschiedenen Weltteilen getobt und besonders in Amerika durch Hereinziehung der Indianer zu furchtbaren Greueltaten geführt hatten, schienen einer weniger erleuchteten Vergangenheit anzugehören. Auch glaubte man, daß die Kongoakte die Gewähr böte, daß jedenfalls England keinen Kolonialkrieg im Gebiet des Kongobeckens entfesseln würde, wozu sowohl Deutsch-Ostafrika wie sämtliche angrenzenden englischen Kolonien gehörten (s. Kap. 3). Es schien ausgeschlossen, daß England, dessen leitende Staatsmänner so oft und laut die Forderungen der Humanität gegenüber den afrikanischen Völkern betont hatten, das sich als Hüter des internationalen Rechts und als Schützer der schwachen und unzivilisierten Völker gerierte, sich einfach unter Bruch des von ihm geschlossenen Vertrages über die Kongoakte hinwegsetzen würde. Es erschien unfaßbar, daß gerade England, wo schon den Kindern in der Schule beigebracht wird, „to play the game fair" und dessen Vertreter beständig Worte wie justice, humanity, fairness im Munde führen, einen grausamen Buschkrieg in Deutsch-Ostafrika beginnen würde, der jeder Gerechtigkeit und Humanität ins Gesicht schlug und für die unglücklichen Eingeborenenvölker Ostafrikas eine schlimmere Geißel werden mußte als alle sonstigen Plagen, welche internationale Abmachungen über Seuchenbekämpfung, über Verhinderung der Waffen- und Alkoholeinfuhr u. a. von ihnen abzuwenden gesucht hatten. Auf England kam es aber für das Schicksal unseres Schutzgebietes allein an. Keine der anderen kriegführenden Mächte wäre, wenigstens nicht ohne Hilfe Englands, in der Lage gewesen, den Krieg in unsere Kolonie hineinzutragen.

Diese Annahme betreffs der Haltung Englands sollte sich nur zu bald als unbegründete Illusion erweisen. Es wurde durch englische Angriffe von See aus und auf dem Lande klar, daß wir den afrikanischen Buschkrieg gegen die Engländer zu führen hatten.

Ein allgemeiner Enthusiasmus, wie er nach uns später zugehenden

deutschen Zeitungen bei Kriegsausbruch in der Heimat herrschte, trat in Deutsch-Ostafrika nicht zutage. Unsere Lage war an sich nicht dazu angetan. Wir waren ein verschwindend kleines Häuflein von weniger als 6000 Deutschen, völlig von der Heimat abgeschnitten unter einer Eingeborenenbevölkerung von etwa 8 Millionen Köpfen, von der ein großer Teil noch vor 8 Jahren im blutigen Aufstand gegen die deutsche Herrschaft gestanden hatte. Uns gegenüber stand ein übermächtiger Feind, dessen Hilfsmittel in jeder Beziehung unbegrenzt waren. Dann aber kann vielleicht ein solcher allgemeiner Enthusiasmus bei Kriegsausbruch nur entstehen, wenn der Resonanzboden großer Volksmengen und der öffentlichen Meinung, besonders der Presse, eines großen Landes vorhanden ist. Auch das fehlte bei unserer zerstreut in dem weiten Lande wohnenden deutschen Bevölkerung. Ich habe später wiederholt von deutschen Herren, die auf verschiedenen Plätzen in Deutsch-Ostafrika wohnten, ihr Bedauern darüber aussprechen hören, daß sie sich bei Kriegsbeginn nicht in der Heimat befanden, um an der Kriegsbegeisterung und dem patriotischen Aufschwung des deutschen Volkes und an dem großen Krieg in Europa teilnehmen zu können. Das Vertrauen auf den siegreichen Ausgang des Krieges in der Heimat war jedoch allgemein und bewirkte, daß die Stimmung trotz der uns unmittelbar bedrohenden Gefahren gut blieb. Ich war mir der schweren Verantwortung bewußt, welche angesichts der ungeheuer schwierigen Lage der Kolonie auf mir lastete. Aber die einmütige Stimmung des ganz überwiegenden Teiles der deutschen Bevölkerung befestigte mich in meinem Entschluß, die meiner Leitung anvertraute Kolonie bis aufs äußerste zu verteidigen.

Da mit dem Beginn des Krieges mit England infolge Unterbindung des Kabels wie des Seeverkehrs unsere bisherige einzige Verbindung für telegraphische und schriftliche Nachrichten abgeschnitten war und wir sonst fast auf allen Seiten von englischen Kolonien eingeschlossen waren, so wollte ich den Versuch machen, durch die im Westen an Deutsch-Ostafrika angrenzende belgische Kongokolonie eine Verbindung mit der Heimat herzustellen. Von dem Ausbruch des Krieges mit Belgien war im Schutzgebiet nichts bekannt geworden. Ich beauftragte daher das Bezirksamt in Udjidji am Tanganjikasee, durch Verhandlung mit den nächsten belgischen Behörden den Versuch der Einrichtung einer regelmäßigen Nachrichtenübermittelung von und

nach dem Schutzgebiet durch die Kongokolonie zu machen. Der Bezirksamtmann Lange sandte darauf am 6. August 1914 den dem Bezirksamt zugeteilten Assessor Dr. Dieterich in einer Dhau (kleines Segelschiff) über den Tanganjikasee zu dem belgischen Albertharen. An diesem Platz, an dem er am folgenden Tage eintraf, erfuhr Dr. Dieterich nach einigem Hinhalten durch die dort anwesenden belgischen Offiziere, daß Belgien sich gleichfalls mit Deutschland im Kriege befinde. Es wurde ihm mitgeteilt, daß er am Ort bleiben müsse, bis weitere Anweisung vom belgischen Generalgouverneur eingegangen sei, was etwa 14 Tage dauern könnte. Seine Dhau wurde beschlagnahmt, er selbst ebenso wie die farbige Besatzung des Segelfahrzeugs unter Bewachung gestellt. Dr. Dieterich entkam aber noch in derselben Nacht, bemächtigte sich, da seine Dhau von belgischen Askaris bewacht wurde, mit Hilfe einiger seiner farbigen Begleiter eines Einbaums der Eingeborenen und wagte darauf die gefährliche Fahrt über den stürmischen Tanganjikasee. Er kam am 9. August glücklich wieder in Udjidji an und überbrachte die Nachricht von der Teilnahme Belgiens am Kriege.

Was die südlich an Deutsch-Ostafrika angrenzende portugiesische Kolonie Moçambique anbetrifft, so bestanden eine Zeit lang Zweifel, ob Portugal am Kriege teilnahm oder nicht. Der aus dem Süden nach Anlaufen portugiesischer Häfen bald nach Kriegsausbruch in den Lindihafen im südlichen Teile unseres Schutzgebietes einlaufende Dampfer „Präsident" der Deutschen Ostafrika-Linie brachte die private Meldung mit, daß Portugal sich ebenfalls im Kriege gegen Deutschland befinde. Ferner trafen Nachrichten aus dem Süden unserer Kolonie ein, wonach die Haltung der Portugiesen Zweifel erweckte, insbesondere Mitteilungen über das Festhalten deutscher Reservisten, welche aus portugiesischem Gebiet sich nach Deutsch-Ostafrika begeben wollten, seitens der portugiesischen Behörden in den der deutschen Grenze nächstgelegenen portugiesischen Plätzen. Da wir über die Grenze hinaus keine telegraphische Verbindung hatten, so ließ ich durch das Bezirksamt Lindi einen Beamten über Land bis Palma, den ersten portugiesischen Platz mit telegraphischer Verbindung nach dem Süden, entsenden und durch diesen eine Erklärung über die Haltung Portugals im Kriege einholen. Gleichzeitig ließ ich die Forderung stellen, im Falle der portugiesischen Neutralität die deutschfeindliche Maßnahme der Festhaltung deutscher Reservisten sofort

aufzuheben. Es traf darauf die telegraphische Mitteilung des portugiesischen Generalgouverneurs in Lourenço Marques ein, daß Portugal neutral sei. Den in Palma festgehaltenen Reservisten wurde die Weiterreise nach Deutsch-Ostafrika gestattet.

Ich ließ telegraphisch an sämtliche in Betracht kommenden militärischen und zivilen Stellen die Anweisung ergehen, auch unsererseits strikte Neutralität gegenüber den Portugiesen zu beobachten. Einige auf Grund der irrtümlichen Nachricht, Portugal nehme am Kriege gegen Deutschland teil, bereits eingeleitete Truppenbewegungen konnten noch rechtzeitig vor Erreichung der Grenze rückgängig gemacht werden. Nur weit im Inneren, im entferntesten Teil des Lindibezirks, eine Anzahl von Tagemärschen von der nächsten Telegraphenstation entfernt, war es zu einem Zusammenstoß gekommen, wovon die Nachricht erst später zu uns drang. Dort hatte, mit durch Eingeborenennachrichten über Kriegsvorbereitungen der auf den Bomas (kleinen Forts) an der deutsch-portugiesischen Grenze befindlichen portugiesischen Truppen und deren drohenden Einfall in Deutsch-Ostafrika veranlaßt eine kleine deutsche Abteilung, um dem Gegner zuvorzukommen, die portugiesische Grenzboma Mazíwa angegriffen und eingenommen. Ein portugiesischer Unteroffizier war dabei gefallen; es waren einige Gewehre und Munition von unserer Abteilung erbeutet worden. Ich ließ sofort bei Eingang der Nachricht dem Gouverneur von Moçambique mein Bedauern über den Vorfall übermitteln und das erbeutete Kriegsmaterial zurückgeben. Der Zwischenfall hatte zunächst keine weiteren Folgen. Er ist aber später, im Jahre 1916, wie ich aus portugiesischen Zeitungen entnommen habe, von der zur Zeit des Eintritts Portugals in den Krieg in Lissabon bestehenden Regierung mit angeführt worden, um die beständigen Feindseligkeiten Deutschlands gegen Portugal zu beweisen. Der Angriff auf die Boma Mazíwa habe nur ein Glied gebildet in dem weit angelegten deutschen Plan, von Deutsch-Ostafrika aus den portugiesischen Kolonialbesitz in Ostafrika zu erobern (!).

Kapitel 3.

Die Mobilmachung.

Der Grundsatz, den Fürst Bismarck bei Begründung der deutschen Kolonialpolitik festgelegt hatte, daß unsere kolonialen Besitzungen auf den europäischen Schlachtfeldern verteidigt und draußen keine Truppen zur Verwendung gegen einen auswärtigen Feind gehalten werden sollten, war wie für alle übrigen deutschen Kolonien so auch für unser größtes Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika aufrecht erhalten worden. Es waren nur soviel (farbige) Truppen vorhanden, als für die Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande, insbesondere für die Niederwerfung etwaiger Eingeborenenaufstände notwendig erschienen. In der die Verhältnisse der Schutztruppen regelnden Schutztruppen-Ordnung vom 25. Juli 1898 war der Zweck der Schutztruppen wie folgt umschrieben: „Die Schutztruppen dienen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in den afrikanischen Schutzgebieten, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels." Irgendwelche Befestigungen zur Verteidigung gegen einen auswärtigen Feind waren während des dreißigjährigen Besitzes unserer Kolonien an keiner Stelle angelegt worden, weder an der Küste, noch an den Binnengrenzen.

Angesichts des Umstandes, daß die Hauptstadt Daressalam völlig ungeschützt unmittelbar am Strande lag und von englischen Kriegsschiffen von Sansibar aus in wenigen Stunden zu erreichen war, hatte einer meiner Amtsvorgänger angeregt, wenigstens für Daressalam eine Küstenbefestigung zu schaffen. Doch war dieser später wiederholten Anregung von den heimischen Instanzen nicht entsprochen worden. Weder von Seiten der Kolonialverwaltung noch von Seiten der Marine waren irgendwelche Befestigungen zur Verteidigung angelegt, noch zur Schaffung von Stützpunkten für Angriffe gegen den feindlichen Seehandel geschritten worden. Es gab an der ganzen ostafrikanischen Küste keine einzige Befestigung oder auch nur Minensperre. Unsere sämtlichen Küstenstädte waren offene Plätze, denen sich feindliche Kriegsschiffe ungestraft bis auf nächste Entfernung nähern konnten.

An Artillerie waren an der Küste lediglich in Daressalam ein halbes Dutzend alter Geschütze, Modell 73, vorhanden, welche zur

Abfeuerung von Saluten dienten. Im Inneren waren hier und da mit hohen Mauern versehene Befestigungen, Bomas, vorhanden, welche aber nur als Stützpunkte bei etwaigen Eingeborenenaufständen angelegt waren.

Das Schutzgebiet verfügte bei Kriegsausbruch lediglich über eine Schutztruppe in Stärke von etwa 2500 farbigen Askari mit rund 260 deutschen Offizieren und Unteroffizieren. Diese war in Garnisonen mit Besatzungen von meist nur der Stärke einer Kompagnie über das Schutzgebiet verteilt und sollte als Rückhalt im Falle von Eingeborenenaufständen dienen. Ferner war eine Polizeitruppe in Stärke von etwa 2000 farbigen Polizeiaskari vorhanden, welche für den Verwaltungsdienst bestimmt und auf die Verwaltungsstellen der Kolonie in kleineren Abteilungen verteilt waren. Die Askari bestanden, abgesehen von wenigen Sudanesen aus der Wißmann-Zeit, ausschließlich aus Eingeborenen des Schutzgebietes. Die Schutztruppe war, wie erwähnt, lediglich zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ruhe im Schutzgebiet bestimmt und in keiner Weise für einen auswärtigen Krieg ausgerüstet. Bewaffnet war die Schutztruppe bis auf einige wenige Kompagnien ebenso wie die Polizeitruppe mit alten Jägerbüchsen, Einladern mit Schwarzpulverladung. Diese hatten sich im Buschkrieg mit Eingeborenen wohl bewährt, boten aber für einen Krieg gegen einen auswärtigen Feind, der wie die Engländer und Belgier mit modernen Mehrladern bewaffnet war, die entschiedensten Nachteile. Ein Antrag auf Bewaffnung von sechs Kompagnien mit modernen Karabinern war für das Etatsjahr 1914 gestellt, aber aus finanziellen Gründen von den heimischen Zentralinstanzen abgelehnt worden. Die Karabiner für die wenigen tatsächlich mit Mehrladern versehenen Kompagnien der Schutztruppe waren von dieser aus Ersparnissen der betreffenden Fonds beschafft worden.

An Artillerie besaß die Schutztruppe nur eine Anzahl kleiner für den Buschkrieg mit Eingeborenen berechneter, durch Träger transportierbarer Geschütze; Maschinengewehre, die sich im Buschkrieg gegen aufständische Eingeborene gut bewährt hatten, waren verhältnismäßig reichlich vorhanden, insgesamt 50—60.

Als Verstärkung für die Schutztruppe kamen außer den Askari der Polizeitruppe Reservisten in Betracht, von denen in Gestalt ausgedienter früherer Schutztruppenaskari eine beschränkte Anzahl — insgesamt wohl nicht mehr wie einige Hundert — vorhanden

waren. Die Zahl war deswegen so gering, weil der Askari regelmäßig sehr lange bei der Truppe blieb und gewöhnlich erst dann ausschied, wenn er gänzlich dienstunfähig geworden war. Auch von den wieder eingestellten alten Askari konnte die Mehrzahl nur noch im Etappen- oder Garnisondienst verwendet werden.

Was die Europäer anbetrifft, so war in dem früher gültigen Wehrgesetz vorgesehen, daß die Deutschen in den Kolonien bei Kriegsausbruch ebenso nach Deutschland zurückzukehren hatten, wie die sonst im Auslande befindlichen. Erst im letzten Jahre vor Kriegsausbruch war ein Wehrgesetz für die Schutzgebiete erlassen worden, welches die Einziehung von Deutschen zur Verstärkung der Schutztruppe im Falle eines Krieges oder Aufstandes vorsah. Die Ausführungsbestimmungen des Reichskanzlers, welche die näheren Vorschriften für die Kolonien auf Grund des Wehrgesetzes trafen, waren im Jahre 1914 erlassen worden. Die näheren Vorschriften über die auf Grund der Reichskanzlerverordnung und des Wehrgesetzes in Deutsch-Ostafrika insbesondere zu treffenden Einrichtungen waren erst unmittelbar vor dem Kriege von mir erlassen worden. Die Durchführung, insbesondere die Kontrolle der Wehrpflichtigen, war bei Kriegsausbruch noch nicht in die Wege geleitet. Als Friedensorganisation hatten sich im Hinblick auf eine Teilnahme an der Verteidigung des Schutzgebietes im Falle eines Krieges oder Aufstandes einige Zeit vor Kriegsausbruch Schützenvereine gebildet, welchen ein beträchtlicher Teil der deutschen Pflanzer und Ansiedler im Norden angehörte. Das Gouvernement hatte diese Vereine nach Möglichkeit gefördert.

Die Frage der Einrichtung der Verteidigung des Schutzgebiets im Falle eines auswärtigen Krieges hatte in früheren Jahren wiederholt den Gegenstand von Erörterungen zwischen dem Reichskolonialamt und dem Gouvernement gebildet. Das Ergebnis war gewesen, daß eine Verteidigung der offenen Küstenstädte gegenüber dem mit modernen Kriegsschiffen und überlegenen Kräften auftretenden Gegner nicht als möglich erachtet wurde und deshalb eine Verlegung der Verteidigung in das Innere unter Aufgabe der Küstenorte für diesen Fall vorgesehen war. Im Hinblick auf die schwachen Streitkräfte des Schutzgebietes war ferner eine Defensive mit Offensivstößen ins Auge gefaßt. Die näheren Anweisungen an die Truppe für den Mobilmachungsfall, wie ich sie bei meinem Amtsantritt im

Juli 1912 vorfand, waren unter diesen Gesichtspunkten von dem früheren Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant (später Generalmajor) Freiherrn v. Schleinitz, unter Billigung meines Amtsvorgängers, des Gouverneurs Freiherrn v. Rechenberg, erlassen worden. Diese Regelung hatte auch die Billigung des Reichskolonialamtes in Berlin gefunden. Ich erhielt sie infolgedessen aufrecht und ergänzte sie nur noch durch Anweisungen über Verbringung der Gouvernementsgelder ins Innere und andere Maßnahmen auf dem Gebiet der Verwaltung für den Kriegsfall.

Nachdem die Kolonie von der telegraphischen Verbindung mit der Heimat abgeschnitten war, ruhte die oberste Entscheidung und damit die Verantwortung in allen Angelegenheiten, zivilen wie militärischen — von der militärischen Kommandoführung selbst abgesehen — auf meinen Schultern. Im Gegensatz zu den im Kriege in der Heimat geltenden Vorschriften lag in den Schutzgebieten auch im Kriege die oberste militärische wie die zivile Gewalt in den Händen des Gouverneurs. Nach der die Grundlage für die Einrichtung der Schutztruppen in den Schutzgebieten bildenden Kaiserlichen Verordnung vom 16. Juli 1896 war die Schutztruppe dem Reichskanzler unterstellt, in weiterer Folge dem Gouverneur und demnächst dem Kommandeur. In den vom Reichskanzler erlassenen Ausführungsbestimmungen zu dieser Kaiserlichen Verordnung, der Schutztruppenordnung vom 25. Juli 1898, war bestimmt, daß dem Gouverneur die oberste militärische Gewalt im Schutzgebiet zustehe. Diese Bestimmungen galten auch im Kriege.

Die Notwendigkeit, daß die oberste Leitung in einer Hand und zwar des mit den Eingeborenenverhältnissen vertrauten und in deren Regelung erfahrenen Gouverneurs verblieb, ergab sich insbesondere aus der ausschlaggebenden Bedeutung, welche die Haltung unserer Eingeborenen für die Kriegführung hatte. Bei einer von der Welt völlig abgeschnittenen europäischen Bevölkerung von knapp 6000 Köpfen unter fast 8 Millionen Eingeborenen konnten wir an eine längere Verteidigung Deutsch-Ostafrikas nur denken, wenn die Eingeborenenbevölkerung friedlich und willig blieb. Waren wir doch für den Bedarf unserer Schutztruppe an Askari und Trägern auf unsere Eingeborenen angewiesen, hingen wir doch nach Abschneidung aller Zufuhr von außen für unsere Ernährung und für die Gewinnung von Arbeitskräften auf allen Gebieten in der Hauptsache von den

Eingeborenen ab. Eingeborenenaufstände in der Kolonie hätten die Widerstandskraft der Schutztruppe gegenüber dem auswärtigen Feind empfindlich geschwächt, wenn nicht lahmgelegt. Zur Niederwerfung des letzten großen Aufstandes in Deutsch-Ostafrika 1905/06 war eine Truppenmacht erforderlich gewesen, welche der bei Kriegsbeginn insgesamt vorhandenen Truppenmacht (Schutztruppe und Polizeitruppe zusammengenommen) fast gleichkam. Aber auch bei einer bloß passiven Resistenz unserer Eingeborenenbevölkerung wären unüberwindliche Schwierigkeiten entstanden.

Die erste Sorge während des Krieges war für mich, die Eingeborenenbevölkerung in Ruhe zu halten und aus ihr die für die Kriegführung nötigen Leistungen zu erzielen, unter möglichster Vermeidung übermäßigen Druckes. Ein anderer wesentlicher Gesichtspunkt war die Stellung der Weißen unter der schwarzen Bevölkerung. Aufstände hätten nicht nur die Kriegführung geschädigt, sondern auch das Leben unserer in geringer Zahl unter der schwarzen Millionenbevölkerung wohnenden Landsgenossen, besonders auch der deutschen Frauen und Kinder gefährdet, wie frühere Erfahrungen in unseren wie fremden Kolonien mit Negerbevölkerung bewiesen. Wiederholt war es in verschiedenen Teilen Afrikas zu Niedermetzelungen von Europäern durch aufständische Eingeborene gekommen. Auch in dieser Hinsicht war ich bemüht, solche Maßnahmen zu treffen, daß Leben und Eigentum der weißen Bevölkerung geschützt waren.

Daneben kamen für die Leitung noch manche andere Gesichtspunkte in Betracht, welche sich aus der völligen Absperrung eines sonst mit einem großen Teil der Nahrungsmittel und fast sämtlichen sonstigen Artikeln zur Lebenshaltung der Europäer und für den Eingeborenenhandel von Übersee versorgten großen Landes ergaben, das fast keine Einrichtungen zur eigenen Versorgung besaß; ferner aus den klimatischen und gesundheitlichen Verhältnissen einer großenteils von Malaria und anderen Tropenkrankheiten verseuchten Kolonie.

Die ersten Mobilmachungsmaßnahmen wurden getroffen, als am 1. August die Nachricht über drohende Kriegsgefahr eingelaufen war. Durch Verfügung vom 1. August wurde die Ausfuhr von Lebensmitteln aus dem Schutzgebiet verboten und unter Mitwirkung der Marine eine Reihe von Maßregeln an der Küste getroffen. Insbesondere wurden die Fahrwasserbezeichnungen und die Seezeichen

eingezogen, um dem Feinde Schwierigkeiten zu bereiten. Ferner wurde auf der Daressalam vorgelagerten Insel Makatumbe, auf der sich der Leuchtturm befindet, ein Bewachungsdienst eingerichtet. Der Stationskreuzer „Königsberg" lief, wie bereits oben erwähnt, am 31. Juli aus. Auf Antrag des in Daressalam zurückbleibenden Korvettenkapitäns Zimmer, Kommandant des Vermessungsschiffs „Möwe", welcher für den Kreuzer in Daressalam Hilfsschiffe ausrüsten und einen Hilfskreuzer armieren wollte, wurden durch Verfügung vom 1. August die Angehörigen des Beurlaubtenstandes der Marine einberufen. Es gelang, wie gleich hier bemerkt sei, ein Hilfsschiff, die „Somali" (2600 t), auszurüsten und glücklich zur Abfahrt zu bringen. Dagegen wurde das zweite Hilfsschiff, der „König" (4900 t), dessen Verproviantierung erst am Morgen des 5. August vollendet war, bei seiner Ausfahrt an diesem Tage von einem englischen Kreuzer beschossen und zur Rückfahrt in den Hafen gezwungen. Die Ausrüstung eines Hilfskreuzers konnte infolge der Ereignisse überhaupt nicht mehr durchgeführt werden.

Etwas nach der Nachricht von der Mobilmachung traf das im Kapitel 2 erwähnte Telegramm des Reichskolonialamtes ein, dahin lautend, daß die Schutzgebiete außer Kriegsgefahr seien und die Ansiedler beruhigt werden sollten. Dieses Telegramm, welches ich mit entsprechender Anweisung an die Verwaltungsstellen des Schutzgebietes weitergab, erweckte die Hoffnung, daß internationale Abmachungen den Krieg von den Kolonien fernhalten würden, wie dies ja speziell für den Kongostaat und die angrenzenden Kolonien, darunter Deutsch-Ostafrika, in der u. a. von Deutschland, England und Belgien mitunterzeichneten Kongoakte vorgesehen war. Diese auf der Berliner Konferenz beschlossene Akte vom 26. Februar 1885 enthielt als Artikel 11 folgende Bestimmung:

„Falls eine Macht, welche Souveränitäts- oder Protektoratsrechte in den im Artikel 1 erwähnten und dem Freihandelssystem unterstellten Ländern ausübt, in einen Krieg verwickelt werden sollte, verpflichten sich die Hohen Teile, welche die gegenwärtigen Akte unterzeichnen, sowie diejenigen, welche ihr in der Folge beitreten, ihre guten Dienste zu leihen, damit die dieser Macht gehörigen und in der konventionellen Freihandelszone einbegriffenen Gebiete, im gemeinsamen Einverständnis dieser Macht und des anderen oder der anderen der kriegführenden Teile, für die Dauer des Krieges den

Gesetzen der Neutralität unterstellt und so betrachtet werden, als ob sie einem nicht kriegführenden Staate angehörten. Die kriegführenden Teile würden von dem Zeitpunkt an darauf Verzicht zu leisten haben, ihre Feindseligkeiten auf die also neutralisierten Gebiete zu erstrecken oder diese als Basis für kriegerische Operationen zu benutzen."

Diese Bestimmung sprach zwar nicht selbst die Neutralisierung des konventionellen Kongobeckens aus. Der ihr zugrunde liegende Gedanke war aber, daß die in dieser Zone liegenden Kolonien der Mächte, welche die Kongoakte unterzeichnet hatten, im Fall eines Krieges dieser Mächte neutralisiert werden sollten. Innerhalb des konventionellen Kongobeckens lagen außer Deutsch-Ostafrika sämtliche an unser Schutzgebiet angrenzenden fremden Gebietsteile. Es gehörten dazu: Im Norden und Nordwesten die englischen Kolonien Britisch-Ostafrika und Uganda, im Westen der belgische Kongo, im Südwesten Britisch-Njassaland, alle diese Kolonien in ihrer ganzen Ausdehnung; ferner im Südwesten der an Deutsch-Ostafrika angrenzende Teil von Nord-Rhodesien.

Es bestand also sowohl nach dem vorerwähnten Telegramm des Reichskolonialamtes, wie nach den Bestimmungen der Kongoakte begründete Hoffnung, daß Deutsch-Ostafrika neutralisiert werden würde. Da wir völlig von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren — abgesehen von den sehr unsicheren vereinzelten Funkaufnahmen von Kamina in Togo, auf die wir nur an Tagen mit besonders günstigen atmosphärischen Verhältnissen rechnen konnten — so mußte im Fall der Neutralisierung die Nachricht darüber uns von unseren Feinden übermittelt werden, welche beständig in ungestörter Kabelverbindung mit der Heimat waren. Solange eine derartige Nachricht ausblieb, konnte eine Neutralisierung nicht stattgefunden haben und mußten wir jeden Augenblick eines feindlichen Angriffs gewärtig sein. Bei dieser Sachlage wurden von mir wie von sämtlichen sonst mitwirkenden Stellen alle zur Verteidigung der Kolonie erforderlichen Maßnahmen getroffen ohne Rücksicht auf die Hoffnung der Neutralisierung, welche durch die Angriffe der Engländer auf Deutsch-Ostafrika bald genug vernichtet werden sollte (s. Kap. 5).

Die planmäßige Mobilmachung der Schutztruppe wurde von dem Vertreter des zu dieser Zeit auf einer Dienstreise im Inneren befindlichen Kommandeurs, dem Major Kepler, verfügt. Ebenso wurden die für den Bereich der Zivilverwaltung vorgesehenen Maßnahmen,

darunter die Verbringung der Geldbestände in das Innere nach Tabora, durchgeführt.

Als die eingehenden Nachrichten eine Teilnahme Englands am Kriege wahrscheinlich machten, ordnete ich durch Verfügung vom 2. August 1914 die Einberufung der deutschen Personen des Beurlaubtenstandes an, wobei die tatsächliche Einberufung dem Kommandeur der Schutztruppe überlassen und den Bezirksämtern die vorläufige Befugnis zur Unabkömmlichkeitserklärung zugesprochen wurde. Die endgültige Bestimmung darüber hatte der Gouverneur nach Anhörung des Kommandeurs zu treffen. Eine solche lag aber, wie oben erwähnt, infolge der erst kurz vor dem Kriege erfolgten Einführung der neuen Wehrbestimmungen noch nicht vor. Sie wurde erst im Laufe des Krieges auf Grund der von den Bezirksämtern eingehenden Listen nachgeholt.

Für das nur drei bis vier Dampferstunden von dem englischen Sansibar entfernte Daressalam, wo jederzeit auch vor dem Eingang einer Nachricht über den Eintritt Englands in den Krieg mit dem Auftreten feindlicher Kriegsschiffe gerechnet werden mußte, wurde eine besondere Einberufungsverfügung erlassen, wonach sich in diesem Falle alle Wehrpflichtigen auf dem Bahnhofe zu versammeln hatten.

Als am 5. August in der Morgenfrühe der Funkspruch über die Kriegserklärung Englands aufgenommen war, erklärte ich Deutsch-Ostafrika in Kriegszustand und erließ folgenden Aufruf an die deutsche Bevölkerung:

„Aufruf.

Auch England hat unserem Vaterlande den Krieg erklärt. Wir müssen damit rechnen, daß der Feind in Deutsch-Ostafrika einzudringen sucht.

Den ungeschützten Städten an der Küste, in erster Linie Daressalam, das so viele deutsche Frauen und Kinder beherbergt, wird, wie wir hoffen, der Schrecken des Krieges erspart werden.

Durch Verstärkung der Polizeitruppe auf das Doppelte und andere erforderliche Anordnungen ist für die allgemeine Sicherheit auch dann gesorgt, wenn die wehrpflichtigen Männer ihrer Pflicht bei der Fahne genügen.

Von allen Bürgern wird erwartet, daß sie die zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit getroffenen Maßnahmen durch ihr Verhalten unterstützen werden.

Deutsche Ostafrikas!

Der in Europa zweifellos bereits ausgebrochene Kampf wird die schwersten Opfer an Gut und Blut von unseren Brüdern daheim fordern.

Auch von uns wird erwartet, daß wir, obschon fern von der Heimat, den uns anvertrauten deutsch-ostafrikanischen Boden treu bis zum Tode behaupten.

Jeder tue seine Schuldigkeit für unseres Volkes Ehre.

Daressalam, den 5. August 1914.

Der Kaiserliche Gouverneur.
Schnee."

Die militärischen Vorbereitungen, besonders die Einziehung von Deutschen, wurden mit Hochdruck weiter geführt. Über die militärische Verwendung von Europäern im tropischen Afrika, besonders in den malariadurchseuchten Tiefengebieten, gingen die Ansichten auseinander. Die mit europäischen Truppen während des großen Eingeborenenaufstandes 1905/06 (Maji-Maji-Aufstand) gemachten Erfahrungen waren nicht ermutigend gewesen, da die Tropenkrankheiten und sonstigen tropischen Einflüsse den Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit der Europäer sehr ungünstig beeinflußt hatten. Ein großer Teil der alten Schutztruppenoffiziere mit Tropenerfahrung, ebenso auch ein Teil der Schutztruppenärzte vertrat den Standpunkt, daß die Massenverwendung von Europäern in solchen Gebieten zu einem Desaster führen müsse. Der am 4. August wieder in Daressalam eingetroffene Kommandeur, Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, der abgesehen von seiner bei Kriegsanfang nur wenige Monate umfassenden ostafrikanischen Dienstzeit, auf südwestafrikanische Erfahrungen zurückblickte, teilte diese Bedenken nicht, sondern führte die durch meine vorerwähnte Verfügung angeordnete Einberufung des deutschen Beurlaubtenstandes vollständig durch.

Die Einberufung des Landsturms verfügte ich zunächst nur in den in erster Linie durch einen feindlichen Einfall bedrohten Bezirken, vor allem in den an Britisch-Ostafrika angrenzenden Nordbezirken unseres Schutzgebietes. In den übrigen Bezirken, besonders auch den ohnehin spärlich mit Europäern versehenen Binnenbezirken, ließ ich die Einberufung allmählich im Laufe der nächsten Monate

eintreten, um nicht durch die plötzliche Wegnahme aller Europäer, speziell der lange im Lande angesessenen, unter den Eingeborenen eine Vermehrung der Beunruhigung hervorzurufen, welche bei Bekanntwerden der Nachricht vom Kriegsausbruch an vielen Stellen in der Kolonie entstand. Die Zahl der Ende 1914 zur Truppe eingezogenen Deutschen betrug 1670. Diese Zahl vermehrte sich im Laufe des Krieges noch bedeutend, einmal durch den Zutritt der Marinetruppen nach Vernichtung der „Königsberg" im Juli 1915 und Zuzug von wehrfähigen Deutschen aus Portugiesisch-Ostafrika, sodann durch Einziehung der bis dahin unabkömmlich gewesenen Beamten, Pflanzer usw. aus den Teilen, in welche der Feind eindrang, ferner infolge der Herabsetzung der ärztlichen Anforderungen an die körperliche Tauglichkeit für den Kriegsdienst, entsprechend den in der Heimat während des Krieges getroffenen Vorschriften. Die Gesamtzahl der insgesamt bei der Schutztruppe im Laufe des Krieges eingestellt gewesenen Europäer betrug etwa 3500. Eine solche Zahl ist jedoch niemals gleichzeitig im Dienste der Truppe gewesen, sondern diese Zahl kann auf höchstens 3000 veranschlagt werden.

Der Kommandeur verfügte die Zusammenziehung der in der Nähe der Zentralbahn stehenden Kompagnien bei Pugu an der Zentralbahn, etwa 20 km landeinwärts von Daressalam, ferner die Vereinigung der im Norden befindlichen Truppenteile bei Moschi am Kilimandscharo. Die Schutztruppe wurde, wie erwähnt, durch die Polizeiaskari und Reservisten verstärkt. Ferner ließ die Truppe an dafür geeigneten Plätzen Rekruten einstellen und ausbilden. Es meldeten sich reichlich Freiwillige in den verschiedensten Landesteilen. Die Einstellung und Ausbildung fand aber darin eine Schranke, daß nicht genügend Gewehre selbst unter Hinzuziehung der ältesten Modelle vorhanden waren. Der von mir gemachte Versuch, durch einige nach Portugiesisch-Ostafrika gesandte Kaufleute dort Gewehre und Munition aufkaufen zu lassen, schlug fehl. Erst die beiden im April 1915 und März 1916 aus Deutschland eintreffenden Hilfsschiffe brachten eine Vermehrung an Gewehren um je 2000 moderne Karabiner nebst Munition, wodurch eine entsprechende Neubewaffnung und Vermehrung der Zahl von Askari möglich wurde. Ende 1914 waren 6000 Askari vorhanden, welche Zahl bis Anfang 1916 auf etwa 12 000 vermehrt wurde.

Bald nach Kriegsbeginn ließ ich auf Antrag des Kommandos ein

aus Freiwilligen bestehendes Araberkorps aufstellen, zu dem sich allenthalben Araber meldeten. Dieses Korps, welches zeitweise einige Hundert Mann stark war, wurde jedoch, nachdem es einige Monate bestanden hatte, wieder aufgelöst, da es militärisch versagte. Politisch war, besonders unserer eigenen Eingeborenenbevölkerung gegenüber, diese freiwillige Teilnahme der Araber, unserer früheren Gegner im Araberaufstand 1888, an dem Kriege auf unserer Seite von Nutzen.

Durch die oben erwähnte Verordnung vom 5. August 1914 erklärte ich das Schutzgebiet in Kriegszustand, hielt jedoch die Verwaltung und Rechtsprechung durch die Zivilbehörden aufrecht und erteilte den Militärbefehlshabern lediglich die Befugnis, in Fällen dringender Gefahr die vollziehende Gewalt zu übernehmen. Diese Beibehaltung der Eingeborenenverwaltung und Rechtsprechung auch während des Krieges war die wesentliche Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unter den Eingeborenen und für die Bewirkung der gewaltigen Leistungen, welche unsere Eingeborenenbevölkerung im Laufe des Krieges vollbracht hat. An die Verwaltungsstellen erging die Anweisung, allen Anforderungen der Militärbefehlshaber in bezug auf die Lieferung von Materialien usw. nachzukommen, sowie die irgend entbehrlichen Polizeiaskari an die Truppe abzugeben und nach Möglichkeit sich mit sogenannten Knüppel-Polizisten (bloß mit einem Knüppel bewaffneten, nicht als Askari ausgebildeten Leuten) zu behelfen. An die Bezirksamtmänner in den Küstenbezirken erließ ich eine Instruktion für den Fall einer feindlichen Landung bei einer der Küstenstädte, wonach der Bezirksamtmann in diesem Falle erklären sollte, daß die Stadt nicht verteidigt würde und mit den feindlichen Befehlshabern wegen Belassung von bewaffneter Polizei zum Schutz der weißen Frauen und Kinder zu verhandeln hatte. Es mußte nämlich nach Ansicht langjähriger Kenner der Küstenleute mit der Möglichkeit von Ausschreitungen Eingeborener gegen die in den Küstenorten bei deren Räumung durch die Truppen zurückbleibenden weißen Frauen und Kinder gerechnet werden, und zwar besonders deshalb, weil Daressalam und andere größere Küstenplätze eine beträchtliche Menge von Eingeborenengesindel aufwiesen. Ich hielt es daher für notwendig, einer solchen Eventualität auf jeden Fall vorzubeugen.

Unsere Lage war außerordentlich schwierig. Wie aus den vor-

stehenden Darlegungen hervorgeht, waren wir in keiner Weise für einen auswärtigen Krieg ausgerüstet. Das Fehlen jeder Küstenverteidigung, der Mangel an Geschützen, die kleine Truppenzahl, die Bewaffnung mit alten, rauchstarken Gewehren waren um so schwerwiegendere Momente, als wir von der Außenwelt abgeschnitten waren und nur äußerst geringe Aussichten auf Ergänzung aus der Heimat hatten.

Unsere Feinde waren in einer unvergleichlich günstigeren Lage. Infolge der Beherrschung der Meere durch die Engländer konnten sie beliebig Verstärkungen und Kriegsmaterial von außen heranziehen.

Auch waren wir an den Landgrenzen auf allen Seiten von feindlichen Kolonien umgeben, ausgenommen im Anfang, bis zum Eintritt Portugals in den Krieg, an der Südgrenze, an der unser Schutzgebiet an Portugiesisch-Ostafrika anstieß. Die englischen Truppen in den angrenzenden Kolonien waren an sich im Frieden im Verhältnis nicht stärker als die deutschen. Auch sie waren nur für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe unter den Eingeborenen bestimmt. Die an Ausdehnung und Bevölkerung erheblich hinter unserem Schutzgebiet zurückstehenden, im Norden angrenzenden englischen Kolonien Britisch-Ostafrika und Uganda hatten vor Kriegsbeginn zusammengenommen etwa ebensoviel farbige Truppen wie Deutsch-Ostafrika. Die südwestlich angrenzende Kolonie Britisch-Njassaland verfügte über eine seiner geringeren Ausdehnung entsprechende kleinere Truppenmacht und in Nordost-Rhodesien befanden sich in den unserer Grenze nahegelegenen Gebieten nur geringe Polizeitruppen. Die Belgier hatten in der Kongo-Kolonie, die ungefähr 2½ mal so groß war wie Deutsch-Ostafrika, zirka 15000 Mann farbige Truppen, die gleichfalls für die Bekämpfung von Eingeborenen-Aufständen bestimmt waren. Sofort bei Kriegsbeginn waren aber die Engländer in der Lage, ihren Streitkräften beträchtliche Verstärkungen zuzuführen. Es waren dies einmal die drei Kriegsschiffe des Kapgeschwaders, die, wie an anderer Stelle erwähnt, bereits vor Kriegsausbruch in Sansibar eingetroffen waren, sodann indische Truppen, welche mit größter Beschleunigung von Bombay nach Britisch-Ostafrika herübergesandt wurden. Im Laufe des Krieges haben dann die Engländer Streitkräfte aus aller Welt gegen Deutsch-Ostafrika zusammengebracht, aus England, aus Südafrika, aus In-

dien, Schwarze aus allen Teilen Afrikas und sonstige Farbige aus entfernteren englischen Kolonien. An Kriegsmaterial wurden die modernsten Errungenschaften des europäischen Krieges an Fliegern, Panzerautos, Geschützen, Minenwerfern und so weiter herangebracht, während unsere kleine Truppe immer auf das anfangs Vorhandene, größtenteils veraltete Waffen, angewiesen war; sie erhielt im Verlaufe des Krieges nur zweimal durch Hilfsdampfer eine Ergänzung an Waffen und Munition und ein weiteres Mal eine Verstärkung durch die Geschütze der „Königsberg" nach deren Vernichtung.

Trotz dieser Verhältnisse, wie sie zu Anfang des Krieges sich darstellten, schien unsere Lage im Falle einer nicht zu langen Dauer des Krieges nicht aussichtslos. Die Größe und die Natur unserer Kolonie machten den Versuch einer Eroberung gegenüber einem entschlossenen Widerstand zu einer schwierigen Aufgabe. Bei Aufwendung nicht sehr überlegener feindlicher Streitkräfte durften wir damit rechnen, das Innere oder wenigstens einen großen Teil desselben halten zu können. Der Verwendung großer Truppenmassen, besonders an Weißen, legte aber das ungesunde heiße Tropenklima unserer Tiefengebiete, die Unwegsamkeit der Gebirge, der Wassermangel der Steppen, die Überschwemmungen der Regenzeit, das Fehlen von Verkehrsmitteln, die Unmöglichkeit, in den weitausgedehnten Tsetsegebieten Reit- oder Zugtiere auf längere Zeit zu verwenden und andere in der Natur des Landes begründete Umstände gewaltige Hindernisse in den Weg. Vor einem Eingehen auf die Kriegsereignisse will ich versuchen, im nächsten Kapitel den Charakter des Landes, wie er für die Kriegführung von Bedeutung war, kurz zu skizzieren.

Kapitel 4.

Der Charakter des Landes.

Deutsch-Ostafrika war bei einer Ausdehnung von 997000 qkm fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Die deutsch-ostafrikanische Küste hatte eine Länge von 780 km und wies zahlreiche Häfen und Buchten auf. Die Entfernung von Daressalam bis

Kigoma, dem Endpunkt der Zentralbahn am Tanganjikasee, betrug 1252 km, das entspricht ungefähr der Entfernung von Tilsit bis Basel. Die Entfernung vom Kilimandscharo bis zum Rowuma, der Südgrenze, betrug in Luftlinie etwa 970 km, gleich der Entfernung von Königsberg bis Cöln. Die Länge des Tanganjikasees vom nördlichsten Punkt Usumbura bis zur südlichsten deutschen Station Bismarckburg beläuft sich auf ungefähr 500 km. Die Entfernung endlich von Neulangenburg im Südwesten der Kolonie bis zur Küste beträgt in Luftlinie etwa 670 km, etwa gleich der Entfernung Berlin—Basel. Diese Zahlen geben eine ungefähre Vorstellung von den Größenverhältnissen der Kolonie. Ihre Bedeutung für die Kriegführung erhellt aber erst aus den weiter unten gemachten Ausführungen über die Geländeschwierigkeiten und die Transportverhältnisse.

Von einem im Norden ziemlich schmalen, nach Süden sich erheblich verbreiternden flachen Küstenstrich steigt das Land zu einer ausgedehnten Hochfläche von 1000—1400 m Höhe empor, aus der sich eine Anzahl von Gebirgen erhebt. An der Nordgrenze zieht sich, nicht weit von der Küste beginnend, das 2000 m hohe Usambaragebirge und daran anschließend das etwa eben so hohe Paregebirge nach Nordwesten. Unmittelbar nördlich vom Paregebirge liegt der 6010 m hohe, im ewigen Eis emporragende Kilimandscharo (s. Taf. 17 oben), welcher eine Fläche von 3770 qkm bedeckt, westlich der 4730 m hohe Meru (s. Taf. 17 unten). Die Gebirge sind meist steil abfallend, in den mittleren Höhenlagen überwiegend bewaldet. Sie weisen nur in den von Europäern besiedelten Gebieten breite Wege auf. Im übrigen gibt es, soweit die Gebirge überhaupt begangen sind, lediglich schmale geschlungene Eingeborenenpfade, auf denen nur ein Mann hinter dem anderen gehen kann. Diese Gebirge bilden für Truppenbewegungen sehr schwere Hindernisse.

Zwischen den Südabhängen des Kilimandscharo und dem steilen Nordabfall des Paregebirges ist eine Lücke, in der für einen Vormarsch von Truppen sich weniger Schwierigkeiten bieten. Das Gelände ist dort zum Teil Steppe, zum Teil bewaldet mit einigen aus der Ebene aufragenden Hügeln. Ähnliches gilt für den Raum zwischen Kilimandscharo und Meruberg, nur daß diese Hochfläche zwischen den beiden gewaltigen Bergen bedeutend breiter ist. In diesen beiden Lücken zwischen den Gebirgen des Nordens wurde im

März 1916 die große englische Offensive unter General Smuts eingesetzt.

Zwischen den deutschen Gebirgen im Norden bzw. der Grenze und der englischen Ugandabahn erstreckt sich eine durchschnittlich 100 km breite wasserlose Steppe, zu deren Überwindung die Engländer vor dem Beginn der erwähnten großen Offensive eine Eisenbahn und eine Wasserleitung bauten.

Vom Kilimandscharo und Meru nach Nordwesten bis nahe an den Viktoriasee liegen größtenteils unbewohnte wasserlose oder wenigstens wasserarme Gebiete, teils Hochsteppe, teils gebirgiges Hochland mit über 3000 m emporragenden Bergen. Dieser Teil der Kolonie hat mit Ausnahme der wieder bewohnten Gebiete nahe dem Viktoriasee im Kriege keine Rolle gespielt. Dagegen war dies bezüglich der südwestlich vom Meru in Richtung auf die Zentralbahn sich erstreckenden Gegenden der Fall. Südwestlich vom Meru ist kahles, wasserarmes Steppenland (zur Massaisteppe gehörend), von gewaltigen Bergen durchsetzt. Dann schließt sich westlich das Steppenhochland Umbulu — 1800 m hoch — und südlich das Hügelland von Kondoa-Irangi an, gleichfalls größtenteils Steppe, von Waldgebieten durchsetzt. Noch weiter südlich bis über die Zentralbahn hinaus erstreckt sich das Steppenland Ugogo (s. farbige Tafel), trotz seiner Trockenheit durch Viehzucht und Ackerbau gleich ausgezeichnet. Diese Gebiete boten in der Trockenzeit Wasserschwierigkeiten, in der Regenzeit teilweise Hindernisse infolge von Aufweichen des Bodens. Westlich schließt sich das Hochland von Turu an, südöstlich die Gebirge von Mpapua an der Zentralbahn. Auf dieser, vom Meru über Kondoa-Irangi zur Zentralbahn reichenden Linie bewerkstelligte General van Deventer 1916 seinen Vorstoß.

Östlich davon liegt größtenteils wasserlose Steppe (Teile der Massaisteppe), aus welcher etwa in der Mitte zwischen dieser Linie und der Küste das Nguru-Gebirge sich erhebt. Das Nguru-Gebirge ist ein steiles, bis über 2000 m ansteigendes Gebirge, welches teils mit Wald bedeckt ist, teils aber Graswuchs aufweist (s. farbige Tafel). Dieses nur von Eingeborenenpfaden durchkreuzte Gebirge war berufen, im Kriege bei der deutschen Verteidigung gegen das Vordringen des Generals Smuts auf die Zentralbahn eine Rolle zu spielen.

Südlich der Zentralbahn, unmittelbar an dieser bei Morogoro beginnend, erhebt sich das steile Uluguru-Gebirge, welches in seiner

höchsten Erhebung bis zu 2600 m aufsteigt. Das Gebirge ist in seinem Ostteil bewaldet, im Westen größtenteils kahl. Der bewaldete Südteil des Gebirges fällt allmählich in die größtenteils bewaldete, durch Steppengebiete unterbrochene Ebene, die sich mit Unterbrechung durch einige Hügel bis zum Rufiji erstreckt. An den Abhängen des Uluguru-Gebirges und südlich desselben spielte sich ein großer Teil der Kämpfe bei dem Rückzug der deutschen Truppen von der Zentralbahn zum Rufiji ab.

Die große Masse des Hochlandes in der Mitte der Kolonie und nördlich bis zum Viktoriasee, westlich bis zum Tanganjikasee ist ein welliges Hochland, teils Steppe, teils von Trockenwäldern (Miombowäldern) bedeckt, welche meist die üble Tsetsefliege beherbergen. Diese Gegenden bieten streckenweise in der Trockenheit infolge geringer Wassermengen für Truppenbewegungen Schwierigkeiten, in der Regenzeit durch Sumpfbildung und Überschwemmungen. Das Haupthindernis für den Transport bilden aber in einem großen Teil dieses Gebietes die Tsetsefliegen, welche die Verwendung von Zugtieren unmöglich machen (s. weiter unten). Die Gebiete im Nordwesten, die menschen- und viehreichen Sultanate Ruanda und Urundi, sind Hügelland mit stellenweise tief eingeschnittenen Tälern. Ruanda ist fast völlig kahl (s. Tafel 11 oben), Urundi größtenteils, sie besitzen aber auch einige Waldbestände.

Der Süden der Kolonie, südlich des Ruaha und Rufiji (nach Vereinigung beider Flüsse) ist in seiner Osthälfte ein größtenteils von Trockenwäldern bedecktes, von Hügeln durchsetztes Flachland, das von der Küste nach dem Inneren nur um wenige 100 m steigt. Das Land ist in der Trockenzeit überwiegend wasserarm, die kleinen Flüsse führen dann überhaupt kein Wasser; in der Regenzeit gibt es viele Sumpfbildungen und Überschwemmungen. Allenthalben sind Tsetsefliegen vorhanden. Diese Gebiete sollten für die Verteidigung unserer Kolonie von der zweiten Hälfte 1916 bis November 1917 von der größten Bedeutung werden.

In der Westhälfte des Südens steigt das Land in den Tsetsereichen Waldgebieten des Mahengebezirkes empor, um bei Mahenge selbst eine Höhe von etwa 1000 m zu erreichen. Weiter südlich, zum Njassasee hin liegen die von Wald unterbrochenen Steppengebiete des Bezirks Songea in einer Höhe von 1100 bis 1200 m. Das Land senkt sich dann wieder zum Njassasee, dessen Niveau 477 m ist. Am

Nordrande des Njassasees erhebt sich das Gebirgsland von Langenburg, dessen höchste Gebirgsketten (Livingstone-Gebirge s. Taf. 28) über 3000 m herausragen. Zwischen diesem und Mahenge liegen sich weiter nach Norden ausdehnende, bis zu 2000 m ansteigende hügelige Grasländer, welche frei von Tsetsefliegen sind.

Von den Flüssen führen in der Trockenzeit nur die größeren, vor allem der Pangani, der Rufiji und der Rowuma Wasser. Die kleineren haben, außer in Gebirgen und in deren Nähe, dann meist kein fließendes Wasser, sondern bilden nur trockene Flußläufe oder Schluchten (Korongos), welche zwar beträchtliche Verkehrshindernisse, vor allem für Fuhrwerke darstellen, aber doch meist ohne allzu große Mühe überwunden werden können.

Wie die angeführten Momente, so bot auch die Vegetation Deutsch-Ostafrikas für Truppenbewegungen mannigfache Hindernisse. In dem größten Teil des Schutzgebietes bilden die Ansiedelungen und Anpflanzungen der Eingeborenen nur Enklaven in dem umgebenden Steppen- oder Waldgebiet, das im Gegensatz zum Kulturland von den Eingeborenen „Pori" genannt wird. Abgesehen von den von der Verwaltung angelegten durchgehenden breiten Straßen zwischen den Hauptplätzen bewegt sich der Verkehr auf schmalen Eingeborenenpfaden durch das Pori, die für größere Truppenbewegungen, besonders für Fuhrwerke, nicht ausreichen. Verhältnismäßig wenig ins Gewicht fiel als Verkehrshindernis der feuchte tropische Urwald, da solcher nur in kleinen Gebieten in gebirgigen Gegenden vorkommt. In Deutsch-Ostafrika ist sonst während der Trockenzeit nur wenig von üppiger tropischer Vegetation zu spüren. Selbst an der Küste findet sich meist nur an den Flußmündungen eine Sumpfvegetation, welche ein Durchdringen schwierig, bisweilen unmöglich macht. Am Rufiji und einigen anderen großen Flüssen gibt es dichte Wälder, deren Gestrüpp und Schlingpflanzen ein Eindringen nicht gestatten; andere Stellen sind mit Schilf bewachsen und ebenfalls undurchdringlich. Auch sonst sind hier und da dichte Wälder vorhanden, welche nur mit den größten Schwierigkeiten durchquert werden können oder gänzlich undurchdringlich sind. Die Hauptmasse des Landes in Deutsch-Ostafrika ist jedoch Steppe in den verschiedenen Formen der offenen Grassteppe, der von einzelnen Bäumen durchsetzten Baumsteppe, der Dornbuschsteppe usw. (s. farbige Tafel), oder von Trockenwäldern (s. farbige Tafel und Tafel 32 unten) eingenom-

Deutsch-Ostafrika.
Askari der Schutztruppe.

Deutsch-Ostafrika und Kamerun.
Weißer Unteroffizier im Feldanzug.

menes Waldgelände. Die Steppe bietet in der Trockenzeit meist nur in den Partien Schwierigkeiten, welche von dem dichten Dornbusch eingenommen sind, wie dies z. B. streckenweise in Ugogo der Fall ist. Die Bäume in den Trockenwäldern stehen gewöhnlich so weit auseinander, daß der Mensch ohne Schwierigkeiten hindurchschreiten kann.

Wenn die Trockenzeit genügend fortgeschritten ist, so brennen fast allenthalben die Eingeborenen das Gras nieder, sowohl in der Steppe wie in den Trockenwäldern. Nach diesen Steppenbränden (s. farbige Tafel) bedeckt an Stelle des Grases eine schwarze Aschenschicht die Erde. Der Anblick der schwarzen Bodenflächen und der kahlen, geschwärzten Baumstämme und Zweige ist trostlos, die Tropenhitze macht sich in solchen abgebrannten Gegenden doppelt fühlbar. Der feine Aschenstaub wirbelt bei Märschen besonders größerer Truppen- oder Trägerkolonnen empor und behelligt die Atmungsorgane. Die Entstehung von Lungenkrankheiten wird dadurch begünstigt. Doch stellt im ganzen genommen dieses zeitweise Aschenkleid des Landes kein ernstes Hindernis für die Kriegführung dar. Im Gegenteil wird die Übersichtlichkeit im Gelände durch die Beseitigung des hohen Grases wesentlich erhöht.

Während der Regenzeit wachsen die Verkehrshindernisse außerordentlich. Für den größten Teil der Kolonie dauert die Regenzeit von Dezember bis April, für den kleineren Teil, im wesentlichen das Küstenland nördlich des Rufiji bis zur Nordgrenze und die Nordgebiete einschließlich des Kilimandscharo, bestehen zwei Regenzeiten, eine kleine Regenzeit im November-Dezember und eine große Regenzeit von März bis Mai. Während der großen Regenzeit weichen die Wege auf und werden selbst für Fußgängerverkehr äußerst schwierig passierbar. Die Gräser wuchern zu Übermannshöhe, in manchen Gegenden sogar zu doppelter Mannshöhe empor und überwachsen die Wege und besonders die schmalen Eingeborenenpfade, so daß Träger mit Lasten kaum noch hindurchkommen. Umfangreiche Sümpfe bilden sich, Senkungen werden überschwemmt und bilden mehr oder minder ausgedehnte Teiche. Nicht selten steht das Land kilometerweit unter Wasser. Das Durchwaten ist, besonders bei sumpfigem Boden, außerordentlich anstrengend und zeitraubend, an ungünstigen Stellen überhaupt nicht möglich. Am stärksten äußern sich die Wirkungen der Regenzeit natürlich in

den Gebieten der großen Flüsse. Diese sind fast sämtlich während der Trockenzeit an einzelnen, als Furten den Eingeborenen bekannten Stellen durchschreitbar. Auch in den größten Flüssen, wie im Rufiji und Rowuma, führt in dieser Zeit nur der tiefste Teil des breiten Flußbettes Wasser. In der Regenzeit wird das die Flußrinne der Trockenzeit oft um das Mehrfache übertreffende Flußbett von einer stark strömenden Wassermasse ausgefüllt. Die Flüsse treten häufig über ihre Ufer und verursachen ausgedehnte Überschwemmungen, durch welche große Sümpfe geschaffen und ganze Landstriche derart unter Wasser gesetzt werden, daß ein Verkehr nur noch in Booten möglich ist. Aber auch die meisten kleineren Flüsse werden in der Regenzeit zu schwer überwindbaren Hindernissen. Oft ist das vordem leere Flußbett von einer tosenden Wassermasse erfüllt, durch die Menschen überhaupt nicht oder nur unter größten Schwierigkeiten und unter Anwendung verschiedener Hilfsmittel hindurchwaten können. Diese Verhältnisse führten es mit sich, daß in den meisten Gegenden die Kriegführung während der Regenzeit ganz zum Aufhören kam oder sich nur auf kleinere Unternehmungen beschränkte.

Die hervorgehobenen, in der Natur des Landes liegenden Hindernisse waren um so schwerwiegender, als das Schutzgebiet nur über zwei Schienenwege verfügte, in der Mitte der Kolonie die von Daressalam zum Tanganjikasee führende Zentralbahn von 1252 km Länge und im Norden die von der Küste (Tanga) nach Neumoschi am Kilimandscharo führende Usambarabahn von 352 km Länge. Der Transport war daher überall auf Fuhrwerke oder Träger angewiesen. Der Fuhrwerksverkehr unterlag aber sehr starken Einschränkungen durch das häufige Vorkommen der Tsetsefliege, welche die Verwendung von Zugtieren in einem großen Teil der Kolonie aufs äußerste erschwerte. Die Tsetsefliege kommt vor allem in den Trockenwäldern vor, die in der Mitte, im Westen und im Süden große Flächen der Kolonie bedecken, dann aber auch in anderen Gegenden mit genügendem Baumwuchs, der ihr Schutz gewährt, besonders allenthalben an der Küste. In manchen Gegenden sind die Tsetsefliegen so zahlreich, daß sie über jedes erscheinende Lebewesen in Schwärmen herfallen und ihm mit Stichen zusetzen. Frei von Tsetsefliegen sind hauptsächlich die Gebirge, die offene Steppe sowie andere von altersher als Viehgebiete ausgezeichnete Länder,

wie Ruanda und Urundi, große Teile von Usukuma, Ugogo, Teile von Kondoa, in denen sich Millionen von Rindern befinden. In den Tsetsegebieten kann sich dagegen kein Rind und kein Pferd halten. Die Tsetsefliegen übertragen durch ihren Stich die Trypanosomen, die sich im Blut der infizierten Tiere vermehren und den Tod derselben herbeiführen. Vorbeugungs- oder Heilmittel zu entdecken, ist bisher nicht gelungen, wenn auch vor dem Kriege und noch während desselben aussichtsreiche Versuche in dieser Richtung von deutschen Ärzten und Veterinären in der Kolonie gemacht wurden. Pferde und Rinder gehen gewöhnlich in wenigen Wochen an der Krankheit ein. Auch Maultiere und Esel werden von ihr befallen und gehen gleichfalls meist nach kürzerer oder längerer Frist daran zu Grunde, ebenso eingeführte Hunde. Berittene Truppen oder Transporte mit Zugtieren können sich in Tsetsegebieten nur unter größten Verlusten bewegen. Sie können lediglich dann aufrecht erhalten werden, wenn innerhalb kurzer Fristen die sämtlichen Reit- und Zugtiere immer wieder durch neue, noch nicht infizierte ersetzt werden können.

Aber auch dem von der Tsetsefliege nicht beeinflußten Automobilverkehr stellten sich in manchen Gegenden große Hindernisse in den Weg. Es waren nur verhältnismäßig wenige breite Straßen vorhanden, von denen zudem die meisten infolge von tief eingeschnittenen Korongos (Schluchten oder trockenen Flußbetten) nicht ohne weiteres benutzbar waren. Dort, wo es nur schmale Eingeborenenpfade gab, mußte auf den Busch- oder Waldstrecken meist ein Weg durchgeschlagen werden, ehe ein Automobil fahren konnte.

Die Zahl dieser Hindernisse war für den Automobilverkehr während der Trockenzeit überwindbar und verhältnismäßig gering, verglichen mit denen der Regenzeit. Dann wurden in vielen Gegenden die Wege so sumpfig, daß ein Autoverkehr überhaupt unmöglich war. In den überschwemmten Gebieten war ein solcher natürlich gleichfalls ausgeschlossen. Wenn, wie oben erwähnt, in der Hauptregenzeit große Truppenbewegungen ohnehin nicht stattfanden, so wurden durch die Transportschwierigkeiten während dieser Zeit auch die Nachschübe für die in Stellung befindlichen Truppen gefährdet. Es blieb in solchen Zeiten ausschließlich der Transport durch Träger offen, auf den auch sonst bei der Natur des Landes ein eindringender Feind neben seinen sonstigen Transportmitteln in hohem Maße angewiesen war. Für uns bildeten für die Gebiete abseits der Eisenbahn

wie im Frieden, so auch im Kriege, Träger nahezu das einzige Transportmittel.

Die Beschaffung von Trägern war für den Feind eine noch schwierigere Sache als für uns, die wir in unserer Verwaltungsorganisation und in der willigen Mitarbeit unserer an das Klima gewöhnten Eingeborenen Hilfe fanden. Die Engländer mußten ihre Träger anfangs von außerhalb aus anderen Kolonien herbeischaffen, später preßten sie daneben aus den von ihnen besetzten Teilen unseres Schutzgebietes Eingeborene mit Gewalt zu Trägerdiensten. Schwerer noch als die Heranschaffung der ersten Träger war die ständige Erlangung von Ersatz für den Ausfall infolge Tod, Krankheit, Invalidität. Die Verpflegungsfrage spielte eine große Rolle. Aus dem Lande zu leben, war für den eindringenden Feind nur in gewissem Umfange und in besonders gut angebauten Gegenden möglich. In verpflegungsarmen Gebieten mußte die gesamte Verpflegung, auch für die Träger, herangeschafft werden. Da ein Träger 30 kg trägt und täglich 1 kg an Nahrung braucht, dabei in einem Tagemarsch nur 20—25 km zurücklegt, so läßt sich leicht ausrechnen, wie bei erheblichen Entfernungen von einem Verpflegungsgebiet die Zahl der Träger wachsen muß, um für die Truppen und die Träger selbst Verpflegung heranzuschaffen. Unter solchen Umständen hatte ein Feind, der große Truppenmassen ins Land führte, naturgemäß mehr zu leiden als wir, die wir nur kleinere Truppenzahlen hatten und auch mehr aus dem Lande leben konnten, als der nach uns in dasselbe Gebiet einrückende Feind. Andererseits war der Feind insofern in ungleich günstigerer Lage, als er Nahrungsmittel und alles sonst Benötigte in beliebigen Mengen über See heranschaffen konnte, während wir allein auf das angewiesen waren, was es im Lande gab.

Die Nachschub- und Transportschwierigkeiten übten im Laufe des Feldzuges wiederholt einen ausschlaggebenden Einfluß auf die feindlichen Maßnahmen aus. In manchen Fällen konnten die Hindernisse nur durch den Bau von Eisenbahnen überwältigt werden. Das geschah, wie oben erwähnt, im Norden zur Überwindung der Durststrecke zwischen der Ugandabahn und unserer Grenze. Ferner wurde im späteren Teil des Feldzuges, der sich damals im wesentlichen in den Tsetsegebieten des Südens bewegte, eine Kleinbahn von dem Küstenplatz Kilwa ins Innere gebaut, auch wurde von Dodoma an

der Zentralbahn aus der Bau einer Eisenbahn nach Iringa unternommen.

Fast von noch größerer Bedeutung als die angeführten Umstände waren für die Kriegführung das Klima und die gesundheitlichen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Das Schutzgebiet liegt vollständig in den Tropen, ungefähr zwischen dem 1. und 12. Breitengrade südlicher Breite. Dementsprechend ist das Klima heiß. Besonders in den der Küste nächstgelegenen Gebieten herrscht eine innerhalb des Jahres nur um wenige Grade differierende durchschnittliche Jahrestemperatur von 25½ Grad Celsius. Auch im Inneren ist den größten Teil des Jahres über, abgesehen von den Gebirgen und einigen bevorzugten Höhengebieten eine dem Europäer unbequem hohe Tagestemperatur vorhanden. Weite Märsche, lang sich hinziehende Gefechte in solchen Gebieten stellen für den Weißen wie für den in solchen Gegenden nicht heimischen Farbigen ungeheure Strapazen dar.

Weit verheerender aber als diese unmittelbaren Einflüsse des Klimas sind die Einwirkungen der Tropenkrankheiten, die naturgemäß unter den primitiven Verhältnissen des Lebens im Kriege stärker hervortreten als im Frieden. Besonders das beständige Kampieren im Freien ohne genügenden Moskitoschutz und die Unmöglichkeit, sanitäre Schutzmaßnahmen in Bezug auf Essen und Trinken in ausreichendem Maße durchzuführen, erhöhen die Infektionsmöglichkeiten beträchtlich.

Der Hauptfeind des Menschen in Deutsch-Ostafrika wie in anderen tropischen Gebieten ist das Malariafieber. Abgesehen von den hochgelegenen Teilen der Gebirge und einigen sonstigen Höhengebieten, kommt überall mehr oder weniger häufig die Anopheles-Mücke vor, die Überträgerin der Malariaparasiten. Neben Malaria und dem oft tötlichen Schwarzwasserfieber gibt es aber in den meisten Gebieten noch eine Fülle weiterer Tropenkrankheiten. Die Ruhr tritt sowohl als Amöben-Dysenterie, wie als Bazillen-Dysenterie häufig auf. Rückfallfieber ist in manchen Gegenden derart eingenistet, daß nur äußerste Sorgfalt in der Vermeidung schon gebrauchter Wohnplätze und Lager einigermaßen davor schützen kann. Die Wurmkrankheit ist fast allenthalben verbreitet. Neben diesen für die Masse der Erkrankungen und der Todesfälle wichtigsten Tropenkrankheiten treten andere an Bedeutung zurück, wie die am

Tanganjikasee und am Russissi auf kleinen Gebieten häufig, dagegen im Süden Deutsch-Ostafrikas nur vereinzelt auftretende furchtbare Schlafkrankheit, ferner die Frambösie und andere Krankheiten. Ein Feind, der mit großen Massen an das Land nicht gewöhnter Truppen, besonders weißer, in das Land eindrang, hatte außerordentlich große Abgänge an Erkrankungen und Todesfällen zu erleiden, die seine Aktionsfähigkeit stark beeinträchtigen mußten.

Diese in der Natur des Landes liegenden Verhältnisse haben zwar ebensowenig wie der heldenmütige Widerstand unserer Schutztruppe es hindern können, daß der Feind mit gewaltiger Übermacht und unter Ausnutzung aller modernen Hilfsmittel sich schließlich nach jahrelangen Mühen und Kämpfen unserer Kolonie bemächtigte. Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas hat ihn aber derartig große Opfer an Menschen und Material gekostet, wie sie wohl keiner von denen vorausgesehen hat, welche den Plan dieser Eroberung inauguriert hatten.

II. Teil.

Vom Kriegsanfang bis zum Beginn der großen englischen Offensive

(August 1914 bis März 1916).

Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck

Kapitel 5.

Übersicht. Kriegerische Ereignisse im Ostteil bis zur Schlacht bei Tanga

(August bis November 1914).

Der Krieg in Deutsch-Ostafrika läßt sich in vier Zeitabschnitte einteilen.

Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Beginn der großen englischen Offensive, das ist vom August 1914 bis März 1916. Innerhalb dieses Abschnittes verblieb das Schutzgebiet, abgesehen von kleinen, unbedeutenden Teilen in deutschem Besitz; es gelang der Schutztruppe, nicht nur feindliche Angriffe auf die Kolonie abzuwehren, sondern auch erfolgreiche Vorstöße in die dem Schutzgebiet benachbarten feindlichen Kolonien zu machen und ein kleines Gebiet in Britisch-Ostafrika zu besetzen.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit vom Beginn des feindlichen Vordringens in den nördlichen Teil des Schutzgebietes bis zum Verlust der Zentralbahn und damit des größten Teiles der Kolonie, das ist vom März 1916 bis zum September 1916. Innerhalb dieser Zeit drangen starke feindliche Kräfte sowohl vom Norden (Kilimandscharo), wie von Nordwesten (Kiwusee), Westen (Tanganjikasee) und Südwesten (Njassasee), wie auch vorübergehend vom Süden (Portugiesisch-Ostafrika) in das deutsche Gebiet ein. Obwohl dem Feind jeder Fußbreit Bodens streitig gemacht wurde, mußte die Schutztruppe doch unter beständigen Kämpfen vor den an Truppenzahl, wie an Kriegsmaterial jeder Art weit überlegenen feindlichen Streitkräften allmählich zurückweichen. Ende September 1916 befanden sich im wesentlichen die Gebiete südlich des Rowuma und kleinere Teile nördlich des unteren Rowuma sowie der westlich angrenzende Mahengebezirk noch in deutschem Besitz.

Der dritte Abschnitt reicht bis zur Räumung des Schutzgebietes durch die Reste der Schutztruppe und Übergang dieser über den Rowuma in portugiesisches Gebiet, von September 1916 bis Ende November 1917. Während dieses Zeitraumes hielt die Schutztruppe unter ständig schwieriger werdenden Verhältnissen den weit überlegenen Gegner auf und brachte ihm trotz seiner gewaltigen Überzahl

wiederholt schwere Verluste bei, so daß der Feind über ein Jahr brauchte, um unsere Truppe zur Aufgabe dieses letzten Teiles der Kolonie zu zwingen.

Der vierte Abschnitt umfaßt die Zeit von dem Übergang über den Rowuma bis zum Waffenstillstand, das ist von November 1917 bis November 1918. Die kleine noch mobile Truppe hielt sich nach dem Rowumaübergang 10 Monate lang in portugiesischem Gebiet, ihre Munition und Ausrüstung durch Wegnahme feindlicher Bestände und Eroberung portugiesischer Forts ergänzend und die Verpflegung aus dem Lande entnehmend. Teile der Truppe gingen östlich bis zur Küste, westlich bis in die Nähe des Njassasees, die ganze Truppe dann bis in die Gegend von Quelimane nach Süden und schließlich, nachdem stärkere englische Truppen in Portugiesisch-Ostafrika zu ihrer Einkreisung zusammengezogen waren, über den Rowuma nach Deutsch-Ostafrika zurück. In den letzten 1½ Monaten wurde der Südwesten von Deutsch-Ostafrika durchquert und dann nach Nordostrhodesien hineinmarschiert. Bei Kasama in Rhodesien (etwa 10 Tagemärsche von der deutsch-ostafrikanischen Grenze entfernt) erreichte uns die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes.

Der Krieg wurde von den Engländern durch Angriffe an der Küste wie im Inneren begonnen. Am 8. August 1914 wurde der Funkenturm in Daressalam von feindlichen Kreuzern beschossen, am 13. August 1914 am Njassasee der in der Sphinxbucht auf Land gezogene deutsche Dampfer „Hermann v. Wißmann" genommen und die Besatzung zu Gefangenen gemacht. Mit diesen beiden Handlungen begann der Krieg zwischen England und Deutschland in Deutsch-Ostafrika. Die am 15. August 1914 erfolgende Besetzung von Taveta in Britisch-Ostafrika durch deutsche Truppen fand erst nach diesen beiden englischen Angriffshandlungen statt. Auch von belgischer Seite erfolgte die erste feindliche Handlung im Krieg durch die Gefangennahme des in friedlicher Mission nach dem Kongoufer gesandten Assessors Dr. Dieterich und seiner Ohaubesatzung durch die Belgier am 7. August 1914 (s. Kap. 2). Von unserer Seite wurde mit Feindseligkeiten erst begonnrn, nachdem durch dieses belgische Vorgehen klargeworden war, daß wir auf neutrales Verhalten der Kongobelgier nicht rechnen konnten (s. Kap. 7).

Wie mir erst nach Kriegsende durch Einsicht in die diplomatische

Korrespondenz zwischen den alliierten Regierungen[1] bekannt wurde, hatte auf belgischer und französischer Seite anfangs die Neigung bestanden, die Besitzungen im konventionellen Kongobecken gemäß Artikel 11 der Kongoakte (s. oben Kap. 3) für neutral zu erklären. Dies war jedoch an dem Widerspruch Englands gescheitert. Die belgische Regierung hatte an die englische und französische Regierung am 7. August 1914 eine Note gerichtet, in der gesagt war:

„Im Hinblick auf die zivilisatorische Mission, an der alle kolonisierenden Nationen teilhaben, wünscht die belgische Regierung in der Tat im Interesse der Menschlichkeit den Schauplatz der Feindseligkeiten nicht auf Zentralafrika auszudehnen. Sie wird also nicht die Initiative dazu ergreifen, das Kulturwerk in dieser Gegend durch solche Maßnahmen in Frage zu stellen; vielmehr wird sie ihre dort stehenden Streitkräfte erst dann in Tätigkeit treten lassen, wenn sie gezwungen würden, einen unmittelbaren Angriff gegen ihre afrikanischen Besitzungen zurückzuweisen."

Die französische Regierung erklärte sich am 9. August 1914 sehr geneigt zu einer solchen Neutralitätserklärung. Von der englischen Regierung ging zunächst keine Antwort ein. Endlich erfolgte die Ablehnung, deren Inhalt, soweit für Deutsch-Ostafrika in Betracht kommend, sich aus dem nachstehend wiedergegebenen Schreiben des belgischen Gesandten in London vom 17. August 1914 an den belgischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ergibt:

„In Beantwortung Ihrer Zuschrift vom 7. August habe ich die Ehre, Sie wissen zu lassen, daß die britische Regierung sich dem belgischen Vorschlage, die Neutralität der Besitzungen der kriegführenden Mächte im konventionellen Kongobecken zu berücksichtigen, nicht anschließen kann. Die deutschen Truppen von Deutsch-Ostafrika haben schon die Offensive gegen das englische Protektorat von Zentralafrika ergriffen. Andererseits haben britische Truppen schon den deutschen Hafen von Daressalam angegriffen, wo sie die funkentelegraphische Station zerstört haben.

Unter diesen Umständen würde die britische Regierung, selbst wenn sie von der politischen und strategischen Zweckmäßigkeit des belgischen Vorschlages überzeugt wäre, diesen nicht annehmen können.

Die Regierung in London glaubt, daß die Kräfte, die sie nach

[1] Abgedruckt in dem belgischen Graubuch (Correspondance diplomatique relative à la guerre de 1914).

Afrika sendet, hinreichen werden, jeden Widerstand zu brechen. Sie wird alle Anstrengungen machen, um kriegerische Erhebungen unter der Eingeborenenbevölkerung zu verhindern."

In diesem Schreiben ist die Sache so dargestellt, als ob unsere Truppen in Ostafrika zuerst die Offensive ergriffen hätten. Tatsächlich ist dies vollkommen unrichtig. Der englische Angriff auf den Hafen von Daressalam erfolgte eine volle Woche vor dem ersten deutschen Vorstoß auf Taveta in Britisch-Ostafrika. Außerdem hatten die Engländer, wie um von Anfang an klarzustellen, daß sie sich nicht auf Beschießungen der Küste von See aus beschränken, sondern auch im Inneren Krieg führen wollten, am 13. August 1914, also auch vor dem ersten deutschen Angriff an der fernen südwestlichen Binnengrenze unserer Kolonie den einzigen den Njassasee befahrenden deutschen Dampfer weggenommen. Es gehört angesichts dieser unzweifelhaften Tatsachen eine eiserne Stirn dazu, behaupten zu wollen, daß wir in Deutsch-Ostafrika den Krieg angefangen hätten.

Die deutsche Regierung in Berlin hatte ihrerseits durch Schreiben vom 23. August 1914 Schritte eingeleitet, um durch Vermittelung der amerikanischen Regierung eine Neutralisierung der in der konventionellen Freihandelszone liegenden Besitzungen herbeizuführen. Auch dieser Versuch hatte bei der ablehnenden Haltung Englands, der sich nun auch Frankreich und Belgien anschlossen, kein Ergebnis.

Das englische Verhalten in dieser Neutralisierungsfrage zeigt, wie die Engländer es von Anfang an auf die Eroberung Deutsch-Ostafrikas wie unserer übrigen Kolonien abgesehen hatten. Der rücksichtslose Vernichtungswille, für den Menschlichkeit und Zivilisation nur leere Phrasen darstellen, trat in dieser Angelegenheit bereits ebenso schaef zutage, wie in dem ganzen sonstigen Vorgehen der englischen Politik gegenüber unserem Schutzgebiet, wie gegenüber Deutschland überhaupt. Wie der belgische Gesandte in Paris am 16. August 1914, also eine Woche nach der ersten, die Neigung Frankreichs zur Neutralisierung des Kongobeckens aussprechenden Antwort berichtete, hatte nun der Vertreter der französischen Regierung die Meinung ausgedrückt, „daß es bei der gegenwärtigen Lage darauf ankomme, Deutschland überall da zu treffen, wo es nur immer zu erreichen sei; er glaubt, daß dies auch die Meinung Englands sei, welches bestimmte Ansprüche geltend machen werde".

Aus diesen Gründen wurde der Kolonialkrieg in Ostafrika von den

Engländern entfesselt, ohne die geringste Rücksicht auf die Interessen der Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas und der angrenzenden englischen Kolonien, die durch den Krieg furchtbare Verluste erlitten. Bei dem späteren Verlangen, daß Deutschland im Friedensvertrag auf seine Kolonien verzichte, haben die Alliierten dagegen nach ihrer dem Friedensschluß vorausgehenden Note „in allererster Linie die Interessen der Eingeborenenbevölkerung berücksichtigt" (!).

Das erste Kriegsereignis war der Angriff englischer Kriegsschiffe auf den Hafen von Daressalam (s. Taf. 4 oben).

Am 5. August war der als Hilfsdampfer für die „Königsberg" bestimmte Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie „König" nach Ausfahrt aus dem Hafen von Daressalam von einem englischen Kreuzer beschossen worden, hatte aber unversehrt wieder in den Hafen zurückfahren können. Während der beiden nächsten Tage waren dann englische Kreuzer vor der Küste gesehen worden, ohne daß es jedoch zu einem Angriff kam. Um ein direktes Einfahren in den ungeschützten Hafen von Daressalam unmöglich zu machen, war das im Hafen befindliche Schwimmdock in der engen Hafeneinfahrt versenkt worden. Die schwierige Arbeit wurde von dem langjährigen Leiter des Hafenamts, Kapitän Berndt, ausgeführt. Es glückte zwar nicht die vollständige Sperre, da in der starken Strömung beim Versenken das Schwimmdock etwas seitwärts getrieben wurde, doch wurde ein großer Teil der Einfahrt gesperrt, so daß für fremde Schiffe das Hineinfahren sehr erschwert wurde. Im Hafen wurde das kein Geschütz führende Vermessungsschiff „Möwe" (650 t) von seinem Kommandanten, Korvettenkapitän Zimmer, versenkt. Es lagen noch die Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie „Tabora" (8000 t), „Feldmarschall" (6300 t), „König" (4900 t) und einige kleinere Fahrzeuge, darunter der Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm II." (500 t) im Hafen.

Die weiße Bevölkerung von Daressalam betrug über 1000 Köpfe, darunter etwa 400 Frauen und Kinder. Das Kommando der Schutztruppe hatte mit den in Daressalam stationierten Truppen die Stadt bereits am 4. August verlassen und landeinwärts an der Bahn bei Pugu (km 20) Stellung genommen.

Am 8. August früh erschienen zwei englische Kreuzer, die „Astraea" (4450 t) und der „Pegasus" (2200 t) vor Daressalam und begannen ein Bombardement. Die Granaten gingen über einen Teil der Stadt hinweg, doch war die Beschießung, wie sich später herausstellte, ausschließ-

lich auf den Funkenturm gerichtet. Entsprechend den früher erteilten Anweisungen wurde an der Hafeneinfahrt eine weiße Flagge aufgezogen, um den feindlichen Kriegsschiffen kundzutun, daß Daressalam unverteidigt sei und eventuell wegen Maßnahmen zum Schutze der weißen Frauen und Kinder mit ihnen in Verbindung zu treten. Die Kriegsschiffe stellten ihr Feuer ein, es wurde Parlamentärverkehr eröffnet. Die deutschen Reservisten und Landwehrleute hatten sich schon bei dem ersten Alarm auf dem Bahnhof versammelt. Diese und die sonst noch in Daressalam befindlichen Militärpersonen fuhren beim Erscheinen des englischen Parlamentärbootes im Hafen ab. Ich selbst begab mich unter Zurücklassung meiner Familie mit dem nötigsten Verwaltungspersonal und meinem Adjutanten, Leutnant v. Heyden-Linden, über Pugu, wo ich eine Besprechung mit dem Kommandeur hatte, nach dem 200km von Daressalam an der Zentralbahn belegenen Morogoro, welches ich zunächst als meinen Sitz in Aussicht genommen hatte. Bei der Räumung Daressalams wurde der Funkenturm gesprengt, da im Fall einer feindlichen Landung von dort aus die deutschen Stellungen landeinwärts von Daressalam hätten eingesehen werden können. Die Apparate zur Aufnahme von Funksprüchen wurden jedoch nicht mit zerstört.

Die Verhandlungen mit dem Feinde führte mein Vertreter für Zivilangelegenheiten, Geheimer Regierungsrat Methner, in Gemäßheit der ihm von mir erteilten Anweisungen. Er schloß namens der (zivilen) Stadtverwaltung von Daressalam mit den englischen Kriegsschiffen ein Abkommen ab, wonach die Engländer Schutz für Leben und Eigentum der Nichtkombattanten zusagten, gegen Zusicherung der Stadtverwaltung, keine feindlichen Akte zu begehen. Im übrigen erklärten die Engländer die im Hafen liegenden Schiffe, die von unserer Seite durch Wegnahme wichtiger Maschinenteile fahrtunfähig gemacht waren, als Prisen, und beschlagnahmten die vorhandenen Kohlen, ohne jedoch etwas davon mitzunehmen. Sie legten der Weiterführung der Löschung der noch nicht entladenen deutschen Dampfer, von denen besonders der soeben erst aus Europa eingetroffene „Feldmarschall" sehr bedeutende Vorräte und Materialien, zum Teil noch für die Ausstellung bestimmt, an Bord hatte, keine Hindernisse in den Weg. Von den Apparaten des zerstörten Funkenturmes wurden von dem englischen Parlamentär, Lieutenant-Commander Turner, Teile entnommen.

Nach Abschluß der Verhandlungen fuhren die englischen Kriegsschiffe ab. Der „Pegasus" kehrte jedoch in den nächsten Tagen noch wiederholt zurück, um weitere Forderungen zu stellen, die sich auf die Rückkehr englischer Inder nach Sansibar und anderes bezogen. Die Engländer verlangten ferner die Verpflichtung der deutschen Besatzungen, die an Bord der deutschen Ostafrikadampfer im Daressalamer Hafen zurückgeblieben waren, sich nicht mehr am Kriege zu beteiligen. Von den Schiffen hatten sich die dienstfähigen und entbehrlichen Leute schon am Morgen des 8. August gestellt und waren zur Schutztruppe eingezogen worden. Nun ging ein weiterer Teil der Besatzungen an Land, um zur Truppe zu stoßen. Die Verbliebenen unterzeichneten die schriftliche Erklärung, nicht am Kriege teilzunehmen. Diese Erklärung wurde jedoch wenige Wochen darauf infolge Verletzung und dann Aufhebung des Abkommens durch die Engländer rückgängig gemacht. Die sämtlichen Angehörigen der Besatzungen der deutschen Handelsschiffe haben, soweit sie nicht körperlich völlig untauglich waren, in der Schutztruppe am Kriege teilgenommen. Der Dampfer „Tabora" der Deutschen Ostafrika-Linie war als Hospitalschiff eingerichtet worden und trug die Rote Kreuzflagge. Die Engländer verlangten die Entfernung dieser Flagge unter Hinweis darauf, daß die „Tabora" den Anforderungen der Genfer Konvention weder in bezug auf ihre Instandsetzung entspreche, noch als fahrtunfähiges Fahrzeug überhaupt als Hospitalschiff angesehen werden könnte. Die deutsche Gegenerklärung, daß das Schiff als eine Ergänzung des an Land befindlichen nicht ausreichenden Krankenhauses und demnach als eine stehende Sanitätsanstalt anzusehen sei, wurde nicht für begründet gehalten und durch Androhung der Vernichtung der „Tabora" durch Geschützfeuer die Entfernung der Roten Kreuzflagge erzwungen. Das Schiff wurde aber weiter als Lazarett verwendet, bis es später durch Granatschüsse von englischen Kriegsschiffen versenkt wurde (s. Kap. 12).

Das Daressalamer Abkommen gewährte den vielen deutschen Frauen und Kindern, welche sich in Daressalam befanden, für einige Zeit Sicherheit an Leben und Eigentum. Es ermöglichte ferner die Verbringung der bedeutenden Vorräte und Materialien dieses Platzes mit der Bahn ins Innere und gestattete auch das ungestörte Löschen der beiden bei Kriegsanfang eingetroffenen großen deutschen Ostafrikadampfer und den Abtransport der gelöschten Güter ins Innere.

Schließlich konnten trotz Niederlegung des Funkenturms die Apparate der Funkentelegraphie wieder so instand gesetzt werden, daß unter Benutzung horizontal gespannter Drähte Funksprüche nicht nur von Windhuk in Südwestafrika, sondern unter günstigen Umständen bisweilen selbst von Nauen in Deutschland aufgenommen werden konnten. Dem Feinde brachte das Abkommen keinen tatsächlichen Nutzen. Es wurde später im November 1914 von den Engländern gekündigt.

Da nach Abschluß des Daressalamer Abkommens an diesem Teil der Küste feindliche Landungen zunächst nicht zu erwarten waren, zog der Kommandeur mit meiner Zustimmung mit dem Gros der bisher bei Pugu versammelten Streitkräfte nach dem Norden der Kolonie in die Kilimandscharo-Gegend und machte von dort aus offensive Vorstöße in Richtung auf die Ugandabahn.

Am 17. August lief der englische Kreuzer „Pegasus" Tanga an, den nördlichsten Hafenplatz des Schutzgebietes (s. Taf. 4 unten). Der dortige Bezirksamtmann, Dr. Auracher, begab sich, als der „Pegasus" durch Signal die Entsendung eines Parlamentärbootes forderte, an Bord des Kreuzers und schloß ein Abkommen ähnlichen Inhalts wie das für Daressalam getroffene mit dem Feinde ab. Der im Hafen von Tanga liegende Dampfer „Markgraf" (3800 t), welcher von unserer Seite fahrtunfähig gemacht war, wurde von den Engländern zur Prise erklärt. Bei einem späteren Besuch des „Pegasus" in Tanga am 8. September bemächtigte sich dieser eines Schleppers und einiger Leichter und führte sie mit sich hinweg.

Am 23. August erschien der „Pegasus" auf der offenen Reede von Bagamojo. Die zwischen dem Bezirksleiter Michels und dem Kommandanten des „Pegasus" eingeleiteten Verhandlungen erlitten dadurch eine Unterbrechung, daß die Engländer bereits vor Beendigung dieser Verhandlungen mit dem an Bord des englischen Kreuzers befindlichen Bezirksleiter ein Boot unter Parlamentärflagge an Land sandten, um sich der dortigen Kabellandungsstelle für das Kabel zwischen Sansibar und der ostafrikanischen Küste zu bemächtigen. Die dortigen Apparate waren schon vorher von dem betreffenden deutschen Postbeamten unbrauchbar gemacht worden. Der gerade auf dem Durchmarsch nach Norden mit einer Kompagnie der Schutztruppe in Bagamojo eingetroffene Hauptmann v. Chappuis untersagte den Insassen des englischen Bootes die Landung.

Aufn. von Uhlig.

Daressalam und Hafen von der Landungsbrücke des Gouverneurs.

Neue photogr. Gesellschaft, Berlin.

Der Hafen von Tanga an der alten Boma.

Im Hintergrund links die Toteninsel, rechts die Landungsbrücke der Eisenbahn.

Palais des Gouverneurs
in Daressalam vor und nach der Beschießung.

Die von dem Kommandanten des „Pegasus“ gestellten Bedingungen wurden darauf von dem genannten Offizier, welcher die vollziehende Gewalt übernahm, abgelehnt.

Nach Ablauf des Ultimatums feuerte der „Pegasus“ etwa dreißig Granaten auf Bagamojo, welche aber wenig Schaden anrichteten. Die Frauen und Kinder waren rechtzeitig in der in der Nähe gelegenen katholischen Mission in Sicherheit gebracht. Bagamojo, welches als offene Rhede für den Dampferverkehr keine Bedeutung hat, blieb dann bis auf weiteres unbelästigt, bis im Jahre 1916 die Engländer auch diesen Teil der Küste besetzten.

An der Küste fanden von englischer Seite zunächst keine weiteren Unternehmungen statt. Erst nach der am 20. September 1914 erfolgten Vernichtung des „Pegasus“ durch die „Königsberg“ vor Sansibar begannen englische Kriegsschiffe alle Häfen und Buchten an der ostafrikanischen Küste nach dem deutschen Kreuzer abzusuchen.

Der einzige an der ostafrikanischen Küste stationierte Kreuzer „Königsberg“ (3400 t mit einer Besatzung von 322 Köpfen, zehn 10,5 cm-Geschützen, 24,1 Seemeilen Geschwindigkeit), Kommandant Fregattenkapitän (später Kapitän z. S.) Looff, war, wie im Kap. 2 erwähnt, bereits am 31. Juli 1914 aus dem Hafen von Daressalam ausgefahren. Er war hierbei von den drei englischen Kriegsschiffen des Kapgeschwaders, welches schon eine Woche vor Kriegsbeginn an der ostafrikanischen Küste eingetroffen war, verfolgt und beobachtet worden, hatte jedoch die Engländer durch geschicktes Manövrieren über seine Fahrtrichtung getäuscht. Der Kreuzer hatte dann nach Beginn des Krieges seine Kreuzertätigkeit nahe der Straße von Bab-el-Mandeb begonnen, bei der ihm die Wegnahme und Versenkung eines großen englischen Dampfers gelang, der „City of Winchester“ mit 10000 t Ladung, hauptsächlich Tee und Baumwolle im Werte von 12 Millionen Mark. Er verständigte durch Funkspruch den Norddeutschen Lloyddampfer „Zieten“, der mit 400 Passagieren, meist Engländern und der abgelösten Besatzung des Vermessungsschiffes „Planet“ (Neuguinea) von Ostasien auf der Heimreise begriffen war, und traf mit diesem Dampfer zusammen. Die „Königsberg“ übernahm die etwa 100 Mann starke „Planet“-Besatzung, bis auf ein Wachtkommando für den „Zieten“. Der Lloyddampfer fuhr nebst einem kleineren Hansadampfer „Goldenfels“ unter Mitnahme der Besatzung des versenkten englischen Dampfers zur portugiesisch-ostafrikanischen Küste und

ankerte in Moçambique. Der Rest der Besatzung des „Planet“ und sonstige an Bord des „Zieten“ befindliche deutsche Wehrpflichtige kamen später unter mannigfachen Schwierigkeiten in Booten die Küste entlang, zum Teil auch über Land in das deutsche Gebiet und nahmen an dem Kampf um die deutsche Kolonie teil.

Von den in Daressalam ausgerüsteten beiden Hilfsdampfern mit Kohlen und Proviant konnte, wie bereits erwähnt, nur der erste, die „Somali“, ein Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie von 2600 t Größe, ausfahren. Dieser erreichte glücklich die „Königsberg“ und führte ihr Kohlen und Proviant zu. Die „Königsberg“ fuhr nach Kohlenübernahme aus der „Somali“ nach Madagaskar, wo sie den Hafen Majunga jedoch völlig leer fand. Nach weiterer Kreuzerfahrt nördlich von Madagaskar sah sie sich infolge Kohlenmangels zur Rückkehr an die ostafrikanische Küste gezwungen und fuhr im September 1914 in das Rufiji-Delta ein.

Von dort aus machte sie, nachdem sie vom Schutzgebiet aus, hauptsächlich mit Hilfe des in der Pangani-Mündung verborgenen Schleppers „Hedwig“, mit Kohlen versorgt war, am 20. September 1914 einen Vorstoß nach Sansibar. Die „Königsberg“ verließ am 19. September nachmittags ihren Liegeplatz in der Rufiji-Mündung und traf am 20. September morgens früh um 5 Uhr noch bei völliger Dunkelheit auf der Reede von Sansibar ein. Die Einfahrt gelang ohne Unfall, obwohl alle Leuchtfeuer gelöscht und alle Bojen entfernt waren. Der kleine englische Kreuzer „Pegasus“ (2200 t mit acht 10,2 cm-Geschützen) lag zu Anker und hatte kein Feuer auf. Die „Königsberg“ begann sofort die Beschießung, die von dem anscheinend völlig überraschten „Pegasus“ auch bald erwidert wurde. Der Kampf spielte sich auf eine Entfernung von 6—7000 Metern ab. Von unserer Seite wurden insgesamt 270 Schuß abgegeben. Die „Königsberg“ schoß ausgezeichnet, fast jeder Schuß war ein Treffer. Die Haltung der Besatzung war tadellos, die Geschütze wurden mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit bedient. Der „Pegasus“ erhielt viele Volltreffer, von denen einer eine größere Explosion im Vorschiff hervorrief. Bald brannte der englische Kreuzer an mehreren Stellen und legte sich mit Schlagseite über. Auf feindlicher Seite war die artilleristische Leistung weniger gut, alle Schüsse gingen ins Wasser; die „Königsberg“ wurde nicht von einem Schuß getroffen. Die „Königsberg“ brachte noch durch einige Treffer den Dampf-

kessel auf dem englischen Wachtschiff zur Explosion und beschädigte die englische Funkenstation auf Sansibar schwer, so daß sie zeitweise betriebsunfähig wurde. In einem vor der Station angelegten Erdwerk wurden 45 Askari getötet. Nach diesem erfolgreich durchgeführten Unternehmen kehrte die „Königsberg" wieder in das Rufiji-Delta zurück. Die Verluste auf dem „Pegasus" waren sehr groß gewesen. Nach Reutermeldung waren von der 250 Mann starken Besatzung 2 Offiziere und etwa 60 Mann getötet und 50 Mann verwundet worden. U. a. wurde der erste Offizier, Lieutenant-Commander Turner, welcher als Parlamentär die Verhandlungen in Daressalam geführt hatte, tödlich verletzt. Der „Pegasus" versank kurz nach dem Gefecht, nachdem die Verwundeten an Land gebracht waren und der Rest der Besatzung gleichfalls an Land gegangen war.

Die Engländer versammelten nun eine Anzahl Kriegsschiffe vor der ostafrikanischen Küste, darunter besonders einige Kreuzer der Weymouth-Klasse, welche jeder allein sowohl an Größe wie an Fahrtgeschwindigkeit, wie endlich an Geschützen (15,2 cm-Geschütze gegenüber den 10,5 cm-Geschützen der „Königsberg") dem deutschen Kreuzer weit überlegen waren. Die englischen Kriegsschiffe begannen allenthalben nach der „Königsberg" zu suchen und fuhren auch in sämtliche Buchten der ostafrikanischen Küste hinein. Nur das Rufiji-Delta blieb zunächst unberührt, da die Engländer wohl auf Grund ihrer Karten die Einfahrt in die Flußmündung nicht für möglich hielten. Erst Ende Oktober 1914 wurde der Aufenthalt der „Königsberg" von den Engländern entdeckt, und zwar durch Ausfragen gefangen genommener Eingeborener aus Kiomboni, einer Ortschaft an dem gleichnamigen Mündungsarm des Rufiji. Von da ab begannen die verschiedenen Versuche der feindlichen Kriegsschiffe, den deutschen Kreuzer zu vernichten, welche schließlich zum Erfolg führen sollten (s. Kap. 6).

Am 19. Oktober fuhr ein englischer Kreuzer in die Lindibucht ein und sandte eine Pinasse den Kriek aufwärts, in welchem der Dampfer „Präsident" (3400 t) der Deutschen Ostafrika-Linie Zuflucht gesucht hatte. Der Dampfer wurde von dem Engländer als Prise erklärt, mußte indessen zurückgelassen werden, da von der deutschen Besatzung wichtige Maschinenteile entfernt waren.

Am 21. Oktober 1914 erschien ein moderner englischer Kreuzer vor Daressalam. Er ankerte soweit außerhalb, daß ein von ihm gesetztes

Signal mit den vorhandenen Gläsern nicht ausgemacht werden konnte. Nach einer halben Stunde begann der Kreuzer zu feuern. Er gab zunächst einige einzelne Schüsse ab und eröffnete dann ein Salvenfeuer auf die im Kriek von Daressalam liegenden Dampfer „Feldmarschall" und „König". Der Hafenkapitän Stiehler und Gouvernementssekretär Schoen fuhren in der Hafenpinasse unter Parlamentärflagge zum Kreuzer hinaus, welcher darauf das Schießen einstellte, und protestierten unter Hinweis auf das geschlossene Abkommen gegen die Beschießung. Der Kommandant des Kreuzers, dessen Name ebenso wie die Namen auf den Mützen der Matrosen verdeckt war, ließ die Herren gar nicht an Bord kommen, sondern erklärte, das Abkommen, das er als „absurd" bezeichnete, ginge ihn nichts an. Er habe geschossen, weil die deutschen Dampfer Antennen für Funkentelegraphie an ihren Masten hätten. Er deutete noch an, eventuell könne ja die „Königsberg" im Hafen von Daressalam liegen. Er verlangte die Entfernung der Antennen von den Schiffen bis zum folgenden Tage, widrigenfalls er weiter schießen würde. Der Kreuzer fuhr dann ab. Die deutschen Dampfer waren durch Granatsplitter beträchtlich beschädigt worden. Von der Besatzung waren jedoch nur zwei indische Heizer verwundet worden. Am anderen Morgen erschien der Kreuzer wieder, fuhr jedoch ab, nachdem er sich durch Parlamentärboot von der Entfernung der Antennen überzeugt hatte. An der Fahrt des Parlamentärbootes nahm auch der frühere englische Konsul in Daressalam, Norman King, teil und photographierte die beiden Dampfer mit Genehmigung der deutschen Behörde. Der englische Kreuzer wurde später als die „Chatham" (5500 t) festgestellt.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß diese Beschießung sich gerade am 21. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Trafalgar ereignete und daß am gleichen Tage, wie wir aus einem Funkspruch aus Windhuk ersahen, ein englischer Hilfskreuzer, die „Kinfauns Castle" die offene und unverteidigte Stadt Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika bombardierte. Es scheint, daß in den Kommandanten der beiden Kriegsschiffe an diesem Erinnerungstage das Verlangen nach Heldentaten so groß war, daß sie in Ermangelung anderer Objekte ihre Kanonen auf offen daliegende, widerstandsunfähige Gegenstände richteten. Der Kommandant der „Chatham" erreichte es auch, daß er wegen seiner Heldentat vom 21. Oktober 1914 in einer englischen illustrierten Zeitschrift abgebildet wurde.

Daressalam blieb dann über einen Monat unbehelligt. Erst nach der Schlacht bei Tanga im November 1914 kam es zum wiederholten Bombardement der Stadt durch englische Kriegsschiffe. Vor einem Eingehen hierauf bedarf es jedoch einer Darstellung der Ereignisse, die sich auf dem Lande im Norden des Schutzgebietes abspielten, da diese in einem gewissen Zusammenhang mit den Vorgängen an der Küste standen. Die Ereignisse an den anderen Fronten werden später (in Kap. 7) für sich dargestellt. Bei den weiten Entfernungen und mangelhaften Verbindungen im Schutzgebiet handelte es sich bei den Kämpfen an den sonstigen Binnengrenzen um voneinander getrennte Kriegsschauplätze, die meist nur durch wochenlange Märsche von einem zum anderen zu erreichen waren.

Im Norden der Kolonie wurde am 15. August 1914 die in das deutsche Gebiet vorspringende Enklave Taveta in Britisch-Ostafrika, nahe dem Kilimandscharo, von einer deutschen Schützenkompagnie unter Hauptmann Hering ohne nennenswerten Widerstand besetzt. Als erster Deutscher auf ostafrikanischem Boden in diesem Kriege fiel hierbei der Gouvernements-Förster Bröker. Taveta war die einzige Wasserstelle in englischem Besitz unmittelbar an der deutschen Grenze. Zwischen diesem Platz und der Ugandabahn zieht sich die wasserlose Steppe hin, ebenso wie allenthalben sonst zwischen der deutschen Grenze und der englischen Bahn. Die Besetzung von Taveta war notwendig, um auch an dieser Stelle jenes schwere Hindernis einer breiten Durststrecke zwischen uns und dem Feinde zu haben.

Weiterhin drangen unsere Truppen an verschiedenen Stellen in Richtung auf die Ugandabahn vor, um diese Hauptverkehrsader des Feindes zu durchschneiden. In verschiedenen kleineren Gefechten auf englischem Gebiet wurden dem Feinde Verluste beigebracht. Dieser verfügte, wie oben erwähnt, bei Kriegsanfang in Britisch-Ostafrika und Uganda zusammengenommen über Truppen in ungefähr gleicher Stärke wie die deutsche Schutztruppe. Eine erhebliche Verstärkung wurde durch das Aufgebot der zahlreichen englischen Ansiedler bei Nairobi in Britisch-Ostafrika herbeigeführt, eine weitere durch die in größter Eile erfolgende Heranziehung von Truppen aus Indien, welche zunächst zur Deckung der Ugandabahn gegen deutsche Angriffe verwandt wurden. Am 7. September hatte eine deutsche Abteilung unter Hauptmann Schulz ein Gefecht bei Tsavo an der Ugandabahn. Auf unserer Seite waren nur ein Deutscher und einige Askari verwundet

worden. Bei dem Rücktransport der Verwundeten wurde der Stabsarzt Dr. Schumacher in der Nacht vom 8. zum 9. September im Busch überfallen und trotz Zeigens der Genfer Flagge und obwohl er sich als Arzt zu erkennen gab, aus nächster Nähe niedergeschossen, ebenso der verwundete Kriegsfreiwillige v. Holwede. Nach der auf meinen Protest deswegen von dem englischen Gouverneur Sir H. Belfield in Nairobi erteilten Antwort soll die Tat von farbigen Askari ohne europäische Aufsicht begangen sein. Am 25. September wurde eine andere deutsche Abteilung (die 10. Kompagnie) unter Hauptmann Tafel am Engitoberg von 75 Reitern, in der Hauptsache Engländern und Buren, überfallen, schlug jedoch den Feind zurück, der 19 Tote und eine Anzahl Reittiere und Gewehre zurückließ. Unsere Verluste waren 5 Deutsche (davon 1 Offizier), 6 Askari tot; 9 Deutsche, 13 Askari verwundet, darunter der Führer, Hauptmann Tafel durch einen Dumdumschuß durch den Unterschenkel schwer verwundet.

Am 26. September hatte die aus zwei Kompagnien (4. und 13.) und Patrouillenkorps bestehende Abteilung Schulz am Zusammenfluß des Tsavo und Loldureishflusses ein Gefecht mit feindlichen, hauptsächlich aus Indern bestehenden Truppen. Der Feind erlitt namhafte Verluste, auf unserer Seite wurden 5 Deutsche, darunter der Führer schwer, verwundet.

Näher nach der Küste hin drangen gleichfalls deutsche Truppen auf englisches Gebiet vor. Am 22. September wurde ein englisches Lager bei Majoreni nach Gefecht von einer Abteilung unter Hauptmann v. Boemcken, zu der auch das arabische Hilfskorps (s. Kap. 3) gehörte, genommen. Dabei wurde der eine Kompagnie führende Oberl. d. Res. (Geh. Reg.-Rat) Methner durch Explosion einer Schwarzpulvermine schwer verletzt, ein anderer Deutscher, Feldwebel Hersing, verlor dadurch sein Leben. Weiterhin marschierten Truppen unter Major Baumstark in Richtung auf Mombassa nach Norden vor. Diese Abteilung stieß am 8. Oktober bei Gazi an der Küste südlich von Mombassa auf stark überlegene feindliche Truppen. Nach siebenstündigem Gefecht, an dem auf englischer Seite auch Marinemannschaften teilnahmen, brach Baumstark wegen Munitionsmangels und drohender Umgehung das Gefecht ab, bei dem auf unserer Seite 3 Deutsche, davon 1 Offizier, verwundet wurden. Die Abteilung marschierte dann wieder zur deutschen Grenze zurück.

Anfang November 1914 erfolgte der erste große Vorstoß der Engländer gegen unsere Kolonie. Eine starke englische Streitmacht von 8000 Mann, hauptsächlich Indern, versuchte nach Landung bei Tanga sich der Stadt und Bahn zu bemächtigen.

Am 2. November früh erschienen 2 englische Kriegsschiffe und 14 mit Truppen beladene Transportschiffe auf der Außenreede von Tanga. Auf das Signal, ein Parlamentärboot zu senden, fuhr der Bezirksamtmann Dr. Auracher an Bord des englischen Kreuzers „Fox". Es war dies ein alter aus dem Jahre 1893 stammender Kreuzer von 4450 t Größe. Der englische Kommandant forderte unter Kündigung des früher getroffenen Abkommens die bedingungslose Übergabe von Tanga innerhalb ganz kurzer Frist, widrigenfalls er die Stadt bombardieren werde. Gleichzeitig verlangte er Auskunft darüber, ob die Hafeneinfahrt durch Minen gesperrt sei und bedrohte den Bezirksamtmann mit Erschießen, falls er keine richtigen Angaben darüber mache. Dr. Auracher lehnte es ab, eine solche Auskunft zu erteilen und behielt sich die Beantwortung des Ultimatums vor. Er fuhr dann an Land und traf die nötigen Vorkehrungen für die unmittelbar bevorstehende Beschießung, da die Frist bei seiner Rückkehr nach Tanga beinahe abgelaufen war. Er selbst trat als Reserveoffizier zur Truppe. An Militär befand sich zu dieser Zeit in Tanga nur ein Zug unter Leutnant d. L. (Assessor) Kempner, nördlich von Tanga in einigen Stunden Entfernung die übrigen beiden Züge der Kompagnie unter Hauptmann d. R. (Pflanzer) Adler.

Die Engländer führten ihre Drohung des Bombardements nicht aus, trafen aber auch zunächst keine Anstalten zur Truppenlandung, manöverierten vielmehr in der Nähe der Küste hinter dem östlich von Tanga gelegenen Landvorsprung Ras Cazone, so daß zeitweise der Eindruck entstand, als wollten sie von einer Landung dort ganz absehen und weiter nach Süden dampfen. Erst in der nächsten Nacht begannen sie ihre Truppen zu landen.

Der Kommandeur stand zu dieser Zeit mit seinen Haupttruppen am Kilimandscharo. Teile der Truppe standen bei Moschi, andere waren bis über Taveta hinaus in das englische Gebiet vorgeschoben. Eine Abteilung unter Major Kraut stand am Longidoberg, nordwestlich vom Kilimandscharo. Oberstleutnant v. Lettow traf nach dem Eingang des Telegramms über das Erscheinen der englischen Schiffe vor Tanga sofort seine Dispositionen, um den feindlichen Landungs-

truppen bei Tanga mit möglichst starken Kräften entgegenzutreten. Er sandte die in der Nähe von Moschi, dem Ausgangspunkt der Usambarabahn, stehenden Truppen mit der Bahn nach Tanga, auf der eine Fahrt über diese Strecke etwa 12—14 Stunden erforderte. Für den Herantransport der etwas nördlicher stehenden ausschließlich aus Deutschen zusammengesetzten Schützenabteilung unter Hauptmann v. Prince, welche einen hervorragenden Anteil an der Schlacht bei Tanga nehmen sollte, wurden die wenigen vorhandenen Automobile benutzt. Auch Major Kraut erhielt den Befehl, mit seinen Truppen unter Zurücklassung nur einer kleinen Abteilung am Longido nach Moschi zu marschieren, um von dort gleichfalls nach der Küste transportiert zu werden. Der Glücksumstand einer zufälligen Telephonunterbrechung bewirkte, daß Major Kraut den Befehl verspätet erhielt und zwar erst am folgenden Tage, als der gleichzeitig mit dem Vorgehen auf Tanga einsetzende Angriff starker englischer Streitkräfte auf den Longido bereits begonnen hatte. So befand sich seine ganze Abteilung noch dort, sie konnte trotz der feindlichen Übermacht den Angriff der Engländer erfolgreich zurückweisen und ein Eindringen des Feindes in das Schutzgebiet auch an dieser Stelle verhindern (s. weiter unten).

Die Engländer begannen, wie oben erwähnt, erst in der Nacht vom 2. zum 3. November an der Küste bei Ras Cazone Truppen zu landen. Ihre Versuche, zwei Pinassen in den Hafen hereinzuführen und dort Truppen an Land zu setzen, wurden durch Maschinengewehrfeuer verhindert.

Am 3. November früh gingen englische Truppen von Ras Cazone aus gegen Tanga vor. Hier trat ihnen Hauptmann Adler mit seiner Kompagnie entgegen, welche im Laufe des Tages durch die beiden ersten von Moschi eintreffenden Kompagnien (Hauptmann Poppe und Oberleutnant d. R. Merensky) verstärkt wurden. Die Engländer, welche bisher nur einen Teil ihrer Truppen gelandet hatten, zogen sich vor dem ihnen entgegengesetzten Widerstand zunächst zurück und landeten ihre übrigen Truppen. Diese bestanden aus dem englischen Loyal North Lancashire-Regiment (8 Kompagnien zu 100 Mann) sowie 8 indischen Regimentern, jedes Regiment zu 900 Mann, ferner einigen Spezialtruppen (Pioniere, Signaltruppen usw.). Den Oberbefehl über die englische Streitmacht führte der Generalmajor Aitken.

Der Abtransport der deutschen Truppen von Moschi nach Tanga,

der in verhältnismäßig kurzer Zeit bewerkstelligt wurde, stellte in Berücksichtigung der Verhältnisse der Bahn und ihrer Verkehrsmittel eine beträchtliche Leistung der Usambarabahn unter ihrem Direktor Kühlwein dar. Die deutschen Kompagnien trafen allmählich in Tanga ein. Am 4. November, dem Hauptschlachttag, waren insgesamt rund 1000 Mann mit 21 Maschinengewehren auf deutscher Seite versammelt. Der Kommandeur selbst kam in der Nacht vom 3. zum 4. November in Tanga an und besichtigte sofort in Begleitung des Hauptmanns beim Stabe, Freiherrn v. Hammerstein, die feindliche Aufstellung bis zu den feindlichen Vorposten. Das am Strande dicht bei der Stadt an dem Wege nach Ras Cazone belegene deutsche Hospital war zu dieser Zeit bereits vom Feinde besetzt. An dem Eisenbahndamm, welcher, von Westen kommend, nach Norden zum Meere umbiegt und die Stadt im Osten umschließt, nahmen Teile unserer Truppe Gefechtsaufstellung, während der Kommandeur zur eventuellen Verwendung für Flankenangriffe starke Reserven zurückhielt. Um 3 Uhr nachmittags am 4. November ging der Feind zum Angriff vor, an dem das englische Bataillon sowie mehrere indische Regimenter teilnahmen. Gleichzeitig begannen die englischen Schiffsgeschütze ihr Feuer.

Ein Teil der am Bahndamm stehenden deutschen Askaritruppen vermochte dem Anprall der an Zahl weit überlegenen Feinde nicht stand zu halten und ging zurück. Die Feinde drangen in die Stadt ein, wurden jedoch durch Gegenangriff unserer Truppen, vor allen der deutschen Schützen unter Hauptmann a. D. v. Prince wieder hinausgeworfen. Dieser rühmlich bewährte Kolonialheld hatte seit dem Anfange deutscher Kolonialtätigkeit in Ostafrika viele Kämpfe mit Eingeborenen durchgefochten und war wegen seiner Kühnheit unter dem Eingeborenennamen „Sakkarani“ (vor Kampflust trunken) bekannt geworden. Jahrelang hatte er dann friedlich als Pflanzer in den Usambarabergen gearbeitet. Nun traf ihn im Kampf mit den Engländern um seine heißgeliebte Kolonie die tödliche Kugel.

Der Kommandeur hatte infolge des Vordringens der Engländer den größten Teil seiner Reserven eingesetzt. Nur eine Kompagnie stand ihm noch zur Verfügung. Eine weitere Kompagnie aus Moschi war auf der Bahn unterwegs und sollte in kurzem eintreffen. Die Lage gestaltete sich jedoch so, daß der Kommandeur das Eintreffen dieser Kompagnie für den von ihm beabsichtigten Flankenangriff

nicht glaubte abwarten zu können. Er setzte seine letzte Kompagnie allein zu diesem Angriff auf die englische linke Flanke von der Panganistraße aus an. Der feindliche linke Flügel wurde umfaßt. Das Feuer der deutschen Maschinengewehre, die von altbewährten deutschen Unteroffizieren vorzüglich bedient wurden, wirkte vernichtend auf den Gegner. An einer Stelle wurde eine geschlossen in Reserve liegende Inderkompagnie restlos niedergemäht. Der Feind begann in Richtung auf Ras Cazone zurückzuweichen. Bei den indischen Truppen setzte eine Panik ein. Die nach Beginn des deutschen Flankenangriffes aus Moschi eingetroffene weitere deutsche Kompagnie war, als der deutsche Gegenangriff bereits in gutem Fortschreiten war, gleichfalls noch eingesetzt worden. Die Truppen verfolgten, während die englischen Schiffsgeschütze in verstärktem Maße Tanga bombardierten, den fliehenden Feind in Richtung auf Ras Cazone, bis der Einbruch der Dunkelheit der Verfolgung ein Ziel setzte. Bemerkenswert ist, daß bei dem Kampfe am 4. November sowohl Teile der deutschen wie der englischen Truppen zeitweise von wilden Bienen stark belästigt wurden.

Der Hauptteil der deutschen Truppen ging nach Einsetzen der Dunkelheit längs der Bahn einige Kilometer westlich von Tanga auf Kange zurück, wurde jedoch auf Befehl des Kommandeurs noch in der Nacht wieder nach Tanga zurückgeführt.

Am Morgen des 5. November standen unsere Truppen, deren Zahl durch die weiter mit der Bahn herangekommenen Verstärkungen noch etwas erhöht war, dem bei Ras Cazone befindlichen Feind gegenüber. Die aus Moschi herabbeförderte Feldbatterie unter Hauptmann der Res. Hering beschoß mit einer der früher als Salutgeschütz in Daressalam aufgestellt gewesenen, mit Schwarzpulver schießenden Kruppschen Kanonen die im Hafen von Tanga liegenden englischen Schiffe. Nachdem einige Volltreffer erzielt waren, verließen die Schiffe den Hafen und fuhren zum Ras Cazone hinaus. Die Beschießung unseres Geschützes seitens des Kreuzers „Fox" verursachte keine Verluste. An Land fanden nur Kämpfe von Patrouillen statt, welche von deutscher Seite zur Aufklärung in Richtung auf die feindlichen Stellungen entsandt wurden.

Ein Angriff unserer Truppen auf die bei Ras Cazone befindlichen feindlichen Truppen, welche in Eile Feldbefestigungen angelegt hatten, war angesichts der zahlenmäßigen großen Überlegenheit des

Feindes und des dort für einen Angriff ungünstigen Geländes, welches von den englischen Schiffsgeschützen bestrichen werden konnte, nicht ausführbar. In dieser Lage erschien ein englischer Parlamentär, welcher um die Genehmigung des Abtransportes verwundeter englischer Offiziere nachsuchte. Erst hieraus wurde die Absicht des Feindes, abzuziehen, bekannt und im Zusammenhange mit sonst einlaufenden Nachrichten die ganze Schwere seiner Niederlage.

Es wurde dem Feinde gestattet, einige 60 Schwerverwundete, darunter 10 Offiziere, auf das englische Hospitalschiff zu bringen, nachdem sie ihr Ehrenwort abgegeben hatten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland oder seine Verbündeten zu kämpfen. Am 6. und 7. November dampfte die englische Flotte, nachdem sämtliche Truppen an Bord gegangen waren, wieder ab. Die mit so bedeutenden Mitteln unternommene Expedition war also, ungeachtet der großen Überlegenheit der Engländer, sowohl was die Zahl der Truppen wie die Geschütze und sonstigen Hilfsmittel anbetrifft, vollkommen gescheitert. Mit welch sicherem Erfolge die Engländer gerechnet hatten, geht u. a. daraus hervor, daß sie Personal und Material mitgebracht hatten, um sofort die Verwaltung des Nordens unserer Kolonie übernehmen zu können.

Die Engländer ließen an Gefallenen 150 Engländer und 500 Inder auf dem Schlachtfelde zurück. Gefangen genommen wurden 2 englische Offiziere, 16 englische Unteroffiziere und Mannschaften, 29 Inder. Nicht eingerechnet sind die oben erwähnten Schwerverwundeten, deren Abtransport gestattet wurde. Außerdem wurde eine große Zahl verwundeter Engländer und Inder vom Feinde an Bord genommen. Die Größe der englischen Gesamtverluste ist nicht sicher bekannt geworden. Die unmittelbar nach der Schlacht vom Kommando gemeldete Zahl 1200 war sicher erheblich zu niedrig gegriffen, ebenso wahrscheinlich die verschiedentlich von Engländern genannte Zahl 1400. Erbeutet wurden 8 Maschinengewehre, 455 englische Gewehre, ½ Million Patronen, viele Ausrüstungsstücke und Verpflegung. Einer der s. Zt. im September durch den englischen Kreuzer „Pegasus“ von Tanga weggeschleppten Leichter wurde zurückerobert.

Die indischen Regimenter, welche in der Schlacht bei Tanga stark gelitten hatten, wurden nach der Insel Pemba gebracht, wohl um

zu verhindern, daß die englische Niederlage und die Zahl der Verwundeten allzu sehr bei den Farbigen an der Küste bekannt wurde.

Auf unserer Seite waren die Verluste im Verhältnis zur Größe des Erfolges und zu den Verlusten des Feindes außerordentlich gering. Es waren gefallen 15 Deutsche, davon 5 Offiziere, 35 Askari, 13 Träger; verwundet 23 Deutsche, davon 8 Offiziere, 52 Askari, 4 Träger. Gefangen wurde ein Deutscher. In Tanga war eine Anzahl von Häusern schwer beschädigt worden, doch hatte ein großer Teil der Stadt nicht erheblich gelitten.

Unsere Truppen hatten in der dreitägigen Schlacht unter der hervorragenden Führung des Oberstleutnants v. Lettow gegen den am entscheidenden Tage achtfach überlegenen Gegner Außerordentliches geleistet. Nicht nur die Europäer hatten treueste Hingabe und Heldenmut gezeigt, sondern auch unsere braven Askari. Dieses war um so höher zu bewerten, als die Askari vor dem Kriege nur in Buschkämpfen gegen aufständische Eingeborene ihre kriegerischen Fähigkeiten hatten an den Tag legen können, und noch niemals gegen einen europäischen Gegner gekämpft hatten. Es ist zu bewundern, daß sie trotz der großen englischen Schiffsgeschütze, welche 15,2 cm-Granaten verfeuerten, und der vielen feindlichen Maschinengewehre und sonstigen Hilfsmittel im Kampfe standhielten.

Die Gründe der englischen Niederlage im Bereich der eigenen Schiffsgeschütze gegen eine weit unterlegene Streitmacht sind neben der ausgezeichneten Führung des deutschen Kommandeurs und dem Heldenmut der deutschen wie farbigen Schutztruppenangehörigen wohl mit in Fehlern der englischen Führung zu erblicken. Diese bot durch Verzögerung der Landung die Möglichkeit der Heranschaffung deutscher Truppen aus Moschi und machte dann von der eigenen bedeutenden Überlegenheit keinen Gebrauch zu irgendwelchen Umgehungen, ließ sich im Gegenteil von der ungleich schwächeren deutschen Abteilung in der linken Flanke umgehen. Die ganze Art des Vorgehens zeigte ein großes Vertrauen in die eigene Überlegenheit, was auch darin zu Tage trat, daß nur der alte Kreuzer „Fox" und ein anderes minderwertiges Kriegsschiff vor Tanga waren, während mehrere moderne englische Kreuzer sich an anderen Stellen der ostafrikanischen Küste befanden. Auch erscheinen nach dem feigen Verhalten der Inder in der Tangaschlacht — während die Engländer sich tapfer schlugen — im Vergleich zu dem mancher anderen in-

dischen Truppen bei späteren Gelegenheiten die von Engländern gemachten Angaben glaubhaft, daß diese ersten in Eile aus Indien nach Ostafrika gesandten Truppen minderwertig waren.

Auf dem Schlachtfeld von Tanga wurde ein sehr interessantes Heft erbeutet, die „Field Notes on German East Africa, General Staff India" (Feldnotizen über Deutsch-Ostafrika, Generalstab Indien), August 1914, das in Simla in Indien herausgegeben war und aus der Feder des bis zum Kriegsausbruch in Daressalam tätigen englischen Konsuls Norman King stammte. Das Heft enthielt wertvolle Angaben für die englische Kriegführung in Deutsch-Ostafrika, insbesondere über die Stärke unserer Truppen, deren Bewaffnung usw. und bewies, daß die Aufgaben des Konsuls King wesentlich mit darin bestanden hatten, die Informationen für eine englische Eroberung Deutsch-Ostafrikas zu beschaffen. Gegenüber den feindlichen Lügen, als ob wir in unserer Kolonie die Eingeborenen militarisiert und eine Eroberung der angrenzenden englischen Kolonien vorbereitet hätten, ist die folgende Feststellung des Konsuls King in seinen Feldnotizen wesentlich: „Natürlich ist die ursprüngliche Aufgabe dieser Truppen (der deutschen Schutztruppe und der Polizeitruppe), Eingeborenenaufstände in Deutsch-Ostafrika zu unterdrücken und nicht das Land gegen einen Feind von außerhalb zu verteidigen oder gar die Offensive zu ergreifen."

In einem Anhang, „Die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika", bezeichnet King es als „nicht unwahrscheinlich, daß die kriegerischen Stämme, die nur durch die starke Hand der deutschen Regierung im Zaume gehalten werden, sich erheben werden, falls die Deutschen durch Konzentrierung der Streitkräfte die Überwachung schwächen." Diese Voraussage sollte sich glücklicherweise keineswegs bestätigen. Im Gegenteil, die Eingeborenen haben während des ganzen Krieges treu zu uns gehalten.

Während das englische Hauptexpeditionskorps bei Tanga diese schwere Niederlage erlitt und wieder abziehen mußte, wurde auch ein gleichzeitiger weiter im Inneren unternommener Versuch der Engländer, in Deutsch-Ostafrika einzudringen, vereitelt. Es gingen von Britisch-Ostafrika aus beträchtliche Streitkräfte gegen den nordwestlich vom Kilimandscharo gelegenen Longidoberg vor, wo Major Kraut mit einigen Kompagnien (86 Deutsche, zirka 600 Askari und 6 Maschinengewehre) Stellungen besetzt hatte. Die englische Streit-

macht bestand aus etwa 350 berittenen ostafrikanischen Schützen, welche aus englischen und burischen Ansiedlern in Britisch-Ostafrika gebildet waren, sowie aus mehreren indischen Kompagnien, insgesamt etwa 1500 Mann mit 8 Maschinengewehren und 6 Geschützen. Der englische Angriff erfolgte am 3. November gleichzeitig an der Südfront, Nordostfront und Nordfront der deutschen Stellung. Nach hartnäckigem Kampfe, der ohne Unterbrechung 15½ Stunden dauerte, ging der Feind fluchtartig in der Richtung auf den Erokberg auf englisches Gebiet zurück. Zuerst wurde der von Süden angreifende, aus Reitern bestehende Feind zurückgeschlagen. Unsere dort freigewordenen Truppen griffen die linke Flanke des dem Zentrum der Abteilung Kraut gegenüberstehenden Gegners an, was den Kampf zu unseren Gunsten entschied.

Der Feind erlitt beträchtliche Verluste. Nach englischen Angaben betrugen sie 19 Tote, 32 Verwundete und 3 Vermißte. Diese Zahlen dürften jedoch zu gering sein, da nach Meldung unserer Truppen bei flüchtiger Zählung 35 tote Inder und Europäer gesehen wurden und außerdem der Feind mehrere Massengräber hinterließ. Gefangen wurden 1 Engländer und 2 Inder, erbeutet eine Anzahl Reittiere, Gewehre, Munition usw. Unsere eigenen Verluste betrugen 5 Deutsche (davon 3 Offiziere), 11 Askari gefallen; 5 Deutsche, 19 Askari verwundet.

So wurde auch im Inneren der Angriff des dort an Zahl mehr als doppelt überlegenen Feindes von unseren tapferen Truppen zurückgewiesen.

Kapitel 6.

Kriegerische Ereignisse im Ostteil von November 1914 bis März 1916.

Nach dem völligen Mißlingen des Unternehmens bei Tanga unterließen die Engländer irgendwelche Landungsversuche an der ostafrikanischen Küste, bis im Jahre 1916 die große Offensive begann. Ihre Tätigkeit an der Küste beschränkte sich auf Maßnahmen und Unternehmungen der Marine. Die englischen Kriegsschiffe verhinderten jeden Schiffsverkehr an der ostafrikanischen Küste. Sie

blockierten den Kreuzer „Königsberg" in der Rufiji-Mündung und machten immer wiederkehrende Versuche, diesen zu vernichten, welches Ziel ihnen nach vielen Fehlschlägen schließlich Mitte 1915 (s. weiter unten) auch gelang. Ferner bombardierten sie wiederholt offene Städte an unserer Küste.

Nach dem glücklichen Ausgang der Schlacht bei Tanga war die Frage der Verteidigungsmöglichkeit von Daressalam gegenüber feindlichen Landungen erneut geprüft worden. Nachdem der Chef der Etappenleitung in Morogoro, General Wahle, welcher gleichzeitig Militärbefehlshaber für diesen Teil der Kolonie war, nach Benehmen mit dem örtlichen Militärbefehlshaber der Truppen bei Daressalam, dem Hauptmann v. Kornatzky, diese Frage bejaht hatte, ermächtigte ich am 25. November 1914 unter Aufhebung der früher getroffenen Anordnungen den General Wahle, die zur Verteidigung Daressalams erforderlichen Maßnahmen zu treffen und erteilte meinem Vertreter für Zivilangelegenheiten in Daressalam, dem Regierungsrat Dr. Humann, entsprechende Anweisung. General Wahle begab sich am 26. November nach Daressalam, um die nötigen militärischen Vorkehrungen zu treffen. Ehe jedoch noch irgendwelche Verteidigungsanlagen hatten geschaffen werden können, erschienen am 28. November früh auf der Reede von Daressalam mehrere englische Kriegsschiffe, nämlich das englische Schlachtschiff „Goliath" (13150 t) und der Kreuzer „Fox", sowie die armierten kleinen Dampfer „Hellmuth" und „Kadett" (frühere Schlepper der Deutschen Ostafrika-Linie). Da durch Flaggensignale um die Entsendung eines Parlamentärbootes ersucht wurde, begab sich Regierungsrat Dr. Humann mit zwei anderen Beamten an Bord des „Fox", wo ihn der Kommandant Kapitän Caulfield empfing.

Dieser forderte unter Kündigung des am 8. August 1914 geschlossenen Abkommens die Zulassung der Besichtigung der im Hafen liegenden deutschen Dampfer auf ihre Fahrfähigkeit hin. Als daraufhin von Regierungsrat Humann die Einfahrt einer Pinasse gestattet wurde, fuhren entgegen dieser Abmachung zwei armierte Pinassen ein, legten an den im Hafen liegenden Dampfern an und zerstörten nicht nur durch Sprengungen die Maschinen, sondern begannen auch die auf den Dampfern befindlichen Schiffsbesatzungen gefangen zu nehmen. Als eine dritte armierte Pinasse in den Hafen einfahren wollte, gab der Befehlshaber der Truppe

in Daressalam, Hauptmann v. Kornatzky, den Befehl zur Beschießung dieser Pinasse mit Maschinengewehr. Die Pinasse machte darauf Kehrt. Den beiden anderen Pinassen glückte es trotz heftiger Beschießung von Land aus, wenn auch unter Verlusten, wieder aus dem Hafen herauszufahren und ihre Gefangenen, 15 Deutsche, darunter eine Stewardeß, sowie einige Araber, Chinesen und Inder mitzuführen. Der übrigen Besatzung war es geglückt, vorher an Land zu flüchten. Die englischen Kriegsschiffe hatten alsbald nach Beginn der Beschießung der ersten Pinasse ein heftiges Bombardement der Hafeneinfahrt und der in der Nähe stehenden Gebäude begonnen. Besonders war das nahe dem Meeresufer von außen weithin sichtbare Gouverneurpalais das Ziel der Beschießung mit 30,5 cm- und 15,2 cm-Granaten. Dieses schöne, im arabischen Stil erbaute Gebäude (s. Taf. 5) erhielt eine Anzahl Treffer und ging in Flammen auf, wobei auch unser gesamtes persönliches Eigentum verloren ging. Mehrere benachbarte Gebäude wurden gleichfalls beschädigt. Die Beschießung dauerte bis 5 Uhr nachmittags, worauf die englischen Kriegsschiffe die Reede verließen und außer Sicht kamen. Unsererseits wurden auf dem „Feldmarschall" 3 englische Marineoffiziere und 8 Matrosen, die sich auf dem Dampfer verspätet hatten, gefangen genommen.

Am 30. November früh erschienen die gleichen englischen Kriegsschiffe wiederum vor Daressalam. Seitens des Kreuzers „Fox" wurde ein Signal zum Senden eines Bootes gegeben und dann die weiße Flagge gehißt. Das Signal blieb unsererseits mit Rücksicht auf den schweren Vertragsbruch der Engländer zwei Tage vorher unbeantwortet, ebenso weitere Signale gleicher Art des unter weißer Flagge näher herangefahrenen Schleppers „Kadett". Am Nachmittag bombardierten die Kriegsschiffe erneut Daressalam. Es wurden Salven gefeuert und 300 bis 400 Schuß abgegeben. Eine Anzahl Häuser wurden beschädigt, jedoch war der insgesamt angerichtete Schaden nicht sehr bedeutend.

Das Schlachtschiff „Goliath", welches an diesen Beschießungen unserer ungeschützten Hauptstadt hervorragend beteiligt war, fuhr später nach den Dardanellen. Es ist dort im Mai 1915 durch Torpedoschuß eines türkischen Torpedobootes unter deutscher Führung versenkt worden.

Wie sich bei späterer Gelegenheit aus einem an mich gerichteten

Kreuzer „Königsberg“.

Kapitän z. S. Looff

Schreiben des englischen Geschwaderchefs ergab, sollte diese zweite Beschießung Daressalams ein Strafbombardement für die angebliche Verletzung des Völkerrechts durch die Beschießung der englischen Pinassen von deutscher Seite am 28. November sein. Daß der Vertragsbruch und die Völkerrechtsverletzung auf englischer Seite waren, ergibt sich aus der vorstehenden Darstellung. Die weggeschleppte Stewardeß wurde übrigens später von den Engländern wieder zurückgesandt. Europäer wurden bei keinem dieser Bombardements getroffen, von Eingeborenen wurden am 30. November einige Askariweiber getötet und verwundet.

An der Küste war weiterhin die Tätigkeit der englischen Kriegsschiffe darauf gerichtet, die „Königsberg" zu vernichten, deren Aufenthalt, wie im Kap. 5 erwähnt, Ende Oktober 1914 durch Ausfragen von den Engländern gefangener Eingeborener entdeckt war. Das englische Kreuzergeschwader hatte von der britischen Admiralität den Befehl erhalten, die „Königsberg" zu versenken oder zu vernichten, koste es was es wolle (to sink or destroy the „Königsberg" at any costs). Es waren zu diesem Zweck beträchtliche englische Seestreitkräfte vor unserer Küste zusammengezogen. Am 1. November begannen von See aus die unmittelbar an die Mündung herangefahrenen englischen Kreuzer „Chatham" (5500 t), „Dartmouth" und „Weymouth" (je 5300 t Größe), mit 15,2 cm-Geschützen auf 15 000 m Entfernung die Beschießung der „Königsberg". Diese konnte nicht erwidern, da ihre Geschütze an Bord nur eine Reichweite von 12200 m hatten. Die „Königsberg" wurde in der tagelang fortgesetzten Beschießung nicht getroffen, wohl aber erhielt der in ihrer Nähe liegende Dampfer „Somali" einige Treffer, die das Schiff in Brand setzten.

Nachdem die „Königsberg" ihren Liegeplatz einige Kilometer weiter flußaufwärts verlegt hatte, drangen unter heftigem Feuergefecht mit der Landstellung der kleinen Schutztruppenabteilung, welche die Rufijimündungen bewachte, der „Abteilung Delta" unter Korvettenkapitän a. D. Schönfeld einige armierte Dampfer in die Simba-Uranga-Mündung ein und versenkten in der Einfahrt einen großen englischen Frachtdampfer. Sie glaubten damit unseren Kreuzer vollständig eingeschlossen zu haben — in Reuterdepeschen hieß es, die „Königsberg" sei „bottled up" —, doch war dies eine Täuschung. Es blieb Raum genug zum Vorbeifahren. Indessen

waren die Engländer vorsichtig genug, stets Kriegsschiffe weit überlegener Stärke vor der Rufiji-Mündung zu halten.

Am 11. Dezember 1914 erschien vor Tanga der englische Kreuzer „Fox" mit 3 Transportschiffen. Er beschoß die Gegend von Ras Cazone sowie den im Hafen auf Strand sitzenden Dampfer „Markgraf", jedoch ohne Schaden anzurichten, und fuhr darauf wieder ab. Am 16. Dezember beschoß derselbe Dampfer Kilwa Kisiwani, wo sich außer älteren Ruinen nur eine Anzahl von Eingeborenenhütten befanden. Dort wurde lediglich eine am Strande liegende Dhau beschädigt.

Am 23. Dezember machten die Engländer einen neuen Vorstoß an der Rufiji-Mündung. Die vom Kreuzer „Fox" und dem Hilfskreuzer „Kinfauns Castle" begleiteten, stark besetzten und armierten Hilfsdampfer „Duplex" und „Adjutant" versuchten in die Simba-Uranga-Mündung einzufahren, gerieten jedoch in ein heftiges Gefecht mit den deutschen Landstellungen und mußten sich zurückziehen. Am gleichen Tage im Anschluß an diese verunglückte Unternehmung erschien die „Kinfauns Castle" auf der Reede von Kilwa Kivindje, dem südlich des Rufiji belegenen Sitz des Bezirksamts des Kilwabezirkes. Der Hilfskreuzer, derselbe, welcher am Jahrestage der Schlacht von Trafalgar die offene Stadt Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika bombardiert hatte, beschoß ohne Veranlassung und ohne vorherige Ankündigung die unverteidigte und offene Stadt Kilwa. Das Bezirksamt und einige andere Häuser wurden beschädigt, Menschen jedoch nicht verletzt. Da nach diesem Verhalten der Engländer und ähnlichem bei anderen Gelegenheiten auf die Beobachtung des Völkerrechtes, nach dem die Beschießung unverteidigter offener Städte strikt untersagt ist, nicht mehr zu rechnen war, hob ich Anfang 1915 die zum Schutze unserer Küstenstädte getroffene und abgesehen von Daressalam und Tanga bisher noch aufrecht erhaltene Bestimmung, daß sie nicht zu verteidigen seien, als zwecklos geworden auf und ermächtigte das Kommando, sämtliche Küstenstädte, soweit möglich, zu verteidigen. Tatsächlich erwies sich allerdings eine solche Verteidigung später, als die Engländer 1916 zur Besetzung der Küste schritten, fast in allen Fällen als nicht möglich. Alsdann wurden nahezu sämtliche Küstenplätze kampflos von der Truppe aufgegeben (s. Kapitel 12 u. 13).

Was die Kriegführung auf dem Lande anbetrifft, so enthielten sich die Engländer nach dem Fiasko von Tanga und vom Longido für einige Zeit größerer Unternehmungen. Im Inneren wurde in

der Landschaft Sonjo (Bezirk Aruscha), westlich des Magadisees, am 17. November 1914 ein dort befindlicher kleiner deutscher Posten von einer englischen Abteilung überfallen. Dabei fielen der ehemalige Feldwebel der Schutztruppe Bast, ein bekannter alter Afrikaner und 5 Askari. Zu weiterem Vordringen der Engländer kam es in jener Gegend jedoch nicht. Ende 1914 und Anfang 1915 begannen die Engländer längs der britisch-ostafrikanischen Küste Truppen in Richtung auf die deutsche Grenze vorzuschieben. Im Januar 1915 wurde der unmittelbar an der Grenze auf deutschem Gebiet gelegene Ort Jassin oder richtiger Jassini von den Engländern besetzt. Die Abteilung des Majors v. Boemcken griff am 12. Januar diesen Ort an und stellte dabei fest, daß dort erhebliche Kräfte des Gegners standen.

Der Kommandeur zog darauf mit Hilfe der Usambarabahn wiederum einen großen Teil der am Kilimandscharo stehenden Truppen nach der Küste zusammen und griff den Feind am 18. Januar 1915 bei Jassini umfassend an. Die deutschen Streitkräfte bestanden aus 9 Kompagnien in Stärke von insgesamt 265 Europäern und 1350 Askari mit 23 Maschinengewehren und 4 Geschützen. Der Kampf gestaltete sich in der unübersichtlichen Pflanzung (Sisal zwischen Kokospalmen) sehr schwierig und verlustreich für unsere Truppe. Besonders war dies der Fall an einer Stelle, an der der Feind ein kleines Fort errichtet hatte, dessen Vorhandensein erst im Gefechte selbst aus nächster Nähe festgestellt werden konnte. Hier fielen u. a. der beliebte Vertreter des Kommandeurs, Major Kepler und einige der bewährten, lange im Schutzgebietsdienst stehenden Kompagnieführer. In dem Kampfe bei Jassini erhielt auch der Hauptmann beim Stabe Freiherr v. Hammerstein, ein durch militärische Fähigkeit wie persönliche Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneter Offizier, der vor dem Kriege mein Adjutant gewesen war, eine tödliche Verwundung, der er nach einigen Tagen erlag. Die vom Feinde besetzte Fabrik der Pflanzung Jassini, sowie einige andere gleichfalls zur Verteidigung eingerichtete Gebäude wurden im Sturm genommen. Der Tapferkeit der Truppe gelang es, in hartnäckigem Kampfe alle Entsatzversuche des Feindes abzuschlagen, zu denen der General Tighe Truppen aus dem Umbatal heransandte.

Am 19. früh erfolgte, nachdem es trotz der großen örtlichen Schwierigkeit gelungen war, Artilleriefeuer auf das Fort zu richten, die

Kapitulation der aus vier indischen Kompagnien zusammengesetzten Besatzung des Forts. Es wurden 283 indische Soldaten sowie eine Anzahl farbiger Träger gefangen genommen. Erbeutet wurden 350 englische Gewehre, viele Patronen, ein Maschinengewehr, Ausrüstung und Verpflegung. Die englischen Gesamtverluste wurden in dem in Nairobi erscheinenden East African Standard auf 18 Offiziere, 360 Mann angegeben, davon tot 3 Offiziere und 35 Mann. Sie dürften aber tatsächlich weit größer gewesen sein.

Wir hatten in diesem Gefecht gleichfalls schwere Verluste. Es fielen 7 Offiziere, 18 deutsche Unteroffiziere und Mannschaften, 53 Askari, 6 Träger, 2 Boys. Verwundet wurden 15 Offiziere, davon 2 tödlich, 23 deutsche Unteroffiziere und Mannschaften und eine Anzahl Askari. Unter den Leichtverwundeten befand sich auch der Oberstleutnant v. Lettow. Unsere Truppen hatten sich auch in diesem schweren Kampfe ausgezeichnet gehalten. Deutsche wie Farbige bewiesen in dem sehr schwierigen Kampfgelände die größte Tapferkeit und zähe Ausdauer ungeachtet der zu dieser Jahreszeit besonders starken Wirkung der glühenden Tropensonne.

Die Stimmung bei unseren Truppen, weißen wie farbigen, war nach diesen Kämpfen vorzüglich, wovon ich mich bei einem Besuch der im Norden stehenden Truppen im Januar 1915 überzeugen konnte.

Mit dem Kommandeur, der nach dem Gefechte bei Jassini mit dem Hauptteil der dabei beteiligt gewesenen Truppen wieder auf der Usambarabahn nach Moschi zurückfuhr, traf ich noch in Tanga zusammen und fuhr dann mit dem einzigen nach der Beanspruchung unserer wenigen Automobile für Truppen- und Verwundetentransporte noch fahrtfähigen kleinen Auto nach Jassini. In dem Lazarett hatte ich gehofft, den armen Hammerstein noch lebend anzutreffen, erhielt jedoch schon in Tanga die Nachricht, daß er der Verwundung erlegen sei. So konnte ich nur noch an seiner Beerdigung teilnehmen und in einigen Worten am Grabe unseren Trauerempfindungen über den Verlust dieses als Soldat wie als Mensch ausgezeichneten Mannes Ausdruck geben. In und bei Tanga standen die übrigen Kompagnien des von Major Baumstark befehligten Bataillons. Bei Ras Cazone, der Landungsstelle der englischen Truppen in der Schlacht bei Tanga, waren nahe dem hoch aufsteigenden Ufer aus-

gedehnte Maschinengewehrstände und Schützengräben mit Unterständen angelegt. In der Hafeneinfahrt waren einige selbstgefertigte Minen ausgelegt. In Tanga fand am 27. Januar zu Kaisers Geburtstag eine Parade statt, bei der ich eine Ansprache an die weißen wie farbigen Truppen hielt. Ich konnte dabei das nachstehende, durch unsere Funkenstation in Daressalam direkt aus Nauen aufgenommene Telegramm des Kaisers verlesen, welches mit großer Begeisterung von den Truppen aufgenommen wurde:

„Gouverneur Ostafrika. Seiner Majestät Sekretariat. Ihre Meldung von dem schönen Sieg bei Tanga in Ostafrika hat mich hoch erfreut. Spreche zu dieser Ruhmestat unserer Schutztruppe meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Übermitteln Sie meine Danksagung an die braven Männer, die fern von der Heimat vielfache Übermacht entscheidend geschlagen haben, zur Ehre des deutschen Namens. Das Vaterland ist stolz auf seine Söhne.

Wilhelm I. R."

In Neu-Moschi, dem Ausgangspunkt der Usambarabahn, traf ich wieder mit dem Oberstleutnant v. Lettow zusammen und besuchte unsere teils bei Moschi, teils bei Taveta auf britischem Gebiet östlich vom Kilimandscharo und im Westen dieses höchsten Berges Afrikas stationierten Truppen. Taveta war ein aus wenigen kleinen Häusern bestehender Ort, in dem es heiß und ungesund war. Von dort dehnt sich bis zur Ugandabahn die wasserlose Steppe aus. Drei kleine Hügel bei Taveta, in deren Nähe die Lager unserer Truppen sich befanden, waren mit Schützengräben und Unterständen versehen. In dieser Gegend sind Nashörner noch häufig. Kurz vor meiner Ankunft war eine kleine Abteilung, welche im Wald Holz für Telegraphenstangen schlug, von einem Nashorn angenommen. Dabei wurde der Oberleutnant d. R. (Pflanzer) B. v. Lekow durch einen Stoß mit dem Horn in den Unterleib sehr schwer verletzt, so daß er erst nach monatelangem Krankenlager wieder hergestellt wurde.

Die Abteilung Kraut hatte zu dieser Zeit ihre exponierte Stellung am Longido aufgegeben und befand sich bei Engare-Nairobi an der Westseite des Kilimandscharo. Die Fahrt von Moschi dorthin mit einem der wenigen noch verwendungsfähigen Automobile führte größtenteils durch offene Steppe, auf der man in der Ferne Herden von Gazellen und anderes Wild beobachten konnte. Ich vermochte,

ohne das Auto zu verlassen, ein Wildschwein zu schießen, das als willkommener Braten für die Truppe mitgenommen wurde.

In dieser Gegend fanden beiderseits nur kleinere Patrouillenunternehmungen statt, bei denen von Seiten unserer Berittenen, darunter einige frühere Buren, bisweilen große Kühnheit an den Tag gelegt wurde. Auch Massai wurden hier noch als Kundschafter verwandt. Diese schlanken, wohlgestalteten Eingeborenen, die in ihrem nahe gelegenen Reservat — und zum Teil auch außerhalb desselben — ein Nomaden- und Viehhirtenleben führen, sind erstaunliche Fußgänger. Sie vermögen ohne Ermüdung das Mehrfache der sonst üblichen Tagemärsche zurückzulegen. Dies ließ sie in Verbindung mit ihrer Intelligenz und ihren sonstigen Eigenschaften als besonders geeignet zum Kundschafterdienst erscheinen. Später stellte sich jedoch heraus, daß unsere Massaikundschafter und die englischen, welche dem in Britisch-Ostafrika ansässigen Hauptteil des Massaistammes entnommen waren, beim Zusammentreffen ihre Kenntnisse gegenseitig austauschten. Es wurde darauf von der weiteren Verwendung von Massai von den meisten Truppenteilen abgesehen.

Nachdem auch der bei Jassini gemachte Versuch, mit indischen Truppen in Deutsch-Ostafrika einzudringen, mißlungen war, entstand eine längere Pause in den englischen Landangriffen. Erst Anfang 1916 wurde nach umfassenden Vorbereitungen und mit vielfach überlegenen Truppen der Plan der Eroberung des Schutzgebietes wieder aufgenommen. Bis dahin blieben die Maßnahmen der Engländer im wesentlichen defensiv.

Der Hauptteil der deutschen Schutztruppe stand während des Jahres 1915 unter Führung des Kommandeurs an der Nordgrenze der Kolonie in der Gegend des Kilimandscharo, vorgeschobene Abteilungen auch auf englischem Gebiet. Es fand eine große Zahl von Vorstößen kleinerer Abteilungen und Patrouillen auf die Ugandabahn statt mit dem Ziel, diese zu zerstören und den Betrieb, besonders die Truppentransporte zu behindern. Diese Unternehmungen stellten an die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer die höchsten Anforderungen. Es waren zwischen den Standorten der Truppe und der Ugandabahn lange Durststrecken zu passieren, während die Ugandabahn selbst mit einer dichten Kette durch Telephon untereinander verbundener Stationen und Posten versehen war. Die Tatkraft und

Ausdauer, mit der die deutschen, meist aus wenigen Mann bestehenden Patrouillen die ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen ertrugen und die mannigfaltigen Hemmnisse überwanden, die die Natur des Landes und der Feind ihnen in den Weg legten, verdienen die höchste Anerkennung. Es gelang unseren Patrouillen, trotz feindlicher Gegenmaßregeln häufig bis an die Ugandabahn heranzukommen. Es wurden in der Zeit von April 1915 bis Anfang 1916 in nicht weniger als 30 Fällen der Bahnkörper oder Züge der Ugandabahn und ihrer Nebenbahnen gesprengt. Diese Nebenbahnen waren die an den Magadisee (englischer Natronsee) führende Bahn und die während des Krieges von der Station Voi der Ugandabahn in Richtung auf die Usambarabahn begonnene Verbindungsbahn. Wiederholt gelang insbesondere die Sprengung von Eisenbahnbrücken. Häufig fanden bei diesen Unternehmungen kleinere Gefechte statt, bei denen der Vorteil meist auf unserer Seite war; andererseits kam es vor, daß einzelne von den Teilnehmern an den kühnen Patrouillenvorstößen auf die Ugandabahn in englische Gefangenschaft gerieten.

Diese Unternehmungen waren für die Engländer äußerst störend und unangenehm, wie sich u. a. darin zeigte, daß die Verhältnisse an der Ugandabahn zum Gegenstand von Anfragen im englischen Unterhaus gemacht wurden. Die Engländer versuchten sich nach Kräften gegen die Zerstörung der Ugandabahn und Behinderung des für ihre weitere Kriegführung nötigen Bahnbaues zu wehren. Dieser war zur Überwindung der wasser- und verpflegungslosen Strecken zwischen der Ugandabahn und der deutschen Grenze in die Wege geleitet. Die Bahn führte von Voi über Bura und Makatau in Richtung auf das von unseren Truppen besetzte Taveta und wurde später bis zum Anschluß an die Usambarabahn nach Moschi durchgeführt. Die Postenlinie an der Ugandabahn und der Neubaustrecke wurde immer dichter, außerdem aber stieß im Juli 1915 der Generalmajor Malleson mit einer beträchtlichen Truppenmacht von Makatau aus vor. Die von Hauptmann Vorberg, Oberleutnant d. R. Merensky und Oberleutnant d. R. (Gouvernementssekretär) Steinhäuser geführten Kompagnien wurden am 14. Juli bei Mbujuni östlich Taveta von etwa 1600 Mann mit Artillerie angegriffen. Die drei Kompagnien schlugen den Angriff des Feindes trotz dessen zahlenmäßiger Überlegenheit vollständig zurück. Es fielen auf feindlicher Seite nach

englischer Meldung 2 Offiziere und 35 Mann; verwundet wurden 4 Offiziere, 120 Mann. Ein Offizier wurde verwundet gefangen. Unsere Truppen erbeuteten 1 Maschinengewehr, Waffen und Signalgerät. Unsere Verluste waren 5 Askari gefallen; 1 Offizier, 11 Askari schwer verwundet, sowie einige leicht verwundet. Erwähnenswert ist, daß am Tage des Gefechtes im Rücken der englischen Truppe eine deutsche Patrouille unter Leutnant d. R. (Gouvernementslandmesser) Schnecko, der sich auch sonst bei den Unternehmungen gegen die Ugandabahn auszeichnete, die Eisenbahn zwischen Voi und Bura sprengte.

Weiterhin fanden noch verschiedene, meist für uns erfolgreiche kleinere Gefechte statt. Am 12. August griff Oberleutnant Freiherr v. Grothe mit einer kleinen Abteilung den auf dem Kasigaoberg, südlich der Ugandabahn in verschanzter Stellung stehenden, 80 Inder starken Gegner überraschend an, stürmte das Lager nach 2½ stündigem Gefecht, nahm 2 englische Offiziere und 38 Inder gefangen und erbeutete Vorräte sowie Waffen und Munition. 7 Inder waren gefallen. Auf unserer Seite waren nur 2 Deutsche und 3 Askari verwundet worden. Der Kasigaoberg diente zeitweise als Rückhalt für deutsche Patrouillenunternehmungen gegen die Ugandabahn. Ende des Jahres 1915 versuchte der Feind sich wiederum dort festzusetzen. Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell überraschte mit einer kleinen Abteilung dort am 7. Dezember ein feindliches Lager. Der Feind verlor 8 Mann tot, 11 Mann gefangen. Es wurde viel Material erbeutet. Unsere Abteilung hatte keine Verluste. Der Kasigaoberg wurde dann bis zum Beginn der englischen großen Offensive im Jahre 1916 von uns besetzt gehalten.

Von den weiteren kleinen Gefechten seien hier nur noch einige erwähnt. Leutnant d. R. Kempner wurde am 26. August 1915 bei Mrima von 50 Indern angegriffen, ging nach kurzem Feuergefecht zum Sturm vor und schlug den Gegner mit einem Verlust von 15 Toten in die Flucht. Auf unserer Seite waren nur 2 Askari und 1 Träger leicht verwundet. Am 21. September 1915 wurde Hauptmann Bauer mit einer Kompagnie am Longidoberge von mehreren Seiten überraschend angegriffen. Nach mehrstündigem Gefecht ging der Gegner fluchtartig zurück. Er hinterließ 8 Engländer, 17 Askari tot; 4 Engländer waren gefangen. Auf unserer Seite waren 12 Askari gefallen; 2 Offiziere, 1 deutscher Unteroffizier, 3 Askari verwundet.

Am 29. September 1915 hatte Oberleutnant Ott in der Nähe der Station Bura ein Gefecht mit englischen Truppen, die er in die Flucht schlug. Die Engländer hatten 1 Hauptmann, 19 Mann tot; 4 Mann wurden gefangen genommen. Bei uns waren 1 Deutscher, 4 Askari gefallen; 1 Askari verwundet.

Um unseren Truppen nach Möglichkeit eine Erholung von den mit den Vorstößen auf die Ugandabahn verknüpften großen Strapazen und Entbehrungen zu gewähren, wurden die einzelnen Kompagnien abwechselnd einige Wochen an jener Front verwendet und dann einige Wochen in gesunder Gegend, meist im Bezirk Wilhelmsthal, stationiert. Die Verpflegung war zu dieser Zeit, abgesehen von den auf Patrouillenunternehmungen Begriffenen, welche keine genügenden Vorräte mitnehmen konnten, fast allenthalben gut und reichlich.

An der Küste hatten die Engländer von Beginn des Jahres 1915 ab ihre auf Vernichtung der „Königsberg" gerichteten Unternehmungen fortgesetzt. Um einen bequemen Liegeplatz und Stützpunkt für ihr vor der Rufiji-Mündung versammeltes Geschwader zu haben, hatten sie sich am 12. Januar 1915 in den Besitz der Insel Mafia gesetzt, welche der Rufiji-Mündung gegenüberliegt. Es waren für diese Unternehmung 2 Kreuzer und 2 Hilfskreuzer, sowie 350 Mann aufgeboten. Auf Mafia befanden sich nur eine Handvoll Polizeiaskari, die, durch die wenigen auf der Insel wohnenden deutschen Pflanzer verstärkt, unter Führung des Leiters der dortigen Nebenstelle, Leutnant d. R. (Hilfsarbeiter) Schiller, dem Feinde entgegentraten. Nachdem ihr Führer bei Ngombeni schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen war, zog sich die Abteilung nach Norden zurück und streckte dann vor dem weit überlegenen Gegner die Waffen. Nur einem Deutschen, dem Pflanzer v. Delling gelang es, in einer Dhau auf das Festland zu entkommen und Kunde von den Ereignissen auf Mafia zu bringen. Die Engländer richteten dann eine Verwaltung auf Mafia ein, deren Leitung längere Zeit hindurch der mehrfach genannte frühere englische Konsul in Daressalam Norman King hatte. Die Insel diente weiterhin als Stützpunkt für die Unternehmungen gegen die in der Rufiji-Mündung ankernde „Königsberg".

Am 6. Februar 1915 fuhr der armierte Hilfsdampfer „Adjutant" (250 t groß) erneut in die Simba-Uranga-Mündung des Rufiji-Deltas

hinein. Er wurde jedoch von der nahe der Mündung stationierten „Abteilung Delta" der Schutztruppe unter Führung des Korvettenkapitäns a. D. Schönfeld derartig unter Feuer genommen, daß die aus 1 Offizier, 21 Mann und 2 Farbigen bestehende Besatzung sich ergeben mußte. Ein Mann an Bord war gefallen, ein zweiter schwer verwundet. Der Dampfer wurde, wie hier bemerkt sein mag, später nach Daressalam gebracht, dort auseinandergenommen und in diesem Zustande mit der Bahn nach Kigoma am Tanganjikasee gebracht. Hier sollte er wieder zusammengesetzt und als Kriegsfahrzeug auf dem Tanganjikasee verwandt werden. Das Vordringen der Belgier und die Aufgabe Kigomas Mitte 1916 verhinderten jedoch die Durchführung dieses Unternehmens. Der „Adjutant" war früher im Besitz der Deutschen Ostafrika-Linie gewesen, welche ihn an der portugiesisch-ostafrikanischen Küste als Barredampfer stationiert hatte. Der Dampfer war im Oktober 1914 von dem englischen Kreuzer „Dartmouth" unter Verletzung des Völkerrechts innerhalb der Hoheitsgewässer des damals noch neutralen Portugal an der Küste von Moçambique weggenommen worden.

Am 22. Februar 1915 wurde durch den nach vorherigem Funkspruchverkehr mit der „Königsberg" nach Daressalam gefahrenen Kreuzer „Weymouth" ein Schreiben des englischen Geschwaderchefs Kapitän W. D. Church an mich überbracht, durch welches über die ostafrikanische Küste mit Wirkung vom 1. März 1915 die Blockade verhängt wurde. Eine wesentliche Änderung des bisherigen Zustandes trat damit nicht ein, da die Engländer bereits vorher tatsächlich den Verkehr einschließlich des Küstenverkehrs kleinerer Fahrzeuge unterbunden hatten. Eine nochmalige Anfrage von meiner Seite durch Parlamentär an den englischen Geschwaderchef ergab, daß die englischen Kriegsschiffe an der völkerrechtswidrigen Verhinderung dieses Küstenverkehrs festhalten wollten.

Trotz dieser Blockade, die von einigen Kriegsschiffen und einer Anzahl von Wachtbooten längs der ganzen ostafrikanischen Küste aufrecht erhalten wurde, gelang es im April 1915 einem aus der Heimat entsandten Hilfsschiff die Blockade zu durchbrechen und Waffen, Munition und andere dringend benötigte Gegenstände in das Schutzgebiet einzuführen. Es war dies der Dampfer „Rubens" unter Führung des Kapitänleutnants d. R. Christiansen, welcher von der Marine ausgesandt war, um für den Kreuzer „Königsberg"

Munition und anderes Kriegsmaterial herauszubringen und auch für uns Munition, Gewehre und anderes mitbrachte. Der Dampfer, welcher sich bei Annäherung durch Funkspruch mit der im Rufiji-Delta liegenden „Königsberg" verständigt und von Fregattenkapitän Looff den Befehl erhalten hatte, Tanga anzulaufen, wurde bei dem Versuch, am 14. April die Einfahrt in den Tangahafen zu bewerkstelligen, nördlich davon von dem englischen Kreuzer „Hyacinth" entdeckt und verfolgt. Der Dampfer sah sich infolgedessen gezwungen, in die nördlich Tanga gelegene Mansabucht einzulaufen, wobei er unter feindliches Granatfeuer genommen wurde. Die Besatzung des Dampfers konnte, nachdem sie diesen am Strand in flachem Wasser aufgesetzt hatte, rechtzeitig an Land gehen und hatte nur einige Verwundete, darunter den Schiffsführer. Vorher hatte sie die zur Verdeckung der eigentlichen Ladung an Deck lagernden Hölzer mit Petroleum übergossen und in Brand gesetzt, um den Eindruck völliger Vernichtung des Schiffes durch die feindliche Beschießung hervorzurufen. Der Feind ließ sich hierdurch auch täuschen. Vom „Hyacinth" wurde, nachdem noch eine Anzahl Granaten auf den „Rubens" verfeuert waren, eine Pinasse zur Besichtigung an den aufgelaufenen, halb unter Wasser liegenden brennenden Dampfer gesandt, dann fuhr der englische Kreuzer ab. Wenngleich durch das Feuer des „Hyacinth" ein Teil der Ladung, besonders sämtliche Medikamente und das gesamte Material für Draht- und Funkentelegraphie vernichtet war, so gelang es doch unter Verwendung von Tauchern in monatelanger Arbeit, die 2000 modernen Gewehre und die Munition, welche der Dampfer mitgebracht hatte, an Land zu schaffen. Von Seiten der englischen Marine wurden diese Arbeiten nicht gestört. Es bedurfte allerdings langwieriger Arbeiten, Auseinandernehmen der Patronen usw., welche im Seewasser gelegen und gelitten hatten, ehe die Munition wieder verwandt werden konnte. Auch war ein großer Teil dieser so wiederhergestellten Munition nur beschränkt verwendungsfähig.

Die Blockade der „Königsberg" im Rufiji war von den Engländern strikt aufrecht erhalten worden. Es war für den deutschen Kreuzer nicht möglich herauszufahren, da beständig stärkere englische Kriegsschiffe vor der Mündung lagen und Tag und Nacht eine scharfe Bewachung aufrecht erhielten. Die Engländer hatten außer den Kreuzern stets eine Anzahl Wachtboote vor dem Rufiji-Delta liegen und

bedienten sich zur Beobachtung auch eines Fesselballons, der auf einem besonders dafür eingerichteten Dampfer herangebracht wurde, sowie mehrerer Wasserflugzeuge. Während der Springhochwasserzeiten, zu denen allein die „Königsberg" hätte aus dem Fluß ausfahren können, lagen meist 4—6 Kreuzer und Hilfskreuzer unmittelbar vor der Rufiji-Mündung.

Im Juli 1915 begannen dann die Engländer, nachdem sie ihre Seestreitkräfte vor der Rufiji-Mündung verstärkt und insbesondere zwei sowohl mit Flachbahngeschützen wie mit Haubitzen stark armierte Monitore hatten kommen lassen, die ihres geringen Tiefgangs wegen weit den Fluß hinauffahren konnten, erneute Angriffe. Sie hatten vor dem Rufiji-Delta erhebliche Seestreitkräfte versammelt: den Panzerkreuzer „Cumberland", die Kreuzer „Weymouth", „Hyacinth", „Fox", „Pioneer", drei Hilfskreuzer, acht armierte Walfischfänger und die beiden Monitore „Mersey" und „Severn" (je 1270 t groß mit je zwei 15 cm-Schnellladekanonen, zwei 12 cm-Haubitzen und vier 5 cm-Schnellladekanonen). Diese Monitore hatten bereits im November 1914 mit an der flandrischen Küste gekämpft.

Am 6. Juli fuhren die beiden Monitore „Mersey" und „Severn", unterstützt durch das Feuer der vor der Mündung liegenden englischen Kriegsschiffe, von denen zwei bis in die Flußmündung vordrangen, in die Kikunja-Mündung des Rufiji ein und begannen die Beschießung der „Königsberg", während 2 Flieger die Feuerwirkung beobachteten. Der Angriff wurde, wenngleich die „Königsberg" Treffer erhielt und Verluste erlitt, nach neunstündigem Gefecht unter Verlusten für den Feind abgewiesen. Die „Königsberg" blieb vollkommen gefechtsklar und fahrbereit. In dem Gefecht waren 4 Mann gefallen, 3 Offiziere und 15 Mann verwundet. Der Kommandant, Fregattenkapitän Looff, war leicht verwundet worden. Die Verluste der englischen Monitore waren 4 Tote und 10 Schwerverwundete.

Am 11. Juli wiederholten die Engländer ihren Angriff mit verstärkten Kräften, der diesmal leider zu dem erstrebten Erfolg der Vernichtung unseres tapferen Kreuzers führen sollte. Ich gebe nachstehend den Bericht über diesen letzten Kampf der „Königsberg", wie er in der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung" vom 28. 9. 1915 veröffentlicht wurde:

„Vor dem Delta befanden sich an diesem Tage der Panzerkreuzer „Cumberland", die geschützten Kreuzer „Weymouth", „Hyacinth",

„Astraea" (muß heißen „Fox"), „Pioneer", die Kanonenboote „Mersey" und „Severn", 3 Hilfskreuzer, 6 armierte Wachtboote, „Duplex", „Helmut" und zwei weitere größere Dampfer. Gegen Mittag näherten „Weymouth", „Astraea" (richtig „Fox"), „Pioneer" und die beiden Kanonenboote sich der Kikunja- und Simba-Urangamündung und liefen unter äußerst heftiger Beschießung der Ufer ein. Die flachgehenden Kanonenboote liefen bis auf die Höhe des Dorfes Nyemsati, etwas unterhalb davon ankerten „Weymouth" und „Astraea" (richtig „Fox"). „Pioneer" beschoß Simba-Uranga. „Cumberland" lag vor den Mündungen. Alle eingelaufenen Schiffe nahmen darauf S. M. S. „Königsberg" unter Feuer, das von dieser auf die Kanonenboote schon während des Einlaufens eröffnet worden war. Schon nach kurzer Zeit war der Feind auf S. M. S. „Königsberg" eingeschossen, da zwei Flieger, die über dem Delta kreisten, durch Signale die Beobachtungen übermittelten, und überschüttete das Schiff von da ab mit einem Hagel von Geschossen, die zuerst besonders im Vorschiff große Verluste herbeiführten. Sämtliche Geschützbedienungen und Munitionsmänner des Vorschiffes fielen aus, der Kommandant wurde schwer verwundet, im Achterschiff wütete ein verheerendes Feuer und hochgehende Gebrauchsmunition verursachte auch bald bei den Geschützbedienungen des Achterschiffes schwere Verluste. Der Verlust aller Geschützmannschaften, der Brand des Achterschiffes und die außerordentlichen Verheerungen an Oberdeck machten schließlich die Fortsetzung des Artilleriefeuers zur Unmöglichkeit. Mit den beiden letzten an Bord befindlichen Schrapnells wurde noch einer der beiden Flieger heruntergeschossen; das Geschütz wurde dabei von zwei Offizieren und einem Deckoffizier bedient, von denen ein Offizier und der Deckoffizier fielen, der zweite Offizier verwundet wurde. Der zuletzt nochmals schwer verwundete Kommandant gab um 1 Uhr 30 nachmittags dem ersten Offizier den Befehl, das Schiff zu sprengen. Unter heftigstem Granatfeuer ging die Besatzung unter Mitnahme aller Verwundeten in aller Ruhe mit Booten an Land und sammelte sich, vom Feinde noch lebhaft mit Schrapnells beschossen, zirka 1000 m vom Schiff entfernt. Die Sprengung des Schiffes erfolgte gegen 2 Uhr nachmittags durch Sprengung eines Torpedokopfes, welche das Schiff in Höhe der vorderen Kommandobrücke auseinanderriß. Das Schiff legte sich mit wehender Flagge und

Wimpel auf die Seite und versank alsbald bis zum Oberdeck im Rufiji. Bei Sonnenuntergang 5 Uhr 45 nachm. wurde die von hunderten von Granatsplittern zerfetzte Flagge und der Wimpel durch die beim Schiff gebliebene Besatzung unter dreifachem Hurra auf Seine Majestät den Kaiser niedergeholt.

Die Kanonenboote fuhren nach Beendigung des Kampfes noch eine Strecke stromauf, an S. M. S. „Königsberg" wagten sie sich jedoch nicht heran. Alle Schiffe verließen gegen 4 Uhr nachmittags den Rufiji und dampften seewärts.

Die ganze Mannschaft tat sowohl am 6. wie am 11. Juli im stundenlangen schwersten Granatfeuer getreu ihrem Eide mit Todesverachtung und Kampfesfreude ihre Pflicht bis zum Äußersten; ihr Verhalten war über jedes Lob erhaben."

Diesem Bericht ist aus späteren Angaben noch zuzufügen, daß nicht nur die beiden im Rufiji aufwärts fahrenden Monitore Treffer erzielten, sondern auch die Kreuzer „Weymouth" und „Fox". Die Gefechtsentfernung betrug für die Monitore 9—10 000 m, zum Schluß 5000 m, die der beiden zuletzt genannten englischen Kreuzer etwa 12—14 000 m.

Die Verluste der „Königsberg" waren in diesem Gefecht: tot 1 Offizier, 18 Unteroffiziere und Mannschaften; schwer verwundet der Kommandant Fregattenkapitän Looff, 1 weiterer Offizier und 19 Mann, leicht verwundet 24 Mann.

Ich richtete auf die Meldung von der Vernichtung der „Königsberg" das nachstehende Telegramm an das Kommando des deutschen Kreuzers:

„Mit tiefstem Bedauern habe ich die Nachricht erhalten, daß S. M. S. „Königsberg" nach heldenmütigstem Kampfe durch überwältigende Übermacht den Untergang gefunden hat. Die Taten, die S. M. S. „Königsberg" unter Führung seines ausgezeichneten Kommandanten mit seiner tapferen Besatzung vollbracht hat, werden in der Geschichte unserer Kolonie wie der deutschen Marine stets fortleben. Schnee."

Die übrig gebliebene Besatzung der „Königsberg", welche schon vor diesen Kämpfen eine Abteilung zur Verwendung auf dem Lande gestellt hatte, trat dann zur Schutztruppe und hat an den Kämpfen einen hervorragenden Anteil genommen.

Die Marinetruppen stellten eine sehr wesentliche Verstärkung unserer kleinen Schutztruppe dar. Es waren an aktiven Marine-

truppen insgesamt vorhanden: 24 Offiziere und 559 Unteroffiziere und Mannschaften (von „Königsberg“ 332, „Möwe“ 97, „Planet“ 94, „Rubens“ 31 und schießlich [1916] „Marie“ 5), an inaktiven Marinetruppen einige 30 Offiziere und etwa 325 Unteroffiziere und Mannschaften.

Bei den 144 Deutschen, welche insgesamt den Feldzug bis zum Schluß durchmachten und nach Deutschland zurückkehrten, befanden sich 2 Marineoffiziere und 24 Marineunteroffiziere und Mannschaften.

Auch die Geschütze der „Königsberg“, 10,5 cm-Schnellfeuerkanonen, wurden, obwohl das Schiff teilweise unter Wasser stand, mit Erfolg entfernt und an Land gebracht. Sie wurden unter ungeheuren Schwierigkeiten über Land nach Daressalam gebracht und von dort teilweise ins Innere. Die Geschütze wurden zum Teil für die Verteidigung von Daressalam und anderen Küstenplätze verwendet, zum Teil von der Schutztruppe für den Feldkrieg benutzt. Zunächst wurden 5 in Daressalam, je 2 in Tanga und Kigoma, eins in Muansa aufgestellt. Diese Geschütze haben uns, wie auch aus den feindlichen Berichten hervorgeht, ausgezeichnete Dienste geleistet.

An der Küste fanden danach nur noch kleinere Unternehmungen der Engländer statt. Am 29. Juli liefen zwei Kriegsschiffe, begleitet von kleineren Fahrzeugen, Lindi an. Letztere fuhren den Kriek hinauf und machten den dort noch liegenden Dampfer „Präsident“ der Deutschen Ostafrika-Linie durch Zerstörung der Maschinen unbrauchbar. Am 17. August erschienen der englische Kreuzer „Hyacinth“ und drei armierte Walfischfänger vor Daressalam und eröffneten das Feuer auf den Daressalamer Hafen. Dabei wurde der kleine Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm II.“ schwer beschädigt, Menschen wurden nicht verletzt. Die Stadt war inzwischen mit ausgedehnten Verteidigungsanlagen gegen etwaige Landungsangriffe versehen worden. Da das bei Kriegsanfang versenkte Schwimmdock die Hafeneinfahrt nur teilweise sperrte, war zwecks völliger Sperrung zur Versenkung des Dampfers „König“ geschritten worden. Infolge eines Mißgeschickes war jedoch die Dynamitladung, mit der die Versenkung erfolgen sollte, zu spät explodiert; der Dampfer war in der starken Strömung der Hafeneinfahrt seitwärts auf den Strand getrieben worden.

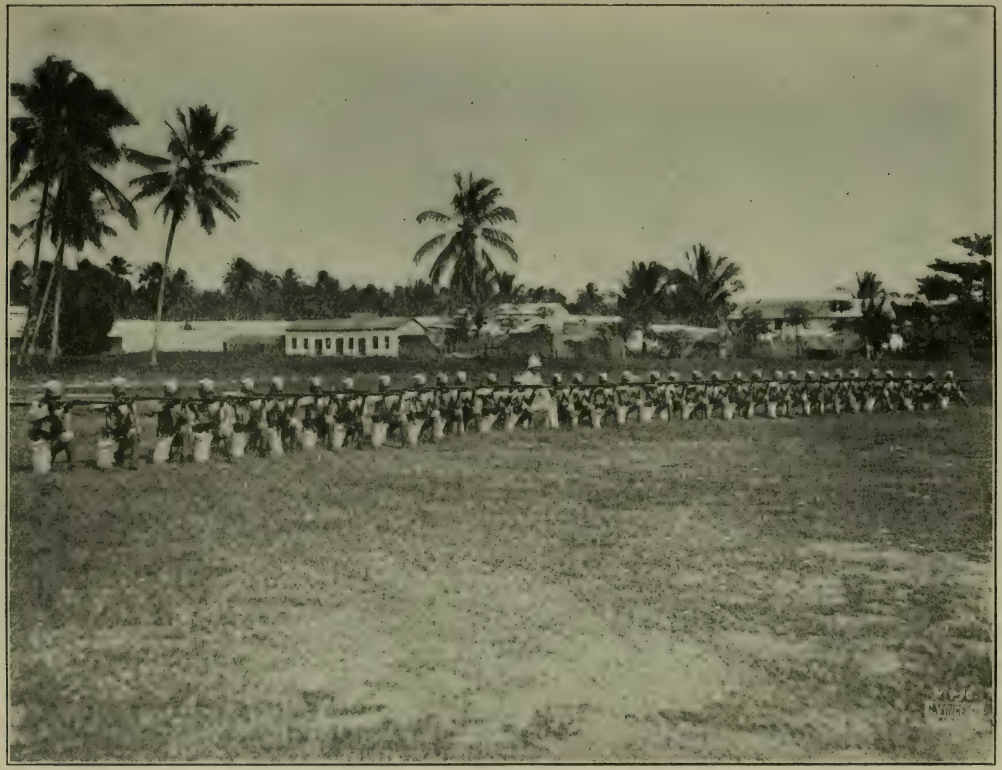
Am 19. August griffen der Kreuzer „Hyacinth“, 2 Kanonenboote und 6 Walfischfänger Tanga an. Ein Kanonenboot und ein

Walfischfänger drangen feuernd in den inneren Hafen ein, zogen sich dann aber, von unseren Geschützen beschossen, wieder zurück, nachdem sie den am Strande liegenden Dampfer „Markgraf" und das Zollgebäude in Brand geschossen hatten. Ein Kanonenboot lief auf eine der im Außenhafen gelegten Minen und wurde schwer beschädigt. Auf deutscher Seite wurden bei der Beschießung Menschen nicht getroffen.

Im übrigen verlief das Jahr 1915, abgesehen von einigen Beschießungen von Küstenplätzen, die wenig Schaden anrichteten, für die Küste ohne größere Ereignisse. In Daressalam war nach Wiederherstellung von seiner schweren Verwundung der Kommandant der zerstörten „Königsberg" Looff, der inzwischen zum Kapitän z. S. befördert war, als Kommandant eingesetzt worden. Unsere Daressalamer Funkenstation hatte anhaltend weiter zur Aufnahme von Funksprüchen gearbeitet und nach Einschaltung eines von der „Königsberg" schon vor ihrer Vernichtung abgegebenen Verstärkers noch wesentlich bessere Ergebnisse in der Aufnahme direkter Funksprüche aus Nauen erzielt. Auf diesem Wege wurde im Oktober 1915 die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Kl. für den Kapitän z. S. Looff und einer Anzahl von Eisernen Kreuzen II. Kl. für die Besatzungen der „Königsberg", „Möwe" und „Planet" bekannt. Von der Schutztruppe erhielt zunächst nur Oberstleutnant v. Lettow das Eiserne Kreuz I. Kl., was ebenso wie seine Beförderung zum Obersten durch Schreiben des Reichs-Kolonialamts über portugiesisches Gebiet bekannt wurde. Der Pour le mérite, den ich gleich nach der Schlacht bei Tanga für den Kommandeur beantragt hatte, wurde ihm erst viel später, Ende 1916, verliehen. Die ersten Verleihungen des Eisernen Kreuzes an sonstige Angehörige der Schutztruppe erfolgten, wie bei dieser Gelegenheit erwähnt sein mag, erst im September 1916, als die Truppe bereits über zwei Jahre im schwersten und ruhmreichsten Kampfe gegen den Feind gestanden hatte. Die Nachricht darüber traf durch einen der letzten Funksprüche aus Nauen ein, die wir überhaupt noch aufnahmen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß während des ganzen Krieges in Ostafrika Beförderungen von Reserve- und Landwehroffizieren überhaupt nicht stattgefunden haben, ebensowenig Beförderungen von Offizieraspiranten zu Reserveoffizieren.

Wenngleich bereits einige Nachrichten über die begonnenen An-

Parade zu Kaisers Geburtstag 1916 in Daressalam.



Schutztruppe Deutsch-Ostafrika, Gefechtsexerzieren.

werbungen von Truppen in Südafrika zur Verwendung gegen unsere Kolonie eingegangen waren, so war unsere Lage zu Beginn des Jahres 1916 doch noch günstig. Wir hatten Deutsch-Ostafrika 1½ Jahre lang vollständig behaupten können. Unsere eigenen Streitkräfte hatten durch den Hinzutritt der Marinemannschaften und der zehn Königsberg-Geschütze, ferner durch Ausbildung von Rekruten und die Ankunft von 2000 modernen Karabinern nebst Munition aus der Heimat eine beträchtliche Verstärkung erfahren. Die Stimmung unserer Truppe war vorzüglich. Die allgemeine Lage und Stimmung glaube ich am besten zu beschreiben, indem ich eine Ansprache, die ich bei einer Parade der Daressalamer Besatzung am 27. Januar 1916 zu Kaisers Geburtstag an die Truppe hielt, hier teilweise wiedergebe:

„Unsere Truppen in Deutsch-Ostafrika haben sich der deutschen Brüder in der Heimat würdig gezeigt. In heldenmütigen Kämpfen bei Tanga, bei Jassini, im Delta und an vielen Orten an den Binnengrenzen unserer Kolonie haben sie nicht nur erfolgreich den Feind an dem Eindringen in unser Schutzgebiet gehindert, sondern auch auf feindlichem Gebiet, besonders durch häufige Sprengungen der Ugandabahn, dem Gegner schweren Schaden zugefügt. Nur wir, die wir die Tücken und Gefahren des Klimas unserer Niederungs- und Sumpfgebiete erfahren haben, die wir die wasserlosen Durststrecken, die unwegsamen Dornbuschdickichte kennen, die viele unserer Abteilungen und Patrouillen beständig zu durchqueren haben, nur wir können die außerordentlichen Leistungen unserer braven Truppen voll ermessen. Durch todesmutiges Vorgehen gegen einen an Zahl überlegenen Gegner, durch unerschütterliches Ausharren auf dem anvertrauten Posten, durch williges Ertragen der ungeheuersten Strapazen und Unbilden des Klimas haben die Tapferen der Schutztruppe und der Marine sich ein für alle Zeiten bleibendes Denkmal in der Kolonie errichtet!

Noch stehen wir mitten im Kampf. Noch müssen wir damit rechnen, daß der Feind starke Kräfte zum Angriff gegen unser Schutzgebiet heranführt. Trotzdem dürfen wir mit Zuversicht in die Zukunft sehen. Wir sind jetzt stärker als im Anfang des Krieges, sowohl infolge vollständigerer Organisation und Heranziehung der eigenen Kräfte aus dem Lande als auch durch Hinzutritt von Kräften der Kaiserl. Marine. Vor allem aber vertrauen wir auf die in vielen

Kämpfen glänzend bewährte Führung des Herrn Kommandeurs der Schutztruppe und seiner Unterführer, insbesondere auch des Herrn Kommandanten von Daressalam, vor allem auch auf den erprobten Kampfesmut und die Opferwilligkeit unserer Offiziere und Mannschaften, von den ein jeder bereit ist, in Verteidigung unserer Kolonie sein Leben dahin zu geben für Kaiser und Reich. In dieser Gesinnung erneuern wir unserem Allerhöchsten Kriegsherrn an seinem heutigen Geburtstag das Gelöbnis der Treue bis zum Tode."

Bei einem großen Bierabend der deutschen Bevölkerung, bei dem ich über die Leistungen des Schutzgebietes im Kriege sprach, führte ich u. a. folgendes aus:

„Wir sehen, daß wir auch hier von der Welt abgeschnitten werden sollen, und zwar in noch höherem Maße wie in der Heimat. Wir erblicken vor unserer Küste die feindlichen Blockadeschiffe, die den Seeverkehr abschneiden, und empfinden die feindlichen Bemühungen, auch auf den Landgrenzen jeden Verkehr zu unterbinden. Der Feind hat die Hoffnung, daß wir auch hier wirtschaftlich vernichtet werden. Im bisherigen Verlauf des Krieges haben wir bereits gesehen, daß diese Hoffnung unbegründet ist. Wirtschaftlich kann der Feind uns auch hier nicht niederringen. Alles Notwendige gewinnen wir aus dem Lande, ob es Nahrungsmittel, Materialien oder Hilfsmittel aller Art sind, wir finden es in unserem Deutsch-Ostafrika. Und da tritt der Wert unserer Kolonie gerade in diesem Kriege glänzend hervor. Ich glaube, selbst mancher alte Kenner des Landes hat bezweifelt, ob es gelingen werde, den Bedürfnissen der Bevölkerung, der weißen wie der farbigen, gerecht zu werden. Aber es findet sich solch, ich möchte sagen, unerwarteter Reichtum im Lande, daß wir kaum in Verlegenheit geraten können und wir uns ausreichend Ersatz auch für solche Gegenstände, die wir früher von außen bezogen haben, hier beschaffen können.

In anderer Beziehung aber sehen wir gleichfalls, wie die Kolonie günstig dasteht, wir sehen mit Genugtuung, wie die deutsche Herrschaft unter den Eingeborenen festen Fuß gefaßt hat, wie auch im Kriege die Autorität hinreicht, daß auch unsere Eingeborenen uns alles Erforderliche liefern, Träger usw., ohne daß es bis jetzt zu Unruhen gekommen ist.

Der Krieg hat vielerlei wirtschaftliche Werte im Lande vernichtet oder wenigstens in der Entwicklung gehemmt, aber auf der anderen

Seite gezeigt, welchen außerordentlich großen Wert unser Schutzgebiet hat. Er hat uns bewiesen, daß unsere Kolonie es wert ist, daß das Blut deutscher Krieger dafür fließt. Er eröffnet uns aber auch den Ausblick in die Zukunft, daß nach einem ehrenvollen und günstigen Frieden für das Deutsche Reich in der Kolonie noch Entwicklungsmöglichkeiten stecken, die wir bisher noch nicht in dem Maße erkannt hatten."

Die Auszüge genügen, um zu zeigen, wie gut wir zu dieser Zeit standen und wie bei uns allen der feste Wille und Einmütigkeit bestand, unsere herrliche Kolonie mit Ausnutzung aller ihrer Hilfsquellen bis aufs äußerste zu halten.

Kapitel 7.

Kriegerische Ereignisse im Westteil von Kriegsanfang bis März 1916.

Bei dem Krieg auf den anderen Fronten handelte es sich um weitab liegende Kriegsschauplätze, welche nicht nur von den in den beiden vorigen Kapiteln behandelten Gebieten an der Küste und im Norden, sondern teilweise auch voneinander durch große Entfernungen getrennt waren. Es waren dies im Nordwesten die Ufer des Viktoriasees, welche wieder in dem Süd- und Ostufer mit Muansa und Schirati einerseits, und dem Westufer mit Bukoba andererseits räumlich weit auseinanderliegende Gegenden umfaßten; noch weiter nordwestlich, nur durch wochenlange Märsche vom Westufer des Viktoriasees oder vom Nordende des Tanganjikasees zu erreichen, die Gebiete am Kiwusee; im Westen der Tanganjikasee; im Südwesten die Gegenden zwischen diesem und dem Njassasee, sowie an letzterem See selbst. Da bei den weiten Entfernungen die Ereignisse auf dem einen dieser vier Kriegsschauplätze die auf den anderen nur mittelbar beeinflußten, werden der Übersichtlichkeit wegen die Vorgänge in jedem dieser Gebiete für den ganzen in Frage stehenden Zeitraum, von August 1914 bis März 1916, im Zusammenhange für sich gegeben.

Von Oktober 1915 ab waren die sämtlichen Truppen in den angeführten Gebieten mit Ausnahme der Bezirke Bukoba und

Muansa dem Befehl des Generals Wahle unterstellt, welcher als „Westbefehlshaber" seinen Sitz zunächst in Kigoma am Tanganjikasee nahm. Später wurde der Befehlsbereich des Generals Wahle noch durch die Unterstellung auch der beiden genannten Bezirke am Viktoriasee erweitert, so daß ihm von da ab die gesamten deutschen Truppen an der Nordwest-, West- und Südwestgrenze der Kolonie unterstanden.

Viktoriasee.

Am Viktoriasee, dessen Fläche mit 66000 qkm der von Bayern nahekommt, grenzte Deutsch-Ostafrika auf dem Ostufer an Britisch-Ostafrika, auf dem Westufer an das gleichfalls englische Uganda. Die beiden deutschen Hauptplätze am See waren Muansa am Südufer des Sees, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes, der eine Eingeborenenbevölkerung von 600000 Köpfen, zumeist zu den tüchtigen Wasukuma gehörig, besitzt und Bukoba am Westufer (s. Taf. 10 unten), nicht weit von der Ugandagrenze, Hauptort des Bezirkes Bukoba, mit einer Eingeborenenbevölkerung von 270000 Köpfen (Wanjambo u. a.), welche unter der Herrschaft weniger mächtiger Wahuma-Sultane standen (s. Taf. 13). In Bukoba und Muansa lag je eine Kompagnie der Schutztruppe. In Muansa war ein zur etwa notwendig werdenden Verteidigung gegen Eingeborene bestimmtes, für diesen Zweck starkes Fort vorhanden (s. Taf. 10 oben). Beide Plätze hatten je eine kleine Funkenstation zur gegenseitigen Verständigung und Anschluß Bukobas an den Telegraphenverkehr, da der Draht nicht bis dahin führte. Ein dritter deutscher Hafenplatz, Schirati, Sitz der Nebenstelle des gleichnamigen Unterbezirkes, lag am Ostufer nahe der britisch-ostafrikanischen Grenze. An Stelle dieses Ortes sollte jedoch das besser geeignete, etwas weiter südlich am Ostufer gelegene Musoma treten, wo die Schaffung von Hafenanlagen eingeleitet war.

Die Verwaltung des Muansabezirkes lag seit einer längeren Reihe von Jahren in der Hand des Regierungsrats Gunzert, welcher durch energische Arbeit und genaue Vertrautheit mit den Anschauungen der Eingeborenen den Bezirk zu gediegener Verwaltungsorganisation und aufblühender wirtschaftlicher Entwicklung gebracht hatte. Resident in Bukoba war gleichfalls seit langen Jahren Major v. Stümer, dessen erfolgreiche, ebenfalls von Kenntnis und Beach-

tung der Eingeborenensitten getragene Politik in diesem Kriege in der Treue der Eingeborenensultane schöne Früchte tragen sollte.

Der Handel der deutschen Plätze, von denen Bukoba auch den in der Entwicklung begriffenen Verkehr mit dem dicht bevölkerten Hinterlande, dem Sultanat Ruanda und Teilen des Sultanats Urundi vermittelte, war im Frieden ausschließlich über die 1902 eröffnete Ugandabahn gegangen, welche in Britisch-Ostafrika von Mombassa am Indischen Ozean nach Kisumu am Ostufer des Viktoriasees führt. Nach diesem englischen Hafenplatz wurden die Waren von englischen Dampfern transportiert, welche in steigender Zahl und Größe eingestellt wurden. Bei Kriegsanfang verfügten die Engländer auf dem Viktoriasee über eine Flotte von fünf Dampfern. Dies waren die „Sybill" und „Winifred" von je 600 t, sowie „Clement Hill", „Nyanza" und „Kavirondo" von je 900 t. Die englischen Dampfer waren, wie ich selbst bei einer Reise mit einem derselben im Jahre vor dem Kriege hatte bemerken können, gut eingerichtete und geführte leistungsfähige Fahrzeuge. Diese Schiffe wurden bei Beginn des Krieges mit Geschützen versehen.

Auf deutscher Seite gab es dagegen, abgesehen von kleinen Segelfahrzeugen, nur den winzigen Dampfer „Muansa" von 34 t Größe. Die Engländer hatten somit von Anbeginn an auf dem Viktoriasee die Seeherrschaft, was den kleinen, als Hilfskreuzer armierten deutschen Dampfer jedoch nicht abhielt, für die deutschen Truppen wichtige Fahrten zu machen und in einem Falle selbst einen der großen englischen Dampfer mit Erfolg anzugreifen.

Die ganze zum Bezirk Bukoba gehörige deutsche Westseite des Viktoriasees wurde im Anfang des Krieges völlig von Truppen entblößt. Die in Bukoba stationierte Schutztruppenkompagnie hatte sich, da dem Führer die erfolgreiche Verteidigung gleichzeitig des Westufers und des Südufers den überlegenen feindlichen Streitkräften gegenüber nicht möglich erschien, mit Hilfe des kleinen Dampfers „Muansa" und einiger Leichter nach Muansa begeben und sich mit der dortigen Schutztruppenkompagnie vereinigt. In Bukoba blieb nur der Resident Major v. Stümer zurück, ohne jede bewaffnete Macht; selbst seine Polizeiaskari hatte er an die Truppe abgegeben.

Nach Vereinigung der beiden deutschen Kompagnien in Muansa und der Verstärkung durch eingezogene Deutsche ging eine Abteilung

unter Führung des Hauptmanns Bock v. Wülfingen am Ostufer des Viktoriasees vor und drang nördlich von Schirati über die Grenze in englisches Gebiet vor. Sie besetzte den nördlich der englischen Grenzstation Karungu gelegenen Ort Kisii, wurde aber dort am 12. September 1914 von englischen, indischen und schwarzen Truppen angegriffen. Unsere Truppe zog sich nach tapferster Gegenwehr, bei welcher u. a. der Oberleutnant d. R. (Assessor) Bucher beim Sturm auf eine feindliche Stellung an der Spitze seines Zuges den Heldentod fand, zurück und räumte Kisii, das am folgenden Tage vom Feinde besetzt wurde. Bei dem Gefecht wurden beim Feinde an Toten gezählt 14 Engländer, 25 Farbige. Unsere Verluste waren 8 Deutsche, davon 3 Offiziere tot, 11 verwundet, 27 Askari tot, 25 verwundet.

Der Versuch der Landung indischer Truppen durch den englischen Dampfer „Winifred" an der Karungubucht am 15. September, um unseren Truppen in den Rücken zu fallen, wurde von dem kleinen Dampfer „Muansa" verhindert. Dieser beschädigte den weit größeren englischen Dampfer durch mehrere Granattreffer und zwang ihn abzufahren, ohne die Ausschiffung der mitgeführten indischen Truppen bewerkstelligt zu haben. Karungu wurde dann später von den Engländern besetzt.

Die Abteilung v. Bock marschierte nach dem Gefecht bei Kisii nach Muansa zurück, ohne weiter vom Feinde behelligt zu werden.

Im Westen vom Viktoriasee überschritten am 14. September 1914 die Engländer die Nordgrenze des Bezirkes Bukoba und besetzten das Gebiet bis zum Kagera. Sie nahmen den unverteidigten Posten Kifumbiro am Kagera, den sie teilweise zerstörten und ausplünderten. Zwei in der Nähe sitzende deutsche Farmer, davon einer mit Frau und Kind, wurden aufgehoben und nach Uganda verbracht. Es trat schon hier ganz im Anfang des Krieges die rücksichtslose, auf Vernichtung deutschen Privateigentums und Gefangennahme von Zivilpersonen gerichtete englische Kriegführung hervor.

Die Engländer drangen vom Kagera zunächst nicht weiter vor, vermutlich in der Annahme, daß der in Bukoba verbliebene Major v. Stümer über Truppen verfügte. Dagegen machten die von ihnen als Hilfskrieger verwendeten Baganda-Neger von Uganda Einfälle in das deutsche Gebiet und raubten Vieh von unseren Eingeborenen. Diese wandten sich hilfesuchend an den Residenten v. Stümer, welcher in Ermangelung von Truppen und Waffen zunächst nichts machen

konnte. Er wandte sich telegraphisch an mich mit der Bitte um Sendung von Gewehren zur Ausrüstung der Polizei der Eingeborenensultane, damit er den Raubzügen der Baganda entgegentreten könne. Nach Sendung einiger hundert alter Gewehre mit Munition durch das Kommando der Schutztruppe gelang es, dieses Ziel zu erreichen und auch sonst die Ruhe und Ordnung mit Hilfe ausschließlich der Polizei der Eingeborenensultane aufrecht zu erhalten. Dabei zeichnete sich besonders der größte nahe Bukoba ansässige Sultan Kahigi aus, welcher auch im übrigen während des Krieges bis zum Schluß aufs wirksamste für die deutsche Verwaltung tätig war.

Einige Zeit darauf wurde wieder ein Teil der deutschen Schutztruppe von Muansa nach Bukoba verlegt. Im Oktober 1914 wurde vom Kommando dem Major v. Stümer der militärische Oberbefehl über die gesamte Schutztruppe am Viktoriasee erteilt. Letzterer zog nun, um gegen den von Uganda drohenden englischen Vormarsch genügende Mittel zur Hand zu haben, den größeren Teil der in Muansa stehenden Truppen nach Bukoba hinüber. Am 31. Oktober 1914 fuhr diese Abteilung mit dem kleinen Dampfer „Muansa" und einer Anzahl von Segelfahrzeugen aus dem Hafen von Muansa heraus, um über den See nach Bukoba zu gelangen. Noch in der Nähe der Küste wurde sie jedoch von einem sich nahenden englischen Dampfer beschossen; während die „Muansa" ihre Fahrt fortsetzte, kehrten die Dhaus wieder um. Einer derselben gelang es, sofort unversehrt nach Muansa wieder hineinzusegeln. Die anderen mußten, da sie gegenüber dem mit Geschützen versehenen Dampfer hilflos waren, an küstennahen Inseln Schutz suchen, auf denen die Askari gelandet wurden. Trotz der Beschießung durch den englischen Dampfer gelangten aber schließlich im Laufe der nächsten Tage und Nächte sämtliche Dhaus mit den Truppen unversehrt wieder nach Muansa zurück. Die weiteren Transporte nach Bukoba wurden dann zum Teil mit der „Muansa", zum Teil auf dem Landwege bewerkstelligt.

Nachdem die deutschen Truppen in Bukoba eingetroffen waren, wurde der Feind aus dem nördlichen Teile des Bukobabezirkes wieder nach Uganda zurückgedrängt. Unsere Truppen nahmen am 22. November Kifumbiro und besetzten ferner das an den Bukobabezirk angrenzende englische Kisiba. Es kam zu verschiedenen kleineren Kämpfen. U. a. wurde eine kleine englische Abteilung nördlich

Kifumbiro überfallen und mit einem Verlust von 17 Toten in die Flucht geschlagen. Englische Schiffe beschossen wiederholt Bukoba, ohne daß jedoch anderer als vorübergehender Schaden an der Funkenstation herbeigeführt wurde. Auch Muansa wurde einmal von einem englischen Dampfer erfolglos beschossen.

Am Ostufer des Sees wurde nordöstlich der Insel Ukerewe im November 1914 der englische Dampfer „Sibyll" (600 t) von deutschen Truppen gestrandet aufgefunden und zerstört.

Am 8. Januar 1915 bombardierten zwei englische Dampfer mit sechs Geschützen das schwach besetzte Schirati und erzwangen nach mehrstündigem Feuer die Räumung dieses Platzes. Die Engländer landeten darauf zwei indische Kompagnien, sowie berittene Europäer und Farbige und besetzten die schwer beschädigte Boma. In der Nähe von Schirati wurde ein friedlich am Tisch in seinem Hause sitzender amerikanischer Missionar der Adventistenmission von Engländern — nicht etwa Farbigen — erschossen. Nach weniger als einem Monat, am 3. Februar, räumten die Engländer wieder Schirati, nachdem sie inzwischen am 17. Januar ein für sie verlustreiches Gefecht gegen unsere Truppen gehabt hatten. Nach Abzug der Engländer besetzten unsere Truppen wieder Schirati.

Am 6. März 1915 wurde der kleine deutsche Dampfer „Muansa" bei einer Erkundungsfahrt nahe der Insel Ukerewe von dem stark armierten englischen Dampfer „Winifred", demselben, den er früher einmal in die Flucht geschlagen hatte, angegriffen und mußte von seinem Führer auf den Strand gesetzt werden. Anfang März hatte eine kleine Abteilung (18 Deutsche, 204 Askari mit 1 Maschinengewehr) unter Hauptmann v. Harthausen östlich Schirati Gefechte mit einer erheblich stärkeren englischen Abteilung unter Oberstleutnant Hikson. Auf deutscher Seite zeichnete sich dabei besonders der Vizewachtmeister der Reserve (Veterinär) Hoffmeister durch Erstürmung eines feindlichen Lagers aus. Bei uns waren die Verluste 1 Deutscher, 10 Askari tot; 3 Deutsche, 23 Askari, 2 Träger verwundet; 1 Deutscher, 1 Askari vermißt. Die Engländer gaben als gefallen 3 Offiziere und 1 Unteroffizier an und bezifferten ihre Gesamtverluste an Askari auf 82 Mann.

Am 20. Juni 1915 führten die Engländer ein größeres Unternehmen gegen Bukoba aus, welches unter dem Befehl des Brigadegenerals Stewart stand. Ein Teil der aus weißen Truppen (25. Royal

Fusiliers und Loyal North Lancashires) sowie schwarzen Kings African Rifles bestehenden feindlichen Abteilung rückte vom Kagera aus nach Süden auf Bukoba vor, während ein anderer Teil auf armierten Dampfern vom Kisumu, dem Hafen der Ugandabahn, über See dorthin gebracht wurde, und nördlich von Bukoba landete. Die deutsche Besatzung unter Major v. Stümer verteidigte fast zwei Tage lang Bukoba, ging dann aber vor dem weit überlegenen Gegner landeinwärts zurück. Der Feind besetzte Bukoba, zog indessen nach einigen Tagen wieder ab, nachdem er den Ort geplündert und zerstört, auch die Funkenstation vernichtet hatte. Major v. Stümer besetzte am 24. Juni wieder Bukoba. Der Feind hatte dort 12 Tote begraben, und nach Eingeborenenaussagen eine beträchtliche Anzahl von Toten und Verwundeten mit Schiffen weggebracht. Unsere Verluste waren 2 Deutsche und 5 Askari gefallen.

Weiterhin fanden bis Ende 1915 nur Beschießungen von Küstenplätzen durch englische Dampfer statt, bei denen jedoch kein wesentlicher Schaden angerichtet wurde. Auf dem Lande fanden an den Grenzen der Kolonie Gefechte statt, besonders an der Grenze des Bukobabezirkes, an der an Stelle des auf anderem Posten verwandten Majors v. Stümer der Bezirksamtmann Hauptmann d. R. Gudowius die Geschäfte übernahm. Dieser hatte bereits vor dem Kriege die Geschäfte der Residentur vertretungsweise mit Erfolg geführt. Er führte gleichzeitig den militärischen Befehl am Westufer des Viktoriasees.

Anfang 1916 fanden am Kagera, nahe der Ugandagrenze, verschiedene Gefechte statt. Der Oberleutnant d. R. (Gouvernementssekretär) Paulßen hatte am 17. Januar am Kagera ein Gefecht gegen starke feindliche Streitkräfte, bei dem auf unserer Seite 1 Deutscher, 13 Askari vermißt; 1 Offizier, 17 Askari verwundet wurden. Am 18. Februar 1916 griff der Oberleutnant Wolf mit einer kleinen Abteilung den englischen Posten Cachumba nördlich vom Kagera an der Grenze von Uganda überraschend an. Er versuchte, den Posten ohne vorheriges Feuergefecht zu stürmen. Es gelang den Engländern jedoch noch im letzten Moment, an ihr Maschinengewehr zu kommen und durch ein vernichtendes Feuer auf die Anstürmenden den Angriff zum Scheitern zu bringen. Unsere Verluste waren: tot der Führer Oberleutnant Wolf und 2 Deutsche; verwundet gefangen 1 Deutscher, tot oder verwundet gefangen 41 Askari; verwundet 8 Askari. Der

feindliche Posten war nach englischer Angabe nur von 2 Europäern und 35 Askari besetzt gewesen, die keine Verluste hatten. Es fanden auch weiterhin kleinere Kämpfe an der Grenze statt, bis im Juni 1916 das Vordringen der Belgier vom Westen durch den Ruandabezirk unsere Bukoba-Abteilung zum Abzug zwang (s. Kap. 14).

Kiwusee.

Im äußersten Nordwesten und im Westen hatten wir es mit den Belgiern zu tun. Die Grenze bildeten dort die über 4000 m hohen Virungavulkane, dann der 1460 m hoch gelegene Kiwusee und südlich von diesem erst der Russisifluß, dann der Tanganjikasee. Die deutschen Ufer des Kiwusees gehörten zum Sultanat Ruanda, einem dicht bewohnten, meist kahlen Hügelland (s. Taf. 11 oben), in dem große Herden von langhörnigen Watussirindern (s. Taf. 11 unten) weideten, während gleichzeitig auch viel Ackerbau, besonders der Anbau von Bohnen betrieben wird. Der Sultan Msinga lebte mit den hamitischen Watussi in einer Art Lehensverfassung und beherrschte das Volk vollkommen, obwohl die Watussi nur etwa 5 Prozent der auf ungefähr 2000000 Köpfe sich belaufenden Bevölkerung der Wahutu ausmachten. Msinga stand mit seinen Leuten völlig auf deutscher Seite, wie im Verlauf des Krieges klar hervortrat. Resident von Ruanda war als Nachfolger des langjährigen Residenten Dr. Kandt, dessen Name mit der Erforschung Ruandas wie der ersten Verwaltung des Landes auf alle Zeiten verknüpft sein wird, der Hauptmann Wintgens. Dieser in langjähriger Tätigkeit in der Schutztruppe bewährte und mit den Eingeborenenanschauungen vertraute Offizier übernahm mit Beginn des Krieges gleichzeitig den militärischen Befehl in jenen Gebieten. In Kissenji am Nordende des Kiwusees, dicht an der belgischen Grenze, war eine Schutztruppenkompagnie stationiert, ferner waren in Kigali, dem landeinwärts gelegenen Sitze der Residentur, ein paar Dutzend Polizeiaskari vorhanden. Hauptmann Wintgens wußte diese geringen Streitkräfte bald zu einer kampffähigen Truppe zu organisieren und sie durch Einstellung von Rekruten zu vermehren, soweit ihm Waffen zur Verfügung standen. Auf dem Kiwusee befand sich ein deutsches, nur zum Rudern eingerichtetes Stahlboot, sowie ein kleines Motorboot der dortigen Missionsgesellschaft, welches alsbald requiriert und mit einem Maschinengewehr armiert wurde. Die Belgier verfügten nur über zwei gleichfalls zum

Rudern eingerichtete Stahlboote. Erst weit später (1916) brachten sie gleichfalls ein armiertes Motorboot auf den See.

Im September 1914 fanden am Kiwusee zwischen unseren und den belgischen Truppen kleine Zusammenstöße statt. Unsere Truppen nahmen Goma, eine am Nordufer des Kiwusees nicht weit von Kissenji gelegene belgische Station ein. Das armierte Motorboot unter Oberleutnant z. S. Wunderlich nahm nach Gefecht das eine belgische Stahlboot weg, wobei 2 Belgier und 1 Farbiger gefangen wurden. Am 24. September 1914 griff Wintgens nach nächtlicher Landung überraschend den belgischen Posten Nyakalengo auf der Insel Kwidschwi an. Dieser ergab sich nach 1½stündigem Gefecht. Beim Feinde waren 6 Askari gefallen, 7 verwundet; gefangen wurden 1 belgischer Offizier und 44 Askari. Erbeutet wurden etwa 50 Mausergewehre und viel Munition, sowie das zweite belgische Stahlboot. Auf unserer Seite war nur ein Askari verwundet. Bemerkenswert ist, daß die tapferen belgischen Askari, als ihr belgischer Führer schon das Abkommen wegen Übergabe mit dem deutschen Befehlshaber abgeschlossen hatte, sich weigerten, sich zu ergeben und weiterkämpfen wollten. Es gelang nur mit Mühe, sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Die Belgier räumten die Insel Kwidschwi, welche dann bis zum Beginn der großen feindlichen Offensive im Jahre 1916 in unserem Besitz blieb. Die mit reichen Waldbeständen versehene Insel Kwidschwi ist für die Holzgewinnung für die waldarmen Gebiete am Kiwusee von großer Bedeutung.

Die Belgier hatten im Laufe des September weitere Truppen zum Kiwusee herangezogen. Am 4. Oktober 1914 griffen vier belgische Kompagnien unter Oberst Henry Kissenji an, wurden jedoch unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Auf unserer Seite waren die Verluste an Europäern: der Führer Hauptmann Wintgens, ein weiterer Offizier und 3 Unteroffiziere verwundet.

In der Folge hielt Hauptmann Wintgens nicht nur mit Erfolg Kissenji gegen wiederkehrende belgische Angriffe, sondern machte auch seinerseits erfolgreiche Vorstöße in das belgische Territorium und nach Uganda hinein, welches bei den großen Vulkanen nordöstlich von Kissenji an Deutsch-Ostafrika und den Belgischen Kongo angrenzte. Die Belgier machten im Laufe des Jahres 1915 wiederholt Anstrengungen, uns Kissenji zu entreißen, jedoch immer vergeblich. Am 21. Dezember 1915 wurde ein Angriff mit zirka 1000 Mann, Maschinengewehren

und modernen Haubitzen gegen einen Teil der von Hauptmann Wintgens dicht nördlich Kissenji mit zirka 300 Mann, einigen Maschinengewehren und kleinen 3,7 cm-Geschützen gehaltene Stellung unternommen. Der Angriff scheiterte vollkommen. Die Belgier wurden nach elfstündigem Gefecht im Gegenangriff zurückgeworfen und verloren etwa 50 Mann an Toten und hatten viele Verwundete. Unsere Truppen erbeuteten viel Kriegsmaterial. Auf unserer Seite fielen nur 3 Askari; 1 Europäer und 1 Askari wurden verwundet.

Am 26. Januar 1916, während Hauptmann Wintgens mit einem Teil seiner inzwischen von der Zentralbahn her verstärkten Truppen abwesend war, erfolgte ein neuer noch stärkerer belgischer Angriff auf die von etwa drei Kompagnien unter Hauptmann Klinghardt besetzte Kissenjistellung. Auch dieser von etwa 2000 Mann unter Anwendung von Handgranaten und mit Unterstützung von zwölf Geschützen unternommene Angriff wurde in zehnstündigem Gefecht zurückgeschlagen. Die Belgier verloren an Toten 4 Belgier und 60 Askari; gefangen wurde 1 Belgier und 1 Askari. Es wurde viel Kriegsmaterial erbeutet. Auf unserer Seite fielen 1 Deutscher, 6 Askari, 1 Hilfskrieger; verwundet wurden 2 Deutsche, davon 1 Offizier, 9 Askari und 1 Hilfskrieger.

Der Nordwesten war so gegen alle belgischen Angriffe erfolgreich verteidigt worden und wurde gehalten, bis im Mai 1916 die große Offensive von ganz unverhältnismäßig überlegenen belgischen Streitkräften auch hier zum Rückzug zwang.

Tanganjikasee.

Der langgestreckte Tanganjikasee begrenzte drei deutsche Bezirke, im Norden die Residentur Urundi, in der Mitte den Bezirk Udjidji und im Süden den Bezirk Bismarckburg. Das Gebiet von Urundi ist ein Hügelland, dessen Verhältnisse in vielen Beziehungen denen Ruandas gleichen, nur daß Urundi über mehr bewaldete Flächen verfügt als Ruanda. Auch war in Urundi, dessen Bevölkerung auf 1½ Millionen Menschen geschätzt wurde, nicht die Herrschaft eines Sultans allgemein anerkannt, sondern eine Reihe von Watussisultanen teilte sich mit den Waganwa, den übrigen Abkömmlingen der Königsfamilie, in die Beherrschung des Landes. Resident mit dem Sitz in Gitega war Hauptmann Schimmer. Dieser übernahm mit Kriegsausbruch gleichzeitig den Militärbefehl, allerdings nur

über ein kleines Häuflein, da die in Usumbura am Nordende des Tanganjikasees im Frieden stationierte Schutztruppenkompagnie vom Kommando an die Zentralbahn herabbeordert war und später im Norden der Kolonie verwandt wurde.

In der Mitte des Tanganjikasees grenzte der Bezirk Udjidji an diesen an mit dem Hafenplatz Kigoma, dem Endpunkt der Zentralbahn. Das letzte Ende dieser Bahn war, als der Krieg ausbrach, noch in der Vollendung begriffen. Die Eröffnung der Bahn hatte im August 1914 während der geplanten Landesausstellung unter Beteiligung der kolonialen Vertreter aus der Heimat in feierlicher Weise erfolgen sollen. Auch die Hafen- und Bahnbauten in Kigoma selbst waren noch nicht fertiggestellt, ebensowenig der 600 t große Dampfer „Graf Götzen", welcher als erster großer Tanganjika-Dampfer den Verkehr auf dem See sowohl mit dem deutschen Ufer wie mit dem belgischen Kongo vermitteln sollte. Die Kigomastrecke der Zentralbahn wurde kurz nach Kriegsbeginn vollkommen fertiggestellt, desgleichen wurden die Bauten am Hafenplatz weitergeführt. Auch den Dampfer „Graf Götzen" gelang es, obwohl verschiedene Teile bei Kriegsausbruch noch nicht in das Schutzgebiet gelangt waren, dank der geschickten und hingebenden Arbeit der Ingenieure der Baufirma Holzmann und der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft fertigzustellen, so daß der Dampfer einige Monate nach Kriegsbeginn seine Fahrten aufnehmen konnte.

Die 240000 Köpfe starke Bevölkerung des Bezirkes Udjidji umfaßte neben wenig bewohnten bewaldeten Gebieten mit vielen Tsetsefliegen das fruchtbare Luitschetal mit Reisanbau, sowie das verhältnismäßig gut bevölkerte und gut bebaute Viehland Uha, welches für die Verpflegung unserer Truppen am Tanganjikasee von Wichtigkeit wurde. Bezirksamtmann in dem dicht bei Kigoma belegenen Udjidji, einer alten Araberniederlassung, war seit einer Reihe von Jahren der im ostafrikanischen Dienst vorzüglich bewährte Dr. Lange. Die im Frieden in Udjidji stehende Schutztruppenkompagnie war bei Kriegsbeginn vom Kommando mit der Zentralbahn an die Küste und später nach Norden gezogen worden. Als Besatzung von Kigoma wurde der Hauptteil der Besatzung des im Hafen von Daressalam versenkten Vermessungsschiffes „Möwe" dorthin gesandt. Militärbefehlshaber für den Bereich des Tanganjikasees wurde der Kommandant der „Möwe", Korvettenkapitän Zimmer. An Fahrzeugen

waren auf deutscher Seite bei Kriegsbeginn lediglich der kleine Dampfer „Hedwig v. Wißmann" (100 t) vorhanden, daneben kleine Segelschiffe (Dhaus). Die Belgier besaßen einen Dampfer etwa von der Größe der „Hedwig v. Wißmann", nämlich den „Alexandre Delcommune".

An den südlichsten Teil des Tanganjikasees grenzte im Osten der räumlich sehr ausgedehnte, aber schwach bevölkerte (82000 Köpfe) Bezirk Bismarckburg. Der Sitz des Bezirksamtes befand sich in Bismarckburg am Südende des Tanganjikasees, nicht weit von der belgischen Grenze. Die Verwaltung dieses Bezirkes nahm vertretungsweise der Hilfsarbeiter Haun wahr, welcher als Leutnant d. R. gleichzeitig die Führung der paar Dutzend Polizeiaskari des Bezirksamtes übernahm.

Wie schon im Kap. 2 erwähnt, war im Schutzgebiet zunächst gar nicht bekannt, daß Belgien gleichfalls am Kriege gegen Deutschland teilnahm. Der Bezirksamtmann Lange sandte in meinem Auftrage am 6. August 1914 den Assessor Dr. Dieterich in einer Dhau nach dem belgischen Kongo hinüber, um zu versuchen, eine Postverbindung nach Deutschland über das belgische, für neutral gehaltene Gebiet einzurichten. Zu seinem Erstaunen wurde Dr. Dieterich von den Belgiern festgehalten und erfuhr, daß Belgien zu den Feinden Deutschlands gehörte. Nur seiner kühnen nächtlichen Flucht über den Tanganjikasee im Eingeboreneneinbaum verdankte er es, daß er nicht belgischer Gefangener blieb. Am 9. August kehrte er mit der Nachricht von der Teilnahme Belgiens am Krieg und dem feindseligen Vorgehen der Kongo-Belgier gegen ihn nach Kigoma zurück. Nach diesem Verhalten und bei dem Ausbleiben irgendwelcher offizieller Mitteilungen seitens des belgischen Gouverneurs, der mit der Außenwelt in Kabelverbindung stand, während wir völlig abgeschnitten waren, und der deshalb bei etwaiger Neutralitätserklärung der beiderseitigen afrikanischen Besitzungen mir hätte Nachricht geben müssen, ließ sich nicht bezweifeln, daß auch der belgische Kongo an dem Kriege gegen Deutsch-Ostafrika teilnahm. Unsere „Hedwig v. Wißmann" wurde armiert und begab sich auf die Suche, um den belgischen Dampfer wegzunehmen oder zu vernichten. Am 22. August traf der deutsche Dampfer unter Oberleutnant z. S. Horn den „Alexandre Delcommune" an der Lukugamündung an, wo er unter dem Schutze belgischer Landgeschütze ankerte. Der belgische Dampfer wurde durch

Beschießung von unserem kleinen Fahrzeug schwer beschädigt. Die „Hedwig v. Wißmann" hatte trotz Beschießung durch die belgischen Landgeschütze keine Verluste. Bei späteren Fahrten des deutschen Dampfers wurde der weiter an der Lukugamündung liegende belgische Dampfer dann durch Geschützfeuer noch mehr beschädigt und vollkommen fahrtunfähig gemacht.

Zur Verstärkung unserer Streitkräfte am Tanganjikasee wurde mit der Zentralbahn von Daressalam der kleine Küstendampfer „Kingani" (30 t) und eine Pinasse der versenkten „Möwe" nach Kigoma gebracht. Weiter verstärkte der „Graf Götzen" nach Fertigstellung die deutsche Flottille auf dem Tanganjikasee, welche damit bis auf weiteres unbestritten die Seeherrschaft ausübte. Die Belgier hatten einen Dampfer, den „Baron Dhanis", auf Stapel liegen, der jedoch erst weit später vollendet wurde. Ende 1915 wurden indessen durch eine englische Marineexpedition, die zwei kleine Motorboote durch den Belgischen Kongo zum Tanganjikasee brachte, eine Wendung zu unseren Ungunsten herbeigeführt (s. weiter unten).

Anfang September 1914 machte die kleine aus 6 Europäern, 52 Askari bestehende Abteilung von Bismarckburg mit etwa 300 Hilfskriegern unter Leutnant d. R. Haun einen Vorstoß über die nahe englische Grenze nach Rhodesia hinein und belagerte den dortigen Hauptplatz der Engländer Abercorn. Das ist derselbe Platz, an dem über vier Jahre später, im November 1918, auf Grund des Waffenstillstandes die Schutztruppe die Waffen niederlegte. Der auf einer Anhöhe belegene, von einer englischen Abteilung geringer Stärke besetzte und befestigte Platz wurde mit einem kleinen Geschütz beschossen. Die Belagerung wurde jedoch nach vier Tagen wieder aufgegeben, da ein Sturm bei der starken Befestigung und bei dem ungünstigen Gelände aussichtslos erschien. Auch ein Abschneiden der Besatzung von dem auf mehrere hundert Meter im Bereich der feindlichen Maschinengewehre liegenden Fluß war nicht möglich. Zwei Drittel der deutschen Abteilung mit dem Geschütz zogen dann nach Osten, um sich mit dem Hauptmann Falkenstein im Bezirk Langenburg zu vereinigen. Ein feindlicher Angriff auf diese kleine Abteilung am 11. November war ohne Ergebnis. Die deutschen Gesamtverluste bei der ganzen Unternehmung betrugen 3 tote und 3 verwundete Hilfskrieger.

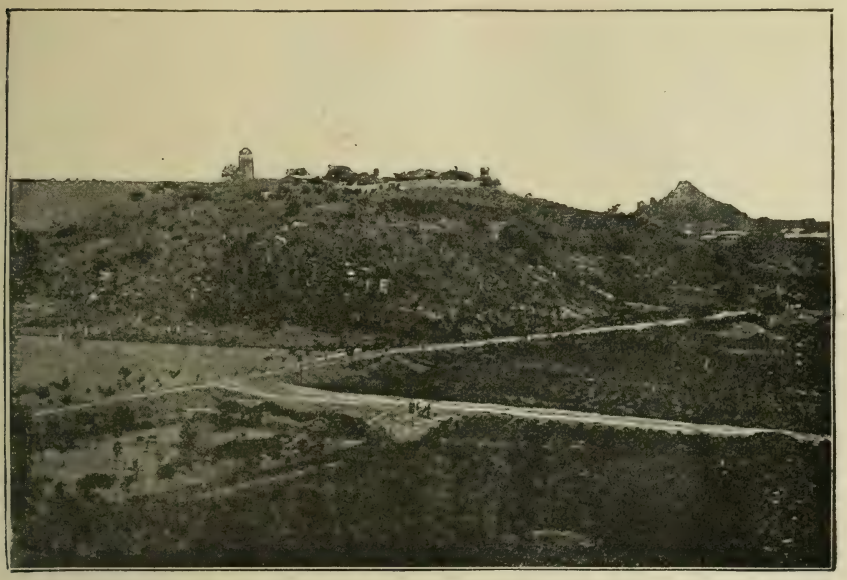
In Bismarckburg blieben nur wenige Askari unter Leutnant d. R.

Haun zurück. Dieser wurde später, im März 1915, beim Überfall eines englischen Lagers schwer verwundet gefangen und ist dann seiner Verletzung erlegen. Die Führung der kleinen Abteilung in Bismarckburg übernahm darauf Leutnant d. R. (Bergassessor) Haslacher, welcher zur Untersuchung eines Kohlevorkommens sich im Südwesten der Kolonie befunden hatte.

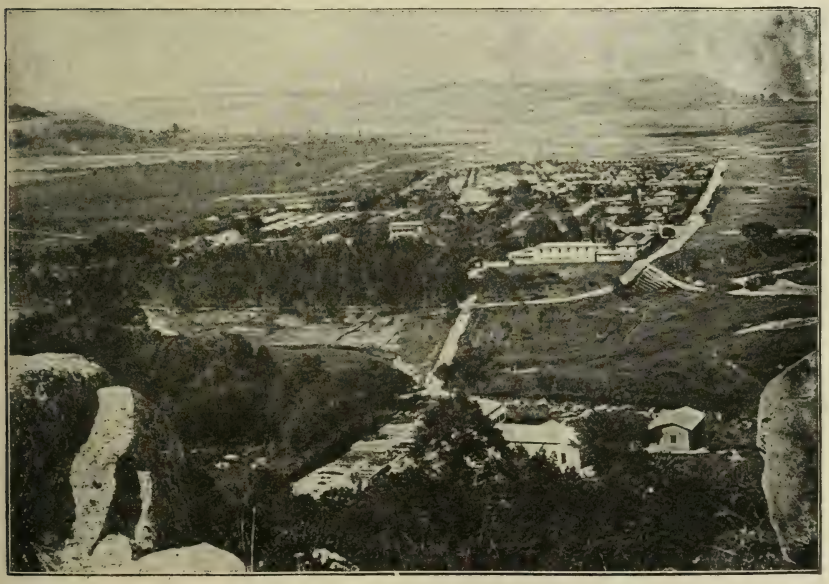
Im November 1914 fand eine erfolgreiche Unternehmung deutscher Streitkräfte nach Kasakalawe auf rhodesischem Gebiet am Südende des Tanganjikasees statt, an der die beiden deutschen Dampfer „Kingani" und „Hedwig v. Wißmann" unter Kapitänleutnant a. D. Kendrik und eine kleine Abteilung unter Führung des Leutnants d. R. Haslacher teilnahmen. In Kasakalawe befanden sich noch große Mengen von Telegraphenmaterial, die seinerzeit für den Weiterbau der rhodesischen Transcontinental-Telegraphenlinie vom Kap nach Kairo dort niedergelegt waren. Dieses Material war zunächst nicht weiter benötigt worden, da die Telegraphenlinie nur bis Udjudji gebaut wurde. Das Telegraphenmaterial war für uns eine äußerst erwünschte Beute, da für den notwendigen Ausbau unserer Telegraphenlinien für Kriegszwecke kein ausreichendes Material in der Kolonie zur Verfügung stand. Während die beiden deutschen Dampfer auf Abtransport des Telegraphenmaterials abwesend waren, wurde die kleine deutsche Abteilung bei Kasakalawe am 20. November von einer belgischen Kompagnie angegriffen, schlug jedoch den Angriff unter Beteiligung der während des Kampfes zurückgekehrten „Hedwig v. Wißmann" ab. Der an Land liegende kleine englische Dampfer „Cecil Rhodes", der 1903 nach Havarie als vorläufig nicht weiter benötigt, dort auf Strand gezogen worden war, wurde vernichtet, ebenso der kleine englische Dampfer „Good News" von „Kingani"-Größe.

Am Nordausgang des Tanganjikasees, von Usumbura aus, drang im Januar 1915 Hauptmann Schimmer den Russisifluß aufwärts vor. Bei Luvungi im Russisital kam es am 12. Januar 1915 zu einem Gefecht gegen die belgischen Truppen des dortigen Postens, bei dem Hauptmann Schimmer fiel und einige Deutsche verwundet wurden, während der Gegner einen Europäer und einige Askari verlor.

Südlich des Tanganjikasees, an der Grenze des Bismarckburg-Bezirks, waren anfänglich nur sehr geringe englische Kräfte gewesen, wie der Vorstoß der kleinen Bismarckburg-Abteilung im September 1914 auf



Fort Muansa, Gesamtansicht.



Bukoba, von Südwesten gesehen.
Im Stadtbild rechts vorn die Boma (Feste) des Residenten.

Aufn. der Exp. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Bebaute Hänge in Hoch-Ruanda.

Im Hintergrund: Mitte, ein Bananenhain. Vorn Feldarbeiter der Wahutu.

Watussii-Rinder.

Abercorn gezeigt hatte. Allmählich hatten die Engländer aber aus den südlichen Teilen Verstärkungen dorthin gebracht und auch belgische Truppen herangezogen. Insbesondere war die Farm Jericho (von den Engländern Saisi genannt) befestigt, welche nahe der Grenze zwischen Abercorn und Fife lag. Gegen diese führte General Wahle, der 1915 nach Ablösung von den Geschäften der Etappenleitung den Befehl am Tanganjikasee übernommen hatte, einige Kompagnien heran. Er griff am 28. Juni 1915 Jericho an, das von einer aus Belgiern, aus Mannschaften der nordrhodesischen Polizei und einigen Freiwilligen bestehenden Abteilung unter Major O'Sullivan besetzt war. Der Angriff erwies sich jedoch angesichts der starken feindlichen Befestigung und der feindlichen Truppen nicht als durchführbar. General Wahle brach daher das Gefecht ab und zog wieder in den Bezirk Bismarckburg zurück. Auf unserer Seite war gefallen der Oberleutnant d. R. (Bezirksamtmann) Proempeler, 2 weitere Europäer und 4 Askari. Die feindlichen Verluste betrugen nach belgischen Zeitungsangaben je 1 Engländer und 1 Askari sowie 2 Angehörige der nordrhodesischen Polizei gefallen, etwa 8 verwundet.

General Wahle erhielt vom Kommando Verstärkung zugesandt und marschierte nochmals mit einer aus 144 Deutschen und 596 Askari mit 9 Maschinengewehren bestehenden Streitmacht auf Jericho (Saisi). Am 26. Juli 1915 schloß er diesen nun von 400 englischen und belgischen Truppen besetzten Platz ein. Von Abercorn aus eilten belgische Truppen zum Entsatz der Belagerten herbei, wurden jedoch von einem Teil der Wahleschen Truppen zurückgewiesen. Nach mehrtägiger Belagerung forderte General Wahle am 31. Juli den belagerten Feind zur Übergabe auf, die dieser jedoch ablehnte. Da eine Erstürmung Jerichos in Ermangelung ausreichender Artilleriewirkung aussichtslos erschien, so zog General Wahle wieder nach Bismarckburg zurück. Es stand an Artillerie lediglich ein altes Salutgeschütz C 73 aus Daressalam zur Verfügung, für welches Granaten erst mit unseren primitiven Mitteln angefertigt werden mußten. Unsere Verluste betrugen 1 Deutscher, 1 Askari gefallen; 3 Deutsche und 6 Askari sowie 2 Maschinengewehrträger verwundet. Auf feindlicher Seite waren die Verluste, besonders bei den zum Entsatz heranmarschierenden Truppen, erheblich größer gewesen.

Die Engländer fuhren nach diesem Ereignis fort, ihre Truppen

in Nordrhodesien durch Zuzug aus den südlichen Teilen Rhodesiens zu verstärken. Es kam jedoch vorläufig an der rhodesischen Grenze nur zu Patrouillenzusammenstößen, bis im Mai 1916 die umfassende englische Offensive auch an dieser Front begann.

Auf dem Tanganjikasee fanden mehrfach Fahrten der kleinen deutschen Dampfer und Beschießungen belgischer Plätze statt. Die Feinde verfügten zunächst über keine Fahrzeuge, welche unseren Dampfern hätten entgegentreten können. Ende 1915 trat jedoch eine Änderung ein. Die Engländer hatten, wie oben erwähnt, durch den belgischen Kongo zwei kleine Motorfahrzeuge herangeschafft und an der Lukugamündung auf den Tanganjikasee gebracht. Diese Motorboote fuhren erheblich schneller als unsere Dampfer und waren auch mit modernen Schnelladegeschützen viel stärker armiert. Am 26. Dezember 1915 wurde der kleine deutsche Dampfer „Kingani" auf einer Erkundungsfahrt nahe dem belgischen Ufer von den beiden englischen Motorbooten angegriffen. Die „Kingani" erhielt eine Anzahl Treffer. Nachdem der Führer, Oberleutnant d. R. z. S. Junge und ein Teil der kleinen Besatzung gefallen war, auch der Dampfer schon in sinkendem Zustand war, ergab sich der Rest der Besatzung. Der sinkende Dampfer konnte von den Engländern noch an Land gebracht werden und wurde später repariert. Zwei Monate später ereilte das gleiche Schicksal die „Hedwig v. Wißmann". Diese wurde ebenfalls bei einer Erkundungsfahrt am 9. Februar 1916 von den beiden englischen Motorbooten angegriffen. Nachdem der Dampfer durch eine Anzahl Treffer fahrtunfähig gemacht war, sprengte der Führer, Oberleutnant z. S. Odebrecht, das Schiff. Der nicht gefallene Teil der Besatzung, darunter der Führer, wurde von den Engländern gefangen genommen.

An dem den Kiwusee mit dem Tanganjikasee verbindenden Grenzfluß Russissi, in dessen Tal die berüchtigte zu den Tsetsefliegen gehörige Glossina palpalis, die Überträgerin der Schlafkrankheit, vorkommt, fanden verschiedene Gefechte statt. Unsere Truppe am Russissi war von der Zentralbahn aus Mitte 1915 verstärkt worden. Die so gebildete Abteilung in Stärke von 94 Deutschen und 616 Askari mit 9 Maschinengewehren und 2 Geschützen machte am 27. September 1915 unter Führung des Hauptmanns Schulz einen Angriff auf die belgische Boma Luvungi. Wenngleich dem Feind beträchtliche Verluste beigebracht wurden, so konnte doch der deutsche Angriff nicht

durchgeführt werden. Auf unserer Seite waren 4 Deutsche, davon 1 Offizier, 20 Askari, 1 Boy gefallen; 9 Deutsche, davon 1 Offizier, sowie 36 Askari, 1 Maschinengewehrträger, 2 Boys verwundet; 1 Askari vermißt.

Anfang November 1915 traf der Westbefehlshaber General Wahle am Russissi in Rugambo ein, wo die Abteilung Schulz stand, und nahm dort sein Standquartier. In der Folge wurden fortgesetzt kleinere Unternehmungen in das belgische Gebiet ausgeführt. Bei einem Vorstoß der Abteilung Schulz am 23. November erlitt eine belgische Kompagnie starke Verluste; es wurden von uns viele Patronen und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet.

Njassasee.

Vom Njassasee bildete nur dessen nördliche Hälfte die Grenze Deutsch-Ostafrikas. Am Nordende des Sees lag der Bezirk Langenburg, ein von hohen Gebirgen durchzogenes, herrliches gesundes Hochland (darunter das über 3000 m ansteigende Livingstone-Gebirge, s. Taf. 28), das für europäische Besiedelung geeignet ist. Wenn die Zahl deutscher Ansiedler noch recht gering war, so lag das an den ungünstigen Verbindungen — nach der deutsch-ostafrikanischen Küste ein Marsch von mehr als einem Monat, größtenteils durch Tsetsegegenden, nach der Zentralbahn fast ebenso weit — und der fehlenden Absatzmöglichkeit. Im Bezirk Langenburg, und zwar hauptsächlich in dem östlichen Teil, dem Hochlande Ukinga, war der Anbau von Weizen bereits in gewissem Umfange bei den Eingeborenen eingebürgert, was für unsere Versorgung mit Brotgetreide während des Krieges von großer Bedeutung werden sollte (s. Kap. 10). Der Bezirk Langenburg mit einer Bevölkerung von rd. 200000 Köpfen wurde von dem Bezirksamtmann Stier mit dem Sitz in Neulangenburg (auf dem Hochlande gelegen) verwaltet. Etwas südlich davon lag Masoko, wo sich eine Schutztruppenkompagnie unter Major v. Langenn-Steinkeller befand.

Weiter südlich grenzte an den Njassasee der Bezirk Songea mit dem unbedeutenden Hafenplatz Wiedhafen an. Dieser ausgedehnte, aber schwach bevölkerte Bezirk hatte als Hauptbestandteil seiner rd. 90000 Köpfe starken Bevölkerung den tüchtigen Stamm der Wangoni, welche in früherer Zeit der Schrecken ihrer Nachbarn waren und noch im Majimaji-Aufstand 1905/06 gegen die deutsche Herrschaft

sich aufgelehnt hatten. Die Verwaltung dieses im Süden an Portugiesisch-Ostafrika angrenzenden Bezirkes wurde vom Bezirksamtmann Keudel, einem unserer ältesten Afrikaner, geführt, welcher seinen Sitz in der Mitte dieses Landes im Ort Sfongea hatte. Schutztruppe war im Sfongeabezirk nicht vorhanden, nur einige Dutzend Polizeiaskari. Weder Langenburg noch Sfongea hatten Telegraphenverbindung.

Auf dem Njassasee befand sich ein kleiner deutscher Dampfer „Hermann v. Wißmann" (100 t), so benannt nach dem berühmten Afrikadurchquerer, der ihn seinerzeit persönlich in auseinandergenommenen Teilen unter großen Mühen zum See geschafft hatte. Der Dampfer lag Anfang August 1914 in dem südlich von Wiedhafen gelegenen, zum Bezirk Sfongea gehörigen Sphinxhafen. Dieser ist eine Bucht, welche wegen des Holzreichtums der Umgebung als Stapelplatz von Brennholz für den Dampfer diente und in der auch die Helling sich befand, auf welcher der Dampfer alljährlich ausgebessert wurde. Der „Hermann v. Wißmann" lag bei Kriegsausbruch gerade auf der Helling. In Sphinxhafen waren sonst nur wenige Hütten für Holzfäller vorhanden. Am 13. August 1914 erschien dort ein englischer Dampfer und nahm den nichtsahnenden deutschen Kapitän sowie dessen Maschinisten gefangen, welche bei dem Fehlen jeder Telegraphenverbindung noch keine Ahnung von dem Ausbruch eines Krieges hatten. Der deutsche Dampfer wurde von den Engländern durch Zerstörung der Maschinen fahrtunfähig gemacht.

Weitere kriegerische Ereignisse fanden in diesem Bezirk zunächst nicht statt. Gegen die Portugiesen auf Grund der irrtümlichen Annahme, daß auch Portugal an dem Kriege gegen Deutschland teilnehme, getroffene Vorkehrungen konnten noch rechtzeitig rückgängig gemacht werden, da vor Durchführung meine Mitteilung über die Neutralität Portugals, und die Anweisung, von unserer Seite strikte Neutralität innezuhalten, eintraf.

In Neulangenburg traf die Nachricht von der Kriegserklärung Englands am 15. August 1914 ein. Von diesem Bezirk aus drang Anfang September 1914 die durch eingezogene Europäer und eingeborene Hilfskrieger verstärkte 5. Kompagnie unter Major v. Langenn-Steinkeller auf Karonga in Britisch-Njassaland vor. Der am 9. September unternommene Versuch, die zwar nur von einer kleinen englischen Abteilung besetzte, aber stark befestigte Boma ein-

zunehmen, scheiterte. Auch erlitt die deutsche Truppe beim Rückzug durch inzwischen herbeigeeilte englische Verstärkungen nicht unbeträchtliche Verluste. Insgesamt fielen 6 Deutsche, 27 Askari, 5 Träger; 2 schwerverwundete Offiziere und einige 20 verwundete Askari gerieten nebst dem den Verwundetentransport führenden Oberarzt d. R. Dr. Gothein in Feindeshand. Der Führer Major v. Langenn-Steinkeller war schwer verwundet, ferner waren verwundet 4 Deutsche, 31 Askari und einige Träger. Die beiden kleinen Geschütze der Abteilung, die vorher noch ein englisches Motorboot auf dem Njassasee zum Sinken gebracht hatten, gingen verloren, ebenso zwei Maschinengewehre. Beim Feinde waren nach englischer Angabe 4 Europäer gefallen, 7 verwundet. Seine Verluste an Farbigen sind in diesem Bericht nicht angegeben. Die deutsche Abteilung zog nach Langenburg zurück. Der Gegner überschritt zunächst nicht die deutsche Grenze. An dieser Front fanden dann nur kleinere Gefechte nahe der Grenze statt, bis im Mai 1916 die Engländer unter General Northey in den Bezirk Langenburg eindrangen (s. Kap. 14).

Nur in Sphinxhafen, im Bezirk Ssongea, welcher Platz von einem Deutschen mit wenigen Askari besetzt worden war, bewerkstelligten die Engländer im Mai 1915 nach Bombardement die Landung einer starken Streitmacht, darunter eines Bataillons Kings African Rifles. Unsere paar Mann zogen sich feuernd etwas landeinwärts zurück. Die Engländer zerstörten den beschädigten, auf der Helling liegenden „Hermann v. Wißmann" vollständig. Dann wurden die Landungstruppen wieder eingeschifft und fuhren ab.

Kapitel 8.

Die Verwaltung. Haltung der Eingeborenen.

Bei Kriegsbeginn betrug die Zahl der europäischen Bevölkerung in Deutsch-Ostafrika ungefähr 6000 Köpfe einschließlich der Frauen und Kinder. Diese geringe Europäerzahl lebte inmitten einer Eingeborenenbevölkerung von nahezu 8 Millionen Köpfen. Für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unter den Eingeborenen sorgte im größten Teil des Schutzgebietes im Frieden die Zivilverwaltung, welcher die auf die Verwaltungsstellen im Lande

verteilte Polizeitruppe von etwa 2000 Askari dafür zur Verfügung stand, während noch in zwei Bezirken (Iringa und Mahenge) die Militärverwaltung mit je einer Kompagnie geführt wurde. Die übrigen Kompagnien der bei Kriegsbeginn etwa 2500 Askari zählenden Schutztruppe waren an verschiedenen Plätzen an der Küste und im Inneren stationiert, um im Fall von Aufständen oder Unruhen als Rückhalt zu dienen und eingreifen zu können. Der letzte große Eingeborenenaufstand (Majimaji-Aufstand) hatte in den Jahren 1905/06 in einem großen Teil des Schutzgebietes, hauptsächlich in den südlichen Bezirken, getobt. Zu seiner Niederwerfung war eine Verstärkung der Schutztruppe auf 4000 Köpfe erforderlich geworden, eine Zahl, die nahezu den bei Kriegsausbruch insgesamt im Schutzgebiet vorhandenen farbigen Streitkräften (Schutztruppe und Polizeitruppe zusammengenommen) gleichkam. Dabei hatten im Majimaji-Aufstand die volksreichsten Bezirke der nördlichen Hälfte der Kolonie nicht mit an der Rebellion teilgenommen.

Es ist klar, daß eine erfolgreiche Kriegführung gegen einen auswärtigen Feind nur möglich war, wenn im Lande selbst Ruhe herrschte und die Kraft der Schutztruppe nicht durch die Niederwerfung von Aufständen in Anspruch genommen war. Seit 1906 bis zum Kriegsbeginn, also 8 Jahre lang, war das Schutzgebiet im Frieden verwaltet worden. Weder unter der Verwaltung meines Vorgängers, des Freiherrn v. Rechenberg 1906—1912, noch während der beiden Friedensjahre meiner Verwaltung (1912—14) war es zu irgendwelchen Aufständen in Deutsch-Ostafrika gekommen. Die Gefahr solcher lag aber im Fall eines Krieges mit England, dessen Kolonien auf verschiedenen Seiten unser Schutzgebiet begrenzten, durchaus im Bereich der Möglichkeit. Nach Ansicht langjähriger Kenner des Schutzgebietes, wie des früheren verdienten Kommandeurs der Schutztruppe, Oberstleutnants (später General) Freiherrn v. Schleinitz, und des leider bereits vor Kriegsbeginn nach 25 ostafrikanischen Dienstjahren verstorbenen Oberstleutnants Johannes, welche beide an hervorragender Stelle bei Bekämpfung früherer Eingeborenenaufstände mitgewirkt hatten, war sogar mit großer Wahrscheinlichkeit für diesen Fall der Ausbruch umfangreicher Eingeborenenaufstände zu erwarten. Wie aus den im 5. Kap. erwähnten Aufzeichnungen des englischen Konsuls King hervorgeht, rechneten auch die Engländer mit dem Ausbruch von Unruhen in unserem Schutzgebiet.

Die Verhältnisse lagen bei uns ganz anders wie in der Heimat und selbst wie in Deutsch-Südwestafrika, welches eine ausschließlich aus Europäern bestehende Truppe hatte bei einer fast dreimal die unserige übertreffenden weißen Bevölkerung von 15000 Köpfen unter einer farbigen Bevölkerung von nur 140000. Unsere Truppe bestand aus Eingeborenen aus dem Lande selbst. Auf jeden Kopf der weißen Bevölkerung kamen in Deutsch-Ostafrika über 1000 Eingeborene. Es muß für jeden einleuchtend sein, daß die Haltung unserer Eingeborenen für die Kriegführung ausschlaggebend war. Es war infolgedessen nötig, daß unsere Kriegsmaßnahmen darauf aufgebaut wurden.

Die erste Sorge der Verwaltung mußte es sein, die Ruhe unter den Eingeborenen aufrecht zu erhalten. Dies allein genügte jedoch nicht, vielmehr waren bedeutende positive Leistungen der Eingeborenenbevölkerung notwendig, um die Truppe zu einer länger währenden Verteidigung des Schutzgebietes in den Stand zu setzen. Einmal war die Schutztruppe für ihren Ersatz an Askari für Ausfälle durch Tod, Verwundung usw., sowie für die Vermehrung ihrer geringen Kopfzahl auf die Eingeborenen der Kolonie angewiesen, dann aber waren bei dem Fehlen ausreichender sonstiger Transportmittel gewaltige Trägerscharen erforderlich.

Schließlich mußte die Truppe wie die europäische Zivilbevölkerung aus dem Lande selbst erhalten werden, da wir durch die englische Blockade zu Wasser und zu Lande völlig von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren. Im Frieden war ein großer Teil der Nahrungsmittel, nicht nur für die Europäer, sondern auch für die farbigen Truppen und Arbeiter über See in das Schutzgebiet eingeführt worden. An deren Stelle traten bedeutende Lieferungen von Nahrungsmitteln aus dem Schutzgebiet, welche eine Vermehrung des Anbaues durch die Eingeborenen und außerdem zum Teil, wie Weizen und Reis, einen Herantransport aus weiter Ferne auf wochenlangen Märschen durch Träger notwendig machte.

Die aus dieser Situation für die Verwaltung erwachsenden Aufgaben waren um so schwieriger, als die Schutztruppenkompagnien, welche in normalen Zeiten den Rückhalt für die Verwaltung bildeten, zwecks Konzentrierung für militärische Operationen aus den meisten Bezirken herausgezogen werden mußten. Sie zu erfüllen war überhaupt nur möglich, wenn die mit den Verhältnissen von Land und

Leuten vertrauten und den Eingeborenen selbst bekannten Beamten der Verwaltungsbezirke und Unterbezirke in ihren Stellen und im Besitz der entscheidenden Macht in allen die Eingeborenen betreffenden Angelegenheiten blieben. Ich bestimmte daher bei Kriegsausbruch in meiner Verfügung vom 5. August 1914 über Erklärung des Kriegszustandes, daß die Verwaltung und Gerichtsbarkeit einschließlich der Verfügung über die Polizei weiter in der Hand der Zivilbehörden bleiben sollte und daß nur in Fällen dringender Gefahr die vollziehende Gewalt auf den Militärbefehlshaber des betreffenden Bezirkes überzugehen habe. Diese meine Verfügung bewegte sich im Rahmen der erst im Dezember 1914 im Schutzgebiet eintreffenden Kaiserlichen Verordnung vom 1. August 1914, wodurch der Gouverneur zur Erklärung des Ausnahmezustandes ermächtigt wurde.

Diese Regelung hat sich, wenngleich hier und da Reibungen zwischen militärischen Stellen und Zivilbehörden entstanden, voll bewährt. Die erfahrenen Beamten der Zivilverwaltung, die an der Spitze der Bezirke und Unterbezirke standen, wurden nach Möglichkeit während des Krieges auf ihren Posten belassen. So war die Aussicht vorhanden, daß die Eingeborenen auch weiterhin ruhig bleiben und den im Kriege äußerst verstärkten Anforderungen des „Serkal" (der Regierung) nachkommen würden. Fehler, wie sie bei der Betrauung mit der Eingeborenenverwaltung unerfahrener Personen mit der Leitung der Bezirke unvermeidlich gewesen wären und zu schwerwiegenden Folgen hätten führen müssen, wurden vermieden. Falsche Maßnahmen konnten noch rechtzeitig durch mein Eingreifen behoben werden.

Die Eingeborenenverwaltung und Rechtsprechung, ebenso wie die Erhebung der Kopf- und Hüttensteuer wurden während des Krieges, soweit irgend möglich, wie im Frieden durchgeführt. Auf diese Weise behielten die Verwaltungsstellen ihre Bezirke in der Hand. Die sich stetig steigernden Anforderungen der Truppe, besonders an Trägergestellung, konnten trotz der Verminderung des europäischen Personals und der Polizei-Askari durch Einziehung zur Schutztruppe mit Hilfe des eingeborenen Verwaltungspersonals allenthalben erfüllt werden. Ein Eingreifen der Schutztruppe zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den von den Zivilbehörden verwalteten Bezirken wurde, solange der Feind nicht in die Kolonie eindrang, nirgends nötig. Für den Süden des Schutzgebietes, in dem, wie erwähnt, 8 Jahre vor

Kriegsbeginn der große Eingeborenenaufstand getobt hatte und dessen Eingeborenenbevölkerung zum Teil als unsicher angesehen wurde, verfügte ich als Vorsichtsmaßregel den Verbleib einer Schutztruppenkompagnie in Lindi. Im übrigen wurden aus den nicht an einer feindlichen Grenze gelegenen Bezirken die Schutztruppenkompagnien vom Kommando zur Verwendung gegen den Feind zusammengezogen.

Die Haltung unserer eingeborenen Bevölkerung läßt sich, solange in den Bezirken eine Verwaltungstätigkeit ausgeübt werden konnte, als friedlich und willig bezeichnen. Es entstand, als der Ausbruch des Krieges mit England bekannt wurde, vielfach eine Beunruhigung unter den Eingeborenen, besonders in den an englische Kolonien angrenzenden Bezirken, ebenso bei Ausbruch des Krieges mit Belgien in den an die belgische Kongokolonie angrenzenden Teilen des Schutzgebietes. Indessen legte sich diese Beunruhigung bald, als die Eingeborenen sahen, daß ihnen nichts geschah, die Verwaltung weiter ihren Gang ging und von dieser verbreitet wurde, daß es sich um einen Krieg nur zwischen den Weißen handele und die Eingeborenen für sich nichts zu befürchten hätten.

Es war für die Schwarzen offenbar schwer zu fassen, daß nun auf einmal die Weißen untereinander sich totschießen sollten, die bisher immer den Eingeborenen Frieden und Ordnung gepredigt und Kriege derselben untereinander mit Waffengewalt unterdrückt hatten. Noch unerklärlicher war es wohl für sie, daß jetzt die schwarzen Askari, die bisher lediglich gegen wilde Völker verwandt waren, auf Befehl ihrer weißen Herren gegen andere Weiße kämpfen sollten. Während bisher die Aufrechterhaltung des Prestiges der weißen Rasse und der Schutz des Lebens und Eigentums der Europäer einen Hauptgegenstand der Sorge aller europäischen Verwaltungen in Zentralafrika gebildet hatte, sollte plötzlich diese Schranke weggezogen werden und das Erschießen eines Weißen als verdienstlich gelten.

Die Ursachen eines solchen Krieges zwischen den Wazungu (Europäern), die unmittelbar vorher noch an den Grenzen in friedlichem Verkehr miteinander gestanden hatten, waren den Eingeborenen natürlich im allgemeinen unklar. Bisweilen bildeten sich merkwürdige Vorstellungen darüber. So wurde bei den Wadschagga am Kilimandscharo erzählt, daß der Krieg ausgebrochen sei, weil der englische König auf den Helm des deutschen Kaisers eifersüchtig

sei. (Die deutsche Rupie zeigt das Bild Kaiser Wilhelms II. mit dem Kürassierhelm, während auf der indischen Rupie und den englischen Münzen das Bild des Königs von England ohne Kopfbedeckung sich befindet.) Da die Engländer ja angaben, den Kampf gegen den preußischen Militarismus zu führen, so könnte man dieser an sich kindlich anmutenden Vorstellung allenfalls einen tieferen Sinn unterlegen.

Die Gefahr von Eingeborenenaufständen infolge des Krieges lag am nächsten in den an feindliches Gebiet angrenzenden Gegenden mit zweifelhafter Eingeborenenbevölkerung. Die stärksten Befürchtungen in dieser Richtung wurden im Anfange des Krieges von deutschen Ansiedlern am Kilimandscharo und Meru hinsichtlich eines Einbruchs der Massai aus englischem Gebiet und einer eventuellen Beteiligung ihrer auf deutschem Gebiet sitzenden Stammesgenossen gehegt und fanden in Telegrammen aus den Kreisen der Ansiedler an mich ihren Ausdruck. Da solche Befürchtungen nach dem raubgierigen Charakter und dem früheren Auftreten dieser beuteluſtigen Nomadenstämme nicht unbegründet erschienen, so ordnete ich an, daß die zur Schutztruppe einberufenen Europäer aus den in Frage kommenden Bezirken nicht zu Vorstößen in Britisch-Ostafrika verwandt werden dürften, da sonst bei völliger Entblößung dieser Gebiete von waffenfähigen Männern die deutschen Frauen und Kinder dem blutgierigen Raubgesindel schutzlos preisgegeben wären. Tatsächlich erfolgte zunächst kein Einfall, wohl aber drangen englische Massai im Laufe des zweiten Kriegsjahres raubend und mordend in die nördlichsten Teile des Bezirks Aruscha und in Teile des Muansabezirkes ein. Sie wurden von deutschen Truppen unter Hilfe unserer angesessenen Eingeborenen wieder herausgeworfen und verloren nicht nur das erbeutete Vieh, sondern auch eine ganze Anzahl Krieger. Ferner drangen später 1916 bei dem Einfall der Engländer englische Massai bis in die unmittelbare Nähe von Aruscha selbst vor, wobei einzelne weiße Ansiedler ihren Tod fanden. Inwieweit etwa deutsche Massai dabei beteiligt waren, ist nicht festgestellt.

Auch die mehrfach auftretende Befürchtung, daß die Entblößung der Pflanzungen von dem größten Teil der Leiter und Angestellten infolge deren Einziehung zur Truppe zu Unruhen der insgesamt ungefähr 100000 Köpfe zählenden Arbeiterscharen führen würden, bewahrheitete sich nicht, ebensowenig die Annahme, daß die plötzliche

Entlassung und Heimkehr vieler Arbeiter Ausschreitungen und Ruhestörungen im Lande zur Folge haben würden. Es gelang vielmehr infolge vorläufiger Zurückstellung einer Anzahl von Pflanzungsleitern und durch sonst geeignete Maßnahmen (s. Kap. 11), den Betrieb einer ganzen Reihe von Pflanzungen zunächst aufrecht zu erhalten. Im übrigen fand sich für die freiwerdenden Pflanzungsarbeiter schnell Verwendung im Dienste der Schutztruppe, deren Bedarf besonders an Trägern ohnehin bald nur mit Mühe gedeckt werden konnte.

Die Eingeborenen an der Küste wurden im Anfange des Krieges durch das Anlaufen der englischen Kriegsschiffe an verschiedenen Küstenplätzen und die Bombardements von Daressalam, Bagamojo und später Kilwa beunruhigt. Da die ersten Bombardements aber wenig Schaden anrichteten und fast gar keine Verluste an Menschenleben verursachten, beruhigte sich die Bevölkerung bald wieder. Als dann im Anfang November 1914 die bei Tanga gelandeten englischen Truppen von der Schutztruppe entscheidend geschlagen waren und sich unter dem Schutz der Kriegsschiffe wieder einschiffen mußten, setzte sich bei den Küsteneingeborenen die Meinung fest, daß die Engländer zwar Kriegsschiffe und große Kanonen hätten, aber auf dem Lande unseren Truppen nicht gewachsen seien, eine Auffassung, welche für die Aufrechterhaltung unserer Autorität naturgemäß günstig war.

Sehr gut benahmen sich die Wahumasultane im Bukobabezirk, mit deren Hilfe bei dem ersten Einfall der Engländer im September 1914 nach Entfernung der deutschen Schutztruppenkompagnie nicht nur die Ordnung im Lande aufrecht erhalten, sondern das Volk im Lande, die Wanjambo gegen die räuberischen Einfälle der Waganda aus der englischen Nachbarkolonie geschützt werden konnten (s. oben Kap. 7).

Was die Bezirke im Inneren anbetrifft, so war besonders die Haltung der größten und für die Stellung von Askari und Trägern wichtigsten Stämme der Wanjamwezi und Wasukuma vorzüglich. Auch bei den anderen Stämmen kamen während des ersten Stadiums des Krieges bis zum Eindringen der Feinde in das Schutzgebiet im Laufe des Jahres 1916 keinerlei Unruhen vor. Am Rufiji tauchte einmal eine Zaubereisache auf, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zaubereien hatte, welche im Maji-Maji-Aufstand 1905/06 eine so große Rolle spielten. Doch gelang es dem Bezirksamt in Utete,

die betreffenden Eingeborenen festzunehmen, ehe irgendwelches Unheil angerichtet war.

In welchem Maße die Eingeborenenverwaltung während des Krieges aufrecht erhalten werden konnte, zeigte sich unter anderem darin, daß die Eingeborenensteuer 1914 trotz teilweiser Hungersnot und dadurch verminderte Leistungsfähigkeit im Süden (s. Kap. 10) den Voranschlag überstieg und hinter dem tatsächlichen Ergebnis des Vorjahres nur wenig zurückblieb. Im zweiten Kriegsjahr 1915 wurde sogar ein Rekord erzielt, indem das höchste bisherige Ergebnis an Einnahmen aus der Kopf- und Hüttensteuer, das von 1913, noch übertroffen wurde. Die Erhebung der Kopf- und Hüttensteuer unter den Eingeborenen kann, ganz abgesehen von ihrer finonziellen Bedeutung, als ein Maßstab dafür angesehen werden, inwieweit die Verwaltung ihre Macht tatsächlich im Lande ausübte.

Der Trägerbedarf der Truppe konnte im Anfang größtenteils aus freiwerdenden Arbeitern von Eisenbahnen, Pflanzungen und anderen Unternehmen sowie aus der Eingeborenenbevölkerung der nächst gelegenen Bezirke gedeckt werden. Allmählich mußten aber die Anforderungen an die Bezirke immer stärker angespannt werden, da immer mehr verlangt wurden, und die früher angeworbenen Leute, trotz aller Versprechungen, meist nicht zurückkehrten. Der Abgang und der Neubedarf infolge der Gestaltung der Kriegsverhältnisse war so groß, daß die einmal eingestellten Leute in vielen Fällen zunächst nicht wieder entlassen werden konnten.

So entstand unter den hauptsächlich für die Trägergestellung in Betracht kommenden Stämmen, aus denen sich lange Zeit hindurch reichlich Eingeborene zu Trägerdiensten bereit fanden, bei der langen Kriegsdauer allmählich eine gewisse Beunruhigung besonders infolge der im Kap. 10 erwähnten Massenanforderungen von Trägern 1916. Die Leute suchten sich in entlegeneren Gebieten durch Flucht in den Busch der Verwendung als Träger zu entziehen. Es bedurfte ständiger Aufmerksamkeit von meiner Seite, um durch möglichst gleichmäßige Verteilung der Trägeranforderungen auf die Eingeborenenbevölkerung einen zu starken Druck auf einzelne Bevölkerungsteile zu vermeiden.

Die Leistungen, die von den Eingeborenen im Trägerdienst bewirkt wurden, waren ganz ungeheuer. Zunächst mußten die tragbaren Geschütze und die Munition transportiert werden, ferner das

Sanitätsmaterial und die Verpflegung. Dazu kam das Gepäck der weißen Truppenangehörigen. Die normale Trägerzahl, welche dem Unteroffizier oder Unterbeamten, wie dem Offizier oder höheren Beamten im Frieden zustand, war 10 für das Tragen eines kleinen Zeltes, eines Bettes, einer Kochlast, sowie von Koffern für Kleider und Verpflegung. Solange noch volle Zeltausrüstungen vorhanden waren, reisten im Anfang des Krieges die damit versehenen Deutschen noch mit der vollen Trägerzahl. Im Laufe des Krieges wurde sie wesentlich herabgesetzt. Immerhin betrug auch ganz zum Schluß die Zahl der auf jeden Europäer der Truppe fallenden Träger noch 3, dazu 2 Boys.

Das Gepäck der Askari wurde teils von ihnen selbst, teils von ihren Weibern und den Askariboys getragen, meist halbwüchsige Burschen, welche sich dadurch für den Beruf als Askari oder Boy vorbereiteten.

Die normale Zahl der Träger einer Askarikompagnie betrug im Frieden mindestens das 1½fache der Kompagniestärke. Im ersten Teile des Krieges schwoll die Zahl vielfach über dieses Maß hinaus an. Später wurde sie wesentlich herabgesetzt.

Doch dieser gewaltige Trägertroß, der mit den mobilen Truppen selbst marschierte, stellte nur einen geringen Prozentsatz der gesamten Trägerscharen dar, welche während des Krieges in der Kolonie beschäftigt waren. Die Nahrungsmittel mußten von den an der Zentralbahn oder in verpflegungsreichen Distrikten angelegten Magazinen zu den Truppen gebracht werden. Beständig waren viele Tausende von Trägern für diesen Zweck unterwegs. Zu den Magazinen mußten wiederum die Eingeborenen die Verpflegungslasten aus den Gebieten bringen, in denen das Korn wuchs. Es handelte sich bei den Transporten zum Teil um sehr bedeutende Entfernungen, die wochenlange, selbst monatelange Märsche erforderten. Im ganzen Lande waren fortwährend große Trägerscharen in Bewegung, um den Bedarf der Truppe und der europäischen Bevölkerung an Nahrungsmitteln zu befriedigen. Ein großer Teil dieser Karawanen marschierte dabei ohne jede europäische Führung, lediglich unter Führung von Eingeborenen nach den ihnen erteilten Anweisungen.

Die Zahl der insgesamt tätig gewesenen Träger läßt sich auch nicht annähernd abschätzen. Man kann ruhig sagen, daß, abgesehen von den für die gesamte Kriegführung weniger in Betracht kommenden Gebieten des äußersten Nordwestens der größte Teil der männlichen

leistungsfähigen Eingeborenenbevölkerung wenigstens vorübergehend bei Transporten mitgewirkt hat. Daß diese Leistungen willig von den Eingeborenen vollbracht wurden, obwohl in den Bezirken meist keine Truppen zurückgeblieben waren, läßt die gute Haltung unserer Eingeborenen während des Krieges besonders klar erkennen.

Neben der Eingeborenenverwaltung, welche vorwiegend für die lokalen Verwaltungsstellen den wichtigsten Gegenstand bildete, traten an die Verwaltung noch viele andere Aufgaben heran. Insbesondere war dies der Fall auf dem Gebiet der Beschaffung von Nahrungsmitteln, ferner von Ersatzmitteln für solche Gegenstände, welche bisher von außen in das Schutzgebiet eingeführt waren, sowie auf dem Gebiet des Handels, des Verkehrs, des Geld- und Bankwesens. Ich verweise dieserhalb auf die betreffenden Kapitel.

Ein Teil dieser Aufgaben wurde von der militärischen Verwaltung neben ihrer sonstigen auf das Intendantur- und Etappenwesen bezüglichen Tätigkeit erfüllt. Unmittelbar nach Kriegsbeginn wurden vom Kommando der Schutztruppe die notwendigen Einrichtungen durch Schaffung von Intendantur- und Etappenbehörden getroffen. Die Sache gestaltete sich für die Militärverwaltung insofern sehr schwierig, als bei Kriegsausbruch keine entsprechenden Einrichtungen vorhanden waren und der ganze für die stetig wachsende Truppe erforderliche Apparat improvisiert werden mußte. Auch andere Umstände erschwerten die Tätigkeit der Militärverwaltung erheblich, u. a. das Fehlen ausreichenden, in der Militärverwaltung erfahrenen Personals — es waren nur wenige Intendantursekretäre vorhanden — sowie die nicht zu vermeidende Verwendung von mit den Verhältnissen des Schutzgebietes und der Eingeborenen nicht vertrauten Personen in diesem Dienst. Es ist um so höher anzuerkennen, daß ungeachtet aller erschwerenden Momente manche Stellen des Militärverwaltungsdienstes Ausgezeichnetes geleistet haben.

Chef der Etappenleitung mit dem Sitz zunächst in Morogoro, zugleich Militärbefehlshaber für den Osten, einschl. Daressalam, war im Anfang des Krieges bis zu seiner Ernennung zum Westbefehlshaber (s. Kap. 7) der Generalmajor Wahle. Feldintendant beim Kommando war der Hauptmann d. R. und Pflanzer Feilke, ein alter Ostafrikaner, der sich als tätiges Mitglied des Gouvernementsrates in den Friedensjahren um das Schutzgebiet wohl verdient gemacht hatte.

An der Spitze der Etappenlazarette und der Medizinalverwaltung stand der langjährige Medizinalreferent Generaloberarzt Dr. Meixner, während als Arzt beim Stabe des Kommandos der Stabsarzt Dr. Stollowsky wirkte. Da die in der Kolonie vorhandenen, von dem Roten Kreuz für die Kolonien entsandten Krankenschwestern für die Pflege während des Krieges nicht ausreichten, so hatten sich zahlreiche Damen freiwillig als Krankenschwestern zur Verfügung gestellt. Auf diese Weise konnte ausreichender Ersatz an weiblichem Pflegepersonal beschafft werden. (Über die Tätigkeit des Roten Kreuzes und des Liebesgabenkomitees, durch welche die Lazarette und sonstigen sanitären Einrichtungen ergänzt wurden, s. Kap. 10.)

Das Sanitätswesen funktionierte trotz der ungemein großen Schwierigkeiten, welche die Verhältnisse des Krieges im Tropenlande boten, fast durchweg sehr gut. Unsere trefflich ausgebildeten und meist tropenerfahrenen Ärzte, zu denen auch die der Schlafkrankheitsbekämpfung am Tanganjikasee unter Stabsarzt Dr. Taute traten, haben sich während des Krieges vorzüglich bewährt und in hohem Maße dazu beigetragen, daß wir Europäer trotz aller Tropenkrankheiten so lange durchhalten konnten.

Kapitel 9.

Die sonstige farbige Bevölkerung. Der Islam.

Von der nicht eingeborenen Bevölkerung in Deutsch-Ostafrika waren der Zahl wie der Bedeutung nach die wichtigsten die Araber und Inder. Die Araber sind Semiten, die Inder haben, wenn auch in verschiedenem Grade, arisches Blut in sich. Es ist für den Europäer, der nach Ostafrika kommt, im Anfang überraschend, wie sehr er dort eine Umwertung der Werte vorzunehmen hat, die ihm in Europa geläufig sind. In Ostafrika sind die Araber — oder genauer der als Maskat-Araber bezeichnete Teil der Araber — ein Herrenvolk, die Inder dagegen ein Handelsvolk. Jene Semiten weisen die Vorzüge und Nachteile von Herrennaturen auf, die in Europa in vollster Blüte bei manchen Angehörigen alter Adelsfamilien hervortreten, den Stolz, die Würde, vornehmes Auftreten, die Neigung, als Grandseigneur auf eigenen Gütern zu leben, die Unfähigkeit mit Geld umzugehen. Die arischen Inder dagegen haben ungefähr alle

Eigenschaften, die nur der übelste Handelsjude aufweisen kann. Sie sind lediglich auf ihren Geldvorteil bedacht, kriechend unterwürfig und begaunern und bewuchern jeden, der ihnen eine Möglichkeit dazu gibt.

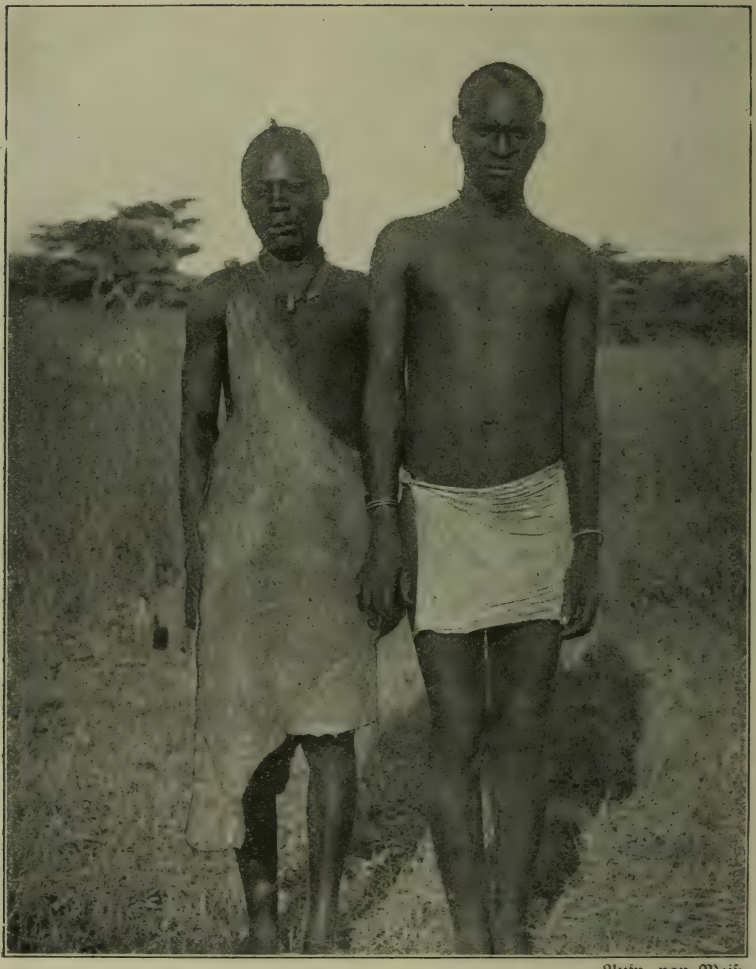
Die Maskat-Araber führen ihren Namen nach der Hafenstadt Maskat in Oman, dem in den Persischen Golf vorspringenden Ostteil von Arabien. Von dort haben sie Sansibar besetzt. Die Sultandynastie und die höheren Schichten der Araberbevölkerung in Sansibar gehören ihnen ebenso wie die in Deutsch-Ostafrika an. Diese Araber leben meist als Besitzer von Kokosnuß- oder anderen Pflanzungen. Sie sind Muhammedaner und zwar gehören sie zu den Ibaditen, einer Sekte des Islam, welche weder zu den Sunniten noch zu den Schiiten gehört. Die Ibaditen sind Ausläufer der ältesten Sekte des Islam, der Charedjiten, welche im Jahre 657 in der Schlacht zwischen den Kalifen Ali und Muawija sich von den übrigen trennten, die den Koran als Schiedsrichter angerufen und den Kampf eingestellt hatten. Sie empörten sich, weil die Entscheidung nicht dem Schwerte und damit Gott, sondern dem Koran und damit menschlichen Schiedsrichtern überlassen sei. Ein Teil dieser Sektierer begab sich nach Oman in Arabien und bildete späterhin die Sekte der Ibaditen, welche jedoch den orthodoxen Muhammedanern, den Sunniten, sehr nahestehen.

Von diesen angesehenen und in jeder Beziehung würdig auftretenden Leuten unterscheiden sich sehr zu ihren Ungunsten die sogenannten Schihiri-Araber. Diese stammen aus Hadramaut in dem an der Südküste Arabiens von Aden nach Osten sich erstreckenden Lande. Sie führen ihren Namen nach dem Hafen ihres Landes Schihr. Diese Schihiri-Araber, die orthodoxe Muhammedaner des schafiitischen Ritus sind, führten meist ein Leben als Kleinhändler, Handwerker und dergl.

Zur Zeit der Begründung Deutsch-Ostafrikas durch Dr. Peters übten die Araber eine Herrschaft im wesentlichen nur an der Küste aus. Von dort aus gingen aber beständig Karawanen unter arabischer Führung weit ins Innere und bis über den Tanganjikasee in den Kongo hinein zum Zwecke des Sklavenhandels und Sklavenraubes. Es wurde nicht nur Sansibar von ihnen mit Sklaven versorgt, sondern es wurden von dort die unglücklichen eingefangenen oder verhandelten Schwarzen auch nach anderen afrikanischen und asiati-

Aufn. von Weiß.

Wahuma Sultan Kissilerobo (links) mit Neffen Mpororo.



Aufn. von Weiß.

Wanjambo.

schen Plätzen mit Sklavenmärkten verbracht. Als 1888 der Sultan von Sansibar durch Vertrag seine Rechte an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abgetreten hatte und zur Gründung von Zollstationen an der Küste geschritten wurde, fühlten sich die Araber dadurch in ihren Rechten und Privilegien bedroht, vor allem auch im Sklavenhandel. Die ganze ostafrikanische Küste flammte im sogenannten Araberaufstand empor. Major v. Wißmann warf mit Hilfe im ägyptischen Gebiet angeworbener Sudanesen den Aufstand nieder. Seitdem hatten die Araber sich mit den veränderten Tatsachen abgefunden und waren in dem verflossenen Vierteljahrhundert in ein freundliches Verhältnis zur deutschen Regierung gelangt, deren gerechtes und wohlwollendes Walten auch ihnen zugute kam.

Die Zahl der Araber betrug bei Kriegsausbruch ungefähr 4000. Sie zeigten von Anfang an während des Krieges eine durchaus loyale Haltung, an ihrer Spitze der frühere Sultan von Sansibar, Seyid Chalid bin Bargasch. Dieser, der rechtmäßige Thronerbe, war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem Tode seines Vorgängers von den Engländern nicht anerkannt worden und hatte nach Beschießung seines Palastes durch englische Kriegsschiffe flüchten müssen. Er hatte auf deutschem Boden Sicherheit gefunden und seitdem als unser Schutzbefohlener in Daressalam gelebt.

Es bildete sich, wie bereits im Kap. 3 kurz erwähnt ist, bald nach Kriegsausbruch ein Freiwilligenkorps von Arabern, zu welchem mehrere 100 Araber sich zusammenfanden, darunter einige der angesehensten, trotz vorgeschrittenen Alters. Die Aufstellung dieses Korps hatte einen guten Einfluß besonders auf die Eingeborenenbevölkerung der Küste, welche so deutlich sah, daß die angesehenen Araber, mit denen wir im Beginn unserer Kolonisationstätigkeit Kämpfe auszufechten gehabt hatten, nun auf unserer Seite standen. Dagegen versagte das Araberkorps militärisch. Es ist dies auch erklärlich, da die Araber in der langen Zwischenzeit seit dem Araberaufstand 1888 bis jetzt nur in friedlicher Weise tätig gewesen waren. Das Araberkorps wurde einige Monate nach seinem Bestehen allmählich vermindert und dann aufgelöst. Beim Eindringen der Feinde blieb die Haltung der Araber, so weit mir bekannt geworden ist, im ganzen gleichfalls loyal. Lediglich im Süden wurde von einem angesehenen Araber mit weit ins Innere reichendem Einfluß behauptet, daß er frühzeitig die Partei der Engländer ergriffen und dadurch auf Ein-

geborene ungünstig eingewirkt habe. Ob diese Beschuldigung richtig war, konnte nicht festgestellt werden.

Zahlreicher, aber an politischem Einfluß weit zurückstehend, waren die Inder, welche bei einer Kopfzahl von rd. 9000 in der ganzen Kolonie als Händler und an manchen Plätzen als Handwerker saßen. Die handeltreibenden Inder standen im begründeten Rufe, die Eingeborenen zu betrügen und zu bewuchern. Irgendwelche wirksame Maßregeln dagegen zu treffen, war bei der Geriebenheit der Leute nicht gelungen. Der Regierung gegenüber zeigten diese Inder stets ein unterwürfiges folgsames Benehmen.

Die handeltreibenden Inder waren sämtlich Muhammedaner verschiedener Sekten. Am zahlreichsten davon waren die zur indischen Kaste der Koja gehörigen Ismailiten. Diese verehrten ihr geistliches Oberhaupt in dem in Indien wohnenden Agha Khan, welcher bei Kriegsausbruch auf einer Rundreise zum Besuch seiner Anhänger begriffen war. Er war Ende Juli 1914 in Sansibar eingetroffen und beabsichtigte in den ersten Tagen des August nach Daressalam herüberzukommen. Unmittelbar vor Kriegsausbruch hatte sich eine beträchtliche Anzahl angesehener Ismailiten aus Daressalam nach Sansibar begeben, um den Agha Khan zu begrüßen und nach Daressalam zu geleiten. Aus der Reise nach Deutsch-Ostafrika wurde aber nichts, da inzwischen der Krieg begann. Das Haupt der Ismailiten blieb in Sansibar und kehrte später nach Indien zurück. Unsere Inder wurden von den Engländern in Sansibar festgehalten, obwohl ich im Parlamentärverkehr ihre Rückkehr genehmigt hatte. Die Leute wollten dann ihre Familien aus Daressalam nach Sansibar nachkommen lassen. Doch machte von der ihnen dazu von mir gegebenen Erlaubnis mit Ausnahme eines Knaben niemand Gebrauch. Der zu ihrer Abholung im September 1914 von den Engländern aus Sansibar unter Parlamentärflagge herübergesandte kleine Dampfer mußte leer wieder heimfahren.

Einige Worte über das religiöse Oberhaupt der Ismailiten oder Ismaili, wie sie in Ostafrika sich selbst nennen, dürften von Interesse sein. Der Agha Khan ist der direkte Nachkomme des aus den Kreuzzügen bekannten „Alten vom Berge", der seine Abgesandten, die Assassinen zu Meuchelmorden in die Welt schickte. Das französische Wort assassin für Mörder ist noch eine Erinnerung hieran. Die Sekte hat, nachdem durch die Mongolen ihre Felsenburgen zerstört

waren, sanftere Gewohnheiten angenommen. Die indischen Ismailiten sind friedliche Kaufleute und Händler. Sie verehren in dem Agha Khan eine Inkarnation der Gottheit und zahlen ihm fortlaufend bedeutende Summen. Sein jährliches Einkommen soll sich auf Millionen belaufen. Der Agha Khan ist nach seiner Photographie, die man verschiedentlich in den Versammlungsräumen und Häusern unserer Ismailiten sehen konnte, ein noch ziemlich junger Mann in eleganter europäischer Kleidung. Er führte dank den bedeutenden Einkünften, die er von seinen Anhängern bezog, das Leben eines europäischen Grandseigneurs und hielt sich häufig in Europa, angeblich besonders in Paris auf. Während seine Anhänger sehr strikte Vorschriften hinsichtlich ihrer Lebensweise beobachten und u. a. keinen Alkohol trinken dürfen, ist der Agha Khan an derartiges nicht gebunden. In seinem göttlichen Munde verwandeln sich, wie mir gesagt wurde, Getränke wie Champagner, den er gerne trinken soll, in eine religiös einwandfreie Flüssigkeit. Die direkte Abkunft des Agha Khan vom „Alten vom Berge" und die sich daraus für ihn und seine Nachkommen ergebenden finanziellen Rechte sind durch ein ausführlich begründetes Urteil des englischen Obergerichts in Bombay, von dem ich s. Z. einen Abdruck gelesen habe, festgelegt worden. Der Agha Khan ist von der englischen Regierung stets mit besonderer Auszeichnung behandelt worden und hat seinen Einfluß im Kriege in englandfreundlichem Sinne in die Wagschale geworfen.

In Deutsch-Ostafrika sind neben der Sekte der Koja noch zwei weitere indische Handelssekten vertreten, die Bohora und die Maiman (Meman). Diese sind sowohl der Kaste nach wie auch religiös voneinander verschieden. Die Maiman sind orthodoxe Muhammedaner (Sunniten), die beiden anderen sind schiitische Sekten, haben aber voneinander wesentlich verschiedene religiöse Vorstellungen und Riten. Die Kojas sind ihrer ganz überwiegenden Zahl nach Ismailiten; ein kleiner Teil von ihnen hat sich aber schon vor längeren Jahren vom Agha Khan losgesagt und gehört zur Sekte der Thenaschari, welche sich zur Lehre der (persischen) schiitischen Hauptkirche bekennen. Diese Angehörigen muhammedanischer Sekten machten die größere Hälfte der in Deutsch-Ostafrika wohnenden Inder aus. Sie sind sämtlich Kaufleute und Händler.

Die kleinere Hälfte der Inder bestand aus Banjanen (Hindus), welche nur den untersten indischen Kasten angehörten und fast sämt-

lich als Handwerker, Wäscher, Barbiere u. dgl. tätig waren. Außerdem gab es noch vereinzelte indische Juden, welche gleichfalls Handwerker waren, einige Buddhisten (meist Singhalesen), welche als Goldschmiede, Elfenbeinschnitzer und dgl. arbeiteten, und endlich noch einzelne Parsen (Anhänger der Religion des Zarathustra), die als Angestellte höherer Art sich betätigten.

Die Inder benutzten die Verhältnisse des Krieges, wie sonst die des Friedens, um möglichst viel Geld zu verdienen. Sie suchten sich um die festgesetzten Höchstpreise herunzudrücken, verheimlichten das Vorhandensein von Waren, um diese an unwissende Eingeborene zu höheren Preisen loszuschlagen oder sonst Preissteigerungen abzuwarten. Wenngleich nur verhältnismäßig wenig Übertretungen der betreffenden Verordnung zur Anzeige und Bestrafung kamen, so läßt sich doch wohl nicht bezweifeln, daß derartiges weit häufiger vorgekommen ist. Irgendwelche verräterische Handlungen von Seiten der Inder sind nicht bekannt geworden. Indische Handwerker wurden auch während des Krieges vielfach weiter im Dienste der Verwaltung oder der Truppe verwendet.

Ein der Zahl nach kleines, aber für den Handel und für größere Geschicklichkeit und Kenntnisse erfordernde Dienste wichtiges Bevölkerungselement waren die Goanesen in einer Kopfzahl von rd. 400. Diese aus Goa in Indien stammenden Leute gehören einer aus Portugiesen und Indern gebildeten Mischbevölkerung an. Sie waren sämtlich Christen und besaßen die Rechtsstellung der Europäer. Die in Deutsch-Ostafrika hauptsächlich in den größeren Städten ansässigen Goanesen gaben, auch nachdem Portugal im März 1916 in den Krieg eingetreten war, im allgemeinen zu Klagen keinen Anlaß und verhielten sich loyal. Sie wurden aber auch gut behandelt und haben meist Gelegenheit gehabt, während des Krieges viel Geld zu verdienen. Auch nach der Kriegserklärung trat für die Goanesen, obwohl sie portugiesische Staatsangehörige waren, keine Änderung ein. Sie konnten nach wie vor ihre Geschäfte in voller Freiheit weiter betreiben. Lediglich in den der portugiesischen Grenze zunächst gelegenen Landesteilen wurden einige Goanesen zeitweise interniert und weiter nach dem Norden geschafft. Angesichts dieser guten Behandlung portugiesischer Untertanen in Deutsch-Ostafrika hat es mich später mit großer Entrüstung erfüllt, aus den in Portugiesisch-Ostafrika erbeuteten portugiesischen Zeitungen zu ersehen, in welcher

üblen Weise unsere deutschen Landsgenossen in Moçambique von den portugiesischen Behörden behandelt worden sind.

Die sonstigen nichteingeborenen Farbigen, Somali u. a., welche insgesamt etwa 2000 Köpfe zählten, traten während des Krieges nur wenig hervor. In einzelnen Fällen wurden solche als unzuverlässig befundene Elemente abgeschoben.

Der Islam hat während des Krieges in Deutsch-Ostafrika keine sehr bedeutende Rolle gespielt. Ich möchte indessen trotzdem etwas ausführlicher darauf eingehen, da von englischer Seite in muhammedanischen Ländern eine Lügenpropaganda betrieben wurde mit der Behauptung, daß wir in Deutsch-Ostafrika den Islam hätten ausrotten wollen.

Der Islam war in unser Schutzgebiet von der Küste aus eingedrungen. Die Küstenbevölkerung (Suaheli) waren sämtlich Muhammedaner; landeinwärts nahm die Zahl der Bekenner des Islams ab, weit im Inneren gab es Muhammedaner meist nur in den an den Karawanenstraßen und sonstigen Verkehrswegen gelegenen Plätzen. Insbesondere gehörte die große Masse der wichtigsten Stämme des Inneren, der Wanjamwezi und Wasukuma, nicht zum Islam. In dem volkreichsten Teil der Kolonie im Nordwesten, den Sultanaten Ruanda und Urundi, hatte der Islam unter der einheimischen Bevölkerung überhaupt noch keinen Fuß gefaßt.

Der Islam hatte mit der Erschließung des Landes durch die Einrichtung von Verwaltungsstationen im Inneren, von Eisenbahnen und anderen Verkehrswegen, sowie durch europäische Unternehmungen verschiedener Art begonnen, sich weiter im Inneren auszubreiten. Die farbigen Angestellten der Verwaltung und die Askari waren im Anfang regelmäßig, später überwiegend Mohammedaner. Es lag dies hauptsächlich daran, daß die Angestellten usw. naturgemäß aus den mit einiger Vorbildung versehenen Eingeborenen entnommen werden mußten, wie es deren zunächst nur an der Küste gab. Die farbigen Angestellten und Askari bewirkten dann, ohne in der Regel selbst aktiv Propaganda zu treiben, in der Richtung einer Verbreitung des Islams. Es war ein Anreiz für die in der Nähe der Stationen wohnenden Eingeborenen, denselben Glauben anzunehmen, wie die geachteten Regierungsangestellten und Askari. Der Übertritt war sehr leicht. Es genügte dazu die Beschneidung und die Aneignung einiger auf Allah bezüglicher Wendungen, welche nach Vornahme der vor-

geschriebenen Waschungen zu beten waren. Eine weitere Verbreitung erfuhr der Islam durch die europäischen Plantagenunternehmungen an der Küste, welche Arbeiter aus dem Inneren anwarben. Der Islam, zu dem an der Küste alle besseren Farbigen, vor allem auch die ansässigen Araber gehörten, war dort entschieden das Vornehmere. Die nicht dazu gehörigen Leute aus dem Inneren wurden von den Anhängern des Propheten als Waschenzi (Buschneger ohne Bildung) angesehen. Der zum Islam Übergetretene galt dagegen unbeschadet seines sonstigen Bildungsniveaus nicht mehr als Mschenzi. Er durfte in der Moschee zusammen mit den vornehmen Farbigen den Gottesdienst besuchen und konnte sich als gleichberechtigtes Mitglied der großen Gemeinde betrachten, wenn er auch noch so wenig Ahnung von irgendwelchen muhammedanischen Lehren hatte. Ein sehr bedeutungsvoller Grund war wohl oft genug das Verhalten der Suaheliweiber, welche mit einem nichtbeschnittenen Neger nichts zu tun haben wollten.

Obwohl eine regelrechte Propaganda für den Islam in Deutsch-Ostafrika nicht stattfand, waren seine Aussichten doch gegenüber dem Christentum keineswegs ungünstig. Die ungemeine Leichtigkeit, mit der ein Eingeborener Muhammedaner werden und damit in manchen Gegenden seine soziale Stellung verbessern konnte, gab dem Islam oft eine Chance gegenüber der Tätigkeit der christlichen Missionen, welche eine längere Vorbereitung und Eindringen in die Lehren des Christentums erforderten. Außerdem aber trug das Christentum entfernt nicht in dem Maße zur Verbesserung der sozialen Stellung des Eingeborenen bei, wie der Islam. Die Weißen hielten nach wie vor ihren Gottesdienst für sich ab. Die Kluft zwischen schwarz und weiß wurde auch sonst durch die Bekehrung der Neger zum Christentum nicht vermindert. Ein schweres Hindernis für die Ausbreitung des letzteren gerade unter den Großen im Lande, den Sultanen und Häuptlingen, bildete das christliche Verbot der Polygamie. Es bestand fast allenthalben unter den Eingeborenen Vielweiberei, wenngleich sie in der Regel nur für die Großen und Reichen praktisch wurde. Manche Sultane im Nordwesten des Schutzgebietes besaßen einen förmlichen Harem mit einer ganzen Anzahl von Frauen. Es ist klar, daß solche Sultane eher für eine Religion zugänglich gewesen wären, welche ihnen die Beibehaltung ihrer Frauen gestattete und bei der die Vielweiberei eine anerkannte Einrichtung war, wie beim Islam,

als einer solchen, bei deren Annahme sie mit ihrem bisherigen Eheleben hätten brechen müssen.

Der Islam in der in Deutsch-Ostafrika vorliegenden Form stellte nach meiner Ansicht wie nach der überwiegenden Meinung aller derer, die sonst als Verwaltungsbeamte, Offiziere oder geschäftlich mit Eingeborenen zu tun hatten, keine Gefahr für uns dar. Manche Europäer zogen muhammedanische Dienstboten anderen vor, da die vom Koran gebotene Enthaltsamkeit vom Alkoholgenuß und die vorgeschriebenen Waschungen Nüchternheit und Reinlichkeit begünstigten. Von Fanatismus war nirgends etwas zu merken. Einzelne vor Jahren von außen her gemachte Versuche, durch Verbreitung eines angeblichen „Mekkabriefes" islamitische Aufhetzung zu betreiben, wurden rechtzeitig zum Aufhören gebracht und hatten keine weitgehende Wirkung. Nur von Seiten mancher christlichen Missionare wurde der Islam in Deutsch-Ostafrika als eine fanatische Religion und als äußerst gefährlich angesehen.

Die Zahl der Anhänger des Islams in unserem Schutzgebiet war schwer festzustellen. Eine auf Grund der Berichte der lokalen Verwaltungsstellen vorgenommene Schätzung des Gouvernements in Daressalam hatte im Jahre 1912 die Zahl 300000 als wahrscheinliche Gesamtzahl aller Muhammedaner in Deutsch-Ostafrika ergeben. Von Seiten einiger christlicher Missionen wurde diese Ziffer für zu gering gehalten. Es mag sein, daß die wirkliche Zahl in der Tat höher war, ich möchte aber glauben, daß sie sich jedenfalls innerhalb der Grenze von 300—500000 bewegt haben wird. Bei einer Eingeborenenbevölkerung von fast 8 Millionen Köpfen würde die Zahl der Anhänger des Islams, auch bei Erreichung der letztgenannten Grenze immer noch wesentlich hinter 10 Prozent der Gesamtbevölkerung zurückgeblieben sein. Trotz dieser im allgemeinen nicht bedeutenden Ausbreitung war doch nach wie vor die überwiegende Zahl der farbigen Angestellten der Regierung wie der Askari der Schutztruppe und Polizei Muhammedaner. Von Seiten christlicher Missionen war wiederholt darüber geklagt worden, daß gerade von Seiten unserer muhammedanischen Angestellten und Regierungslehrer eine der Ausbreitung des Christentums abträgliche Propaganda für den Islam unter den Eingeborenen betrieben werde; diese führten die Beschneidungen aus und seien Vorbeter in den Moscheen; sie seien die Hauptträger der Verbreitung des Islams. Da auch wiederholt im

Reichstag der Regierung vorgeworfen war, daß sie den Islam auf Kosten der christlichen Mission begünstige, so veranlaßte ich eine Prüfung, inwieweit etwa den von christlicher Seite hervorgetretenen Wünschen einer Einschränkung der Propaganda durch die muhammedanischen Regierungsangestellten und Lehrer entgegengetreten werden könne. Ich erließ zu diesem Zweck im Oktober 1913 einen Runderlaß an die lokalen Verwaltungsstellen, in dem ich innerhalb von drei Monaten um Bericht ersuchte:

„Welche Mittel dort möglich erscheinen, um der islamitischen Propaganda durch Regierungsangestellte und Lehrer der Regierungsschulen wirksam entgegenzutreten. Erscheint eine Bestimmung durchführbar, durch die den genannten Personen die islamitische Propaganda ganz untersagt wird? Eventuell kommen auch Vorschläge in Betracht, durch die es den Lehrern verboten wird, nebenamtlich die Beschneidung, das Amt des Vorbeters in der Moschee usw. auszuüben. Es wird auch zu prüfen sein, ob ein solches Verbot für sonstige farbige Regierungsangestellten durchführbar sein würde. Als wirksames Mittel gegen die Verbreitung des Islams wird von Sachkennern ferner die Einführung der Schweinezucht durch Eingeborene empfohlen. Auch zu diesem Vorschlage bitte ich Stellung zu nehmen."

Der letzte Passus bezog sich darauf, daß nach den an mich gelangten Mitteilungen bei solchen Eingeborenenstämmen, welche die Schweinezucht eingeführt und sich damit an den Genuß von Schweinefleisch gewöhnt hatten, der Islam, der dieses strikt verbietet, keinen Eingang gefunden hatte. An diese Mitteilungen war der Vorschlag geknüpft worden, die Schweinezucht zu fördern.

Der Erlaß war ein geheimer, lediglich zur Kenntnis der deutschen Verwaltungsbeamten bestimmter Erlaß, durch welchen das Material für eine Prüfung der aufgeworfenen Fragen erlangt werden sollte. Die auf diesen Erlaß von sämtlichen Verwaltungsstellen des Schutzgebietes erstatteten Berichte waren bis Anfang 1914 in Daressalam eingegangen. Ich war nach näherer Prüfung der darin enthaltenen Angaben und Vorschläge zu dem Ergebnis gelangt, daß Maßnahmen, wie sie von Seiten mancher christlicher Missionare gewünscht wurden, entweder unausführbar oder unzweckmäßig seien. Ich hatte demnach davon abgesehen, nach irgendeiner Richtung eine der in Frage stehenden Maßnahmen zu treffen. Es gab, als der Krieg ausbrach,

Hans Busse

Euphorbien-Dornbusch-Steppe in Deutsch-Ostafrika.

überhaupt keine Anordnung oder Maßnahme in Deutsch-Ostafrika, welche eine Einschränkung etwaiger muhammedanischer Propaganda oder überhaupt einen Eingriff in bezug auf die muhammedanische Religion bedeutet hätte. Auch war keine derartige Maßnahme in Aussicht genommen.

Ein Exemplar meines erwähnten Runderlasses vom Oktober 1913 fiel bei der Einnahme von Moschi durch die Engländer in deren Hände. Die Akten, in denen sich dieser Runderlaß befand, scheinen bei der Räumung des Bezirksamtes und der Wegschaffung oder Vernichtung der Akten durch die Beamten des Bezirksamtes versehentlich liegen geblieben zu sein. Für die Engländer war dies eine treffliche Sache, die sie mit Hilfe von Entstellungen sehr gut im Sinne einer deutschfeindlichen Propaganda unter den Muhammedanern verwenden konnten. Dies geschah auch alsbald. General Smuts sandte telegraphisch eine englische Übersetzung nach London, in der es (in deutscher Übersetzung) hieß: es sei zu berichten „Was durch Regierungsangestellte und Regierungslehrer getan werden kann, um der Ausbreitung der islamitischen Propaganda wirksam entgegenzutreten. Halten Sie es für möglich, eine Anordnung zu treffen, durch die der Islam überhaupt verboten wird?“[1] Es folgte dann der übrige Teil meines Runderlasses vom Oktober 1913 in richtiger Übersetzung.

Die vorstehend wiedergegebene Übersetzung des ersten Teils meines Erlasses ist eine völlige Verdrehung und Fälschung des Textes. Nach meinem Erlaß sollte darüber berichtet werden: „Welche Mittel möglich erscheinen, um der islamitischen Propaganda durch Regierungsangestellte und Lehrer der Regierungsschulen wirksam entgegenzutreten.“ Es ist besonders im Zusammenhang mit den folgenden Sätzen völlig klar, daß es sich dabei nur um muhammedanische Regierungsangestellte und Regierungslehrer handeln konnte. Die englische Übersetzung ändert dies dahin, daß nicht der islamitischen Propaganda der (muhammedanischen) Regierungsangestellten usw. entgegengetreten werden soll, sondern allgemein durch Regierungsangestellte und Lehrer der Ausbreitung des Islams. Von einem

[1] Ich gebe auch den englischen Text des betr. Berichtes des Generals Smuts wieder, wie er in den Times vom 8. April 1916 veröffentlicht ist: „All military stations. You are requested to send within three months from date of receipt a report stating, what can be done by means of Government servants and Government teachers to effectively counteract the spread of Islamic propaganda. Do you consider if possible, to make a regulation prohibiting Islam alltogether?“

Verbot des Islams überhaupt ist in meinem Erlaß im entferntesten nicht die Rede.

Der Runderlaß in dieser verdrehten Übersetzung und in noch weit darüber hinaus gehenden lügenhaften Entstellungen wurde nun von Seiten der englischen Regierung zu einer mächtigen Propaganda in allen muhammedanischen Ländern des Erdballs benutzt. Ich hatte davon, daß die Engländer den Runderlaß in Moschi gefunden und in dieser Weise ausgenutzt hatten, während des ganzen Krieges nichts erfahren, bis ich einmal eine kurze Zeitungsnotiz in einer erbeuteten englischen Zeitung darüber sah. Erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich durch Einsicht der hier aufbewahrten Flugblätter gesehen, welche verlogene Hetze unter Verdrehung der Sache von den Engländern betrieben worden ist. Es wurden z. B. in Syrien Flugblätter abgeworfen, in denen es hieß, wir wollen die Muhammedaner ganz aus Deutsch-Ostafrika weghaben, wir wollen die Beschneidung abschaffen und dafür sorgen, daß Lehrer in Schulen und Moscheen nicht mehr lehren dürften. Besonders ausgebeutet wurde auch der letzte Satz des Runderlasses, der sich auf die Förderung der Schweinezucht unter den nicht muhammedanischen Eingeborenen bezog. Die Sache wurde so dargestellt, als ob wir die Muhammedaner zur Schweinezucht zwingen wollten und als ob es sich nicht um die Einforderung eines Berichtes zu einem Vorschlage, sondern um eine vollzogene und in die Tat umgesetzte Anordnung handle. Wer weiß, wie gräulich dem gläubigen Islamiten die Berührung eines Schweines und selbst der Gedanke daran ist, kann ermessen, wie geeignet derartige Behauptungen zu einer Propaganda unter muhammedanischen Völkern sind.

In einem weiteren Flugblatt, das im Januar 1916 in türkischer und arabischer Sprache durch englische Flugzeuge in den Dardanellen abgeworfen wurde, war gesagt, es sei beabsichtigt, bei uns die muhammedanische Religion völlig aufzuheben und Predigt wie Beschneidung überhaupt zu verbieten. Dieses Verbot solle auch auf die im Dienste der Regierung stehenden Muhammedaner angewandt werden.

In der „Times" vom 13. 3. 1917 war unter der Überschrift: „Deutschland als Unterdrücker des Islam. Ein Zeugnis aus Ostafrika" ein Brief aus der arabischen Zeitung „Akhbar el Harb" in Algier abgedruckt, welchen ein angesehener Muhammedaner namens Sayed Suleiman ibn

Jusuf in Daressalam an einen arabischen Kaufmann in Tripolis gerichtet haben sollte. Darin wurde von den „deutschen Tigern" gesprochen, welche die Muslims verschlingen wollten. Es würden in zivilisierten Ländern die Hunde besser behandelt als die Muhammedaner von den Deutschen. Wir seien ein Volk, das den Islam mit unauslöschlichem Haß verfolge und nichts anderes als die Vernichtung und die Ausrottung des Islams plane.

Dieser Brief war in jeder Beziehung eine grobe Fälschung. Es gab weder einen angesehenen Muhammedaner des angeführten Namens in Daressalam, noch entsprachen die angeführten Tatsachen irgendwie der Wirklichkeit.

Wir in Deutsch-Ostafrika haben von diesem ganzen Lügenfeldzug nichts gemerkt. Es scheint, als ob die Engländer bei uns im Lande gar nicht versucht haben, ihre Entstellungen unter die eingeborene Bevölkerung zu bringen. Wenigstens habe ich nie etwas davon gesehen oder von Europäern oder Eingeborenen darüber gehört. Den klaren Tatsachen gegenüber hätten die Engländer auch mit solchen Lügen weder bei den Arabern noch bei den muhammedanischen Negern den geringsten Eindruck machen können.

Daß der Islam von Seiten der deutschen Regierung stets die vollste Achtung und Berücksichtigung aller seiner Rechte und Interessen erfahren hat, zeigt schon die dem Krieg vorangehende Geschichte des Landes unter deutscher Herrschaft, nicht zuletzt auch der Umstand, daß die überwiegende Zahl der deutschen Regierungsangestellten und Askari von Anfang bis zum Schluß Muhammedaner waren. Ganz besonders aber ist dies bewiesen durch die loyale Haltung gerade unserer Muhammedaner während des Krieges, durch die Hilfe, welche die durchweg islamitischen Araber uns durch Bildung eines Freiwilligenkorps und sonst leisteten, sowie durch die Treue, mit der unsere muhammedanischen Askari und Regierungsangestellten bis zum Schluß bei uns aushielten. Alles das wäre unmöglich gewesen, wenn wir irgendetwas von dem gegen den Islam getan hätten, was die englischen Lügen uns unterschoben.

Was im übrigen die Rolle anbelangt, welche der Islam in Deutsch-Ostafrika während des Krieges gespielt hat, so möchte ich mein Urteil dahin zusammenfassen, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges dem Islam in Deutsch-Ostafrika keine wesentliche politische Bedeutung zukam. Die Nachricht von dem Eintritt der Türkei in den

Krieg, dann die Bekanntgabe der Proklamation des Heiligen Krieges[1], welche in arabischer und Suahelisprache in allen Gebieten mit muhammedanischer Bevölkerung verbreitet wurde, rief zwar in einigen, besonders muhammedanischen Küstenplätzen eine gewisse äußerliche, aber sehr schnell vorübergehende Begeisterung hervor. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Haltung der islamitischen Teile unserer Eingeborenenbevölkerung in gewissem Maße dadurch zu unseren Gunsten beeinflußt wurde. Doch sonst hat sich wenig Wirkung davon gezeigt. Nur einige angesehene Araber, die bereits früher dem Freiwilligen Araberkorps angehört hatten, traten nach Erklärung des Heiligen Krieges an mich wegen erneuter Mitwirkung im Kriege heran, indem sie eine Teilnahme daran als eine ihnen obliegende religiöse Pflicht bezeichneten. Dies waren aber auch die einzigen Fälle, in denen eine positive Wirkung zutage trat.

Umgekehrt hat die Tatsache, daß die Engländer gegen den Kalifen in Stambul kämpften, ihnen anscheinend wenig genug geschadet. Sie suchten allerdings dem etwaigen schlechten Eindruck bei der muhammedanischen Bevölkerung durch Proklamationen in arabischer und Suahelisprache zu begegnen, die von Entstellungen und Lügen strotzten. Darin wurde England als Freund des Islam, der deutsche Kaiser und der Sultan der Türkei als dessen Feinde hingestellt. Ich habe aber den Eindruck, daß auch abgesehen von der etwaigen Wirkung dieser Pamphlete, die religiöse Angelegenheit selbst nicht genügend Bedeutung hatte, um bei den Eingeborenen irgendwie von entscheidendem Einfluß zu sein. Der Islam des Eingeborenen ist, wie oben bereits ausgeführt, meist ganz äußerlich. Er hat gewöhnlich von solchen Sachen wie dem religiösen Oberhaupt oder tieferen religiösen Lehren keine Ahnung. Die Engländer haben ebenso wie wir Muhammedaner als Askari verwandt und selbst Araber von der britisch-ostafrikanischen Küste zum Kampfe gegen uns herangeführt (nach Aussagen gefangener Araber zwangsweise), ohne daß sich diese aus religiösen Gründen dagegen gesträubt hätten.

[1] Einige von dem Leiter der Zentralstelle des Kolonial-Instituts in Hamburg, Geheimrat Stuhlmann, uns zugesandte Abdrücke dieser Proklamation kamen glücklich in meine Hände.

Kapitel 10.

Die Beschaffung von Nahrungsmitteln und Ersatz für Einfuhrartikel.

Da wir mit Kriegsausbruch von der Außenwelt abgeschnitten waren, entstand die Frage: wird es möglich sein, uns ohne Einfuhr von außen lediglich aus dem Schutzgebiet zu erhalten? Dies galt sowohl für Nahrungsmittel, von denen ein großer Teil im Frieden eingeführt war, wie für die bisher von der heimischen Industrie hergestellten und in die Kolonie eingeführten Gebrauchsartikel aller Art. Die Erledigung dieser Frage war von ausschlaggebender Bedeutung dafür, ob wir Deutsch-Ostafrika auf längere Zeit halten konnten.

Während die Etappenleitung sofort zum Ankauf von Nahrungsmitteln für die Truppenverpflegung schritt, forderte ich von sämtlichen örtlichen Verwaltungsbehörden in der Kolonie Berichte ein über die in den einzelnen Bezirken vorhandenen und erlangbaren Nahrungsmittel und über die zur Vermehrung des Anbaues etwa zu treffenden Maßnahmen. Die Berichte ergaben, abgesehen vom Süden, ein günstiges Resultat, so daß wir in bezug auf die Ernährung der Truppe wie der Zivilbevölkerung bis auf einige für die Europäer erforderlichen Nahrungsmittel unbesorgt sein konnten, solange wir die Kolonie ganz oder zum größten Teil halten konnten. Die Maßnahmen zur Erzeugung ausreichender Quantitäten von Produkten letzterer Art wurden eingeleitet.

Im Süden drohte infolge zu geringer Regenfälle während der Regenzeit 1913/14 Hungersnot, besonders im Lindibezirk. Ich hatte deshalb kurz vor Ausbruch des Krieges eine Hilfsaktion eingeleitet. Ich ließ in den besser gestellten Bezirken in der Mitte der Kolonie Lebensmittel aufkaufen, um sie mit Dampfer oder Dhau nach Lindi schaffen zu lassen. Der Kriegsausbruch machte die volle Durchführung dieser Maßnahme unmöglich, da die Engländer von Anfang an jede Schiffahrt an der Küste verhinderten und der Transport auf dem Landwege nicht möglich war. Der Landweg führte überwiegend durch verpflegungsarme Gebiete, in denen die Träger auf dem drei Wochen dauernden Marsch von der Zentralbahn bis Lindi nicht aus dem Lande leben konnten. Da der Träger täglich 1 kg an Nahrung braucht und nicht mehr als 30 kg schleppen kann, so hätte er mit

seiner Last noch nicht einmal sich selbst auf Hin- und Rückweg verpflegen, geschweige denn den im Hungergebiet wohnenden Eingeborenen Nahrungsmittel bringen können. Es konnte daher nur in gewissem Maße Hilfe geleistet werden. Auch die Regenzeit 1914/15 war im Süden der Kolonie unzureichend. Die Zahl der infolge der Hungersnot gestorbenen Eingeborenen wurde vom Bezirksamt Lindi auf etwa 2000 geschätzt.

Die Beschaffung von Nahrungsmitteln für die Truppen wurde von Seiten der Etappenleitung in Morogoro (General Wahle) durch Einrichtung von Magazinen und Kaufposten im Lande organisiert. Da meine vorerwähnte Umfrage bei den Bezirksämtern ergeben hatte, daß abgesehen vom Süden allenthalben reichlich Nahrungsmittel solcher Art, wie sie die Eingeborenen für eigenen Bedarf anbauen, vorhanden waren, so sah ich von einer Kontingentierung oder Rationierung solcher Lebensmittel ab. Ich beschränkte mich darauf, in Fällen, in denen der Aufkauf durch die Truppe die Lebenshaltung der eingesessenen europäischen oder eingeborenen Bevölkerung zu beeinträchtigen drohte, einen Ausgleich herbeizuführen.

Solange das ganze Schutzgebiet von der Truppe gehalten wurde und unter unserer Verwaltung stand, entstanden im allgemeinen keine größeren Schwierigkeiten. Die Nahrungsmittel wurden hauptsächlich von den Eingeborenen geliefert. Doch beteiligten sich auch europäische Pflanzungen an dem Anbau von Mais und anderem Korn für die Truppe. Im Bereich der Zentralbahn wurden in den Jahren 1914/15 etwa $^9/_{10}$ der insgesamt angelieferten Nahrungsmittel von Eingeborenen, das verbleibende $^1/_{10}$ von europäischen Pflanzungen geliefert. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete zeitweise das Mahlen des Eingeborenenkorns, da an der Zentralbahn nicht genügend Mühlen vorhanden waren und ein Ersatz für abgenutzte Mühlsteine nur auf sehr umständliche Weise hergestellt werden konnte. So mußte immer wieder in umfangreichem Maße auf das bei den Eingeborenen übliche Stampfen des Korns in Mörsern durch Weiber zurückgegriffen werden, was in manchen Gegenden, in denen die meisten Männer als Träger oder Arbeiter tätig waren, besonders während der Bestellzeit, zu einer unerwünschten schweren Belastung der betroffenen Bevölkerung führte.

Die Eingeborenen leben in der Hauptsache von vegetabilischer Nahrung. Fleisch bildet nur eine Zuspeise (Kitoweo) zu dem Haupt-

essen. Trotzdem war es sehr erwünscht, daß der Viehreichtum des Landes gestattete, nicht nur den Askari, sondern auch den Trägern fortdauernd reichliche Fleischrationen neben der Körnerfrucht zu geben. Die Rinder wurden massenweise in Ugogo, Kondoa-Irangi, Tabora und Muansa, später auch in entfernteren Gegenden aufgekauft.

Eine Krisis in der Nahrungsversorgung der Truppe entstand erst Anfang 1916 infolge teilweisen Ausbleibens der kleinen Regenzeit Ende 1915 in den Nordbezirken und dadurch verursachten Ernteausfalls in jenen Gegenden. Es wurde nötig, den im Norden in der Gegend des Kilimandscharo und an der Usambarabahn stehenden Hauptteil der Schutztruppe einige Monate hindurch ausschließlich von der Zentralbahn her zu ernähren. Die sämtlichen Nahrungsmittel mußten auf der Etappenstraße zwischen Zentralbahn und Usambarabahn durch Eingeborenenträger befördert werden; diese Strecke betrug ursprünglich 12 Tagemärsche und nach dem Bau einer Kleinbahn mit Handbetrieb auf dem letzten Ende bis zur Usambarabahn noch 9 Tagemärsche. Die Krisis wurde dadurch verstärkt, daß die Nachricht von der Notwendigkeit, derartige Massen von Nahrungsmitteln von der Zentralbahn zur Usambarabahn zu befördern — und zwar nicht bloß die Nahrungsmittel für die Menschen, sondern auch das Futter für die Maultiere der Truppe — erst Anfang Februar 1916 an mich gelangte. Hierdurch wurde die schleunige Aufbringung und Erhaltung von weiteren 20 000 Trägern außer den schon auf der Etappenstraße tätigen Trägermassen erforderlich, wenn anders nicht der Norden infolge Mangels an Nahrungsmitteln von der Truppe geräumt werden sollte. Da auf der ganzen Strecke keine genügenden Depots von Nahrungsmitteln vorhanden waren und das Land selbst nicht ausreichend Verpflegung bot, mußte die Verpflegung für die neuen Träger von anderen Trägern besonders auf die einzelnen Marschstationen gebracht werden, da sonst von den 30 kg, die ein Träger schleppen kann, etwa 18 für die Verpflegung während der zweimal 9 Marschtage abgegangen, und demnach am Bestimmungsort nur ein Bruchteil angelangt wäre. Ferner waren die Lager- und gesundheitlichen Einrichtungen auf der Etappenstraße, auf der ohnehin schon beständig Tausende von Trägern hin und her wanderten, um den Nachschub an Munition und solchen Nahrungsmitteln, welche im Norden nicht zu erhalten waren, wie Reis, Salz usw. zu befördern, einem solchen Zustrom neuer gewaltiger Träger-

massen nicht gewachsen. Unglücklicherweise fiel dieser Massentransport auch noch von März ab in die große Regenzeit. Decken waren nicht mehr in ausreichendem Maße vorhanden. Die Träger mußten vielfach ohne genügenden Schutz im Lager übernachten. Auch der Verpflegungsnachschub für die Träger haperte hier und da. Die gänzlich unerwartete und plötzliche Anforderung der 20 000 Träger konnte, da zu dieser Zeit die nächsten Bezirke in bezug auf Träger schon stark ausgesogen waren, nur mit äußerster Anspannung und unter Heranziehung auch entlegenerer Bezirke innerhalb solcher Zeit bewältigt werden, daß die nötigen Nahrungsmitteltransporte nach dem Norden durchgeführt werden konnten, nachdem eingetretene Hemmnisse in der schwierigen Trägerorganisation durch Entsendung des in Eingeborenenangelegenheiten sehr erfahrenen Majors v. Stümer und Einrichtung eines Relaisbetriebes beseitigt worden waren. Leider aber hatten diese Massentransporte während der Regenzeit eine starke Vermehrung der Krankheiten auf der Etappenstraße zur Folge. Lungenentzündung und Dysenterie erforderten eine ganze Reihe Opfer. Die Zahl der Todesfälle unter den eingeborenen Trägern auf dieser Etappenstraße wurde auf etwa 2000 geschätzt. Die Verpflegungslage wurde im April 1916 dadurch erleichtert, daß das Kommando mit dem Hauptteil der Truppen vom Norden abrückte und über die Zentralbahn nach Kondoa-Irangi dem General van Deventer entgegenzog (s. Kap. 12).

Während die Beschaffung der Massenverpflegung für die Eingeborenentruppen, wie erwähnt, im allgemeinen keine Schwierigkeit bot, solange wir die ganze Kolonie im Besitz hatten, lag die Sache hinsichtlich der Europäerverpflegung nicht gleich günstig. In einem für die Weißen ungemein wichtigen Punkt waren wir allerdings gut daran, nämlich in betreff der Fleischversorgung. Bei dem großen Viehreichtum Deutsch-Ostafrikas — außerhalb der Tsetsegebiete — konnte reichlich Vieh angetrieben und mit der Bahn auch durch die Tsetsestrecken hindurch zur Küste transportiert werden. Nur für die südlich der Zentralbahn in den Tsetsegebieten stationierten Europäer bereitete es mehr Schwierigkeit, ausreichendes Vieh zu bekommen.

Im übrigen aber hatten die an der Küste wie auch viele der im Inneren lebenden Europäer im Frieden großenteils von eingeführten Produkten gelebt. Insbesondere war Weizen- und Roggenmehl, Reis, Zucker und anderes teils aus Europa, teils aus Indien importiert

Aufn. von Vincenti.

Negerhirse Uwele.

Aufn. von Vincenti.

Negerhirse. Mtama.

Aufn. von Lohmeyer.

Biologisch-Landwirtschaftliches Institut Amani in Ostusambara.

Baumwollfeld auf der Otto-Plantage bei Kilossa.

worden. Für Milch, Butter, Gemüse war ein großer Teil der europäischen Bevölkerung besonders an der Küste auf europäische Konserven angewiesen. Auch im übrigen war der Konservenverbrauch an eingemachten Früchten und dergleichen beträchtlich. Im Anfang des Krieges waren zwar sehr bedeutende Bestände an Konserven usw. jeder Art vorhanden. Die Vorräte waren noch dadurch beträchtlich vermehrt worden, daß die bei Kriegsausbruch im Hafen von Daressalam eingelaufenen Dampfer „Feldmarschall" und „Tabora" der Deutschen Ostafrika-Linie noch entladen werden konnten, von denen besonders der erstere sehr große Mengen mitbrachte. Doch allmählich fanden auch diese Bestände ein Ende. Die Europäer, sowohl die der Truppe wie der Zivilbevölkerung mußten nach Erschöpfung der Konservenvorräte gleichfalls ausschließlich aus dem Lande leben. Manche der hauptsächlich erforderlichen Produkte, wie Reis, waren im Schutzgebiet in genügender Menge vorhanden, wenn auch in entfernten Gegenden. Es bedurfte in diesem Falle lediglich der Einrichtung eines umfangreichen Trägerapparates, um die erforderlichen Quantitäten auf wochenlangem Marsche bis an die Bahn heranzubringen. Andere Produkte, wie Weizen, waren nur für einen Teil der europäischen Bevölkerung in genügenden Mengen auf den europäischen Farmen im Norden angebaut. Im übrigen gab es, abgesehen von einzelnen europäischen Farmen, Weizenbau nur bei den Eingeborenen im äußersten Südwesten des Schutzgebietes, fern von der Küste und der Eisenbahn. Es bedurfte nicht nur der Einrichtung eines umfangreichen Trägerbetriebes, um die erforderlichen Mengen durch etwa einen Monat weiten Marsch bis an die Zentralbahn befördern zu lassen, sondern auch einer Steigerung des Weizenanbaues durch Einwirkung der Verwaltungsbehörden. Beides gelang.

Auch andere in manchen Gegenden erzeugte Produkte wie Zucker, Kartoffeln u. a., waren nicht in einer für den Europäerbedarf geeigneten Art und Menge vorhanden. Es bedurfte besonderer Maßnahmen der Verwaltung, um die Versorgung der Europäer mit diesen und anderen Produkten sicherzustellen. Im Laufe des Krieges trat zu Tage, daß das Schutzgebiet in einem für die meisten von uns unerwarteten Maße auch die bisher aus dem Auslande bezogenen Lebensmittel für Europäer aufzubringen vermochte. Die europäische Bevölkerung hat trotz vollständiger Absperrung des Schutzgebietes von der Außenwelt während der beiden ersten Kriegs-

jahre reichlich und, abgesehen von manchen, schließlich doch nicht in der Kolonie herstellbaren Sachen, auch gut zu leben gehabt. Erst nachdem wichtige Produktionsgebiete vom Feinde besetzt waren, begann die Nahrung der Europäer einseitiger zu werden und erst nach Abdrängung der Truppe über den Rufiji in die ärmeren südlichen Teile der Kolonie und nach Verlust eines großen Teiles der mittransportierten Vorräte begannen die schlimmen Zeiten hinsichtlich der Europäerernährung, in denen Mangel an Fleisch, europäischem Getreide, zeitweise an Reis, an Zucker, für manche Truppenteile zu gewissen Zeiten selbst an Salz, eintrat und Unterernährung der Europäer eine häufige Erscheinung bildete. Hiervon wurden jedoch fast nur die Angehörigen der Truppe betroffen, da ich in Anbetracht der ungünstigen Ernährungsverhältnisse des Südens für europäische Zivilpersonen die Abwanderung von der Zentralbahn nach dem Süden verboten hatte und in letzterem nur wenige dort ansässige Frauen verblieben waren. Diese Maßregel hatte ich sowohl im Interesse der Erhaltung der Truppe und Ermöglichung eines langen Widerstandes getroffen, als auch im Interesse der Frauen und Kinder selbst, die bei ungünstiger Ernährung in jenen Fiebergebieten zu Grunde gegangen wären.

Von den im Schutzgebiet angebauten Massenprodukten der Eingeborenen waren die meisten, wie Mtama (Negerhirse) und sonstige Körnerfrüchte der Eingeborenen im Frieden ohne Bedeutung für die Ernährung der Europäer gewesen. Reis wurde in den Hauptanbaugegenden wohl von den dort ansässigen Europäern verwendet, jedoch wurde die große Masse des von Europäern verzehrten Reises über See in das Schutzgebiet eingeführt, ebenso übrigens auch der für die farbigen Plantagenarbeiter, Eisenbahnarbeiter usw. verwendete Reis. Da das Schutzgebiet in verschiedenen Bezirken, besonders im Muansa- und Mahenge-Bezirk über eine große Reisproduktion durch Eingeborene verfügte, so bedurfte es nur einer Organisation des Aufkaufs und des Trägertransportes bis zu den Bahnen, um nicht nur die gesamten Europäer mit Reis zu versorgen, sondern auch erhebliche Mengen für die Farbigen der Truppe verfügbar machen zu können. Dies ließ sich ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Aus den genannten Bezirken wurden, bis 1916 der Feind in die Kolonie eindrang, regelmäßig sehr bedeutende Mengen von Reis an die Zentralbahn herangebracht und von dort weiter zu den Truppen und den europäischen Städten befördert.

Weiter war von größter Wichtigkeit die Beschaffung von Weizen für die Europäer. Ein Teil des Bedarfes hieran wie an Roggen wurde durch die Farmer in Usambara sowie am Meru und Kilimandscharo gedeckt. Im übrigen wurde der Weizen aus dem Hochland Ukinga im Bezirk Langenburg herbeigeschafft, wo die Eingeborenen bereits seit Jahren den Weizenbau aufgenommen hatten. Der Transport wurde in der Weise organisiert, daß die Weizenlasten von eingeborenen Trägern aus dem Langenburgbezirk etwa zwei Wochen weit bis in den Iringabezirk getragen und dann von Trägern dieses Bezirkes weiter bis an die Zentralbahn geschafft wurden. Während im ersten Jahr die Nachfrage nach Weizen nicht ganz gedeckt werden konnte, gelang es der örtlichen Verwaltung, die Weizenproduktion in Ukinga so zu steigern, daß im zweiten Jahre ausreichende Mengen zur Zentralbahn kamen. Diese Weizenlieferung hörte mit Besetzung des Bezirks Langenburg einschließlich Ukinga durch die Engländer im Mai 1916 auf. Die Farmgebiete des Nordens waren schon zwei Monate vorher in Feindeshand geraten.

Was Zucker anbetrifft, so wurde in verschiedenen Gegenden, vor allem am Pangani im Norden, ferner im Muansabezirk am Viktoriasee, desgleichen am Rufiji in der Mitte der Kolonie und am Lukuledi im Süden Zuckerrohr angebaut. Im Frieden waren auch gewisse Quantitäten Zucker aus dem Schutzgebiet in die benachbarten Kolonien ausgeführt worden, doch handelte es sich dabei ausschließlich um primitiv bereiteten braunen Zucker für den Eingeborenengenuß. Der weiße Zucker für Europäerbedarf wurde ausschließlich über See eingeführt. Nach Erschöpfung der Bestände an weißem Zucker wurde sowohl vom Pangani wie vom Rufiji Zucker für Europäer herangeschafft. Bisweilen war dieser braune Zucker auch für Europäer einigermaßen genießbar, in anderen Fällen aber bildete er einen fast schwarzen klebrigen Block, der stark verunreinigt, wenig appetitlich und für manche Zwecke überhaupt nicht verwendbar war. Es wurde deshalb von privater Seite unter Mithilfe des biologisch-landwirtschaftlichen Instituts in Amani (Prof. Dr. Zimmermann) eine Zentrifuge konstruiert und am Pangani in Wirksamkeit gesetzt, welche einen zwar noch braunen, aber doch reinen und gut verwendbaren Zucker lieferte. Am Rufiji wurde von privater Seite ein ähnlicher Betrieb eingerichtet. Neben Zucker oder als Ersatz dafür wurde auch Honig verwandt, der in manchen Gegenden der Kolonie von den Einge-

borenen reichlich gewonnen wird, allerdings nicht im Wege der Bienenzucht, sondern der Entnahme von wilden Bienenschwärmen.

Milch und teilweise auch Butter war in den Viehgebieten im Inneren ausreichend erhältlich, dagegen in den Tsetsegebieten nach Erschöpfung der Konservenbestände gar nicht zu haben. Besonders ungünstig trat dies in Morogoro, dem Hauptsitz der Etappenleitung und zeitweise eines Teiles der Verwaltung in die Erscheinung, wo eine wachsende Zahl von deutschen Frauen mit Kindern von der Küste her Unterkunft suchte. Es wurden durch die Verwaltung zur Milchversorgung der Kinder Kühe aus dem Inneren beschafft und der Tsetse wegen in Stallfütterung gehalten, was sich bewährte.

Fett und Öl war, solange wir die Kolonie im Besitz hatten, reichlich vorhanden. Es gab neben Samli, der von den Eingeborenen hergestellten haltbaren, aber oft verschmutzten Butter eine ganze Reihe von pflanzlichen Ölen, aus Erdnüssen, Sesam und anderen Pflanzen gewonnen. Auch Kokosöl von den Kokospalmen an der Küste und Palmöl von den Ölpalmen am Tanganjikasee waren für manche Zwecke verwendbar.

Kaffeepflanzungen waren in Usambara und am Kilimandscharo eine ganze Anzahl vorhanden. Der Bedarf an Kaffee konnte von dort her während des ersten Zeitabschnittes überreichlich gedeckt werden. Kakao war nur sehr wenig angebaut, immerhin konnte etwas Schokolade für Europäerbedarf aus dem im Schutzgebiet gewonnenen Kakao hergestellt werden. Gemüse konnte nach Wegfall der Konserven nur in beschränktem Maße beschafft werden, da von den meisten Gemüsearten eine Saatzüchtung in den Tropen nicht möglich ist. Erst nach Eingang der aus der Heimat erbetenen Gemüsesaat mit dem Hilfsschiff „Marie" im März 1916 konnten wieder mit Erfolg in größeren Mengen Gemüse angebaut werden. Allerdings kam infolge der fortschreitenden Räumung von Schutzgebietsteilen dies nur noch einzelnen Landesteilen zugute.

Salz war während der ersten beiden Kriegsjahre reichlich und in guter Qualität vorhanden, da die Saline Gottorp an der Tanganjikabahn allen Ansprüchen genügen konnte, außerdem aber auch an der Küste von den Farbigen beträchtliche Salzmengen gewonnen wurden.

Noch weit schwierigere Probleme als auf dem Gebiet der Nahrungsbeschaffung entstanden in bezug auf sonstige lebensnotwendige Einfuhrartikel.

Eine der wichtigsten Fragen, die sich bei Kriegsbeginn erhoben, war, ob es möglich sein würde, ausreichende Mengen von Chinin, in erster Linie für die europäische Bevölkerung, zu erhalten. Malaria ist derartig im Schutzgebiet verbreitet, wenigstens in den tiefgelegenen Teilen, zu denen die Küstengebiete gehören, daß ohne genügendes Chinin die Existenz der Europäer überhaupt in Frage gestellt worden wäre.

Bei Kriegsbeginn waren beträchtliche Bestände an Chinin sowohl im amtlichen wie im privaten Besitz vorhanden. Jedoch war die Kriegsdauer nicht zu übersehen. Andererseits erschien es äußerst ungewiß, ob die Einfuhr von Chinin gelingen würde. Es wurde daher frühzeitig der Frage der Chininherstellung im Schutzgebiet selbst nähergetreten. Es waren Bestände von Chinarindenbäumen sowohl in Amani (Biologisch-Landwirtschaftliches Institut) wie auf einigen benachbarten Pflanzungen vorhanden. Diese Kultur war ursprünglich von dem bekannten Geheimrat Dr. Stuhlmann eingeführt und dann von seinem Nachfolger in der Leitung des Instituts, Prof. Dr. Zimmermann, weiter entwickelt worden. Die Bestände waren im Frieden nicht ausgebeutet worden. Es war dies gegenüber der Erzeugung von Chinarinde in anderen Kolonialgebieten (Java) nicht lohnend gewesen. Diese Umstände erwiesen sich nun als unser Glück.

Ich traf im Januar 1915 auf Grund eines Vortrages des Gouvernementsapothekers Dr. Schulze, welcher sich durch kleinere Versuche von der Möglichkeit einer Chininerzeugung überzeugt hatte, die nötigen Anordnungen für eine Aufnahme der Chininherstellung gleichzeitig in Mpapua an der Zentralbahn durch Dr. Schulze und in Amani durch das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut unter Leitung des Professors Dr. Zimmermann.

Es gelang unabhängig voneinander sowohl dem Dr. Schulze in Mpapua wie dem Chemiker des genannten Instituts, Dr. Marx in Amani, Chinin in größerem Umfange herzustellen. Es waren dabei mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden. Insbesondere wurde die Herstellung durch das Fehlen geeigneter Vorrichtungen und Apparate außerordentlich erschwert. Es mußten überwiegend einfache Fässer und Bottiche benutzt werden. Doch wurde trotz aller Hindernisse unter Benutzung der im Schutzgebiete vorhandenen Säuren (die bei der deutschen Herstellung hauptsächlich verwandte Salzsäure war nur in geringen Quantitäten vorhanden und ging

bald zu Ende), mit Erfolg ein brauchbares Chinin hergestellt. Die Fabrikation wurde an beiden Stellen mit Nachdruck betrieben, bis die Aufgabe erst des Nordens, dann der Zentralbahn im Jahre 1916 zur Aufgabe der Betriebe zwang. Der Mpapuabetrieb wurde Anfang Mai infolge Bedrohung dieses Ortes durch die über Kondoa Irangi vorrückenden Truppen des Generals van Deventer nach Kilossa verlegt. Ein dort nach Angaben des Dr. Schulze konstruierter Extraktionsapparat mit Dampfbetrieb, der eine erhöhte Chiningewinnung sicherte, mußte leider infolge Vordringens der Feinde im August 1916 aufgegeben werden. Von Dr. Marx wurde nach Aufgabe von Amani noch in Daressalam in beschränkterem Umfange die Chininerzeugung fortgesetzt.

Die Erzeugung des Chinins im Schutzgebiet war für unsere Kriegführung und die Erhaltung der europäischen Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung. Wir erhielten während des Krieges aus der Heimat nur zweimal Sendungen. Die ersten mit dem Hilfsschiff „Rubens" im April 1915 herausgekommenen Medikamente, darunter Chinin, waren infolge der feindlichen Beschießung des Schiffes verbrannt. Eine zweite Sendung von 70 kg Chinin kam Mitte 1915 über portugiesisches Gebiet glücklich an, eine dritte (200 kg) mit dem Hilfsschiff „Marie" im März 1916. Die Menge des Chinins aus der Heimat (amtliche Bestände bei Kriegsbeginn und diese beiden Sendungen zusammengenommen), betrug rund 500 kg. Tatsächlich benötigt und verbraucht wurde das Doppelte (1000 kg); die Hälfte davon (500 kg) wurde im Schutzgebiet und zwar ungefähr je zur Hälfte in Amani und Mpapua hergestellt. In welche Lage wir in unserem mit Malaria reichlich versehenen Lande ohne die eigene Chininherstellung geraten wären, ist gar nicht abzusehen. Es war für uns ein großer Glücksumstand, daß die Chinarindenbestände vorhanden waren und daß unseren tüchtigen Chemikern die Herstellung ausreichender Mengen Chinin gelang. Erst nach Verlust der Zentralbahn und der notgedrungenen Aufgabe der Chininerzeugung entstanden Schwierigkeiten hinsichtlich der Versorgung mit Chinin (s. Kap. 18).

Nächst der Herstellung des Chinins war die Schaffung von Ersatz für die fehlende Einfuhr von Stoffen aller Art, und von Leder und Schuhen von größter Bedeutung. Die vorhandenen Lazaretteinrichtungen genügten nicht den Bedürfnissen des Krieges. Bei

der starken Vermehrung der Schutztruppe durch Einziehung der wehrfähigen Europäer und Ausbildung weiterer Eingeborener und der durch das Buschleben bedingten Abnutzung der Kleidung entstand auch bald Mangel an Kleidungsstücken. Von Frau Gouverneur Schnee wurden Komitees zur gemeinsamen Arbeit für Lazarette und Liebesgaben ins Leben gerufen. Die Einrichtungen für die Lazarette wurden hauptsächlich von den Damen des Roten Kreuzes hergestellt, deren Vorsitzende Frau Postdirektor Rothe war. Der Frauenbund unter Frau Generaloberarzt Meixner stellte sich gleichfalls in den Dienst der gemeinsamen Sache. Ein Komitee für Liebesgaben und Hinterbliebenenfürsorge, zunächst unter Vorsitz der Frau Major Kepler, leistete durch Anfertigung von Khakihemden und anderer Kleidungsstücke aus den noch im Schutzgebiet vorhandenen Stoffen und Übersendung solcher wie anderer nützlicher Gegenstände an die europäischen Truppenangehörigen eine dankbar empfundene Hilfe. Auch das vor dem Kriege von den meisten Damen nicht mehr betriebene Stricken von Strümpfen wurde auf Anregung von Frau Schnee zuerst mit selbstgefertigten Holznadeln, dann mit Stahlnadeln, welche von den Eisenbahnwerkstätten geliefert wurden, in weitem Umfange von den deutschen Frauen aufgenommen. Als die Wolle auszugehen begann, wurden Strümpfe aus den in den Spinnbetrieben des Gouvernements hergestellten Baumwollfäden gefertigt. Durch Sammlungen wurden für die Verhältnisse des Schutzgebietes bedeutende Summen aufgebracht. Auch eine Rote Kreuz-Lotterie, zugleich für die Hinterbliebenenfürsorge, hatte ein gutes Ergebnis.

Allmählich entstand, wie im Kapitel 11 näher dargelegt ist, in der zweiten Hälfte 1915 auch ein Mangel an Eingeborenenstoffen, der zum Versuch der Schaffung eines Ersatzes im Lande selbst drängte. Bereits vorher war bei der ungemein starken Abnutzung der Schuhe ein Mangel an Schuhzeug hervorgetreten.

Die Leder- und Schuherzeugung wurde schon frühzeitig von der Etappenleitung in Morogoro in die Hand genommen. Rinderhäute gab es genügend im Schutzgebiet. Auch Gerbstoffe waren sowohl in den Mangrovenwäldern an der Küste wie auch in einigen, von der Forstverwaltung früher im Inneren angepflanzten Beständen von Gerberakazien in ausreichendem Maße erhältlich. Zement zur Errichtung der nötigen Behälter war noch von früher her genügend vorhanden. So konnte mit Erfolg unter sachkundiger

Leitung an die Lederbereitung gegangen werden. Es gelang, ein wenn auch nicht besonders haltbares, so doch immerhin brauchbares Leder zu erzeugen. In Morogoro wurden gleichfalls von der Etappenleitung Schuhwerkstätten errichtet, in denen auch in geschickter Weise Nägel und sonst fehlende Bestandteile aus Eisendraht und anderen Materialien hergestellt wurden. Es konnten beträchtliche Mengen Leder und Schuhe hergestellt und nicht nur an die Truppe, sondern in geringerem Maße auch an die Zivilbevölkerung geliefert werden. Auch einige Privatfirmen wandten sich mit Erfolg der Leder- und Schuhfabrikation zu.

Auch das Färben von Stoffen wurde mit Hilfe aus einheimischen Rinden und Wurzeln gewonnener Farbstoffe mit Erfolg ausgeführt. Besonders von der Etappenverwaltung wurden in größerem Umfange weiße Stoffe braun gefärbt, um an Stelle der ausgehenden Khakistoffe zu Uniformen verarbeitet zu werden.

Was Bekleidungsstoffe anbetraf, so waren, wie im Kapitel 11 dargelegt ist, noch im März 1915 sehr große Mengen von Eingeborenenstoffen vorhanden. Es wurde die Hoffnung gehegt, daß der Krieg nicht allzu lange dauern würde und deshalb der sehr schwierigen Frage der Herstellung von Stoffen aus der im Schutzgebiet produzierten Baumwolle zunächst nicht nähergetreten. Erst als in der zweiten Hälfte 1915 auch die Eingeborenenstoffe knapp wurden und noch kein Ende des Krieges abzusehen war, beschloß ich nach Prüfung der dafür vorhandenen Möglichkeiten eine Fabrikation einzurichten. Da die von Ingenieuren eingeholten Gutachten zunächst die Möglichkeit der Herstellung maschineller Betriebe verneinten, kam nur Handbetrieb in Frage. Aber auch dafür fehlte fast jede Grundlage. Die in manchen Gegenden im Schutzgebiet vorhanden gewesenen primitiven Webmethoden der Eingeborenen waren infolge Einfuhr europäischer Stoffe längst nicht mehr ausgeübt worden; mit Ausnahme einiger weniger Handspinnräder und Webstühle bei Indern gab es nichts derartiges in der Kolonie. Es mußten zunächst Handspinnräder und Handwebstühle konstruiert werden. Der einzige, der praktisch mit der Sache sich einmal befaßt hatte, war ein deutscher Bruder Henke (Tischler) der Berliner Mission, welcher früher eine Zeitlang selbst an einem Handwebstuhl gewebt hatte. Nach unendlichen Mühen und nach mannigfachen Versuchen gelang es endlich, für die Eingeborenen geeignete Spinnräder herzustellen sowohl für reinen Hand-

betrieb nach indischer Art, wobei die eine Hand das Rad dreht, die andere den Faden abhebt, wie zum Betrieb durch Treten, wobei beide Hände den Faden vom Spinnrad abheben. Ebenso gelang es nach mühevoller Arbeit Handwebstühle herzustellen, für deren Betrieb in erster Linie Inder angestellt wurden, während das Spinnen Eingeborene, vielfach Schulkinder, besorgten. Die Oberleitung der Arbeiten für die Einrichtung der Spinnereien und Webereien lag in der Hand des Landwirtschaftsreferenten Regierungsrats Geo A. Schmidt. Um die Herstellung der Spinnräder und Webstühle hat sich die Berliner Mission in Daressalam besonders verdient gemacht, zu der der vorerwähnte Laienbruder gehörte.

Es wurden zwei große Gouvernementsspinnereien und Webereien in Morogoro und Miombo bei Kilossa eingerichtet, ferner weitere Betriebe bei einer Reihe von Bezirksämtern, ebenso ein Betrieb von der Schutztruppe. Die größte Leistung wurde in dem Betriebe Miombo, Baumwollstation bei Kilossa, unter Leitung des landwirtschaftlichen Sekretärs Traub erzielt. Dort wurde nach wenigen Monaten eine Monatsleistung von 2000 Metern eines starken Baumwollstoffes erzeugt. Leider mußte dieser Betrieb ebenso wie die anderen an der Zentralbahn schon nach wenigen Monaten des Bestehens Mitte 1916 infolge Vordringens des Feindes aufgelöst werden. Auch die Betriebe der Bezirksämter und der der Schutztruppe mußten aus gleichem Grunde je nach der Lage des feindlichen Vordringens eingestellt werden. Im Jahre 1917 wurden dann nur noch beim Bezirksamt Lindi Verbandbinden gewebt.

Die Herstellung eines mechanischen Webstuhls wurde nach erfolgter Einrichtung der Handbetriebe nach einer von dem Ingenieur Günther der Firma Krupp entworfenen Zeichnung und unter dessen Leitung in Angriff genommen. Leider wurde aber die Fertigstellung ebenso wie die Weiterführung anderer auf die Einrichtung mechanischer Weberei- und Spinnereibetriebe gerichteter Arbeiten durch das Vorgehen des Feindes verhindert.

Infolge der durch die Kriegsereignisse bedingten frühzeitigen Wiederaufgabe der soeben eingerichteten Spinnerei- und Webereibetriebe war es nicht möglich, dem beständig stärker werdenden Mangel an Bekleidungsstoffen in genügendem Maße abzuhelfen. Nicht nur die Eingeborenen im Lande, sondern auch die Träger mußten mehr und mehr zu den früher üblichen Bekleidungsarten,

zu Rindenstoffen, wo das Material dafür vorhanden war oder zu Grasschurzen übergehen. Dagegen war ein Ersatz für die immer knapper werdenden Decken überhaupt nicht zu erlangen. Während dies in der Trockenzeit in den Tiefengebieten nur wenig schadete, führte der Mangel an Decken während der Regenzeit besonders in den kalten Gebirgsgegenden zu sehr ungünstigen Folgen. Viele Erkrankungen und Todesfälle von Trägern sind wahrscheinlich auf das Fehlen ausreichenden Schutzes gegen Regen und Kälte zurückzuführen. Auch die Bekleidung und Ausrüstung der weißen und farbigen Schutztruppenangehörigen war schon recht mangelhaft geworden, als glücklicherweise das Eintreffen des Hilfsschiffes „Marie" in der Sudibucht im März 1916 für einige Zeit Abhilfe schaffte. Das Schiff brachte sowohl Europäerbekleidung, wie auch 15 000 Askariuniformen und eine erhebliche Menge von Ausrüstungsgegenständen mit.

Von größter Wichtigkeit war ferner die Herstellung von Geld, welche nur unter Überwindung enormer Schwierigkeiten möglich war. Dieser Gegenstand ist in dem 19. Kapitel „Geldwesen" besonders behandelt worden.

In Betrieben der Schutztruppe wurde Artilleriemunition für die Daressalamer Salutgeschütze C 73 hergestellt, für welche entsprechend ihrem friedlichen Zwecke überhaupt keine scharfen Geschosse vorhanden waren; ferner Minen zum Sprengen der Ugandabahn und von feindlichen Automobilen, sowie zur Verwendung in Hafeneinfahrten. Als Material standen dabei nur die für Wege- und Eisenbahnarbeiten bestimmten Explosivstoffe und Schwarzpulver zur Verfügung, welches zur Abgabe für Vorderlader in gewissen Quantitäten vorhanden war. Erhebliche Arbeiten erforderte die Wiederherstellung der vom Hilfsschiff „Rubens" im April 1915 mitgebrachten, durch Seewasser beschädigten Gewehrpatronen. Diese wurden auseinandergenommen, das Pulver getrocknet, die Patronenhülsen wieder geladen und mit neuen Zündhütchen versehen. Letztere wurden durch Verkleinerung der allein vorhandenen, für die modernen Karabiner zu großen Zündhütchen von den alten Gewehren gewonnen. Zu allen diesen Arbeiten mußten, da entsprechende maschinelle Einrichtungen nicht vorhanden waren, Schwarze angelernt werden. Um dem Mangel an Artillerie abzuhelfen, wurden hier und da Versuche gemacht, mit Hilfe eiserner Rohre primitive Kanonen zu konstruieren,

die indessen nur sehr geringen praktischen Erfolg hatten. Auch ein altes, seit langen Jahren als Erinnerungszeichen aufgestelltes 15 cm-Geschütz wurde, nachdem nach langem Suchen der vor der Aufstellung herausgenommene Verschlußkopf wieder gefunden war, hergerichtet. Mit Hilfe von englischen Granaten, die bei Bombardements von Daressalam nicht krepiert waren, wurden Geschosse für dieses Geschütz hergestellt, die allerdings nur eine Flugweite von wenigen Kilometern hatten. Die Kanone wurde nach wenigen scharfen Schüssen unbrauchbar. Ich führe diese Versuche hier an, da auch sie den allgemein herrschenden Geist zeigten, alle Hilfsmittel bis aufs Äußerste zur Verteidigung unserer Kolonie auszunutzen.

Wie alle anderen aus dem Import stammenden Materialien nahm auch das zunächst vorhanden gewesene Petroleum ein Ende. Schon vorher trat Mangel an Benzin auf, welches für den Betrieb der wenigen vorhandenen und noch für die Truppe verwendbaren Automobile nötig war. Es gelang dem Pflanzer Schönheit bei Morogoro, aus Kopra sowohl einen Benzinersatz wie einen Petroleumersatz herzustellen, welcher den geforderten Zwecken genügte. Nachdem die Versuche abgeschlossen waren und ein günstiges Ergebnis gehabt hatten, wurde zunächst ein kleiner Betrieb von Schönheit eingerichtet, der bereits nützliche Mengen beider Flüssigkeiten lieferte. Zwecks Erzeugung der insgesamt erforderlichen größeren Quantitäten sollte bei Morogoro eine größere Anlage unter Leitung Schönheits aus fiskalischen Mitteln errichtet werden, als das Vordringen des Feindes auf die Zentralbahn die Durchführung dieses Unternehmens vereitelte, das gute Aussichten bot, da ausreichende Mengen an Kopra aus den Kokosplantagen an der Küste erhältlich waren.

Das Schönheit'sche Verfahren stellte eine neue Erfindung dar; auch im übrigen wurden bei der Erzeugung von Ersatzmitteln für europäische Artikel nicht selten neue Erfindungen angewandt, für welche in der Heimat ein Patentschutz erreichbar gewesen wäre. Letzterer war jedoch im Schutzgebiet nach Lage der Gesetze ohne Verbindung mit der Heimat nicht durchführbar. Um einen vorläufigen Schutz in der Kolonie bis zur etwaigen späteren Anmeldung beim Reichs-Patentamt in Berlin zu sichern, erließ ich eine Verordnung, nach der unbeschadet der späteren durch das Patentgesetz vorgesehenen

Schritte eine Bekanntgabe der angemeldeten Erfindungen mit der Wirkung erfolgte, daß im Schutzgebiet die Nachahmung untersagt war. Von dem durch diese Verordnung gewährten Schutz wurde in einer ganzen Reihe von Fällen Gebrauch gemacht. Es zeigte sich auch hierin, wie lebhaft das Bestreben und wie stark die Fähigkeit war, der vorliegenden Schwierigkeiten aus eigener Kraft Herr zu werden. Ob von diesen Erfindungen, von denen sich manche unter den primitiven Verhältnissen des Schutzgebietes gut bewährt haben, irgendwelche im modernen industriellen Betrieb verwendbar sind, bleibt allerdings abzuwarten.

Auch für verschiedene andere europäische Artikel konnte im Schutzgebiet Ersatz geschaffen werden. So wurden aus Kautschuk Ersatzgummireifen für Automobile und einige andere Gegenstände hergestellt. Die Fabrikation von Wachskerzen nahm mit der Abnahme des Petroleums bedeutend zu. Bienenwachs bildete im Frieden einen bedeutenden Exportartikel des Schutzgebietes und war deshalb reichlich vorhanden. Die Eingeborenen griffen wieder in stärkerem Maße zu ihren alten Beleuchtungsmethoden mit Kokosöl und im Westen mit Palmöl von den am Tanganjikasee wachsenden Ölpalmen zurück. Dies letztere wurde auch in gewissem Maße von Europäern benutzt.

Seife konnte bei den reichlich im Schutzgebiet vorhandenen Fetten und Ölen leicht hergestellt werden, solange das eingeführte Ätznatron reichte. Ich hatte bald nach Kriegsausbruch das in größerer Menge in Daressalam lagernde, für den Bedarf der dortigen Seifenfabriken bestimmte kostbare Ätznatron ins Innere nach Tabora bringen lassen, um einer Vernichtung durch feindliches Bombardement oder sonstige Maßnahmen vorzubeugen. Als dieses zu Ende ging, wurde aus dem deutschen Natronsee auf mühseligen, langen Märschen von Trägern Ersatz herbeigeschafft, der einigermaßen verwendbar war. So konnten für die Europäer genügende Mengen Seife hergestellt werden, während die Farbigen vielfach auf einheimische, vor Einführung der Seife üblich gewesene Reinigungsmittel zurückgreifen mußten.

Noch manche andere nützliche Gegenstände wurden aus den im Schutzgebiet erhältlichen Materialien hergestellt, u. a. Zahnbürsten aus Knochen und Schweinsborsten, Körbe aus Rindenstoffen und Gräsern usw. Einen besonders großen Umfang nahm die Anfertigung

von Säcken aus einheimischen Materialien, besonders aus Rindenstoffen an, nachdem die eingeführten Jutesäcke und anderes verbraucht waren. Es wurden von den Eingeborenen große Mengen dieser besonders für den Transport der Nahrungsmittel benötigten Säcke geliefert.

Mit der Erschöpfung der Bestände an Zigarren und Zigaretten aus der Heimat nahm die Fabrikation von Zigaretten im Schutzgebiet einen bedeutenden Aufschwung. Gute Zigarettentabake gab es besonders in der Gegend des Kilimandscharo. Aber auch die in vielen anderen Gegenden des Schutzgebietes angebauten Eingeborenentabake wurden in steigendem Maße von den Europäern geraucht und gleichfalls zu Zigaretten verarbeitet. Der Bedarf an Zigaretten konnte, solange wir das ganze Schutzgebiet hielten, der Quantität nach gedeckt werden. Zigarren wurden hier und da hergestellt, doch waren sie meist zu schwer und brannten schlecht. Zigaretten und Pfeife behaupteten die Oberhand. Solange wir auf deutschem Gebiet waren, gab es meist ausreichenden Tabak, wenigstens für Europäer, zuletzt aus Tunduru, dem Gebiet der westlichsten Nebenstelle des Bezirksamts Lindi.

Die im Schutzgebiet von Europäern konsumierten alkoholischen Getränke waren vor dem Kriege sämtlich eingeführt, mit Ausnahme des von der Brauerei Schultz in Daressalam hergestellten Bieres. Es waren, wie an anderen europäischen Artikeln, so auch an Wein und Spirituosen verschiedener Art bei Kriegsausbruch sehr bedeutende Mengen in der Kolonie vorhanden. Erst im Laufe des Jahres 1915 trat ein steigender Mangel hervor. Zu dessen Abhilfe entstanden an verschiedenen Orten Schnapsbrennereien, welche aus Palmwein oder einheimischen Getreidearten sogenannten Whisky und andere Spirituosen herstellten. Zur Verhütung gesundheitlicher Schädigungen wurden durch Verordnungen bestimmte Anforderungen vorgeschrieben und eine amtliche Kontrolle eingeführt, auch eine Abgabe erhoben. In der Erzeugung eines gesundheitlich einwandfreien Alkohols ging das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Amani mit gutem Erfolge voran, stellte jedoch die Fabrikation von alkoholischen Getränken wieder ein, nachdem genug private Brennereien entstanden waren. Die Brauerei Schultz in Daressalam setzte die Biererzeugung bis in das Jahr 1916 hinein fort und wandte sich dann nach Erschöpfung ihrer aus der Heimat importierten Materialien

gleichfalls der Whiskyfabrikation zu. Für den Hausbedarf wurde in vielen Haushaltungen aus Honig ein leichtes, etwas süßlich schmeckendes Bier hergestellt.

Kapitel 11.

Verkehr, Handel und Pflanzungen.

Der Verkehr über See war seit Kriegsbeginn durch die englische Blockade vollständig abgeschnitten. Es gelang nur zweimal im Laufe des Krieges deutschen Hilfsschiffen, die Blockade zu durchbrechen. Im April 1915 lief der Dampfer „Rubens" die Mansabucht im Norden der Kolonie an (s. Kap. 6), jedoch waren leider alle Schriftstücke und Zeitungen, die das Schiff aus der Heimat mitbrachte, infolge Beschießung durch einen englischen Kreuzer verbrannt. Das zweite Hilfsschiff, die im März 1916 in der Sudibucht im Süden des Schutzgebietes einlaufende „Marie" (s. Kap. 12), brachte dagegen eine große Menge von Zeitungen, bis Ende 1915 reichend und auch etwas Post mit.

Im übrigen bestand die einzige Postverbindung mit der Heimat für uns in dem Wege über Portugiesisch-Ostafrika, welches im Süden an unser Schutzgebiet angrenzte. Diese Verbindung war sehr mangelhaft und hörte im März 1916 mit dem Eintritt Portugals in den Krieg vollständig auf. Schon vorher hatten die Engländer durch verschiedene Eingriffe in den Postverkehr starke Erschwerungen herbeigeführt, so daß immer nur ein Teil der Briefe und Zeitungen zu uns gelangte. Wir erhielten so nur bruchstückweise Nachrichten aus der Heimat. Gegen Ende 1915 übten die Engländer durch die Drohung, die portugiesische Post nach Moçambique überhaupt nicht mehr durchzulassen, einen derartigen Druck auf die Portugiesen aus, daß diese nunmehr unsere Post zurückhielten. Die Engländer nahmen unsere Post selbst aus den portugiesischen Dampfern heraus, obwohl Portugal damals noch neutral war. Proteste von meiner Seite blieben ergebnislos. Ich ordnete darauf als Vergeltungsmaßregel gegen die Engländer an, daß den englischen Kriegsgefangenen weiterhin ihre Post nicht mehr auszuhändigen sei, solange die völkerrechtswidrige Behinderung unserer Post auf dem Wege durch das damals noch neutrale portugiesische Gebiet andauere. Der Eintritt Portugals

in den Krieg führte dann, wie gesagt, zu einem gänzlichen Aufhören dieser Verbindungsmöglichkeit, und wir waren nunmehr vollständig von der Außenwelt abgeschlossen. Die einzigen Nachrichten, die wir noch aus der Heimat erhielten, bestanden in einzelnen Bruchstücken von Funksprüchen, welche unsere Funkenstationen aufnahmen. Im übrigen gelangten wir des öfteren in den Besitz von feindlichen Nachrichten durch Aufnahme feindlicher Funksprüche und durch gelegentliche Erbeutung englischer Zeitungen.

Unsere Funkenstation in Daressalam war, wie im Kap. 2 erwähnt, zunächst nur für den Verkehr in Küstennähe eingerichtet gewesen, hatte sich dann aber auch als fähig gezeigt, Funksprüche aus Kamina in Togo aufzunehmen und selbst solche aus Windhuk in Deutsch-Südwestafrika. Erstaunen erregte es, als sich herausstellte, daß unsere kleine Funkenstation zeitweise sogar Funksprüche direkt aus Nauen aufnahm. Dies letztere war allerdings nur zu besonders günstigen Zeiten der Fall. Während wir so zwar Funksprüche aufnehmen konnten, waren wir nicht in der Lage, unsererseits Funksprüche zu geben, da die in Betracht kommenden Entfernungen für unseren schwachen Gebeapparat zu groß waren.

In den ersten Wochen des Krieges, solange die Funkenstation in Togo noch in deutschem Besitz war, bekamen wir öfters Funkennachrichten. Nachdem der Feind Togo besetzt hatte, wurde der Eingang solcher schon spärlicher, da wir von Deutsch-Südwestafrika die Funksprüche nicht mit der gleichen Regelmäßigkeit aufnehmen konnten. Nachdem auch Deutsch-Südwestafrika in feindliche Hände gefallen war, konnten wir nur ab und zu Bruchstücke aus Nauen direkt aufnehmen. Dagegen nahm die Daressalamer Funkenstation häufiger feindliche Nachrichten auf, besonders englische Reuternachrichten. An Material für Funkenstationen standen weiter die Apparate der großen Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie zur Verfügung, welche bei Kriegsbeginn im Hafen von Daressalam lagen. Es wurden aus diesem Material Funkenstationen zuerst in Tabora, später auch an anderen geeigneten Plätzen im Inneren aufgestellt, welche sich für die Aufnahme feindlicher Funksprüche als nützlich erwiesen. In Tabora wurden eine Zeitlang regelmäßig Funksprüche von Funkstationen im belgischen Kongo aufgenommen, welche Auszüge aus Havasnachrichten gaben. Vereinzelt glückte der Taborastation die Aufnahme von Bruchstücken aus Nauen.

Die Postverwaltung hat auch sonst, außer in der Aufnahme von Funksprüchen, unter Leitung des Postdirektors Rothe, im letzten Teil des Krieges seines Vertreters Schmidt, Vorzügliches geleistet. Sie richtete nach Wegfall des überseeischen Verkehrs auf verschiedenen Landstrecken zwischen Hafenplätzen eine Botenpost ein, zwischen denen im Frieden der Postverkehr nur durch Dampfer stattgefunden hatte. Eine sehr bedeutende Tätigkeit wurde dem Ausbau des Telegraphennetzes im Schutzgebiet gewidmet. Es gelang durch Verwendung vorhandenen Reservedrahtes, durch Benutzung vom Feinde erbeuteter Materialien und schließlich durch Heranziehung aller Arten im Schutzgebiet vorhandenen Drahtes, einschließlich des für Einzäunungen benutzten Stacheldrahtes, eine große Reihe von Telegraphenlinien neu zu schaffen. Es wurden nicht nur die hauptsächlichen Plätze, an welchen die größeren Truppenformationen sich befanden, jeweils telegraphisch angeschlossen, sondern auch telegraphische Linien bis in die entferntesten, bis dahin noch nicht angeschlossen gewesenen Bezirke gelegt. So wurde insbesondere der Bezirk Langenburg in der Südwestecke der Kolonie an den Telegraphen angeschlossen, ebenso Mahenge und verschiedene andere Plätze. Eine besondere Schwierigkeit bereitete es, daß kein Material zur Isolierung des Drahtes und keine Telegraphenstangen vorhanden waren. Es wurde dadurch Abhilfe geschaffen, daß Bäume oder roh behauene Pfähle benutzt und die Isolierung durch Flaschenhälse hergestellt wurde.

Was die Verbindungen im Lande anbetrifft, so verfügten wir an Eisenbahnen nur über die Usambarabahn im Norden (352 km) und die Zentralbahn von der Küste zum Tanganjikasee in der Mitte der Kolonie (1252 km). Die Usambarabahn reichte bis nach Moschi am Kilimandscharo. Der vor dem Kriege in die Wege geleitete weitere Bau der Bahn bis nach Aruscha am Meru (86 km) konnte infolge Kriegsausbruchs nicht weitergeführt werden. Dagegen wurde der gleichfalls vor dem Kriege begonnene Bau einer Bahn von Tabora an der Zentralbahn nach Nordwesten zum Kageraknie (481 km) in Richtung auf Ruanda von der Firma Holzmann unter Leitung des Baurates Hoffmann weitergeführt, soweit die vorhandenen Materialien es gestatteten. Leider fehlte es an Schienen, so daß nur ein kleines Ende von Tabora aus fertiggestellt werden konnte, während im übrigen die Erdarbeiten auf eine längere Strecke durchgeführt

wurden. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde dann unter Zuhilfenahme an der Hauptstrecke abgebbarer Schienen eine Strecke von 40 km von Tabora aus seitens der Firma Holzmann fertiggestellt. Hierdurch wurden für die umfangreichen Lastentransporte von Muansa nach Tabora zwei Tagesmärsche gespart, was eine Verminderung der benötigten Trägerzahl gestattete.

Gleichfalls der Ersparung an Trägern diente in erster Linie der Bau einer Kleinbahn von Mombo an der Usambarabahn nach Süden in Richtung auf die Zentralbahn. Als Material hierzu wurden die Kleinbahnschienen von einer Anzahl großer Pflanzungen requiriert. Es gelang zwar nicht, einen Dampfmaschinenbetrieb auf dieser Strecke einzurichten, doch bedeutete auch der Handbetrieb eine Ersparung von drei Marschtagen und damit einer beträchtlichen Zahl von Trägern auf dieser Strecke, auf der beständig viele Tausende von Lasten zur Truppe nach Norden geschafft werden mußten.

Im übrigen wurden auf den Strecken, auf denen hauptsächlich Lasten transportiert werden mußten, Etappenstraßen eingerichtet. Es wurden einerseits die Wege verbreitert und besser gangbar gemacht, andererseits Unterkunftsräume sowie sanitäre Einrichtungen für die Träger geschaffen. Auf den Zwischenstationen saßen deutsche Schutztruppenangehörige, welche den Verkehr dirigierten. Als erste große Etappenstraße wurde die von Morogoro an der Zentralbahn nach Mombo an der Usambarabahn führende Strecke eingerichtet. Es war dies eine Entfernung von 12 Tagesmärschen, die nach Einrichtung der erwähnten Kleinbahn auf 9 Tagemärsche verringert wurde. Später wurden auch andere Etappenstraßen eingerichtet.

Wie schon aus diesen und früheren Ausführungen hervorgeht, waren wir, abgesehen von den Eisenbahnen, für die Lastentransporte ausschließlich auf die Trägerdienste der Eingeborenen angewiesen. Automobile waren nur in so geringer Zahl vorhanden, daß sie für Transporte größeren Umfanges nicht in Betracht kamen. Außerdem verminderte sich ihre Zahl durch Beschädigungen sehr schnell, auch trat Benzinmangel ein. Der Transport durch Wagen mit Zugtieren spielte in dem größten Teil des für den Krieg in Betracht kommenden Gebietes überhaupt keine Rolle, da sich Zugtiere der Tsetsekrankheit wegen nicht halten können. Lediglich in einzelnen Gegenden war es möglich, durch Buren Transporte auf Ochsenwagen zu bewerkstelligen.

Ebenso wie jede Art von Verkehr hörte natürlich auch der Handel über See sowohl wie über die Binnengrenze mit Kriegsbeginn vollständig auf. Auf See verhinderte die Anwesenheit englischer Kriegsschiffe an der ostafrikanischen Küste auch schon vor der Blockadeerklärung, die im Februar 1915 erfolgte, die Schiffahrt und damit den Handel vollkommen. Über Land war, da das Schutzgebiet sonst allenthalben von Feindesland umgeben ist, nur eine Möglichkeit des Handels mit Portugiesisch-Ostafrika vorhanden. Im Frieden bestand ein Handel an dieser Landgrenze so gut wie gar nicht, da für die Küstenzone der bequemere Seeweg benutzt wurde, und an der Binnengrenze beiderseits fast nirgends Menschen wohnen. Die Versuche, aus dem Portugiesischen über Land für uns wichtige Sachen einzuführen, hatten trotz Entgegenkommens deutscher Firmen im portugiesischen Gebiet und trotz der Bemühungen unserer konsularischen Vertreter nur ein sehr geringes Ergebnis. Die Haltung der Portugiesen war meist unfreundlich, wenn nicht geradezu feindlich, außerdem übten allenthalben die Engländer die tatsächliche Herrschaft aus. Diese waren auch im Besitz des Kabels und ließen selbst Telegramme von Portugiesen untereinander innerhalb der portugiesischen Kolonie nicht durch, wenn es ihnen nicht paßte. Der eigentliche Leiter von Portugiesisch-Ostafrika war der englische Generalkonsul Mac Donnell in Lourenço Marques, neben dem die beständig wechselnden portugiesischen Generalgouverneure nur sekundäre Bedeutung hatten.

Auch Reisen deutscher Kaufleute in das portugiesische Gebiet führten zu keinem Erfolg, da die Engländer die Durchführung der eingeleiteten Maßnahmen zu verhindern verstanden. Schließlich hörte mit der Kriegserklärung Deutschlands an Portugal im März 1916 jede Möglichkeit eines Verkehrs durch das portugiesische Gebiet auf. An wichtigen Sachen haben wir nur einmal eine Medikamentensendung, darunter Chinin, Mitte 1915 erhalten. Später haben die Portugiesen nichts mehr durchgelassen und selbst nahe der Grenze angekommenes Chinin trotz eines Telegramms der Leitung des Roten Kreuzes im Schutzgebiet an den Generalgouverneur in Lourenço Marques bereits vor Kriegsausbruch festgehalten.

Bei Kriegsbeginn waren sehr bedeutende Vorräte an importierten Handelsartikeln fast jeder Art im Schutzgebiet vorhanden. Die Bestände, insbesondere an den wichtigsten Einfuhrartikeln, wie Ein-

geborenenstoffe, waren so groß, daß auf lange Zeit hinaus jeder Bedarf gedeckt war und für die letzteren vorläufig keine allgemeinen Preissteigerungen eintraten. Auch an europäischen Bedarfsartikeln wie Konserven, alkoholischen Getränken, Zigarren usw. waren wohl im Hinblick auf die für August 1914 in Aussicht genommene große Landesausstellung in Daressalam außergewöhnlich große Quantitäten in das Schutzgebiet eingeführt worden. Trotzdem begann in solchen Gegenständen sich bald eine Preissteigerung bemerkbar zu machen. Für Landesprodukte war dies jedoch im allgemeinen zunächst nicht der Fall.

Von einer Festsetzung von Höchstpreisen, von der bei den Verhältnissen des Schutzgebietes ohnehin kein vollständiger Erfolg zu erwarten war, nahm ich, da ein zwingender Grund dafür noch nicht vorlag, vorläufig Abstand; die Rechtsgültigkeit einer derartigen Bestimmung des Gouverneurs, die in die reichsgesetzlich festgelegten Privatrechtsverhältnisse der Europäer eingriff, wurde in dem von mir eingeholten Gutachten des Justitiars des Gouvernements zudem verneint. Ein großer Teil der vorhandenen Bestände an Konserven usw. war übrigens gleich nach Kriegsbeginn von der Truppe requiriert und in Magazinen aufgespeichert worden. Im November 1914 wurde durch die über portugiesisches Gebiet eingehenden deutschen Zeitungen das bei Kriegsausbruch erlassene Reichsgesetz über die Höchstpreise bekannt. Ich traf nunmehr, da die Preise der Einfuhrwaren beständig hinaufgingen, die entsprechenden Anordnungen für die Kolonie, wobei ich mit Rücksicht auf die Unmöglichkeit für die Kaufleute, Waren während des Krieges in das Schutzgebiet einzuführen, den Höchstpreis für die importierten Gegenstände auf 25 Prozent über den Friedenspreis festsetzte. Wenngleich nur wenige Übertretungen dieser Verordnung bzw. der später erlassenen Neuredaktion zur gerichtlichen Bestrafung kamen, so hat sie wahrscheinlich doch nur beschränkte Wirkung gehabt. Mit Seltenwerden der europäischen Artikel, besonders der Genußmittel, waren sehr viele Menschen, sowohl Weiße wie Farbige, geneigt, weit höhere Preise dafür zu zahlen als die festgesetzten, was außerhalb des offenen Handels zweifellos sehr oft geschehen ist. Andererseits haben indische Kaufleute sehr wahrscheinlich in weit häufigeren Fällen als zur Entdeckung kam, Waren zurückbehalten und unter der Hand teuer verkauft.

Der Handel im Schutzgebiet selbst bestand im Frieden hauptsächlich im Verkauf aus Europa importierter Handelsartikel, vor allen Kleidungs-

stoffe, und im Aufkaufen von Eingeborenenprodukten wie Kopra, Erdnüssen, Kautschuk usw. für den Export. Da der letztere während des Krieges unmöglich war, so stockte dieser Aufkauf. Die großen Handelsfirmen beschränkten sich überwiegend darauf, ihre vorhandenen Bestände an Importartikeln abzusetzen und schlossen dann ihre Geschäfte, ohne den Versuch zu machen, sich an dem neueinsetzenden Handel mit Nahrungsmitteln für die Versorgung der Europäer und der Truppe irgendwie zu beteiligen. Eine Ausnahme machte lediglich die Firma Devers in Daressalam, indem sie unter Leitung ihres im Schutzgebiet wohnenden Geschäftsinhabers[1] sowohl am Handel wie an der Einrichtung von Betrieben zur Erzeugung bisher importierter Bedarfsartikel, wie Zucker, mit Erfolg Anteil nahm. Im übrigen waren es hauptsächlich kleinere Unternehmer, welche sich an diesem Handel und der Produktion für europäischen und Truppenbedarf beteiligten. In den meisten Gebieten erfolgte der Aufkauf direkt von den Eingeborenen durch Aufkäufer der Truppe, in manchen entfernteren Gebieten auch durch Organe der Zivilverwaltung.

An Eingeborenenstoffen waren derartig große Mengen vorhanden, daß noch im März 1915, nach fast achtmonatiger Kriegsdauer, jeder Bedarf gedeckt werden konnte und wesentliche Preissteigerungen für die Massenartikel noch nicht hervortraten. Als solche drohten, wurden nach vorheriger Erörterung mit den Handelskreisen im Juni 1915 Höchstpreise in gleicher Weise festgesetzt, wie im November 1914 für Konserven usw. geschehen war (25 Prozent über Friedenspreis). Die Wirkung ist allerdings für den Kleinhandel bei diesen hauptsächlich von Indern an Eingeborene verhandelten Gegenständen wahrscheinlich noch weit geringer gewesen als bei den oben erwähnten Höchstpreisen für andere Gegenstände. Sobald ein wirklicher Mangel an Kleidungsstücken einzutreten begann, und das war von der zweiten Hälfte 1915 ab in schnell steigendem Maße der Fall, waren die Eingeborenen bereit, jeden Preis zu zahlen. Die Inder nahmen natürlich, soweit sie dies unbemerkt tun konnten, bald höhere Preise als die festgesetzten. Es wurden selbst am damaligen Sitz des Gouvernements, in Tabora, Fälle festgestellt, in denen Europäerboys, die ein Tuch zum festgesetzten Preis kaufen wollten, von Indern mit der Behauptung

[1] Dieser, der auch als langjähriges Mitglied des Gouvernementsrates verdiente Kaufmann Devers trat nach Räumung von Daressalam 1916 zur Truppe und fiel Anfang 1917 in einem Gefecht nahe dem Rufiji.

abgefertigt wurden, es sei nichts mehr auf Lager, während die vom Lande hereinkommenden unerfahrenen Waschenzi (unkultivierte Landbewohner) Tücher für weit höhere Preise ohne weiteres erhielten. Die Bestrafung in den einzelnen festgestellten Fällen der Überschreitung der Höchstpreise änderte nichts, da natürlich nicht an jedem Inderladen ständig ein Polizist aufgestellt werden konnte. Die im Inneren zerstreuten kleinen indischen Händler konnten sich einer wirksamen Kontrolle fast vollständig entziehen. Es war eine seltene Ausnahme, wenn einmal ein Versteck mit Stoffen entdeckt wurde, das ein indischer Händler angelegt hatte, um zur günstigen Zeit den größten Gewinn daraus zu ziehen. Nachdem im ganzen Schutzgebiet die Knappheit sich bemerkbar zu machen begann, was gegen Ende 1915 der Fall war, trat in manchen Gegenden so schnell ein völliges Verschwinden der Stoffe ein, daß sich dies nur durch solche Verheimlichungen in größerem Umfang erklären ließ.

Gleichzeitig mit dem Knappwerden der Stoffe trat Mangel an Bargeld ein. Die beständig an die Eingeborenen für Lieferung von Nahrungsmitteln und für Trägerdienste gezahlten großen Summen, von denen bisher ein sehr erheblicher Teil zum Ankauf von Tüchern und sonstigen Bekleidungsstoffen verwandt wurde, konnte nicht mehr in genügendem Maße in den Verkehr zurückfließen. (Näheres darüber und über die Abhilfemaßnahmen s. Kapitel 19.)

Im Laufe des Krieges hörte der europäische Privathandel mit Erschöpfung der importierten Waren zum großen Teil auf. Das Eindringen der Engländer vom März 1916 ab beseitigte dann die letzten Reste.

Die Pflanzungen im Schutzgebiet produzierten im Frieden fast ausschließlich für den Export über See. Die Möglichkeit, die Produkte, in erster Linie Sisal, Kautschuk, dann Kopra, Baumwolle, Kaffee u. a. über See zu schaffen, hörte mit Kriegsbeginn auf und damit auch die Gelegenheit, aus der Heimat Gelder für die dorthin versandten Produkte zu erhalten. Für alle diejenigen Pflanzungen, die nicht mit anderen Unternehmungen verknüpft waren, welche im Schutzgebiet selbst Geld verdienten — wie vor allem die gleichzeitig Handel und Pflanzungen betreibende Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft —, drohte Geldknappheit; für viele, deren Produkte regelmäßig bei der Versendung im Schutzgebiet bevorschußt worden waren, trat ein sofortiger Geldmangel hervor.

Die zweite Hauptwirkung des Krieges für die Pflanzungen war Mangel an europäischem Aufsichtspersonal infolge Einberufung der Wehrpflichtigen zur Waffe. Manche kleinere Pflanzung, deren Betrieb nur auf zwei Augen stand, war aus dem letzteren Grunde zur alsbaldigen Schließung des Pflanzungsbetriebes gezwungen. Für die Mehrzahl der Pflanzungen aber konnte auch mit vermindertem Personal noch ein gewisser Betrieb aufrecht erhalten werden. In manchen Fällen führte die Ehefrau des zur Truppe eingezogenen Pflanzers den Betrieb weiter. Auch machte ich in geeigneten Fällen von der durch die geltenden Gesetze gegebenen Ermächtigung Gebrauch, aus wirtschaftlichen Gründen eine Zurückstellung eintreten zu lassen. Es handelte sich dabei übrigens keineswegs allein um die Interessen der europäischen Pflanzer oder überhaupt wirtschaftliche Gründe, sondern auch um die Aufrechterhaltung der Ruhe unter den Eingeborenen. Eine plötzliche Aufgabe der Pflanzungsbetriebe und die dadurch verursachte Überschwemmung des Landes mit den etwa 100000 Pflanzungsarbeitern hätte mit größter Wahrscheinlichkeit zu Unruhen geführt, sei es, daß größere Arbeitermengen sich beschäftigungslos im Pflanzungsgebiet herumgetrieben hätten oder daß alle oder die Mehrzahl durch die zum Teil dünn bevölkerten angrenzenden Gebiete nach Hause gewandert wären. Die Notwendigkeit zu leben hätte die frei gewordenen Arbeiter zum Plündern führen müssen, was im ersteren Falle zur Vernichtung deutschen Eigentums und eventuell zu Gewalttaten gegen Weiße, im letzteren Falle infolge Repressalien der betroffenen Eingeborenen zu schweren Unruhen unter der Eingeborenenbevölkerung hätte führen müssen.

Aus den gleichen Gründen hatte die Verwaltung ein großes Interesse daran, daß auch in finanzieller Beziehung den Pflanzungen die Fortführung ihrer Betriebe nach Möglichkeit gesichert wurde. Die schwierige finanzielle Lage der Pflanzer infolge der Unterbindung des Verkehrs mit der Heimat trat darin zutage, daß sowohl im Norden wie im Süden der Kolonie zahlreich besuchte Pflanzerversammlungen stattfanden, in denen beschlossen wurde, beim Gouvernement die Gewährung von amtlichen Geldern zur Betriebsfortführung gegen Übernahme oder Verpfändung der fertiggestellten Produkte zu beantragen. Diesem Antrage konnte zwar nicht entsprochen werden, doch ergab eine Besprechung, die ich mit dem Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen-Gesellschaft, Herrn

Pfeng, hatte, daß dieser bei Vorliegen der jetzt eingetretenen Voraussetzungen zur Gewährung von nötigen Betriebsmitteln an Pflanzer gegen eine entsprechende Garantie in gewissem Umfange befugt war. Durch das Eintreten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und einiger anderer Firmen wurde eine wenigstens beschränkte Fortführung einer Anzahl von Pflanzungen gesichert, während andere sich ohne das erhalten konnten. Für manche Pflanzer setzte auch bald eine Verdienstmöglichkeit durch Übernahme von Transporten oder durch Anbau von Nahrungsmitteln für die Truppe ein. Eine massenweise Entlassung von Arbeitern mit ihren schlimmen Folgen unterblieb. Im Gegenteil trat bei längerer Dauer des Krieges ein wachsender Bedarf und stellenweise Mangel an Trägern und Arbeitern hervor (vgl. Kapitel 8).

40°
AFRIKA
2°
R. Tana
R. Tiva
Kipini
R Athi
Voi
Kasigao
Mombasa
4°
INDI
Jassini
Mansa B.
Tanga

32°
34°
Viktoria-
See
Bukoba
Schirati
Muansa
Busirajombe
Ssimiju
Uschombo
St. Michael
Schinjanga
Kahama
Bulati
Simbiti
Sekenke
Iramba
Kironda
Gombe
Mdala
Itaga-Bg.
Tabora
Muaru

III. Teil.

Vom Beginn der großen englischen Offensive bis zum Verlust der Zentralbahn

(März 1916 bis September 1916).

Kapitel 12.

Kriegerische Ereignisse im Ostteil von März 1916 bis Ende Juli 1916.

Die im März 1916 mit weit überlegenen Kräften und einem gewaltigen Aufgebot moderner Kriegswaffen, wie Artillerie verschiedenster Art, Panzerautomobilen, Flugzeugen, Minenwerfern usw. unternommene feindliche Offensive warf ihre Schatten bereits Ende 1915 und Anfang 1916 voraus. Durch südafrikanische Zeitungen, welche zu jener Zeit noch in beschränktem Maße über Portugiesisch-Ostafrika im Schutzgebiet eintrafen, wurde bekannt, daß die Anwerbung von weißen Truppen zur Verwendung gegen Deutsch-Ostafrika in Südafrika erfolgte. Ferner gelangten Nachrichten über das Anlaufen portugiesischer ostafrikanischer Häfen durch englische Truppentransporte auf ihrem Wege nach Britisch-Ostafrika in unsere Kolonie. Der Bau einer Eisenbahn, von Voi an der Ugandabahn in Richtung auf Taveta über Bura und Makatau führend, war bereits im Laufe des Jahres 1915 begonnen worden, ebenso die Anlage einer Wasserleitung durch die wasserlose Serengetisteppe. Anfang 1916 war die Bahn von Voi bis Makatau östlich von Taveta fertiggestellt.

Am 9. Januar 1916 erschienen die ersten englischen Landflugzeuge im Norden der Kolonie über Taveta — vorher waren nur einige Marineflugzeuge im Kampfe gegen die „Königsberg" im Rufiji-Delta verwandt worden. Am 22. und 23. Januar, in kleineren Gefechten bei Mbujuni, zwischen Taveta und Makatau gelegen, tauchten die ersten Panzerautos auf.

Am 12. Januar 1916 erfolgte der erste große Vorstoß. Der Brigadegeneral Malleson griff mit zwei Brigaden, der 2. südafrikanischen, ganz aus Weißen bestehenden Infanteriebrigade und der aus Weißen, Indern und Schwarzen zusammengesetzten 1. ostafrikanischen Brigade unter Verwendung von leichter und schwerer Artillerie die bei El Oldorobbo (von den Engländern Salaita-Hügel genannt), östlich von Taveta unter Major Kraut (6 Kompagnien) und unter Hauptmann Schulz (3 Kompagnien) in befestigter Stellung befindlichen deutschen Truppen an. Trotz der großen Überlegenheit der Angreifer wurde der Angriff unter schweren Verlusten zurück-

gewiesen. Der Feind verlor nach englischen Angaben 172 Mann, davon 139 von der 2. südafrikanischen Brigade. Auf deutscher Seite betrugen die Verluste an Europäern nur 4 Leichtverwundete; an Farbigen 6 Askari, 3 Träger gefallen; 22 Askari, 8 Träger und Boys verwundet.

Bald darauf traf der neu ernannte englische Oberbefehlshaber, der Burengeneral Smuts, auf dem Kriegsschauplatz ein. Ursprünglich war der englische General Smith-Dorrien dazu bestimmt worden, der jedoch auf der Ausreise in Südafrika englischen Zeitungsnachrichten zufolge erkrankt war. Smuts war Rechtsanwalt von Beruf. Er war im Burenkrieg als Führer gegen die Engländer hervorgetreten. Zur Zeit seiner Beauftragung mit der Führung in Ostafrika war er Kriegsminister der südafrikanischen Union. Seine Ernennung erfolgte zweifellos mit Rücksicht darauf, daß die Offensive hauptsächlich mit südafrikanischen Truppen geführt wurde und um dem Selbstgefühl der Südafrikaner zu schmeicheln. Chef des Stabes war der englische Brigadegeneral Collyer, welcher auch dem General Botha während des Feldzuges in Deutsch-Südwestafrika als Stabschef zur Seite gestanden hatte.

Der Angriff erfolgte unter Ausnutzung der gewaltigen Überlegenheit an Truppen und Kriegsmaterial jeder Art konzentrisch von allen Seiten. Zunächst drang im März 1916 die Hauptkolonne der englischen Truppen, deren wichtigsten Bestandteil die südafrikanischen weißen Truppen bildeten (2 Infanteriebrigaden und eine, später 2 berittene Brigaden), von Norden aus in der Gegend des Kilimandscharo vor. Von dort aus verzweigte sie sich in zwei Kolonnen. Die größere drang nach Osten an der Usambarabahn entlang, dann nach Süden vor, die kleinere weiter westlich in Richtung auf Kondoa-Irangi und sodann auf Dodoma an der Zentralbahn. Etwas später gingen gleichzeitig mit dem weiteren Vordringen der Hauptabteilung unter General Smuts im Mai 1916 zwei belgische Brigaden vom Kiwusee und Tanganjikasee im Nordwesten und Westen der Kolonie vor, ferner im Juli vom Viktoriasee aus mit den Belgiern zusammen operierende englische Truppen. Im Mai drangen auch von Südwesten aus Britisch-Njassaland und Rhodesien starke englische Truppen unter General Northey in die Bezirke Langenburg am Njassasee und Bismarckburg am Südende des Tanganjikasees ein. Endlich beteiligten sich noch die Portugiesen an dem Kesseltreiben, nachdem

seit März 1916 auch zwischen Deutschland und Portugal Kriegszustand herrschte. Auf der Karte S. 168 ist die allgemeine Richtung des feindlichen Vorgehens in diesem Zeitabschnitt ersichtlich gemacht.

Für die Eroberung Deutsch-Ostafrikas hatten die Engländer außer südafrikanischen weißen Truppen und außer den von Anfang herangezogenen weißen und farbigen Truppen der Nachbarkolonien Britisch-Ostafrika, Uganda, Rhodesien, Britisch-Njassaland, auch indische Truppen aus den verschiedensten Teilen Indiens herangezogen. Später kamen noch farbige Truppen aus entfernteren Kolonien hinzu, besonders aus Westafrika, von der Goldküste und Nigerien, ferner aus Westindien. Die Politik der obersten englischen Leitung in London ging nach englischen Quellen dahin, möglichst nur solche Truppen gegen Deutsch-Ostafrika zu verwenden, deren Verwendung auf dem europäischen Kriegsschauplatz nicht in Frage kam.

Die Zahl der von den Engländern zum Angriff auf unsere Kolonie verwandten Truppen ist nicht mit Sicherheit bekannt geworden. Nach Angaben südafrikanischer Zeitungen aus dem Jahre 1916 betrug die Stärke der in Deutsch-Ostafrika befindlichen südafrikanischen Truppen zwischen 20000 und 30000. Die Zahl der vom Norden herangeführten farbigen Truppen dürfte mindestens ebenso groß gewesen sein. Dazu kamen die beträchtlichen englischen Streitkräfte, die vom Südwesten unter General Northey und vom Viktoriasee unter General Crewe heranrückten. Die Stärke der englischen Truppen bei ihrer großen Offensive wird insgesamt etwa 60—80000 Mann betragen haben. Die belgischen Streitkräfte in Deutsch-Ostafrika betrugen nach Angaben belgischer Zeitungen 20000 Mann. Endlich traten im Süden die Portugiesen mit einigen tausend Mann auf den Plan. Die Gesamtstärke der Feinde bei ihrer Offensive im Jahre 1916 wird daher auf ungefähr 100000 Mann zu veranschlagen sein.

Auf unserer Seite betrug die Truppenstärke Anfang 1916 zirka 3000 Deutsche (einschl. der Etappenformationen) und 12000 Askari. Diese Streitkräfte waren an den bedrohten Grenzen verteilt. Die Hauptabteilung unter Oberst v. Lettow stand im Norden am Kilimandscharo. Die Westtruppen unter General Wahle mit Sitz in Tabora standen an der Nordwest-, West- und Südwestgrenze der Kolonie.

Die zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner war so groß, daß sie an allen Fronten den ihnen gegenübertretenden Abteilungen unserer

Schutztruppe das Mehrfache, wenn nicht Vielfache der eigenen Truppenzahl gegenüberstellen konnten. Dazu kam die große Überlegenheit des Feindes an modernsten Kriegsmitteln aller Art und die Möglichkeit des unbeschränkten Nachschubs an Truppen, Waffen, Munition, Ausrüstung jeder Art, Verpflegung. Unsere kleine Truppe war im Anfang des Krieges auf die vorhandene geringe Zahl großenteils veralteter Geschütze und Gewehre angewiesen und hatte eine Ergänzung lediglich durch 2000 Karabiner und Munition aus dem Hilfsschiff „Rubens" und durch die Geschütze der „Königsberg", beides während des Jahres 1915 erhalten; erst nach Beginn der großen Kämpfe im Norden gelangten aus dem im März 1916 aus der Heimat in der Sudibucht eingelaufenen Hilfsschiff „Marie" einige moderne Geschütze in den Besitz der Schutztruppe, ferner eine Ergänzung der Handwaffen und Munition. Alle diese mußten jedoch erst in mühsamen, wochenlangen Märschen durch eingeborene Träger über Land herbeigeschafft werden. Die ersten davon kamen frühestens im April bei der fechtenden Truppe an.

Da die Vorgänge bei der Annäherung des „Rubens" (s. Kap. 6) die Vermutung erweckt hatten, daß die Aufmerksamkeit des Feindes durch den Austausch von Funksprüchen zwischen dem „Rubens" und der „Königsberg" auf den herannahenden Dampfer gelenkt war und er nach der — später als richtig festgestellten — Ansicht des Kapitäns z. S. Looff sogar die chiffrierten Funksprüche selbst hatte entziffern können, so hatte ich bei Erbittung eines neuen Hilfsschiffes mit Kriegsmaterial und Proviant dem Reichskolonialamt vorgeschlagen, von jedem Funkverkehr des Schiffes mit unseren Funkstationen an der ostafrikanischen Küste abzusehen und das Schiff ohne eine solche Funkenverständigung in einen Südhafen unseres Schutzgebietes einlaufen zu lassen. Der Plan glückte. Der Hilfsdampfer „Marie" unter Führung des Kapitäns Sörensen lief etwa ein Jahr nach dem Eintreffen des ersten Hilfsdampfers im März 1916 in die Sudibucht, ganz im Süden Deutsch-Ostafrikas ein, ohne vom Feind bemerkt zu werden. Er konnte auch die ganze Ladung löschen, ehe die englischen Blockadeschiffe einige Wochen später seine Anwesenheit bemerkten und ihn von See aus beschossen. Außer Munition für die vorhandenen Geschütze und Handwaffen brachte der Dampfer ferner 4 leichte (10,5 cm-) Feldhaubitzen und 2 tragbare (7,5 cm-) Berggeschütze, sowie Maschinengewehre und 2000 moderne Karabiner mit;

ferner Medikamente, Ausrüstung usw. Die Gegenstände waren bereits in der Heimat, soweit möglich, in Trägerlasten verpackt. Sie wurden in mühsamen wochenlangen Märschen von großen Trägerscharen bis zur Zentralbahn und von dort weiter zu den Standorten bzw. Magazinen der Truppe und den Zentren deutscher Ansiedelung verbracht. Auf der mehr als drei Wochen Marsch erfordernden Strecke von der Sudibucht bis zur Zentralbahn wurde von vornherein ein Relaisbetrieb in der Weise eingerichtet, daß die Träger dauernd auf derselben Station sich befanden und lediglich den einen Tagemarsch bis zur nächsten Station zurücklegten, um dann wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren. Dies Verfahren bewährte sich besser als das ursprünglich angewandte Verfahren, bei welchem ein und dieselben Träger dieselben Lasten vom Ausgangspunkt bis zum Endpunkt schafften, und erst dann wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrten. Durch den Etappenhygieniker Stabsarzt Dr. Kudicke wurden sanitäre Maßnahmen zur Verhütung von Epidemien in den Lagern getroffen. Es war dies um so wichtiger, als ein großer Teil der Eingeborenen des Südens infolge der vorhergehenden Dürren (s. Kap. 10) unterernährt und wenig geeignet für Trägerdienste war. Auch damals haperte es im Süden noch mit Nahrung. Es mußten sowohl Träger wie Nahrungsmittel aus anderen Gegenden mit herangezogen werden. Der Abtransport der Hilfsschifflasten aus der Sudibucht, im ganzen etwa 50000 Trägerlasten, bot bei der Länge der Entfernungen, den ungünstigen Verhältnissen, besonders während der Regenzeit, während deren weite Strecken in Sümpfe umgewandelt waren oder unter Wasser standen, ungeheure Schwierigkeiten. Ganz besonders war dies auch der Fall hinsichtlich des Transports der Geschütze. Es dauerte eine Reihe von Monaten, bis sämtliche Lasten befördert waren. Es ist jedoch als eine sehr bedeutende Leistung zu bezeichnen, daß diese Lasten bis auf wenige hundert, die bei feindlichem Vordringen von der Küste aus verloren gingen, sämtlich bis an die Zentralbahn bzw. später nach Rückzug der Truppen von der Bahn bis zu den Standorten dieser am Rufiji bzw. weiter südlich gebracht wurden. Nur dem einmütigen Zusammenarbeiten der Zivil- und Militärbehörden gelang es, diese Transporte zu bewältigen.

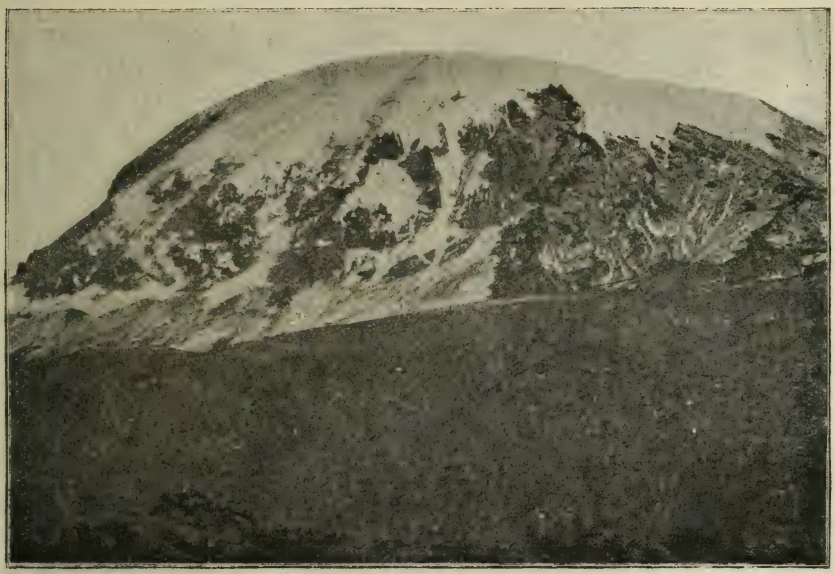
Die „Marie“ erhielt bei den verschiedenen Beschießungen durch englische Kriegsschiffe im April 1916 eine erhebliche Zahl Treffer, konnte aber trotzdem nach notdürftiger Ausbesserung nochmals erfolg-

reich die Blockade durchbrechen. Sie lief Anfang Mai unbemerkt wieder aus der Sudibucht aus und kam in der zweiten Hälfte Mai glücklich in Batavia, der Hauptstadt der neutralen holländischen Kolonie Java, an. Von dort konnte sie telegraphisch Nachricht nach Hause und auch die mitgegebenen Berichte usw. an das Kolonialamt senden. Wir fingen noch im Mai einen Funkspruch auf, welcher uns die glückliche Ankunft der „Marie" in Batavia mitteilte und gleichzeitig davon Kenntnis gab, daß meine Bitte um Sendung eines weiteren Hilfsschiffes nach Berlin gelangt war. Leider ließ sich jedoch die Fahrt eines dritten Hilfsschiffes nach Deutsch-Ostafrika infolge der Kriegsereignisse nicht mehr ermöglichen. Ebensowenig gelang es, die Sendung von Ausrüstung usw. aus Java zu bewirken, wohin ich dem Schiffsführer entsprechende Bestellungen mitgegeben hatte.

Anfang März fanden an der Kilimandscharofront verschiedene Vorpostengefechte statt. Der Patrouille des Oberleutnants v. Stietencron gelang die Sprengung des englischen Hauptwasserwerkes in den Burabergen, wodurch die Wasserversorgung des Feindes erheblich erschwert wurde. Der größte Teil der Patrouille wurde nach Durchführung ihrer Aufgabe auf dem Rückmarsch gefangen genommen.

Der Plan des Generals Smuts ging dahin, mit seinen Haupttruppen die zwischen dem Kilimandscharo und den Ausläufern des Paregebirges stehende deutsche Hauptmacht anzugreifen und gleichzeitig vom Longido aus zwischen Kilimandscharo und Meru eine starke Abteilung in den Rücken der deutschen Hauptmacht marschieren zu lassen, um ihr durch Besetzung der Station Kahe der Usambarabahn den Rückzug abzuschneiden. Die letztere Aufgabe war der 1. Division (außer einem englischen Infanterie-Regiment und südafrikanischer Artillerie hauptsächlich indische und schwarze Truppen umfassend) unter Führung des Generalmajors Stewart übertragen. Diese sollte bereits am 5. März abmarschieren, um Kahe rechtzeitig zu erreichen, während der Vormarsch der englischen Haupttruppen unter General Smuts erst am 8. März beginnen sollte. Etwas südöstlich Kahe schneidet die Usambarabahn den tiefen Ruwufluß (Oberlauf des Pangani), über den nur ganz wenige Brücken führen. Man hoffte durch Besetzung der Kahegegend in wirksamer Weise den Rückzug der nördlich des Ruwu stehenden deutschen Hauptmacht abschneiden zu können.

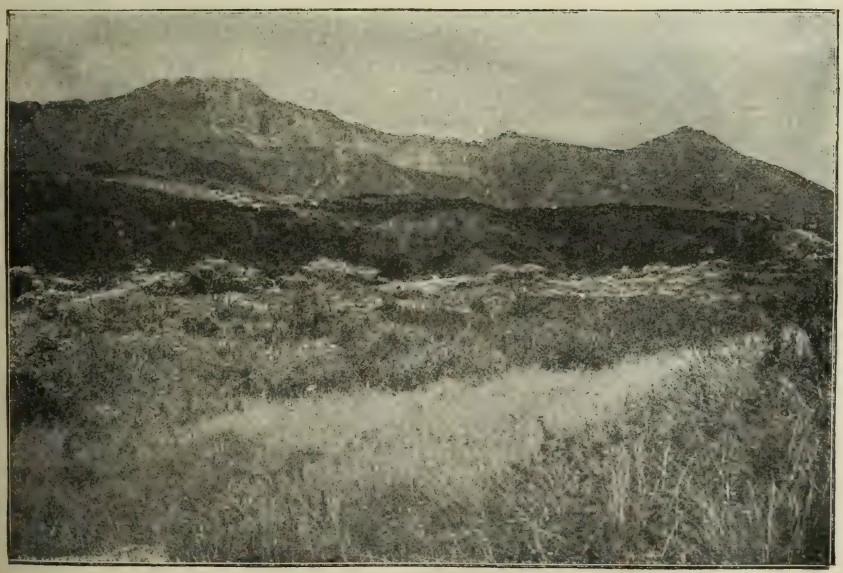
Tatsächlich mißlang dieser Plan ebenso wie alle späteren englischen Einkreisungsversuche, wie sie im Verlauf des Feldzuges wieder-



Aufn. von Uhlig.

Kibo, von Moschi aus.

Im Vordergrund die Bananenpflanzungen der Eingeborenen und Waldreste, darüber der Waldgürtel bis 3000 m. Rechts oben der Ratzelgletscher.



Aufn. von Uhlig.

Vulkan Meru, von Osten, von der Steppe in 1500 m aus.

Die vorn bewaldete, hinten als steile Felswand erscheinende Somma (alter Krater). In der Mitte der junge Aschenkegel.

Aufn. von Vincenti.

Dumpalmen.

holt unternommen wurden. Die 1. Division marschierte zwar am 5. März ab und erreichte am 8. März Geraragua am Kilimandscharo, machte dann aber anderthalb Tage Halt, um auf Verpflegungsnachschub zu warten und die Wege zu erkunden. Auf dem schließlich gewählten Wege boten sich so viele Hindernisse, nach englischem Bericht besonders in Gestalt von den Deutschen gefällter Bäume, daß die Division sich am 13. März, nachdem unsere Truppen inzwischen bereits Moschi und ihre sonstigen bisherigen Stellungen geräumt hatten, immer noch eine beträchtliche Strecke westlich von Moschi und nordwestlich von ihrem Zielpunkt Kahe befand. Dieser feindlichen Umgehungskolonne des Generals Stewart hatte Oberst v. Lettow eine aus 6 Kompagnien bestehende Abteilung unter Major Fischer entgegengesandt. Trotz starker Gewaltmärsche gelang es dieser Abteilung nicht, dem Feinde den Weg zu verlegen. Lediglich mit einem Teil der feindlichen Streitkräfte kam es am 10. März zu einem kleineren Gefecht mit beiderseits geringen Verlusten. Die Abteilung des Majors Fischer erreichte dann, durch starke Märsche erschöpft, noch rechtzeitig Anschluß an die Hauptabteilung.

Die englische Hauptmacht, deren Kern aus zwei südafrikanischen Brigaden nebst starker Artillerie bestand, begann am 8. März unter Führung des Generals Smuts den Vormarsch gegen die Linie Taveta-Rombo. Angesichts der gewaltigen feindlichen Überlegenheit wurden El Oldorobbo (Salaita) und Taveta von den vorgeschobenen deutschen Truppen geräumt. Am 10. März fand bei Taveta ein Gefecht einer kleineren deutschen Abteilung gegen englische Reiter statt. Am 11. März kam es am Reataberg zum Kampf. Dieser etwa 300 m hohe bewaldete Hügel, an den sich nordwestlich der Latemaberg anschließt, war von 3 Kompagnien unter Major Kraut besetzt, zu denen am Abend des Gefechts noch 2 vom Kommando zur Verstärkung gesandte Kompagnien stießen. Die während des Tages von englischen (rhodesischen), indischen und schwarzen Truppen, später auch von Südafrikanern, mit starker Artillerieunterstützung gegen die deutschen Stellungen unternommenen Angriffe hatten keinen Erfolg. Nach Sonnenuntergang wurden mit Hilfe inzwischen herangebrachter Verstärkungen (Südafrikaner) weitere Angriffe unternommen. An einer Stelle gelang es einer kleinen feindlichen Abteilung, bis auf die Höhe vorzudringen und sich dort festzusetzen. Doch war in der stockfinsteren Nacht jede Verbindung verloren gegangen, die Abteilung

konnte keine Meldung zu anderen Truppenteilen senden. An anderen Stellen wurden die feindlichen Angriffe zurückgewiesen. General Smuts befahl auf Grund der ihm zugegangenen Meldungen, daß der Angriff nicht weiter durchzuführen und die englischen Truppen vor Tagesanbruch zurückzuführen seien. Die Abteilung Kraut hatte ihrerseits in der Nacht ihre Stellungen geräumt, besetzte sie aber bei Tagesanbruch wieder, als der Abzug des Feindes an dieser Stelle bekannt wurde und vermochte bei dem alsdann auf Kommandobefehl angetretenen Rückzug auch einige Geschütze, die im nächtlichen Dunkel zunächst nicht hatten weggeschafft werden können, mit abzutransportieren. Lediglich ein schwer beschädigtes Geschütz blieb zurück und fiel den feindlichen Truppen in die Hände, welche General Smuts erneut vorsandte, als er von der in der Nacht erfolgten Besetzung eines Teils des Hügels durch englische Truppen und dem Rückzug der deutschen Abteilung Kenntnis erhielt.

Die feindlichen Verluste beliefen sich nach englischen Angaben auf nicht ganz 300 (wahrscheinlich sind nur die Gefallenen gemeint), darunter ein Regimentskommandeur und 4 andere Offiziere tot. Unsere Verluste waren 5 Deutsche (darunter 1 Offizier) und 12 Askari gefallen; 10 Deutsche, 57 Askari verwundet; 2 Deutsche, 37 Askari vermißt.

Oberst v. Lettow hatte angesichts des feindlichen Vordringens am Reataberg und des sonstigen umfassenden Vorgehens der weit überlegenen Streitkräfte des Gegners den Befehl zum Rückzug gegeben. Am 12. März wurde Neumoschi, der Endpunkt der Usambarabahn, geräumt. Die deutschen Truppen gingen in Richtung auf Kahe zurück und nahmen Stellungen nördlich vom Ruwufluß ein.

Die berittene südafrikanische Brigade unter General van Deventer besetzte am 13. März Neumoschi, wohin an den folgenden Tagen auch die 1. Division gelangte, deren beabsichtigter Umgehungsmarsch so völlig mißlungen war. Die Führung dieser Division war nunmehr dem Brigadegeneral Sheppard übertragen worden. Das englische Hauptquartier mit den beiden südafrikanischen Infanteriebrigaden befand sich nahe dem Himofluß. In dem englischen Vorgehen entstand eine Pause, da der Weg von Taveta her erst für den Transport der schweren Artillerie, von Verpflegung usw. in Stand gesetzt werden mußte.

Am 18. März gingen die Engländer weiter vor. Es kam zu mehreren Gefechten in dem hügeligen bewaldeten Gelände nördlich des Ruwu.

In der Nacht vom 20. zum 21. März wurde von deutschen Truppen ein Nachtangriff gegen das befestigte Lager der 1. Division gemacht. Der Angriff wurde bis nahe an die feindlichen Gräben herangetragen, konnte aber in der stockfinsteren Nacht und gegenüber dem starken feindlichen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer nicht durchgeführt werden und wurde von unserer Seite abgebrochen.

Während sich dieser nächtliche Kampf östlich der Usambarabahn im Norden des Ruwuflusses abspielte, machte auf Befehl des englischen Oberbefehlshabers die berittene südafrikanische Brigade unter Führung des Generals van Deventer westlich der Bahn einen Umgehungsmarsch durch den Busch, um den Pangani südlich von Kahe zu überschreiten und so in den Rücken der deutschen Stellungen zu gelangen. Die Brigade führte den Nachtmarsch aus und erreichte am 21. März mit 2 südafrikanischen Batterien den Panganifluß gegenüber dem Kahehügel südlich von Kahe. Der etwa 20 m breite, tiefe und schnellströmende Fluß bot aber für das weitere Vorgehen ein nicht schnell zu überwindendes Hindernis. Ein Teil der Berittenen schwamm über den Fluß, während die Artillerie den nur von einer kleinen deutschen Abteilung besetzten Kahehügel beschoß. Der Hügel wurde von den Südafrikanern besetzt. General van Deventer rückte mit seiner auf dem Nordufer des Pangani verbliebenen Hauptmacht auf die Station Kahe vor und besetzte diese, nachdem unsere Truppen sie geräumt und die Eisenbahnbrücke gesprengt hatten. Der Versuch einer kleinen englischen Abteilung, vom Kahehügel aus an die Usambarabahn heranzukommen und sich dem deutschen Rückzuge vorzulegen, mißglückte in dem dichten Busch.

Unsere Truppen hatten mittlerweile am 21. März im Kampf gegen die von Norden anrückenden Streitkräfte des Generals Sheppard gestanden, dessen 1. Division durch den größten Teil der 2. südafrikanischen Brigade verstärkt worden war. Die Absicht des englischen Führers, die rechte (östliche) Flanke der deutschen Hauptmacht zu umgehen und sie so vom Ruwufluß abzuschneiden, schlug gänzlich fehl. Die deutschen Stellungen waren so gut gewählt und wurden so tapfer verteidigt, daß alle Versuche, sie zu nehmen oder zu umgehen, scheiterten. Der Feind wurde im Gegenangriff unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Auf unserer Seite nahmen auch zwei 10,5-cm-Geschütze von der „Königsberg" an dem Gefecht wirksamen Anteil. Bei Anbruch der Dunkelheit brachen die Engländer den Kampf ab.

Während der Nacht bewerkstelligten unsere Truppen den Rückzug über den Ruwu nach Südosten auf Lembeni, die nächste Station an der Usambarabahn. Das eine südlich des Ruwu eingebaute „Königsberg"-Geschütz mußte dabei gesprengt werden, während das andere auf einen Eisenbahnwagen montierte abtransportiert wurde.

Bei den Kämpfen vom 18. bis 21. März hatten die Engländer schwere Verluste erlitten. Allein die Verluste der Streitkräfte des Generals Sheppard am 21. März beliefen sich nach englischen Angaben auf etwa 300. Die deutschen Gesamtverluste in den viertägigen Kämpfen betrugen: Gefallen bzw. den Wunden erlegen 5 Deutsche (davon 3 Offiziere), 22 Askari, 3 Rugaruga[1]; verwundet 10 Deutsche, 80 Askari; vermißt 6 Deutsche, 45 Askari.

An der Küste war es während dieser Kämpfe zu keiner feindlichen Landung gekommen. Die Engländer beschränkten sich darauf, am 22. März Tanga von See aus zu bombardieren, wobei einige Beschädigungen in der Stadt angerichtet wurden und 17 Schwarze den Tod fanden.

Es entstand nun an diesem Teil der Front eine längere Pause in den Operationen. General Smuts ließ in Eile den Weiterbau der Eisenbahn von Voi über Makatau bis zum Anschluß an den in englischen Besitz gelangten nördlichsten Teil der Usambarabahn betreiben und die nötigen Anstalten treffen, um die Versorgung seiner Truppen während der bevorstehenden großen Regenzeit zu sichern. Der Hauptteil der englischen Truppen blieb während der Regenzeit in Ruhestellung, das englische Hauptquartier in Moschi. Erst im Mai 1916, gleichzeitig mit dem im Kapitel 14 beschriebenen Vorgehen der Belgier von Nordwesten und Westen und der Engländer von Südwesten, erfolgte an der Usambarabahn ein weiterer Vormarsch.

Dagegen drang der Feind alsbald weiter westlich durch den Aruschabezirk vor. In diesem Bezirk, dem westlich und nordwestlich vom Kilimandscharo belegenen Ansiedelungsgebiet, befand sich nur eine schwache Abteilung in wenig mehr als Kompagniestärke. Beim Heranrücken der englischen Truppen nach der Besetzung Moschis ging die Kompagnie unter Hauptmann Rothert nach Südwesten in Richtung auf den Lolkissaleberg zurück, während die übrigen schwachen Truppen unter Führung des Oberleutnants d. L. (Bezirksamtmann) Kaempfe sich

[1] Hilfskrieger. Diese Bezeichnung wurde im Laufe des Krieges auf die Maschinengewehrträger angewendet.

etwas weiter nördlich in Richtung auf die Nebenstelle Umbulu zurückzogen. Aruscha wurde am 21. März von einer vorgeschobenen Abteilung südafrikanischer Truppen besetzt. Am 28. März folgte dorthin die berittene südafrikanische Brigade und einige Tage später die 3. südafrikanische Infanteriebrigade. Die beiden Brigaden standen unter dem Befehl des zum Kommandeur der 2. Division ernannten Generalmajors van Deventer. Dieser ging Anfang April mit der berittenen Brigade nebst Artillerie auf den Lolkissale vor. Er hatte am 4. April ein Gefecht am Lolkissale mit der deutschen Kompagnie, deren Stellung am Abhang des Berges die einzigen Quellen in der Gegend umfaßte, so daß die Engländer kein Wasser beschaffen konnten und in eine unbequeme Lage gerieten. Die Kompagnie wurde von den englischen Truppen eingeschlossen. Nachdem der Führer verwundet abtransportiert war, kapitulierte am 5. April der Oberleutnant der Res. Herrgott mit den verbliebenen Truppen, 17 Europäern und etwa 150 Askari.

Die englische berittene Brigade drang nun in größter Eile auf Kondoa-Irangi vor, den Sitz des Bezirksamts des gleichnamigen Bezirkes und militärischen Etappenort. Die von der Zentralbahn aus ihm entgegengeworfenen vereinzelten Kompagnien waren zu schwach, um die feindliche Brigade, der bald die 3. südafrikanische Infanteriebrigade folgte, aufhalten zu können. General van Deventer drang trotz der vielen Verluste, besonders an Pferden, aber auch an marschunfähig werdenden Soldaten, unaufhaltsam in Richtung auf das nur sieben Tagemärsche von der Zentralbahn entfernte Kondoa-Irangi vor und bedrohte damit diesen Hauptlebensnerv der Kolonie.

Der Kommandeur rückte auf die Nachricht von dem Vorgehen des Generals van Deventer unter Zurücklassung des kleineren Teiles seiner Truppen unter Major Kraut im Norden von der Usambarabahn nach Süden zur Zentralbahn vor. Von dort wurde die Truppe mit der Bahn nach Dodoma geschafft und dann in Richtung auf Kondoa-Irangi in Marsch gesetzt. Auf der verpflegungs- und wasserarmen Strecke direkt von der Usambarabahn nach Kondoa-Irangi wurde eine Kompagnie in Marsch gesetzt, die im Frieden in dem genannten Bezirk stationierte 13. Kompagnie unter Oberleutnant Langen. Diese Kompagnie gelangte dank sehr starker Eilmärsche noch vor dem Feinde nach Kondoa, welches unmittelbar vorher der

Nähe des heranrückenden Feindes wegen vom Bezirksamt und der militärischen Magazinverwaltung geräumt war. Diese deutsche Verstärkung vermochte aber das Schicksal Kondoas doch nicht mehr abzuwenden. Unsere schwachen Truppen mußten sich vor dem weit überlegenen Gegner zurückziehen, welcher am 19. April Kondoa-Irangi besetzte. Die englische berittene Brigade gelangte infolge Eingehens großer Mengen von Pferden, sowie Ausfalls an Truppen durch Krankheit und Marschunfähigkeit in erheblich verminderter Zahl nach Kondoa. Die während des Vormarsches einsetzende Regenzeit erschwerte alle Bewegungen und machte besonders den Wagen- und Autoverkehr auf den aufgeweichten Wegen zeitweise unmöglich. Infolge der dadurch bedingten Transportschwierigkeiten hatten die Engländer während der Regenzeit Mangel an Verpflegung. Trotzdem aber waren die englischen Truppen unseren zunächst an Ort und Stelle befindlichen wenigen Kompagnien doch noch weit überlegen. Am 1. Mai war auch der größte Teil der 3. südafrikanischen Infanteriebrigade bei Kondoa eingetroffen, ebenso Verstärkungen an Artillerie. Das westlich vom Lolkissale auf dem Rande des ostafrikanischen Grabens belegene Umbulu wurde von einem südafrikanischen Infanterieregiment mit Artillerie angegriffen. Nach tapferer Verteidigung wurde Umbulu von der kleinen Besatzung am 10. Mai geräumt und vom Feinde besetzt.

Der Kommandeur kam mit den Truppen mitten in der Hauptregenzeit unter Benutzung der Etappenstraße in Gewaltmärschen unter strömendem Regen, der die Wege fast unpassierbar machte und die meisten Brücken der hier zahlreichen Wasserläufe weggerissen hatte, Ende April in Kimamba an der Zentralbahn (westlich von Morogoro) an. Eine Besprechung, die ich dort mit dem Kommandeur hatte, ergab, daß angesichts des feindlichen Vorgehens der ursprüngliche Plan eines Rückzuges längs der Zentralbahn nach Westen nicht aufrechterhalten werden konnte. Bei einem solchen Rückzug hätten wir zwar zunächst erheblich bessere Verpflegungsgebiete zur Verfügung gehabt, als bei einem Abmarsch in die großenteils menschen- und nahrungsarmen Waldgebiete südlich der Zentralbahn. Indessen hätten wir diese Vorteile aller Voraussicht nach in jenen Gegenden, die nach ihrer Natur für Automobile wie sonstigen Fahrverkehr ungleich weniger Hindernisse bieten als der Süden, angesichts der großen Hilfsmittel des Gegners nicht ausnutzen können und wären durch dessen überlegene Truppen-

massen in dem leicht zugänglichen Gelände bald eingeengt worden. Der Süden der Kolonie bot dagegen trotz der zu erwartenden Verpflegungsschwierigkeiten infolge der Hindernisse, die seine natürlichen Verhältnisse, besonders auch die allgemeine Verbreitung der Tsetsefliegen einem feindlichen Vordringen in den Weg legten, die größere Aussicht, sich halten zu können. (Über die natürliche Beschaffenheit der in Frage kommenden Gebiete s. Kap. 4.) Es wurde demnach für den Fall, daß die Gebiete nördlich der Zentralbahn und diese selbst nicht würden gehalten werden können, der Abmarsch nach Süden in Richtung auf Mahenge in Aussicht genommen. Die Vorbereitungen für eine solche Eventualität wurden eingeleitet.

Der Kommandeur brachte seine Truppen, nachdem sie sämtlich in Eilmärschen unter großen Strapazen die Schwierigkeiten der sumpfig gewordenen Straße und üblen Flußübergänge überwunden hatten, von Kimamba mit der Bahn nach Dodoma. Von dort aus rückte er auf der breiten durch Steppe und Dornbusch Ugogos (s. farbige Tafel) führenden Straße auf Kondoa-Irangi vor. Die Zahl der von ihm hier vereinigten Truppen belief sich auf etwa 4000 Askari.

Etwas südlich von Kondoa stieß die vorderste deutsche Truppe auf englische Abteilungen, die zurückgedrängt wurden. In der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1916 kam es bei Gelegenheit der beabsichtigten Inbesitznahme eines Bergabhanges, dessen starke Besetzung durch den Feind die vorausgesandte Patrouille infolge der besonderen örtlichen Verhältnisse nicht hatte erkennen können, zu einem Nachtgefecht der Abteilungen des Hauptmanns v. Kornatzky und des Oberstleutnants v. Bock. Trotz größter Tapferkeit unserer Truppen gelang es nicht, den aus zwei südafrikanischen Infanterieregimentern bestehenden Gegner aus der starken Bergstellung herauszuwerfen. Nachdem der Führer der einen Abteilung, Hauptmann v. Kornatzky, gefallen und der der anderen, Oberstleutnant v. Bock, schwer verwundet war, auch im übrigen die deutschen Truppen bei dem bis unmittelbar an die feindliche Stellung herangetragenen Angriff erhebliche Verluste erlitten hatten, wurde gegen Morgen das Gefecht abgebrochen. Die deutschen Verluste betrugen: 5 Deutsche (davon 2 Offiziere), 50 Askari gefallen; 5 Deutsche, 66 Askari verwundet; 2 Deutsche, 19 Askari vermißt. Die feindlichen Verluste beliefen sich nach englischer Angabe auf weniger als 50.

Bei dem für einen Angriff äußerst ungünstigen Gelände, meist

kahlen, ein gutes Schußfeld auf weite Entfernung bietenden Abhängen und der beständig zunehmenden Stärke des Feindes beschränkte sich die Schutztruppe auf Artilleriebeschießung und kleinere Gefechte. Es traten außer einem 10,5 cm-„Königsberg"-Geschütz auf unserer Seite auch zwei von den 10,5 cm-Haubitzen in Tätigkeit, welche der Mitte März in der Sudibucht eingetroffene Hilfsdampfer „Marie" mitgebracht hatte. Die Engländer erhielten allmählich beträchtliche Vermehrungen ihrer Artillerie, besonders an Haubitzen. Auch traten auf feindlicher Seite Flieger für Beobachtung in die Erscheinung, welche bei uns ganz fehlten. Durch eine unmittelbar bei dem Standort des Kommandos platzende Geschützgranate wurden am 13. Juni der Kommandeur und einige Offiziere und Unteroffiziere seines Stabes leicht verwundet, ein Offizier schwer. Ende Juni 1916 machte dann das Vordringen der an der Usambarabahn zurückgelassenen feindlichen Hauptkräfte, denen zwischen Usambarabahn und Zentralbahn nur etwa 1500 Mann unter Major Kraut gegenüberstanden, in Richtung auf Morogoro an der Zentralbahn die Wiederheranziehung eines großen Teiles der bei Kondoa stehenden deutschen Streitkräfte in das Gebiet nördlich Morogoro notwendig.

In der Kondoa-Gegend konnte die Truppe nach Beginn der bald einsetzenden Ernte größtenteils aus dem Lande leben. Erleichtert wurde die Verpflegung während der ganzen Zeit, so lange wir im Besitz der Zentralbahn und der viehhaltenden Bezirke im Norden waren, durch den massenhaften Herantransport von Vieh. Der Viehreichtum Deutsch-Ostafrikas trat während des Krieges in glänzender Weise in die Erscheinung. Es konnten durch die Viehzentrale unter Leitung des Oberveterinärs d. R. (Veterinärreferenten) Dr. Lichtenheld aus den Viehländern, besonders aus den Bezirken Dodoma, Tabora und Muansa große Mengen Vieh aufgekauft werden. Allein für die Truppen im Norden und die Träger auf der Etappenstraße zwischen Zentralbahn und Usambarabahn wurden monatlich mehrere 1000 Stück Vieh geschlachtet, so daß nicht nur die Europäer und Askari, sondern selbst die Träger reichlich mit Fleisch versorgt werden konnten.

Die Abteilung Kraut hatte nach dem Abzug des Kommandeurs mit ihren verminderten Kräften die seitherigen Stellungen an der Usambarabahn gehalten, ohne daß zunächst größere Angriffe erfolgten. In der zweiten Hälfte Mai 1916 nach Ende der Regenzeit

Hans Buss

Miombo-Wald auf dem Gebirge (Nguru, Deutsch-Ostafrika).

drangen dann gleichzeitig mit dem in Kapitel 14 erwähnten Vorgehen der feindlichen Streitkräfte im Nordwesten und Südwesten des Schutzgebietes die feindlichen Hauptkräfte unter General Smuts längs der Usambarabahn und des Panganiflusses vor. Da die feindlichen Truppen den unserigen mehr als zehnfach überlegen waren, so mußte sich Major Kraut darauf beschränken, den Gegner durch Gefechte in seinem Vordringen möglichst aufzuhalten und allmählich zurückzuweichen. Am 31. Mai besetzten die Engländer Buiko an der Usambarabahn. Der Feind drang unter beständigen Gefechten Anfang Juni mit seinen Hauptkräften an der Usambarabahn und längs des Panganiflusses bis Mombo vor (am Fuß der Usambaraberge südlich von Wilhelmsthal gelegen). Am 9. Juni fanden Gefechte am Mafiberg und gleichzeitig nordwestlich Mombo statt. Der Feind erlitt dabei verhältnismäßig erhebliche Verluste (nach englischer Angabe einige 50), während auf unserer Seite nur ein Deutscher, 2 Askari fielen; ein Deutscher und etwa 10 Askari verwundet wurden. Major Kraut rückte, während kleinere deutsche Streitkräfte noch die Oststrecke der Usambarabahn und Tanga besetzt hielten, mit seiner Abteilung von Mombo aus auf der von der Usambarabahn zur Zentralbahn führenden Etappenstraße nach Süden, durch fortwährende kleinere Gefechte dem Feinde Aufenthalt bereitend. Der Gegner besetzte Mombo, den Ausgangspunkt der von der Usambarabahn aus nach Wilhelmsthal führenden Automobilstraße und dann letzteren Ort selbst, der nicht verteidigt wurde. In dem hoch und gesund in den Usambarabergen gelegenen Wilhelmsthal und in dessen Umgebung befanden sich einige hundert deutsche Frauen und Kinder, welche teils aus dem gleichnamigen Bezirke selbst stammten, teils aus dem Moschibezirk oder dem Tangabezirk dorthin zusammengekommen waren.

Die englische Hauptmacht unter General Smuts folgte der Abteilung Kraut, welche längs der Etappenstraße über Handeni nach Süden abzog, während eine Kolonne in annähernder Stärke einer Brigade unter Brigadegeneral Hannyngton von Mombo aus längs der Usambarabahn weiter nach Südosten auf Korogwe, den zweiten Endpunkt der genannten Etappenstraße an der Usambarabahn, marschierte und diesen Platz am 16. Juni besetzte. Die Abteilung Kraut zog sich unter beständigen Gefechten über Handeni nach Süden zurück. Der Versuch der Engländer, durch eine westliche

Umgehung unseren Truppen den Rückzug abzuschneiden, mißlang. Am 19. Juni besetzte der Feind Handeni. Die Kleinbahn mit Handbetrieb, welche auf dieser der Usambarabahn nächsten Strecke der Etappenstraße den Verkehr vermittelt hatte, war damit in die Hände des Feindes gefallen, welcher die möglichst schleunige Wiederherstellung der zerstörten Bahn und ihrer Beförderungsmittel betrieb.

General Smuts ließ Ostusambara und Tanga einstweilen unbelästigt und zog General Hannyngton mit seiner Kolonne gleichfalls nach Handeni heran, um mit seiner ganzen Macht in Richtung auf die Zentralbahn nach Süden vorzudrücken. Bei dem weiteren Vormarsch stieß am 20. Juni bei Kangata das 5. südafrikanische Regiment auf eine deutsche Kompagnie des Hauptmanns d. R. v. Bodecker und erlitt durch das Maschinengewehrfeuer der letzteren beträchtliche Verluste (nach englischer Angabe 17 Südafrikaner, darunter 1 Offizier gefallen, 75 verwundet), während die deutschen Verluste nur 1 Askari gefallen, 8 Askari verwundet, waren.

Weiter südlich am Lukigurafluß versuchte General Smuts wieder durch eine Umgehung den ihm gegenüberstehenden deutschen Truppen den Rückzug abzuschneiden. Er sandte den General Hoskins mit starken Kräften weiter westlich bei Negero über den Lukigura mit dem Auftrag, durch den Busch in den Rücken unserer Truppen zu marschieren, während General Sheppard mit den übrigen englischen Abteilungen nach Vollendung der Umgehung frontal angreifen sollte. Der Plan mißlang in der Hauptsache wiederum, doch hatte die aus 74 Europäern, 408 Askari bestehende Abteilung des Hauptmanns Doering in dem unübersichtlichen Gelände bei Negero am 24. Juni ein verlustreiches Gefecht gegen die vielfach überlegenen englischen Truppen des Generals Hoskins. Es fielen auf unserer Seite 3 Deutsche und etwa 30 Askari, gefangen genommen wurden 14 Deutsche (teils verwundet) und einige Askari; 3 Maschinengewehre gingen verloren. 6 Engländer wurden von unseren Leuten gefangen genommen. Die feindlichen Verluste sind im übrigen zahlenmäßig nicht bekannt; nach englischen Angaben sollen sie „sehr leicht“ gewesen sein.

In dem Vorgehen der Engländer trat nun eine Pause ein, welche nach englischer Angabe durch die Notwendigkeit, Proviant heranzuschaffen und Kranke abzutransportieren, verursacht wurde. Danach war die Kampfstärke durch Krankheiten auf die Hälfte herabgesetzt worden.

Auch haperte es stark mit der Verpflegung. Andererseits traten dem General Smuts jetzt, nachdem er bereits ungefähr die Hälfte des Weges zwischen der Usambarabahn und der Zentralbahn zurückgelegt hatte und sich dem Ngurugebirge näherte, erheblich stärkere deutsche Truppen entgegen: Oberst v. Lettow hatte, wie oben bemerkt, bei den Nachrichten von dem Vormarsch der feindlichen Hauptmacht den größten Teil seiner vor Kondoa-Irangi stehenden Truppen von dort zurückgezogen und trat nach Vereinigung mit der Abteilung Kraut an den Nordausläufern des Ngurugebirges dem Feinde entgegen. Major Kraut hatte, wie auch von feindlicher Seite, in dem Buch des Generals Crowe: „General Smuts' Campaign in East Africa" anerkannt ist, den Rückzug geschickt geleitet und sich den Umgehungsversuchen des weit überlegenen Feindes stets zu entziehen gewußt, wobei er eine Reihe gut durchgeführter Nachhutgefechte lieferte.

Von unserer Seite wurden mit gutem Erfolge häufige Patrouillen in den Rücken der feindlichen Stellungen gesandt, um die rückwärtigen Verbindungen zu stören. Wiederholt wurden durch Minen Automobile in die Luft gesprengt, Telegraphenlinien durchschnitten und Insassen von Autos abgeschossen. Bei einer Gelegenheit wurde ein im Automobil neben General Hoskins sitzender Stabsoffizier erschossen, ersterer entging knapp der Gefangennahme. Auch wurden die feindlichen Lager südlich des Lukigurafluſſes von einem aller Transportschwierigkeiten ungeachtet immer noch mitgeführten 10,5 cm-„Königsberg"-Geschütz unter Leitung des Korvettenkapitäns a. D. Schönfeld erfolgreich beschossen. Die Engländer erlitten dadurch wiederholt Verluste an Menschen wie an Pferden und sahen sich genötigt, umfangreiche Unterstände zum Schutz gegen dieses Artilleriefeuer auszugraben. Der Feind dagegen sandte häufig Flieger nach den deutschen Stellungen, die Bomben warfen, ohne jedoch erheblicheren Schaden anzurichten.

Inzwischen gingen die Engländer in den küstennäheren Gebieten des Nordens vor, in denen sich noch einige hundert Mann unter Führung des Majors v. Boemken befanden. Dort hatte am 22. Mai nördlich des Umbaflusses nahe der Grenze eine Kompagnie unter Oberleutnant d. R. Methner ein Gefecht gegen indische Truppen gehabt. Seitdem hatten nur Patrouillenunternehmungen stattgefunden. Es wurden nun an der Kwalebucht nördlich Tanga von

den Engländern Truppen gelandet, welche die deutschen Posten zurückdrängten und am 7. Juli 1916 die Stadt Tanga besetzten. Das in Tanga befindlich gewesene „Königsberg"-Geschütz, welches dort nie Gelegenheit zum Feuern gefunden hatte, war vorher abtransportiert worden. In der Stadt befand sich, als der Feind einrückte, nur noch eine deutsche Patrouille, welche nach kurzer Beschießung des Gegners gleichfalls abzog. Das Gebiet an der Usambarabahn zwischen Tanga und Korogwe wurde auch nach Besetzung von Tanga noch kurze Zeit von unseren Truppen gehalten.

Der englische Oberbefehlshaber sandte nun den General Hannyngton mit seiner Brigade vom Lukigurafluß nach Handeni zurück mit dem Auftrag, von dort nach Pangani an der Küste zu marschieren, um den Rückzug unserer noch nördlich dieser Linie befindlichen Truppenteile nach Süden abzuschneiden. Gleichzeitig sandte General Edwards, der Generalinspekteur der Etappenlinien, Truppen von Tanga längs der Usambarabahn vor, ferner von Korogwe aus auf den Segerahügel am rechten Ufer des Pangani. Hier kam es am 15. Juli zum Gefecht zwischen der Kompagnie des Oberleutnants d. R. Methner und dem weit überlegenen Gegner. Erstere ging nach Süden über Hale in Richtung auf den Wamifluß zurück, ein 4,7 cm-Geschütz geriet in Feindeshand, nachdem der deutsche Geschützführer gefallen war. Der andere Teil der deutschen Truppen zog sich weiter östlich nach Süden zurück. Die gesamte Abteilung Boemken erreichte nach Kämpfen den Anschluß an die Haupttruppen und wurde später im Süden des Schutzgebietes verwandt (s. Kap. 13). Die Engländer besetzten den Restteil der Usambarabahn, sowie Amani in Ost-Usambara, wo der Leiter des biologisch-wirtschaftlichen Instituts, Professor Zimmermann und einige andere Nichtkombattanten, sowie eine Anzahl Frauen und Kinder zurückgeblieben waren. Englische Marinetruppen besetzten am 23. Juli nach vorhergegangenem Bombardement ohne Kampf Pangani, am 1. August Sadani.

Während des Juli 1916 blieben die englischen Hauptkräfte unter General Smuts in ihren Lagern, wo sie im gleichen Monat von dem südafrikanischen Premierminister General Botha besucht wurden. An dieser Front begann erst Anfang August ein weiteres Vorgehen. Dagegen rückte im Juli weiter westlich an der Kondoa-Irangifront General van Deventer, der inzwischen erhebliche Verstärkungen sowohl an Artillerie wie Infanterie und Nachschub an Pferden,

wie Munition, Verpflegung usw. erhalten hatte, weiter vor. Der Kommandeur hatte bei seinem Abzug zur Abteilung Kraut vor Kondoa nur wenige Kompagnien zurückgelassen. Der Feind rückte in drei Kolonnen auf die Zentralbahn zu, westlich auf der Sarandastraße, in der Mitte über den Chenenepaß auf Dodoma und östlich über Nyangalo auf Mpapua. Eine vierte Kolonne ging von Kondoa aus nach Westen auf Sfingida los, Sitz einer Nebenstelle des Dodomabezirkes. Der Sarandakolonne stand eine deutsche Kompagnie unter Oberleutnant d. R. (Vorstand des Gouvernementsmagazins) Altmann gegenüber. Nach einem Gefecht bei Mpondi am 27. Juli, in welchem der weit überlegene Gegner Verluste erlitt, zog sich die Kompagnie nach Süden zurück und erreichte durch Marsch nach Osten südlich der Bahn den Anschluß an die Hauptabteilung. Die Engländer besetzten Saranda und Kilimatinde am 30. Juli.

Auf der mittleren Straße hatte die kleine deutsche Abteilung unter Führung des Hauptmanns Lincke bei Chenene, wo sich Wasserstellen befanden, befestigte Stellungen eingenommen. Mit Vorschreiten der Trockenheit waren die Wasserverhältnisse in den wasserarmen Gebieten südlich von Kondoa-Irangi immer ungünstiger geworden. Schon die geringen deutschen Truppen hatten nur mit Schwierigkeit sich genügend Wasser verschaffen können. Naturgemäß machte sich der Wassermangel für die weit stärkeren englischen Truppen noch mehr fühlbar, obwohl sie andererseits über viele in wasserarmen Gegenden praktische, in Südafrika erprobte Einrichtungen, wie Wassersäcke u. dergl. verfügten, die unseren Truppen fehlten. Am 25. Juli griff die mittlere englische Kolonne unter General Berrangé die deutsche Stellung am Chenenepaß an. Der Feind erlitt durch unsere Maschinengewehre erhebliche Verluste, doch mußte sich die kleine deutsche Abteilung unter dem Drucke des umfassenden Vorgehens der feindlichen Massen zurückziehen. Bei einem Zusammenstoß bei Meiameia weiter südlich an der Dodomastraße wurden 9 deutsche Reiter und 4 Askari gefangen genommen. Am 29. Juli 1916 besetzte General Berrangé Dodoma, den Sitz des gleichnamigen Bezirkes an der Zentralbahn.

Die östliche Kolonne unter Oberst Nussey drang nach einem Gefecht bei Tissa Kwa Medo auf Nyangalo vor. Die dort stehende kleine deutsche Abteilung, deren Führung nach Erkrankung des Hauptmanns d. R. Klinghardt der österreichische Oberleutnant d. R. Frhr. v. Unter-

richter übernommen hatte, zog sich nach Gefecht mit dem überlegenen Gegner zurück.

Der auf Sfingida vorrückenden englischen Kolonne, aus einem südafrikanischen Regiment mit Artillerie und Kavallerie bestehend, konnte nur ein Häuflein Askari unter Führung des Veterinärs Vizewachtmeister d. R. Hoffmeister gegenübertreten. Nach tapferer Verteidigung mußte dieser den Posten räumen, der am 2. August von den Engländern besetzt wurde. Hoffmeister, welcher zuletzt auch die Verwaltung des Nebenbezirkes geführt und mit Hilfe der angesessenen Wanjaturu Einfälle der räuberischen Nomadenstämme der Mangati und Wataturu erfolgreich zurückgewiesen hatte, erreichte den Anschluß an die Westtruppen des Generals Wahle.

An der Südgrenze des Schutzgebietes war uns im März 1916 mit dem Eintritt Portugals in den Krieg ein neuer Feind erstanden. Deutsch-Ostafrika war nun auf allen Seiten von Feinden umgeben. Die Portugiesen besetzten ohne Kampf das sogenannte Kionga-Dreieck an der Küste, den in das portugiesische Gebiet über den Rowuma vorspringenden südöstlichsten Zipfel von Deutsch-Ostafrika, ein Ereignis, welches in der portugiesischen Presse als großer Sieg gefeiert wurde. Ihre Versuche, den nahe der Mündung breiten Rowumafluß zu überschreiten, scheiterten aber an der Tapferkeit unserer dort befindlichen Truppen. Nachdem bekannt geworden war, daß das Hilfsschiff „Marie" im März in die Sudibucht eingelaufen war, formierten die Portugiesen ein Sudi-Expeditionskorps mit dem Zwecke, uns die Hilfsschifflasten wieder abzunehmen, welche nur allmählich im Laufe von Monaten aus dem Süden abtransportiert werden konnten.

Auch diese besonders während des Mai 1916 unternommenen Versuche der Portugiesen wurden jedoch unter starken Verlusten für sie am Rowuma zurückgeschlagen. Die mit kleinen Abteilungen zum Rowuma gerückten Kapitänleutnant Hinrichs von der „Königsberg" und Oberleutnant z. S. d. R. Sprockhoff vereitelten nicht nur die portugiesischen Übergangsversuche, welche mit Unterstützung des Feuers eines portugiesischen Kriegsschiffes, des „Adamastor" unternommen wurden, sondern brachten dem Feinde durch Maschinengewehrfeuer sehr starke Verluste bei und bemächtigten sich zweier beim Übersetzen benutzter Fahrzeuge. Danach gaben die Portugiesen vorläufig ihre Unternehmungen auf. Es fiel auch nicht ein einziges

Stück der Lasten des Hilfsschiffes in portugiesische Hände. Erst Monate später begann die große portugiesische Expedition gegen Deutsch-Ostafrika, wobei der Übergang über den Rowuma einige Tagemärsche stromaufwärts bewerkstelligt wurde (s. Kap. 13).

Mit der Besetzung der Strecke der Zentralbahn bei Dodoma Ende Juli 1916 war die Verbindung zwischen der Westhälfte des Schutzgebietes mit Tabora, seit Januar 1915 Sitz des Gouvernements, und der Osthälfte mit Daressalam und der sonstigen Küste unterbrochen. Die Hauptkräfte der Schutztruppe unter Führung des Oberst v. Lettow standen in der Osthälfte, der kleinere Teil, umfassend die an der Nordwest- und Westgrenze stationierten Truppen unter General Wahle, in der Westhälfte. Ich selbst hatte mich mit wenigen Beamten noch unmittelbar vor Abschneidung der Bahnverbindung in den Ostteil zur Haupttruppe begeben. In Tabora blieben die nicht truppendienstfähigen Beamten des Gouvernements zurück.

Dieses Vordringen des Feindes bis zur Zentralbahn erfolgte wenige Tage vor dem 1. August, an dem zwei Jahre vorher der Weltkrieg seinen Anfang genommen hatte. Ich richtete an diesem Tage an das Kommando der Schutztruppe und an die Verwaltungsbehörden Erlasse, in welchen ich dem Dank und der Anerkennung für die bisherigen Leistungen der Truppe und der Verwaltung Ausdruck gab und die Notwendigkeit weiteren Ausharrens betonte. Der Erlaß an das Kommando ist nachstehend abgedruckt, der an die Verwaltungsbehörden in Kapitel 15.

den 1. August 1916.

An das Kommando der Schutztruppe.

Heute sind zwei Jahre seit Beginn des Weltkrieges verflossen. Die Kaiserliche Schutztruppe steht seitdem in schwerem Kampf für die Erhaltung Deutsch-Ostafrikas gegen die von allen Seiten auf das Schutzgebiet eindringenden Feinde. In unvergleichlichem Heldenmut hat die Schutztruppe, Europäer wie Farbige, unter der glänzenden Führung ihres ausgezeichneten Kommandeurs in diesen zwei Jahren dem Ansturm gewaltiger Übermacht getrotzt, die ungeheuren Schwierigkeiten überwindend, welche die Tücken des Klimas und die Entbehrungen und Strapazen in unserer von den Hilfsmitteln der Heimat abgeschlossenen Kolonie mit sich brachten. Immer neue Scharen aus Europa, Indien, Ostafrika und Südafrika zog der Feind heran, mit allen modernsten Hilfsmitteln zu Wasser, zu Lande und in der Luft suchte er das Schutzgebiet zu überwältigen. Dem todesmutigen Widerstand der Schutztruppe und der hinzugetretenen Teile der Kaiserlichen Marine ist es gelungen, trotz aller feindlichen Anstrengungen lange Zeit hindurch das Schutzgebiet ganz vom Feinde freizuhalten, und diesem selbst in seinem eigenen Lande schwere Verluste beizubringen.

Erst im Laufe der letzten Monate ist es der stetig vermehrten Überzahl der Feinde gelungen, Teile Deutsch-Ostafrikas nach tapferstem Widerstande der Schutztruppe zu besetzen.

Ich hege das volle Vertrauen zu der kampferprobten Schutztruppe und ihrem bewährten Kommandeur, daß auch weiterhin jeder Zoll breit deutschen Bodens bis aufs Letzte verteidigt wird. Auch wenn es der feindlichen Übermacht gelingen sollte, noch weiter Boden zu gewinnen, so wird doch das todesmutige Ausharren der Schutztruppe nicht vergeblich gewesen sein. Die Erhaltung von Teilen des Schutzgebietes, wie der Abbruch, der dem Feinde hier draußen geschieht, sind von großer Wichtigkeit für das Deutsche Reich. Darüber hinaus aber ist es ein Gebot der Ehre und der Pflicht gegen unseren Allerhöchsten Kriegsherrn und unser Vaterland, die Treue zu Kaiser und Reich bis zum Tode zu betätigen. Die Namen der in Verteidigung der Kolonie für das Vaterland Gefallenen werden unvergessen bleiben. Die im Schutzgebiet vollbrachten Taten der Selbstaufopferung und Hingabe werden zur Ehre des deutschen Namens weithin strahlen und ein Blatt unvergänglichen Ruhmes in der Geschichte nicht nur unserer Kolonie, sondern des deutschen Volkes bilden. Unerschüttert gilt es den Kampf für die Erhaltung der uns anvertrauten Kolonie bis aufs Äußerste weiterzuführen.

Das Kommando wolle vorstehendes der Schutztruppe bekannt geben.

Der Kaiserliche Gouverneur
Schnee.

Kapitel 13.

Kriegerische Ereignisse im Ostteil August und September 1916.

Anfang August 1916 ging General Smuts wiederum mit starken Kräften umfassend vor. Ein Teil seiner Truppen rückte von Norden und Nordwesten gegen die deutschen Stellungen bei Kanga vor. Gleichzeitig überschritt die 3. Division unter General Brits westlich umfassend auf steilen Gebirgspfaden unter Führung von Eingeborenen der englischen Mission einen Teil des Nguru-Gebirges und trat bei der (katholischen) Missionsstation Mhonda aus dem Gebirge heraus, so in den Rücken eines Teiles der deutschen Stellungen gelangend. Obwohl die Umgehung durch das Gebirge überraschend erfolgte und an dem letztgenannten Punkte nur eine schwache deutsche Postierung sich befand, gelang es doch dem Kommandeur, mit den von anderen Punkten schnell herbeigeführten Abteilungen das feindliche Vorgehen im Gefecht bei Matomondo am 9. und 10. August zum Halten zu bringen. Auf unserer Seite waren 2 Deutsche ge-

Aufn. von Heyden-Linden.

Affenbrotbaum in der Mkalaebene.

General Wahle.

fallen und einige Askari gefallen und verwundet; die Engländer gaben ihre Verluste auf etwa 60 Gefallene und Verwundete an.

Trotzdem erwies sich ein weiteres Zurückgehen der deutschen Hauptabteilung an die Zentralbahn bei Morogoro als notwendig. Einmal hatte der Feind, wie erwähnt, im Juli die noch am östlichen küstennahen Teile der Usambarabahn befindlichen schwachen Streitkräfte zurückgedrängt und war dort im Vorgehen nach Süden begriffen. Ferner bestand die Möglichkeit weiterer umfassender Umgehungen westlich um das Nguru-Gebirge herum. Schließlich gingen die Engländer nach Besetzung von Dodoma auch von dort aus nach Osten vor. General van Deventer hatte seine Division am 9. August bei Nyangalo vereinigt und marschierte nun über Mpapua in Richtung auf das westlich von Morogoro gelegene Kilossa. Die ihm gegenüberstehenden deutschen Truppen wurden durch einige Kompagnien von den Haupttruppen verstärkt und lieferten unter Hauptmann Otto dem Feinde mehrere Gefechte, besonders am 15. August bei Kidete und am 19. August bei Mwinsagara.

Zu gleicher Zeit drängte General Smuts von Norden weiter in Richtung auf die Zentralbahn vor. Die deutsche Hauptabteilung unter Oberst v. Lettow ging nach Süden in Richtung auf Morogoro zurück, eine aus einigen Kompagnien bestehende Abteilung unter Major Kraut nach Südwesten in Richtung auf Kilossa. Am 16. und 17. August wurden die zu der deutschen Hauptmacht gehörenden Abteilungen des Hauptmanns Stemmermann und des Hauptmanns Schulz bei Derkawa am Wamifluß nördlich von Morogoro von Teilen von drei feindlichen Brigaden angegriffen. Die feindlichen Umgehungsversuche von Osten und Westen führten zu keinem Ergebnis. Die Angriffe wurden zurückgewiesen. Die Verluste der Engländer sind von ihnen auf 120 angegeben, auf unserer Seite wurden 6 Deutsche (darunter 2 Offiziere) verwundet, einige Askari fielen und wurden verwundet. Die beiden deutschen Abteilungen wurden näher an Morogoro herangezogen. Der Kommandeur nahm mit seinen Haupttruppen, zu denen Teile der nach Westen gegen den Dodomafeind gesandten Truppen wieder herangezogen waren, etwas nördlich von Morogoro Stellung, um dem Feinde bei der Annäherung an die Zentralbahn entgegenzutreten.

Schon im Laufe der vorhergehenden Wochen waren die sehr bedeutenden Vorräte, welche in den Magazinen der Etappenleitung in

Morogoro lagerten, auf den beiden westlich und östlich um das Gebirge herumführenden Wegen nach dem etwa 8 Tagemärsche entfernten Ort Kissaki am Südabhang des Gebirges abtransportiert worden. Ich selbst hatte zu jener Zeit meinen Sitz in Morogoro. Auf die Meldung des Kommandos, daß mit dem Eintreffen berittener feindlicher Abteilungen in Morogoro zu rechnen sei und sich daher mein Abmarsch empfehle, marschierte ich mit meinem aufs äußerste verminderten Stab am 18. August 1916 gleichfalls von Morogoro nach Süden in Richtung auf Kissaki. Ich wählte die mittlere Straße, welche als steiler Eingeborenenpfad mitten durch das Gebirge führt. In Matomondo, einer an den Ostabhängen des Uluguru-Gebirges schön gelegenen katholischen Missionsstation, in der unter tätiger Mitwirkung der Patres ein Hospital eingerichtet war, traf ich wieder die Etappenleitung unter Hauptmann d. R. (Reg.-Rat) Schmidt, welche auf der Ost-Ulugurustraße im Abmarsch auf Kissaki begriffen war. In Kissaki, das einige Tage darauf erreicht wurde, waren unter Leitung des Hauptmanns d. R. (Pflanzungsdirektor) Hindorf große Magazine errichtet und bedeutende Vorräte aufgehäuft, außer den von Morogoro herübertransportierten, unter denen Salz und Kaffee eine Hauptrolle spielten, auch große Mengen Mais aus der Umgebung.

General Smuts versuchte bei Annäherung an die Zentralbahn wiederum mit einem großen Schlag den Feldzug zu beendigen. Unter Benutzung seiner weit überlegenen Truppenmassen und sonstigen Hilfsmittel setzte er zu einer erneuten großen Umgehung an, mit der er unsere Truppen unter Oberst v. Lettow vollständig einzukreisen und ihnen den Rückweg auf den beiden Rückzugsstraßen östlich und westlich des steilen Uluguru-Gebirges abzuschneiden hoffte. Er sandte einen Teil seiner Truppen, hauptsächlich berittene, westlich von Morogoro über Mkata auf Mali am Westabhang des Gebirges zur Abschneidung der westlichen Straße und marschierte selbst mit der Hauptabteilung über den Ngerengerefluß nordöstlich von Morogoro, von dort Truppen nach Mikesse östlich von Morogoro vorschiebend, um den Rückzug auf der Oststraße abzuschneiden. In Ausführung des ersteren Teils des Planes marschierte Brigadegeneral Enslin mit der 2. berittenen Brigade und Artillerie über Mkata auf Mali.

Am 23. August wurde von den auf den Ausläufern des Uluguru-

Gebirges stationierten deutschen Bewachungsposten eine starke feindliche Umgehungskolonne gemeldet, welche die Zentralbahn westlich von Morogoro überschritt und sich auf Mlali in West-Uluguru zu bewegte, offenbar um unsere Truppen einzukreisen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Der Kommandeur marschierte sofort mit einem Teil der Truppen von Morogoro nach dem nur einige Stunden entfernten Mlali. Es glückte ihm noch rechtzeitig anzukommen und den Feind durch sofortigen Angriff zu verhindern, die westlich am Uluguru-Gebirge entlangführende Straße zu besetzen. Die Engländer erhielten am 25. August Verstärkung durch die 1. berittene Brigade unter General Nussey, welche von Kilossa aus nach Mlali in Marsch gesetzt war. Unsere Truppen hielten das weitere Vordringen des Feindes in dem äußerst schwierigen Gebirgsgelände vorläufig auf. Oberst v. Lettow zog diese westlich des Gebirges stehenden Truppen allmählich näher an Kissaki heran und nahm selbst dort Quartier.

Wie die westliche, so schlug auch die beabsichtigte östliche Umgehung des Generals Smuts fehl. Die nach Abmarsch des Kommandeurs nach Mlali noch bei Morogoro befindlichen deutschen Truppen zogen unter Führung des Hauptmanns Stemmermann auf der Ost-Ulugurustraße ab. Die Engländer besetzten am 26. August Morogoro, wo ein Lazarett mit Verwundeten und Kranken, sowie eine ganze Anzahl von Frauen und Kindern (z. T. in der nahen Missionsstation Schlesien auf halber Höhe des Berges) zurückblieben. Am gleichen Tage erreichte die englische östliche Umgehungskolonne unter General Hannyngton Mikesse östlich von Morogoro. Keine der englischen Abteilungen vermochte jedoch unseren in der Richtung auf Matombo und dann auf Kissaki auf der Ost-Ulugurustraße abmarschierenden Truppen den Weg abzuschneiden. Hauptmann Stemmermann hatte am 28. August nördlich des Ruwuflusses ein Gefecht gegen den nachrückenden Gegner, überschritt diesen Fluß und zerstörte die Brücke, durch dessen Wiederherstellung für Wagen- und Geschützransport der Feind mehrere Tage aufgehalten wurde. Am 2. September besetzten die Engländer Matombo. Weiterhin kam es zu Gefechten auf der Ost-Ulugurustraße, durch welche die Abteilung Stemmermann den weit überlegenen Gegner aufhielt.

Von der West-Ulugurustraße aus versuchte inzwischen General Smuts einen erneuten umfassenden Vorstoß, welcher auf Kissaki selbst gerichtet war. Dieser Ort, Sitz einer Nebenstelle des Bezirkes

Morogoro und nach dem Abzug von Morogoro der Hauptetappenplatz der Schutztruppe, liegt am Mgetafluß dicht an den südlichen Ausläufern des Uluguru-Gebirges. Die 1. berittene Brigade unter General Nussey marschierte durch den westlichen Teil der Abhänge des Gebirges von Norden auf Kissaki, während die 2. berittene Brigade im Verein mit der aus Morogoro herangezogenen Brigade des Generals Beves unter Befehl des Generalmajors Brits westlich um das Gebirge herummarschieren und von Westen auf Kissaki stoßen sollte. In dem schwierigen, überwiegend von Busch bedeckten Gelände verlor die Division des Generalmajors Brits die Verbindung mit der 1. berittenen Brigade des Generals Nussey. Er griff mit seiner Division, deren Teile in dem unübersichtlichen Gelände gleichfalls mangelhafte Verbindung untereinander hatten, am 7. September die bei Kissaki stehenden deutschen Truppen von Westen und Südwesten her an. Der Angriff wurde jedoch abgeschlagen, Oberst v. Lettow brachte dem Feinde im Gegenangriff erhebliche Verluste bei. General Brits zog sich zurück und verschanzte sich mit seinen Truppen nordwestlich von Kissaki.

Am folgenden Tage, dem 8. September, trat General Nussey, welcher von den Kämpfen der Division des Generals Brits nichts erfahren hatte, mit der 1. berittenen Brigade von Norden her aus dem Gebirge hervor und griff Kissaki an. Auch dieser Angriff wurde von unseren Truppen unter Oberst v. Lettow abgewiesen; die Engländer zogen sich auf das Lager der 3. Division nordwestlich Kissaki zurück. Auf unserer Seite hatten 9 Kompagnien mit 17 Maschinengewehren im Gefecht gestanden. Die deutschen Verluste an beiden Tagen waren verhältnismäßig gering gewesen (1 Deutscher gefallen, 10 verwundet, Askariverluste gleichfalls nicht bedeutend). Die englischen Verluste waren ungleich größer. Die der 1. Brigade am 8. September betrugen nach englischer Angabe einige 50, die der 3. Division am 7. September waren vermutlich erheblich größer.

Auf der Ost-Ulugurustraße drangen inzwischen die feindlichen Hauptkräfte unter Gefechten mit der Abteilung Stemmermann weiter nach Süden vor. Eine dritte englische Kolonne ging auf schwierigen Gebirgspfaden mitten durch das Gebirge über Kassanga vor, wo ihnen am 6. September eine kleine deutsche Abteilung unter Hauptmann d. R. v. Ledebour entgegentrat. Durch das Gefecht, in dem der

deutsche Führer schwer verwundet wurde, wurde das feindliche Vordringen an dieser Stelle aufgehalten.

Die 22. Feldkompagnie unter Führung des Oberleutnants d. R. Niemir wurde im Gebirge überraschend von mehreren Seiten von überlegenen feindlichen Truppen angegriffen und versprengt. Der größte Teil der Deutschen wie Askari entkam jedoch in dem bewaldeten Gebirgsgelände. Die Kompagnie konnte wieder formiert werden und hat dann, nachdem sie neu mit Ausrüstungsgegenständen an Stelle der bei dem Überfall verlorenen versehen war, unter ihrem tapferen Führer weiter an den Kämpfen mit teilgenommen.

Die auf der Ost-Ulugurustraße heranziehende 1. englische Division unter Generalmajor Hoskins war am 10. September bis Duthumi, nur einen Tagemarsch nordwestlich von Kissaki, gelangt. Es kam dort zu einem Gefecht der Abteilung Stemmermann, in welches am 11. September der Kommandeur mit Truppen aus Kissaki eingriff. In mehrtägigem Kampfe, in dem am Hauptkampftage auf unserer Seite 13 Kompagnien fochten, wurde der Feind zum Stehen gebracht. Kissaki selbst wurde jedoch geräumt und die Stellung hinter den dicht bei Kissaki und südlich von Duthumi in westnordwestlicher Richtung fließenden Mgetafluß verlegt. Unsere Verluste an Europäern in dem Gefecht bei Duthumi waren 2 tot, 12 verwundet. Die des Feindes waren wahrscheinlich erheblich höher.

Wie erwähnt, waren nach Kissaki sehr bedeutende Vorräte für die Truppenverpflegung gebracht worden, besonders auch von solchen Artikeln, welche in den uns noch zur Verfügung stehenden Teilen der Kolonie nicht mehr oder nur in geringem Maße erhältlich waren. Besonders waren Tausende von Lasten Salz und Seife, ferner auch beträchtliche Mengen von Kaffee und anderen Artikeln für Europäerverpflegung aufgestapelt. Endlich waren aus dem Lande selbst große Vorräte an Mais dort zusammengebracht und im Magazin aufbewahrt worden. Ein großer Teil dieser Vorräte konnte wegen der Schnelligkeit, mit der Kissaki infolge des umfassenden feindlichen Vordringens geräumt werden mußte, nicht abtransportiert werden. Diese Vorräte wurden verbrannt, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Außerdem aber gingen bei dem Rückzug von Kissaki die guten Verpflegungsgebiete bei diesem Orte verloren. Es waren sehr bedeutende Flächen mit erntereifem Mtama vorhanden, welcher allein wahrscheinlich für mehrere Monate zur Verpflegung unserer Far-

bigen ausgereicht hätte. Es entstanden nun beträchtliche Verpflegungsschwierigkeiten, über welche im Kapitel 16 weiter gesprochen wird.

In Kissaki wurde ein Lazarett mit einer Anzahl schwerverwundeter und kranker Europäer sowie ebensolcher Farbiger zurückgelassen. Die Engländer besetzten am 15. September Kissaki. In der feindlichen Offensive an dieser Front entstand jedoch eine längere Pause bis zum Jahresende. Die englischen Truppen waren durch die Märsche und Kämpfe im Tropenklima und in schwierigen Busch- und Gebirgsgegenden erschöpft. Die Zahl der an Malaria und anderen tropischen Krankheiten Leidenden nahm hauptsächlich unter den nicht an das Tropenklima gewöhnten südafrikanischen Truppen stark zu. Dies war besonders in der durch seine Fieber berüchtigten Kissakigegend der Fall. Die Verluste an Reit- und Zugtieren waren ganz ungeheuer gewesen. Schon in den nördlicheren Gebieten waren streckenweise Tsetsefliegen vorhanden. Bei Kissaki begann eine der Haupttsetsegegenden der Kolonie. Jedes Pferd oder Rind fiel unfehlbar nach 1—2 Monaten der Tsetsekrankheit zum Opfer, selbst wenn es noch gesund bis dorthin gelangt war. Maultiere hielten sich zwar länger, gingen schließlich aber auch fast sämtlich an der durch die Tsetsefliegen übertragenen Trypanosomenkrankheit zugrunde. Es haperte auch mit der Verpflegung, besonders wenn die häufigen Gebirgsregen die Verbindungswege nach der Zentralbahn für Automobil- und sonstigen Wagenverkehr unpassierbar machten.

Die deutschen Truppen hielten die Stellungen am südlichen Ufer des Mgetaflusses dicht bei Kissaki und bei Kiderengwa. Die Engländer blieben auf der Nordseite des Flusses. Es kam dort in den nächsten Monaten zwar noch wiederholt zu Kämpfen. Eine große Offensive jedoch begann an dieser Front erst wieder am 1. Januar 1917 (s. Kap. 17).

Die Kolonne des Majors Kraut hatte sich, wie erwähnt, nicht mit auf Morogoro, sondern auf Kilossa zurückgezogen, wo am 21./22. August ein Gefecht stattfand. Nach Räumung von Kilossa zog die Truppe in Richtung auf Mahenge ab. Der Feind drängte dort zunächst nach, gab aber dann das weitere Vorrücken vorläufig auf, nach englischen Angaben infolge der großen Verpflegungsschwierigkeiten. Die deutschen Truppen hielten die Stellung am Ruaha, dem großen Nebenfluß des Rufiji. Bald jedoch mußte Major Kraut den von Südwesten herankommenden englischen Truppen entgegentreten, welche

den Widerstand der kleinen, in jenem Gebiete stehenden Abteilungen bald gebrochen hatten (s. Kap. 14).

Nahe der Küste war der Feind, entsprechend seinem Vorgehen im Inneren, gleichfalls weiter von Tanga aus nach Süden vorgedrungen und hatte Sadani und Pangani besetzt. Am 15. August landeten englische Truppen unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe bei Bagamojo. Die kleine deutsche Abteilung, welche zur Verteidigung des Ortes dort stationiert war, mußte, nachdem die beiden Führer, Hauptmann Bock v. Wülfingen und Hauptmann d. R. v. Bodecker gefallen waren, sich zurückziehen. Bagamojo selbst wurde von den Engländern besetzt.

Im Laufe des August drangen die Engländer weiter nach Süden auf Daressalam vor. Dort war am 23. März 1916 das Lazarettschiff „Tabora" der Deutsch-Ostafrika-Linie von englischen Kriegsschiffen durch Geschützfeuer versenkt worden. Die Engländer hatten, wie aus dem Schreiben des zunächst in Parlamentärverkehr tretenden englischen Geschwaderchefs an den Kommandanten von Daressalam hervorging, den Verdacht, daß die „Tabora" zur Ausfahrt bereit gemacht werden sollte, da man auf See Hämmern im Hafen von Daressalam gehört hatte. Tatsächlich rührte das Hämmern im Hafen von den Arbeiten an dem „Adjutant" her (s. Kap. 6), welcher eines Nachts unter Durchbrechung der Blokade unbemerkt von der Rufiji-Mündung nach Daressalam gefahren war und dort auseinandergenommen wurde, um auf dem Tanganjikasee wieder zusammengesetzt zu werden. Da der Kommandant Kapitän z. S. Looff nach Lage der Verhältnisse den Engländern die von ihnen geforderte Einfahrt in den Hafen zur Besichtigung der „Tabora" nicht gestatten konnte, eröffneten die Engländer nach Ablauf einer für die Entfernung von Kranken von dem Dampfer gewährten Frist das Feuer auf die „Tabora". Das schöne Schiff, eines der modernsten und besteingerichteten der Deutsch-Ostafrika-Linie versank, nachdem es mehrere Salven erhalten hatte. Sämtliche an Bord befindlich gewesenen Personen waren rechtzeitig an Land gebracht worden.

Daressalam wurde im August 1916 mehrfach von Kriegsschiffsgeschwadern bombardiert. Die Daressalamer Truppen unter Führung des Kapitäns z. S. Looff zogen sich allmählich nach Süden in Richtung auf den Rufiji zurück. Schließlich blieb Anfang September nur noch eine kleine Abteilung von 40 Deutschen unter Ober-

leutnant d. R. Treuge (stellvertretenden Bezirksamtmanns von Daressalam) zurück. Am 3. September überschütteten die englischen Kriegsschiffe Daressalam nochmals mit einer Fülle von Granaten und verschonten dabei sogar das unmittelbar am Strande weithin sichtbar stehende deutsche Lazarett nicht, obwohl dies durch Rote Kreuz-Flaggen noch besonders kenntlich gemacht war. Das Hospital erhielt einige Volltreffer und eine Reihe von Granatsplittern, von denen einige in einen mit Kranken belegten Raum hineinschlugen. Unter den Kranken befand sich auch ein verwundeter englischer Offizier, welcher seiner Entrüstung über dies Vorgehen seiner Landsleute ebenso wie die anderen Insassen des Krankenhauses Ausdruck gab. Es ist ein Wunder, daß niemand bei der Beschießung des Krankenhauses verletzt wurde. Ein Protest, welchen ich dem englischen Geschwaderchef wegen dieser Völkerrechtsverletzung zugehen ließ, wurde mit der Behauptung erwidert, daß der Kommandant des betr. englischen Kriegsschiffes angenommen habe, daß er von einem in der Nähe des Hospitals befindlichen Unterstand aus von einem deutschen Maschinengewehr beschossen sei. Tatsächlich befand sich in der Nähe des Krankenhauses überhaupt kein Maschinengewehr.

Am 4. September sandte der englische Geschwaderchef, Admiral Charlton, ein von dem Kommandeur der englischen Küstenbrigade mitunterzeichnetes Ultimatum an den „Militärgouverneur" von Daressalam. In diesem hieß es (in Übersetzung):

„Sie haben Bemerkenswertes geleistet und eine tapfere Verteidigung durchgeführt. Übergeben Sie sich, oder Ihre Stadt wird bombardiert und zerstört werden. Wir garantieren das Leben der Bevölkerung, vorausgesetzt, daß die unmittelbare Übergabe sämtlicher bewaffneten Truppen und des Kriegsmaterials stattfindet. Privates Eigentum wird respektiert werden. Nichtkombattanten wird gestattet sein, in der Stadt zu verbleiben. Zu diesem Zwecke ersuchen wir, daß Ihre Stadtpolizei fortfahren wird, ihren Dienst des Schutzes des Eigentums weiterzuführen, bis unsere Streitkräfte die Stadt besetzen. Drahtlose Verbindung kann nicht gestattet werden. Es muß eine Garantie gegeben werden, daß der Hafen frei von Minen ist. Eine Antwort auf diese Forderung muß innerhalb zwei Stunden von der Zeit an gegeben werden, daß der Überbringer dieses Briefes den östlichen Punkt der Hafeneinfahrt passiert und muß gegeben werden durch Hissen des Signals Ja

oder Nein nach dem internationalen Code auf dem Flaggenstock der östlichen Hafeneinfahrt.

Edward Charlton, Price, Brigade-General,
Konteradmiral, Geschwaderchef Kommandeur d. Küstenbrigade."

Zu dieser Zeit befanden sich kein Militärgouverneur noch überhaupt Militärpersonen mehr in Daressalam. Oberleutnant Treuge hatte sich mit seinen 40 Mann am Tage vorher über den Gerasanikriek nach Kurasini zurückgezogen, weil er angesichts des Heranrückens der mehrere tausend Mann betragenden feindlichen Landtruppe an Daressalam befürchten mußte, bei Verbleiben in der Stadt plötzlich aufgehoben zu werden. Seine wenigen Leute reichten nicht aus, um auf den verschiedenen, nach Daressalam hineinführenden Straßen auch nur Posten aufstellen zu können. Da der Brief auf dem Kuvert die Adresse trug „an den Militärgouverneur oder mit der Leitung beauftragten Beamten in Daressalam", so öffnete der Gouvernementssekretär Dietz, welcher als ältester zurückbleibender Beamter des Bezirksamts gemäß den von mir erteilten Anweisungen mit der Wahrnehmung der Interessen der weißen Bevölkerung im Falle feindlicher Besetzung der Stadt beauftragt war, den von dem englischen Parlamentär überbrachten Brief.

Da von der Truppe keine Flaggen in Daressalam zurückgelassen waren, außerdem auch die Zeit zu kurz war, um den Versuch eines Signals zu machen, so begab sich der Sekretär Dietz mit zwei anderen, der englischen Sprache kundigen Herren mit dem englischen Parlamentärboot an Bord des englischen Flaggschiffes „Vengeance". Dort wurden sie von dem Admiral Charlton und Brigadegeneral Price empfangen. Der Sekretär Dietz erklärte, daß die deutschen Truppen die Stadt verlassen hätten und eine Besetzung des Stadtgebietes nicht verhindert werde. Die Frage, ob sich im Hafengebiete oder auf den Straßen Minen befänden, wurde verneint.

Die Engländer besetzten dann Daressalam. Die Truppen des Generals Price, etwa 2000 Mann, standen zur Zeit der Verhandlung bereits am Simbasifluß an der Bagamojostraße in der Nähe der katholischen Mission unmittelbar vor den äußersten Teilen der Stadt.

Dieses Abkommen hat sich später im Verlaufe des Krieges als sehr wichtig für unsere in Daressalam verbliebenen Landsleute erwiesen. Die Engländer wollten wiederholt die Deutschen auch aus Daressalam abtransportieren, wie sie dies bei anderen Städten taten und

schritten einmal sogar zur Internierung der noch im militärfähigen Alter stehenden Nichtkombattanten. Sie haben sie aber nach einigen Monaten auf die unter Bezugnahme auf jenes Abkommen erhobenen Proteste wieder freigelassen. Auch Anfang 1919, als die Frauen und Kinder aus dem Schutzgebiet abtransportiert wurden, wurde es denjenigen Deutschen, welche in Daressalam bleiben wollten, gestattet, dies auf ihr Risiko hin zu tun.

Im Hafen von Daressalam befand sich an größeren Fahrzeugen nur der etwa 6000 t große Dampfer „Feldmarschall" der Deutsch-Ostafrika-Linie, dessen Maschinen zerstört waren; außerdem lag der etwas kleinere Dampfer „König" derselben Linie beschädigt auf dem Strande an der Hafeneinfahrt, wohin er bei dem mißglückten Versuch, durch seine Versenkung eine vollkommene Hafensperre herbeizuführen getrieben war. Den Engländern gelang es, den „Feldmarschall" durch Reparatur und Ersatz zerstörter Teile wieder fahrbar zu machen. Dagegen schlugen ihre Versuche, den „König" während des Krieges wieder flott zu machen, fehl.

In Daressalam waren verschiedene Kranke zurückgeblieben, darunter auch der an einem Lungenleiden schwer darniederliegende verdiente Bezirksamtmann Kausch, der leider einige Zeit darauf ein Opfer seiner Krankheit wurde.

Die Engländer landeten nach der Einnahme von Daressalam auch an den weiter südlich gelegenen Küstenplätzen Truppen. Noch im September 1916 wurden die Südhäfen ohne Kampf von englischen Landungstruppen besetzt. Unsere Truppen aus Lindi waren, wie im vorigen Kapitel erwähnt, nach Süden erst zum Schutze der Hilfsschifflasten an die Sudibucht, dann zur Abwehr der Portugiesen zum Teil noch weiter südlich an den Rowuma gezogen. Die Engländer besetzten am 7. September Kilwa Kivindje, den Hauptplatz des Bezirkes Kilwa und bemächtigten sich am gleichen Tage des benachbarten Kilwa Kisiwani, des geräumigsten Hafens der Kolonie. Am 13. September wurde der südlichste Hafenplatz Mikindani, Sitz der gleichnamigen Nebenstelle des Bezirks Lindi, besetzt, am 15. September die Sudibucht, wo im März 1916 unser Hilfsschiff „Marie" eingelaufen war. Am 16. September endlich besetzten die Engländer auch Lindi und hatten damit die sämtlichen Hafenplätze der ostafrikanischen Küste in Besitz genommen. Wir besaßen lediglich noch einen kleinen Küstenstreifen an der Rufiji-Mündung und das Rufiji-Delta selbst.

Kilwa wurde von den Engländern als Basis für militärische Operationen ausgestaltet. General Hannyngton mit der aus einem englischen Regiment und indischen und schwarzen Truppen gebildeten 3. ostafrikanischen Brigade wurde über See dorthin gebracht.

Die deutschen Nichtkombattanten des Ostteils der Kolonie, hauptsächlich Frauen und Kinder, hatten sich zur Zeit des englischen Einbruchs zum Teil im Norden, zum Teil an der Zentralbahn befunden. Die Zahl der Männer darunter war außerordentlich gering, da alle irgendwie noch verwendbaren zur Truppe getreten waren. Die nicht Felddienstfähigen wurden in der Etappe für Aufkaufsposten oder zu sonstigen Arbeiten verwendet. Im übrigen aber gab es unter der europäischen Bevölkerung, wie regelmäßig in Tropenkolonien, an sich nur wenige alte Männer und wenige ganz junge Leute, die für den Dienst nicht in Frage gekommen wären.

Im Norden war, wie bereits in Kap. 12 erwähnt wurde, das gesunde, in den Usambarabergen gelegene Wilhelmsthal mit Umgebung der Hauptsitz für die zurückbleibenden deutschen Frauen und Kinder, welche sowohl aus dem Bezirk Wilhelmsthal selbst, wie aus den angrenzenden Bezirken Moschi und Tanga sich dort zusammengefunden hatten. Die Frauen und Kinder und die sonstigen Nichtkombattanten wurden von den Engländern im allgemeinen dort belassen und konnten zum Teil auf ihren Pflanzungen wohnen. Einige Frauen waren, als der Feind am Kilimandscharo eindrang, noch bis zur Zentralbahn herabmarschiert. Im Bereich dieser waren Daressalam, Morogoro, mit der in den Bergen gelegenen Erholungsstation Schlesien der Berliner Mission, Dodoma und Tabora, die Zentren, an denen die deutschen Frauen und Kinder aus der Mitte der Kolonie sich zusammenfanden. Als dann General van Deventer im April 1916 auf Dodoma vorzustoßen drohte, hatten die meisten Frauen dies verlassen und sich teils nach Tabora, teils nach Daressalam begeben. An den Plätzen im Inneren, besonders in Tabora, wo sich viele Frauen zusammendrängten, entstanden Schwierigkeiten für die Unterbringung. Es wurden von der Verwaltung nach Möglichkeit solide Häuser gebaut, soweit es der vorhandene Zement gestattete. Im übrigen wurde eine Anzahl kleiner primitiver Lehmhäuschen errichtet, die allerdings in dem von Anopheles-Moskiten angefüllten Tabora keine gesundheitlich zuträgliche Unterkunft gewährten, um so mehr, als die Anbringung von

Drahtschutz schließlich nicht mehr möglich war, nachdem alle in der Kolonie vorhandene Drahtgaze in Verwendung genommen war.

Als die Engländer und Belgier im August-September 1916 die Zentralbahn erreichten und unsere Truppe sich nach dem Süden zurückzog, blieben die Frauen und Kinder und sonstigen Nichtkombattanten an den erwähnten Plätzen zurück. Mit Rücksicht auf die Knappheit der Nahrungsmittel im Süden und die sonstigen äußerst ungünstigen Verhältnisse des Gebietes, das uns noch verblieb, hatte ich, wie bereits früher erwähnt, verboten, daß irgendwelche Frauen und Kinder nach dem Süden der Zentralbahn in das uns verbleibende Gebiet abzögen. Diejenigen, die in Tabora blieben, kamen in belgische Kriegsgefangenschaft (s. Kap. 14). Die in Daressalam und Morogoro gebliebenen Frauen und Kinder fielen in englische Hände. Die Engländer ließen sie an diesen Plätzen wohnen, allerdings unter Wegnahme eines Teiles der Häuser zur eigenen Benutzung und gewährten ihnen später eine gewisse monatliche Unterstützung. Das von den Engländern während des Krieges wiederholt den Frauen gegebene Versprechen, sie heimzuschaffen, wurde nicht erfüllt. Auf meine verschiedenen an General Smuts gerichteten Schreiben, auf Grund des 1916 zwischen Deutschland und England geschlossenen Abkommens unsere Frauen und Kinder heimzubefördern, erhielt ich zunächst die Antwort, daß die dafür erforderlichen Schritte eingeleitet seien. Schließlich aber teilte mir der englische Oberbefehlshaber mit, daß infolge der unterschiedslosen Versenkung von Schiffen durch die deutschen U-Boote die Heimschaffung unserer Frauen sich nicht ermöglichen lasse. So mußten die unter englische Herrschaft gelangten Frauen und Kinder den ganzen Krieg durch im heißen Afrika sitzen. Erst nach dem Waffenstillstand begann der Heimtransport. Vgl. Kap. 27.

Kapitel 14.

Kriegerische Ereignisse im Westteil von März 1916 bis September 1916.

An den anderen Fronten, im Nordwesten, Westen und Südwesten des Schutzgebietes, hatte sich im März und in der ersten Hälfte April 1916 wenig ereignet. Das Vorgehen des Feindes begann dort erst in der zweiten Hälfte April bzw. im Mai 1916, nachdem die im

Norden operierenden feindlichen Truppen unter General Smuts sich bereits in den Besitz des Gebietes am Kilimandscharo gesetzt hatten und die Kolonne des Generals van Deventer auf Kondoa-Irangi vorgestoßen war. Das Eindringen der feindlichen Streitkräfte vom belgischen Kongo sowie von Rhodesien und Britisch-Njassaland geschah ungefähr gleichzeitig, während ebenfalls zu derselben Zeit die vorläufig an der Usambarabahn zum Stehen gelangte Offensive des Generals Smuts von diesem wieder aufgenommen wurde.

Im Nordwesten der Kolonie am Kiwusee und südlich davon setzte im April 1916 eine große belgische Offensive mit starken Streitkräften unter General Tombeur ein.

Kurze Zeit bevor diese Offensive begann, richtete General Tombeur einen merkwürdigen Brief an den Hauptmann Wintgens, welcher den Abschluß eines Waffenstillstands zum Zwecke zu haben schien und alsbald telegraphisch von der nächst erreichbaren Telegraphenstation aus an mich übermittelt wurde. Ich bin nicht mehr im Besitz dieses Schreibens und kann seinen Inhalt daher nur ungefähr aus dem Gedächtnis wiedergeben. In dem Brief war darauf hingewiesen, welches Unrecht wir (in Deutsch-Ostafrika) den Belgiern dadurch zugefügt hätten, daß wir den Krieg gegen sie begonnen hätten und die Frage gestellt, ob wir bereit seien, unser Unrecht durch Leistung von Schadenersatz wieder gutzumachen, um so zur Einstellung der Feindseligkeiten zu gelangen.

Ich ließ darauf etwa erwidern, daß nicht wir den Krieg in Ostafrika angefangen hätten, sondern die Belgier, daß wir jedoch zu einem Waffenstillstand bereit seien. Im übrigen würde über Angelegenheiten der angeregten Art die heimische Regierung zu befinden haben. Ich bäte deshalb, mir Gelegenheit zu geben, durch den belgischen Kongo telegraphisch mit dem Reichskanzler in Berlin in Verbindung zu treten.

Darauf ging eine Antwort nicht ein. Wohl aber begann bald darauf die große belgische Offensive mit Kräften, welche den unserigen weit überlegen waren. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Brief des Generals Tombeur ein unehrliches Manöver war, um unsere Aufmerksamkeit von der bevorstehenden belgischen Offensive abzulenken. Ich kann mir nicht denken, daß er ernstlich an einen Waffenstillstand gedacht hat, sonst hätte er ihn auf Grund meines Einverständnisses abschließen können. Daß das Schutzgebiet nicht in der Lage war, selbständig über Ersatz für Schäden Entscheidung

zu treffen, die dem Feinde durch militärische Maßnahmen während des Krieges zugefügt waren, mußte auch dem belgischen General klar sein. Das Verhalten des Generals Tombeur erscheint in um so bedenklicherem Lichte, als nach belgischen Veröffentlichungen die belgische Offensive gegen Deutsch-Ostafrika bereits im Januar 1915 beschlossen und über ein Jahr lang vorbereitet war. Auch war der Beginn der Offensive auf den 15. März 1916 festgesetzt gewesen. Die Vorbereitungen waren jedoch zu dieser Zeit noch nicht beendet, so daß eine Hinausschiebung um einen Monat erfolgte.

Die belgischen Streitkräfte unter dem Oberbefehl des Generals Tombeur bestanden aus zwei Brigaden farbiger Kongotruppen, unter denen die Manjema besonders zahlreich vertreten waren. Dieser Stamm liefert ein gutes Soldatenmaterial, ist aber wild und huldigt zum Teil noch dem Kannibalismus. Unsere armen Eingeborenen haben unter diesen wilden Horden, welche von den Belgiern keineswegs in Disziplin gehalten wurden, sehr schwer zu leiden gehabt. Die belgischen Askari raubten und mordeten, wohin sie kamen, brannten Hütten nieder, schleppten Weiber weg und verwüsteten ganze Landstriche, durch welche der Marsch der Belgier ging.

Die Belgier verfügten über moderne Haubitzen und Gebirgskanonen sowie zahlreiche, von europäischen Mannschaften bediente Maschinengewehre. Von den 6 Bataillonen, aus denen eine Brigade bestand, hatte jedes eine Maschinengewehrkompagnie.

Die Nordbrigade unter Oberst Molitor ging am 25. April vom Kiwusee aus sowohl nördlich wie südlich des Sees umfassend vor. Schon im März 1916 hatten die Belgier das kleine Kanonenboot „Paul Renkin" auf den Kiwusee geschafft und damit die Seeherrschaft auf diesem See an sich gebracht. Gleichzeitig mit den Truppen des Obersten Molitor rückte die Südbrigade unter dem schwedischen Obersten Olsen von den Gegenden zwischen dem Kiwusee und Tanganjikasee aus vor. Hauptmann Wintgens hatte bis dahin mit seinen geringen Streitkräften Kissenji am Nordende des Kiwusees gegen ständig sich wiederholende Angriffe weit stärkerer feindlicher Abteilungen auf das Tapferste gehalten. Er sah sich nunmehr aber infolge des umfassenden Vorgehens der gewaltigen feindlichen Übermacht gezwungen, zurückzuweichen. Er entzog sich im Mai unter mehreren Gefechten geschickt der Einklammerung durch die feindlichen Streitkräfte und ging über Niansa, den Sitz des Sultans Msinga

von Ruanda, welcher bis zum Schluß eine durchaus loyale Haltung einnahm und die deutschen Truppen nach Kräften unterstützte, nach Südosten zurück. Der weiter östlich gelegene Sitz der Verwaltung Kigali war schon vorher, am 6. Mai, vom Feinde besetzt worden. Am 8. Juni wies Wintgens den Angriff belgischer Truppen bei der Missionsstation Kogavani ab, der gleichfalls auf seine Umzingelung abgesehen war.

Die Südbrigade unter Oberst Olsen begann ihr Vorgehen am 18. April. Ein Bataillon versuchte an diesem Tage bei Tschangugu den Russissi zu überschreiten, jedoch vergeblich. Der mit geringen Streitkräften nördlich von Usumbura am Russissi stehende Resident von Urundi, Major v. Langenn-Steinkeller trat den Belgiern bei Tschangugu entgegen. Er mußte jedoch, als eine weiter nördlich vorgehende belgische Kolonne eintraf, den Rückzug auf Issawi antreten. Dort vereinigte er sich mit der Abteilung Wintgens. Beide Abteilungen gingen dann über den Akanjarufluß und zogen unter kleineren Gefechten nach Gitega. Diesen Ort, Sitz der Residentur für Urundi, mußten sie jedoch im Laufe des Juni aufgeben, da die vom Nordende des Tanganjikasees heranrückende belgische Kolonne sie einzukreisen drohte. Mitte Juni standen die belgischen Truppen in der allgemeinen Linie Usumbura-Gitega-Kageraknie. Die den Abteilungen v. Langenn und Wintgens gegenüberstehende belgische rechte Kolonne ging teils den Tanganjikasee entlang, teils über Gitega durch Urundi in Richtung auf Uha und Udjidji. Die mittlere Kolonne ging auf Uschirombo nordwestlich Tabora, die linke vom Kageraknie auf den Emin Paschagolf, den Südwestzipfel des Viktoriasees zu.

Durch das Vorgehen dieser letzteren belgischen Kolonne wurden unsere noch westlich vom Viktoriasee bei Bukoba stehenden Truppen abgeschnitten. Dort hatte Hauptmann Gudovius befehlsgemäß den Distrikt Bukoba noch weiter gehalten und rückte erst in der zweiten Hälfte Juni nach Süden ab. Die Belgier hatten jedoch den Viktoriasee erreicht, ehe die Bukobaabteilung den Durchmarsch bewerkstelligt hatte. Letztere stieß bei ihrem Marsch nach Süden auf Niamirembe (Ussuwi) bereits auf belgische Abteilungen und hatte in der Zeit vom 26. Juni bis zum 3. Juli Gefechte. Sie wurde am 3. Juli bei dem genannten Ort, obwohl sie anfangs Vorteile hatte, größtenteils zersprengt. Der Führer, Hauptmann Gudovius, geriet verwundet in Feindeshand. Nur ein Teil der Truppen und die vorausgesandte Magazinkolonne erreichten den Anschluß an die südlicher befindlichen Teile der Westtruppen.

Am Südufer des Viktoriasees hatte bis dahin verhältnismäßige Ruhe geherrscht. Nur die Insel Ukerewe war am 10. Juni von englischen Truppen besetzt worden; einem Teil der kleinen auf der Insel stationierten deutschen Abteilung gelang es, auf das Festland hinüber zu kommen, während einige Deutsche gefangen genommen wurden. Am 12. Juli landeten dann starke englische Truppen unter General Crewe östlich von Muansa und warfen die ihnen dort entgegentretenden schwachen deutschen Truppen zurück.

Die Besatzung von Muansa unter Oberleutnant v. Oppen zog sich nach Zerstörung des zur Verteidigung der Hafeneinfahrt aufgestellten „Königsberg"-Geschützes nach Süden in Richtung auf Tabora zurück. Muansa wurde am 14. Juli von den Engländern besetzt. Am 16. Juli griffen englische Truppen diese Abteilung bei Misungi, südlich von Muansa, an, wurden jedoch zurückgewiesen. Die Muansaabteilung erreichte dann weiter südlich den Anschluß an andere Teile der Westtruppen.

Der Westbefehlshaber General Wahle, welcher im Mai 1916 seinen Sitz nach Tabora verlegte, hatte den im Juni von Gitega abmarschierten Abteilungen v. Langenn und Wintgens den Befehl erteilt, nicht weiter in Richtung auf die Zentralbahn zurückzugehen, sondern links abzumarschieren in Richtung auf das nordwestlich von Tabora gelegene Uschirombo. Der Abmarsch durch das verpflegungsarme Gebiet glückte trotz großer Beschwerden. Mitte Juli hatten die Abteilungen bei Djobahika nordwestlich von Uschirombo ein siegreiches Gefecht gegen Teile der belgischen Nordbrigade. Hauptmann Wintgens nahm dann in den Kahamabergen Stellung, Major v. Langenn östlich davon bei Seke an der von Muansa über Schinjanga nach Tabora führenden Karawanenstraße. Mit ersterer Abteilung vereinigten sich die Reste der Bukobaabteilung, mit letzterer die von Muansa zurückgegangenen Truppen.

Teile der belgischen Südbrigade unter Oberst Olsen rückten in Richtung auf die Strecke Tabora-Kigoma der Zentralbahn vor. Der von einer Abteilung unter Korvettenkapitän Zimmer besetzte Ausgangspunkt der Bahn, der Hafenplatz Kigoma am Tanganjikasee, wurde am 23. Juli von diesem geräumt. Einige Tage später zog auch die zuletzt noch zurückgelassene kleine Abteilung unter Kapitänleutnant Forstmann sich vor den anmarschierenden Belgiern zurück. Nach Sprengung des zur Verteidigung der Hafeneinfahrt eingebauten „Königs-

Aufn. von Uhlig.

Granitfelsen im Hafen von Muansa.

Neue photogr. Gesellschaft, Berlin.

Die Hochebene von Unjamwesi an der Straße von Muansa nach Tabora.

Reiselager von Europäern ringsum zwei Affenbrotbäume, die ihr Laub abgeworfen haben. Offene Gras- und Krautsteppe (durch die Kultur beeinflußt).

Neue photogr. Gesellschaft, Berlin.

Die Boma (Feste) von Tabora.

Vorn Leute, die zum Schauri (Rechtsprechung) gekommen sind und warten.

berg"-Geschützes und Versenkung des Dampfers „Goetzen" marschierte die Abteilung längs der Bahn nach Osten ab, vom Feinde verfolgt.

Der Bezirksamtmann Lange in Udjidji, welches von Kigoma nur 1½ Stunden entfernt am Tanganjikasee liegt, fuhr mit dem letzten Zuge gleichfalls in Richtung nach Tabora ab. Ein anderer Beamter war noch mit einigen farbigen Angestellten in Udjidji, als der Feind bereits Kigoma besetzt hatte und konnte sich gerade noch durch Marsch zur Bahn über Land der feindlichen Einschließung entziehen.

Auch weiter im Süden landeten am deutschen Ufer des Tanganjikasees belgische Truppen. Karema, Sitz eines Bischofs der Weißen Väter, wurde am 7. August von ihnen besetzt. Von dort aus ging die belgische Kolonne in Richtung auf Tabora vor, wurde jedoch später schon weit vor Erreichung dieses Ortes bei Ussoke an die Zentralbahn herangezogen.

Im Südwesten des Schutzgebietes drangen im Mai 1916 gleichzeitig mit dem belgischen Vorstoß im Nordwesten starke englische Truppen unter General Northey in die Bezirke Langenburg am Njassasee und Bismarckburg am Südende des Tanganjikasees ein. Die südlich von Britisch-Njassaland aus vorgehenden Truppen überschritten den Songwefluß an mehreren Stellen und drangen auf den Ort Neu-Langenburg vor. Die deutsche Abteilung unter Hauptmann Falkenstein zog sich vor dem umfassenden Angriff des weit überlegenen Gegners nach Nordosten zurück. Neu-Langenburg, der Sitz des Bezirksamtes, wurde kampflos geräumt. Dem Feinde gelang es auch, in schnellem Vordringen die schwierigen Gebirgspässe, die das Hochland von Langenburg nach Nordosten und Osten abschließen, unter Zurückwerfung der kleinen ihm gegenübertretenden deutschen Abteilungen zu nehmen. Die Engländer drangen dann weiter nach Nordosten in Richtung auf Iringa und Mahenge vor. Von Iringa marschierte ihnen der Stationschef, Hauptmann Styx, mit seiner kleinen Macht entgegen, wurde aber in einem Gefecht am 20. Juni verwundet und bei der Missionsstation Kidugala gefangen genommen. Von der Zentralbahn aus wurden Verstärkungen unter Hauptmann Braunschweig gegen den von Südosten vordringenden Feind in Marsch gesetzt. Am 24. Juli stieß diese Abteilung, bei der sich ein Teil der Besatzung der „Königsberg" befand, bei Malangali auf einen weit stärkeren Gegner und mußte sich nach einem Gefecht zurück-

ziehen, in dem nach erbittertem Nahkampfe eine Haubitze (von dem Hilfsschiff „Marie“ mitgebracht) verloren ging.

Die deutschen Truppen behaupteten dann die Gebiete südwestlich Iringa und diesen Ort selbst noch einige Zeit. Schließlich mußte aber mit der Aufgabe der Zentralbahn, als auch die Annäherung feindlicher Truppen von Norden drohte, Iringa von den deutschen Truppen geräumt werden. Dieser Ort wurde von den Truppen des Generals Northey am 29. August besetzt, welcher nun die Verbindung mit den nordöstlich von ihm stehenden Truppen des Generals van Deventer aufnehmen konnte. Die von Iringa zurückgezogenen deutschen Truppen vereinigten sich mit denen des Majors Kraut, der, wie oben erwähnt, nach Abzug von der Zentralbahn nach Südwesten in Richtung auf Mahenge marschiert war.

Im Bezirk Bismarckburg am Südende des Tanganjikasees waren noch geringere Streitkräfte als in Langenburg stationiert. Die 29. Feldkompagnie wurde von starken englischen Truppen im Süden des Bezirkes Bismarckburg bei Namema eingeschlossen. Der Führer, Oberleutnant d. L. Franken, fiel bei einem Ausfallgefecht schwer verwundet in Feindeshand. Die Kompagnie schlug sich dann am 3. Juni unter Führung des Leutnants d. R. Ohrt (Hilfsarbeiter beim Bezirksamt) in der Nacht durch die feindliche Umschließung durch und gelangte nach längerem Marsch glücklich am 20. Juli nach Tabora zu den Westtruppen unter General Wahle. Die kleine in dem Orte Bismarckburg am Tanganjikasee befindliche, aus wenigen Deutschen und Askari bestehende Besatzung unter Führung des Leutnants d. R. Haßlacher wurde in der dortigen Boma belagert, schlug sich aber gleichfalls durch und lieferte noch mehrere Gefechte, in deren letztem bei Simbili gegen weit stärkere englische Streitkräfte am 3. August der Führer fiel und die kleine Abteilung aufgerieben wurde.

Die Lage im Westen und Nordwesten des Schutzgebietes war nunmehr im August 1916 so, daß die belgische Nordbrigade, von starken englischen Kräften gefolgt, von Norden her längs der großen Karawanenstraßen Uschirombo-Kahama-Tabora und Muansa-Schinjanga-Tabora, die belgische Südbrigade von Westen her längs der Eisenbahn auf Tabora losmarschierte.

Im Norden von Tabora, bei Kahama und Seke, fanden zwar fortgesetzt kleinere feindliche Unternehmungen statt. Doch kam es

dort zunächst noch zu keinem starken Vorgehen. Aus aufgefangener englischer Post des Generals Crewe ging hervor, daß es bei dem raschen Vordringen der Belgier namentlich an Artillerie fehlte. Es ergab sich jedoch aus der ganzen Lage und den Stellungen der Feinde, daß sie beabsichtigten, die Westtruppen unter General Wahle bei Tabora einzukesseln. Dieser war seit Erreichung von Dodoma durch die Truppen des Generals van Deventer Ende Juli 1916 vollständig von den im Ostteil stehenden Truppen unter Oberst v. Lettow, auch was Nachrichtenverkehr anbetrifft, abgeschnitten.

Die von Westen andringenden Truppen, die nur kleine deutsche Abteilungen sich gegenüber hatten und keinen nachhaltigen Widerstand fanden, kamen schneller vorwärts als die vom Norden anrückenden. General Wahle zog daher einen Teil seiner aufgestellten Truppen unter Hauptmann Wintgens nach Westen herüber.

Am 1. September brachte Hauptmann Bauer mit 2 Kompagnien bei Mabama an der Zentralbahn erheblich stärkeren belgischen Truppen eine schwere Schlappe bei und erbeutete 6 Maschinengewehre und über 60000 Patronen. Am 2. September schlug Leutnant d. R. Ohrt, der in dem Gefecht selbst schwer verwundet wurde, bei Itungulu südwestlich von Tabora mit seiner Kompagnie belgische Truppen zurück. Hauptmann Wintgens hatte am 7. September bei Ussoke und am 9. September bei Lulanguru an der Zentralbahn siegreiche Gefechte gegen zahlenmäßig weit überlegene belgische Streitkräfte.

Nunmehr drängte auch der starke nördliche Gegner, dem wenige deutsche Truppen unter Hauptmann v. Linde-Suden gegenüberstanden, nach. Aufgefangene Funksprüche ließen die Marschbereitschaft der nördlichen feindlichen Kolonnen erkennen. Am 14. September sollte der Hauptschlag geführt werden. General Wahle zog deshalb am Nachmittag des 13. September die ganze Abteilung Wintgens mit Ausnahme von Vorposten vom Westen weg und stellte sie unmittelbar nördlich von Tabora beim Itagaberg auf. Die Abteilung v. Langenn stand etwa 3 Kilometer weiter östlich in gleicher Höhe.

In der Nacht vom 13. zum 14. September begannen die Belgier kurz nach Mitternacht, die deutschen Stellungen mit etwa 600 Granaten zu bestreichen, ohne daß jedoch unsere Truppen Verluste hatten. Unter dem Druck der starken, vom Gegner gegen unseren linken

Flügel eingesetzten feindlichen Kräfte waren am Morgen des 14. September dort einzelne von unseren Kompagnien zurückgegangen. Der Feind hatte einen Teil der Höhen in Besitz genommen. General Wahle setzte den Hauptmann Wintgens mit 2½ Kompagnien zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels an. Dieser wurde aufgerollt und dadurch die ganze belgische Linie zum Rückzug gezwungen. Die Belgier ließen gegen 30 Europäer und 200 Askari tot und viele Verwundete liegen. 6 Belgier und 40 Askari wurden unverwundet gefangen genommen. Zwei gebrauchsfähige belgische Geschütze mit Munition wurden erobert. Hieran hatte der Sohn des Generals, Leutnant d. R. (Pflanzer) Wahle hervorragenden Anteil. Ferner wurden viele Gewehre und Munition erbeutet. Unsere Verluste waren 2 Deutsche, 4 Askari, 10 Träger gefallen; 5 Deutsche, darunter 1 Offizier, 22 Askari, 3 Träger verwundet; 7 Askari vermißt. Auf unserer Seite hatten nur 7 Kompagnien mit 2 Geschützen gegen die belgische Nordbrigade im Gefecht gestanden. Die Belgier gingen etwa 6—9 Kilometer zurück. Im Verlauf der nächsten Tage herrschte Ruhe, dann aber rückte der Feind mit gewaltiger Übermacht von allen Seiten konzentrisch gegen Tabora vor.

Die von Westen anrückenden belgischen Truppen, denen gegenüber zur Ermöglichung des Schlages bei Itaga nur geringe Truppen hatten zurückgelassen werden können, drangen mit verstärkter Macht vor, außerdem aber gelangten auch die bei Muansa gelandeten englischen Truppen unter General Crewe, welche bisher noch nicht in die Gefechte eingegriffen hatten, in Aktionsweite. Die Stadt Tabora, ein langgestreckter Ort, welcher mit Ausnahme des Ostens von Höhen umgeben ist, hinter denen der Gegner unbemerkt seine Truppen verschieben und seine Artillerie verändern konnte, war nicht zu verteidigen.

General Wahle entschloß sich daher am 18. September früh zum Rückzug, der im Verlauf des 18. und in der Nacht zum 19. September angetreten wurde. Die Marschrichtung wurde streng geheim gehalten. Es wurde ausgesprengt, General Wahle marschiere mit den Westtruppen in der Richtung auf Kilimatinde nach Osten, um sich mit dem Kommandeur zu vereinigen. Eine Patrouille von 50 Mann unter einem Oberveterinär marschierte in dieser Richtung, um den tatsächlich nach Süden bzw. Südosten führenden Abmarsch zu verschleiern. Der Feind ließ sich denn auch täuschen. General

van Deventer wurde mit mehreren Regimentern nach Kilimatinde gesandt, um die Westtruppen dort abzufangen. Dies trug wesentlich zum Gelingen der Loslösung vom Feinde bei. Die Belgier sandten erst am 23. September eine Abteilung nach Süden auf Sikonge und unterließen, als dieser Ort am 26. September verlassen gefunden wurde, jede weitere Verfolgung.

Der Rückzug wurde in drei Kolonnen mit je 2—3 Tagemärschen Zwischenraum angetreten. Die rechte Kolonne unter Hauptmann Wintgens marschierte direkt von Tabora nach Süden, die mittlere Kolonne unter Leutnant d. R. (Bezirksamtmann) Zingel, bei der sich General Wahle befand, fuhr mit der Bahn bis Igalula und marschierte dann südlich, die linke Kolonne unter Major v. Langenn fuhr mit der Bahn bis Malongwe und rückte von dort nach Süden. Die letztere Kolonne nahm die dort aufgestapelten Bestände an Munition, Sanitätsmaterial und Verpflegung mit. Sämtliche Kolonnen sollten ihre Märsche so einrichten, daß sie am 26. Oktober zum Angriff auf Iringa, welcher Ort als Marschziel bezeichnet war, bereit ständen. Die weiteren Kämpfe und Märsche der Westtruppen sind im 16. Kapitel behandelt.

Die Belgier besetzten am 19. September Tabora. Es kam bald zu Schreckensszenen in der Eingeborenenstadt. Die belgischen Askari drangen in die Hütten der Eingeborenen ein, raubten und plünderten alles, was ihnen zu Gesicht kam. Sogar das von den Eingeborenen in ihren Hütten vergrabene Silbergeld wurde ausgegraben. Ihr Vieh, einschließlich der Milchkühe, wurde den Leuten weggenommen und geschlachtet. Weiber und Mädchen wurden ergriffen und weggeschleppt. Wo sich Eingeborene widersetzten, manchmal auch ohne solchen Grund, wurden sie niedergeschossen. Sogar zwei Araber fanden bei dieser Plünderung ihren Tod. Auch in die Häuser von Europäern drangen vielfach belgische Askari ein und plünderten. Die belgischen Offiziere hatten ihre Leute durchaus nicht in der Hand, benahmen sich auch selbst zum Teil übel. Die belgischen Askarikompagnien hatten zu wenig belgische Offiziere und Unteroffiziere. Auf jede Kompagnie kamen nur etwa vier Weiße, während jede deutsche Askarikompagnie im Kriege etwa 12—20 deutsche Offiziere und Unteroffiziere hatte. Es ist nachträglich von vielen, darunter auch einem damals im Gefangenenlager in Tabora befindlich gewesenen englischen Missionar ausgesprochen worden, daß

es ein großes Glück war, daß Tabora von den deutschen Truppen nicht verteidigt wurde. Andernfalls hätten die blutdürstigen Horden der belgischen Askari sämtliche Weißen einschließlich der Engländer massakriert. Dies ist in der Tat nicht unwahrscheinlich. Es war jedoch Vorsorge getroffen, daß derartiges nicht vorkommen konnte. Vor der Anordnung über das Zurückbleiben der deutschen Frauen und Kinder, sowie der englischen und anderen Zivilkriegsgefangenen in Tabora hatte ich durch Rücksprache mit dem Führer der Westtruppen, General Wahle, festgestellt, daß eine Verteidigung der Stadt Tabora schon nach den örtlichen Verhältnissen aus militärischen Gründen nicht in Frage kam.

In Tabora war eine ganze Anzahl kranker und nicht mehr marschfähiger Offiziere und Mannschaften der Schutztruppe zurückgeblieben; ferner Deutsche (Nichtkombattanten), besonders Frauen und Kinder, darunter meine eigene Frau mit meiner Kousine.

Die Militärpersonen, zu denen auch alle längst von der Truppe als untauglich entlassenen Zivilpersonen gerechnet wurden, die jemals in irgendeiner Beziehung zur Truppe gestanden hatten, wurden von den Belgiern in dem von uns errichteten Gefangenenlager interniert. Die Leute wurden auf das Gemeinste behandelt. Sie mußten unter ständiger Bewachung durch Schwarze Arbeiten verrichten, Aborte reinigen, die schwersten Lasten, wie Zementfässer, Eisenbalken und dgl. nach der Stadt tragen und andere schwere Arbeit verrichten; dabei wurden sie von den belgischen Askaris mit Schimpfworten beleidigt, mit Schlägen bedroht und mit Kolben gestoßen. Der General Tombeur rief, als Deutsche sich bei ihm beschwerten, laut in deutscher Sprache: „Mit einem Deutschen spreche ich überhaupt nicht."

Dieses Vorgehen der Belgier ist um so empörender, als ich die kriegsgefangenen Belgier hatte gut behandeln lassen. Ein Teil derselben war bis zur Besetzung Taboras durch die Belgier auf ihr Ehrenwort in Freiheit belassen worden, unter Gewährung von 6 Rp. (= 8 Mk.) täglich für ihren Unterhalt. Die beiden gegen ihr Ehrenwort in Freiheit belassenen Offiziere hatten sogar 10 Rp. (= 13,30 Mark) pro Tag erhalten. Wenn den wenigen internierten Belgiern in irgendeiner Beziehung schlechte Behandlung zuteil geworden sein sollte, so kann es sich dabei nur um Übergriffe untergeordneter Organe des militärischen Bewachungsdienstes gehandelt haben. Besonders übel benahm sich der zum Leiter des Gefangenenlagers

eingesetzte belgische Kapitän Gendarm, welcher bis dahin gegen Ehrenwort unter Empfang von 10 Rp. täglich frei in Tabora gelebt hatte. Dieser behandelte die ihm unterstellten deutschen Kriegsgefangenen in niederträchtiger Weise.

Die Zivileuropäer wurden in der Boma interniert. Sie wurden knapp gehalten, hatten aber nicht derartig Schweres auszustehen wie die anderen.

Die Frauen wurden aus ihren Häusern vertrieben und in den kleinen Holzhäusern der Firma Holzmann zusammengelegt. Von dort durften sie sich ohne Erlaubnis nicht entfernen. Nur meine Frau, welche ebenfalls zur sofortigen Räumung ihrer Wohnung aufgefordert war, wurde auf ihren energischen Protest in ihrem Hause belassen. Sie nahm sich gleichfalls, obwohl englisch-irischer Abstammung, der Interessen der deutschen Frauen und Kinder in Tabora sowie später in Frankreich tatkräftig an. Sämtliche Frauen und Kinder sowie die Zivilgefangenen wurden in den Monaten Oktober bis Dezember 1916 unter furchtbaren Strapazen und Mühseligkeiten durch den Kongo quer durch Afrika transportiert und nach Frankreich in die Gefangenschaft gebracht, auch meine Frau, welche ihre Erlebnisse auf der Reise und in der Gefangenschaft, wie während des Krieges überhaupt nach ihrer Rückkehr nach Deutschland 1918 in einem kleinen Buch[1] niedergelegt hat. Die sämtlichen Frauen und Kinder wurden nach langwierigen Verhandlungen schließlich aus Frankreich nach Deutschland entlassen. Das im Jahre 1918 veröffentlichte amtliche Weißbuch „Die Kolonialdeutschen aus Deutsch-Ostafrika in belgischer Gefangenschaft" mit eidlichen Bekundungen Deutscher legt Zeugnis von den Leiden unserer Landsgenossen in belgischer Gefangenschaft ab. Es handelt sich dabei nicht etwa um Übergriffe von seiten des Bewachungspersonals, sondern um eine systematische von oben ausgehende üble Behandlung der Deutschen. Ein öffentlicher Erlaß des belgischen Generalgouverneurs in Boma hatte ausdrücklich jedem mit Strafe gedroht, der den durch den Kongo gebrachten Deutschen Entgegenkommen und Unterstützung zuteil werden ließe.

Eine kleine Anzahl von Frauen und Kindern war in Muansa und Bukoba am Viktoriasee geblieben, welche Plätze von den Engländern besetzt wurden. Von diesen wurden einige verheiratete Frauen mit

[1] Ada Schnee, Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1918.

ihren kriegsgefangenen Männern zusammen nach Indien geschickt, die übrigen zeitweise in einem Gefangenenlager in Nairobi (Britisch-Ostafrika) interniert und später mit den anderen deutschen Frauen und Kindern nach Abschluß des Waffenstillstandes nach Deutschland transportiert. Die im Südwesten der Kolonie (Langenburg) in englische Hände geratenen Frauen und Kinder, meistens von deutschen Missionaren, wurden erst nach Blantyre in Britisch-Njassaland, später nach Südafrika geschafft und nach dem Waffenstillstand heimtransportiert.

Kapitel 15.

Verwaltung und Haltung der Eingeborenen vom März 1916 bis September 1916.

Der Sitz des Gouvernements hatte sich seit Anfang 1915 in Tabora befunden. Als im April 1916 infolge Vordringens des Generals van Deventer die Gefahr der Durchschneidung der Zentralbahn entstand, hatte ich mich mit dem nötigsten Beamtenpersonal nach Morogoro in der Osthälfte begeben, wo sich das Kommando mit den Hauptkräften der Schutztruppe befand. Meine Vertretung in Tabora führte der Regierungs- und Baurat (später Geheime Baurat) Brandes, der während des Krieges als Leiter des technischen und Eisenbahnreferates Ausgezeichnetes geleistet hatte und sich jetzt der schweren verantwortungsvollen Aufgabe in schwierigsten Verhältnissen mit großer Umsicht und Hingabe widmete. Tabora wurde Ende Juli durch die Besetzung von Dodoma an der Zentralbahn seitens der englischen Truppen von uns abgeschnitten. Bei der Besetzung Taboras durch die Belgier am 19. September gerieten die zurückgebliebenen, für den Dienst bei der Truppe untauglichen Beamten des Gouvernements mit den sonst zurückgebliebenen Nichtkombattanten in Feindeshand (s. Kap. 14).

Ich selbst blieb in Morogoro, bis die Annäherung der Truppen des Generals Smuts im August 1916 die Räumung dieses Platzes erforderlich machte. Wegen des Mangels an felddienstfähigen Offizieren hatte ich meinen Adjutanten, den Leutnant (später Hauptmann) v. Heyden-Linden an die Truppe abgegeben, bei der er sich als Kompagnieführer auszeichnete. Ich verließ am 18. August 1916

Hans Busse

Salzsteppe in Ugogo (Deutsch-Ostafrika).

Morogoro mit meinem auf das äußerste beschränkten kleinen Stab, der nur noch aus dem Assessor (Kriegsgerichtsrat) Dr. Dieterich und Feldintendanturssekretär Müller sowie Assistent Helbig bestand. Leider sollte keiner dieser Treuen mit mir gleichzeitig die Heimat wiedersehen. Sekretär Müller starb wenige Monate nach dem Abmarsch am Typhus. Dr. Dieterich fand August 1918 im portugiesischen Gebiet den Heldentod im Kampfe. Assistent Helbig mußte vor dem Übertritt auf portugiesisches Gebiet im November 1917 krank zurückgelassen werden und befand sich beim Friedensschluß noch in englischer Kriegsgefangenschaft in Ägypten.

Der vertretende Bezirksamtmann von Morogoro, Sekretär Regner, ein in langjähriger Tätigkeit in der Eingeborenenverwaltung bewährter Beamter, blieb noch bis zum letzten Moment der feindlichen Annäherung in Morogoro, um bis zum Schluß die Trägergestellungen zu regeln und auf die Eingeborenen einzuwirken.

Auch sonst hatten allgemein die örtlichen Verwaltungsstellen die Anweisung von mir erhalten, die Verwaltung auch im Falle einer notwendig werdenden Räumung durch die Schutztruppe bis zum letzten möglichen Moment weiter zu führen. Dies ist überall geschehen. Die Leiter der Bezirksämter und Nebenstellen haben allenthalben bis zum Schluß ausgehalten und mit Erfolg für die Aufrechterhaltung der Ruhe unter den Eingeborenen und Erfüllung der Anforderungen für Kriegszwecke, besonders was Trägergestellung betrifft, gewirkt. Der Abzug der Verwaltungsbeamten aus den geräumten Gebieten geschah allenthalben in Ordnung unter Mitnahme der Geldbestände und der noch nötigen Akten, sowie Vernichtung der sonstigen Akten. In keinem Falle ist ein Beamter von Eingeborenen seines Bezirkes beim Abzug angegriffen worden, im Gegenteil vollzog sich der Abmarsch fast ausnahmslos unter williger Hilfe der Eingeborenen und tätigster Anteilnahme unserer farbigen Angestellten aller Grade. Dabei mußte in manchen Fällen der Abmarsch ganz plötzlich und unter sehr schwierigen Verhältnissen bei Bedrohung durch den nahen Feind angetreten werden.

Schon diese Tatsache zeigt, wie eingewurzelt die Autorität der deutschen Verwaltung im Lande war und wie beliebt sie sich bei der Mehrzahl der Eingeborenen gemacht hatte. Ganz besonders tritt dies in die Augen, wenn man damit Vorgänge in Nachbarkolonien während des Krieges vergleicht, besonders in Britisch-Njassaland,

wo sich 1914 nach Kriegsausbruch Eingeborene erhoben und die englischen Verwaltungsbeamten totschlugen. Dies geschah bei einer der unserigen ähnlichen Eingeborenenbevölkerung unter für die Engländer viel günstigeren Umständen, da sie von unserer Seite in ihrem Lande nicht bedroht waren. In Deutsch-Ostafrika ist unter den für uns unendlich viel schwierigeren Verhältnissen des Krieges nichts derartiges vorgekommen.

Bei unseren Eingeborenen war der Glaube an die Macht des „Serkal" (der Regierung) in hohem Maße vorhanden. Inwieweit aber diese Macht sich praktisch betätigen konnte, hing hauptsächlich von der Persönlichkeit des betreffenden Beamten ab, von dem Maß seiner Willenskraft, Erfahrung und richtigen Beurteilung der Eingeborenen, endlich von dem Umfange des Vertrauens der Eingeborenen zu ihm. Es war ein Glück für uns, daß eine Reihe tüchtiger, langbewährter und den Eingeborenen bekannter Verwaltungsbeamter sich bei Kriegsausbruch auf ihrem Posten als Bezirksamtmänner, Residenten oder Leiter von Nebenstellen befanden und bis zur Räumung die Verwaltung führen konnten. Nur so war es möglich, daß überall bis zur Räumung des Bezirkes selbst die Ruhe aufrecht erhalten blieb, während bereits in anderen Bezirken der Feind vorrückte, und daß überall bedeutende Leistungen vor allem an Trägergestellung vollbracht wurden.

In besonders hohem Maße war dies im Bezirk Muansa im Süden des Viktoriasees der Fall. In diesem Bezirk war seit langen Jahren der Regierungsrat Gunzert als Bezirksamtmann tätig und hatte durch seine ebenso energische wie warmherzige, die Interessen der Eingeborenen wahrnehmende Tätigkeit, in gleichem Maße die Autorität der Regierung bis ins kleinste Dorf der etwa 600000 Köpfe starken Wasukuma getragen, wie das feste Vertrauen der Eingeborenen erworben. Dieser Bezirk mit seiner prächtigen, den Wanjamwezi nahestehenden Bevölkerung vermochte immer noch große Mengen von Askari und Träger zu stellen, als die meisten übrigen Bezirke schon an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit gekommen waren. Zu einer Zeit, wo der Feind vom Kilimandscharo her bereits weit in den Norden Deutsch-Ostafrikas eingedrungen war und schon die Zentralbahn bedrohte, wanderten immer noch bloß von Schwarzen geführte große Trägerkarawanen von Muansa nach Tabora zur Zentralbahn ab, um der Truppe die nötigen Träger zuzuführen und gleichzeitig

Lasten des bei Weiß und Schwarz beliebten Reises vom Viktoriasee heranzuschaffen. In Muansa stellten sich, während unter den beständig wiederkehrenden Anforderungen in anderen Bezirken der Zustrom von Menschen dünner wurde, ständig noch Rekruten aus den Eingeborenen zur Ausbildung als Askari. Als im Juli 1916 der schwere Augenblick kam, wo unter dem Druck der am Südufer des Viktoriasees gelandeten englischen Truppen wie der vom Westen heranmarschierenden belgischen Brigade die Stadt und dann auch der Bezirk Muansa von unserer kleinen Truppenmacht geräumt werden mußte, leisteten die Sultane und die Bevölkerung bis zum Schluß Hilfe. Für eine Anzahl der neu als Askari eingestellten Wasukuma erwies sich allerdings die Probe, ihre Heimat, ihre Angehörigen, ihre Wohnsitze und ihr sonstiges Eigentum verlassen und dem Feinde preisgeben zu sollen, als zu stark. Bei dem Abzug aus dem Muansabezirk desertierte eine beträchtliche Zahl von jungen Rekruten. Sie kehrten zu ihren Dörfern zurück, wie zu befürchten ist, nur um der englischen Zwangseinstellung in die Hände zu fallen.

Der Bezirk Tabora mit seinem vorzüglichen von Alters her als Träger berühmten Wanjamwezi-Stamm, aus dem schon Stanley und andere Afrikaforscher ihr Menschenmaterial für die Durchführung ihrer Expeditionen entnommen hatten, hatte von Anfang an den Hauptteil der Träger für uns geliefert. Im Laufe des Krieges war der Bezirk durch die ungeheuren Anforderungen stark erschöpft. Die Haltung der über 400000 Köpfe starken Bevölkerung war, wie das bei dem prächtigen Volk der Wanjamwezi nicht anders zu erwarten war, bis zur Übergabe Taboras an die Belgier vorzüglich. Die Verwaltung des Bezirkes führte zuletzt, nachdem im Laufe des Krieges der bewährte Bezirksamtmann Prömpeler wegen des Mangels an felddienstfähigen Offizieren zur Truppe gegangen war und im Juni 1915 den Heldentod gefunden hatte, der Bezirksamtmann Lueg aus dem inzwischen geräumten Moschi. Die Wanjamwezi haben leider von den belgischen Horden Schweres zu erleiden gehabt, aber auch die Engländer, die später den Taborabezirk von den Belgiern übernahmen, müssen die Eingeborenen furchtbar drangsaliert haben. Anders ist es nicht zu erklären, daß dieses friedliche Volk sich schließlich gegen seine Unterdrücker im Aufstand erhob.

Die Haltung dieser beiden, von jeher als Träger und Arbeiter wichtigsten, auch unter den Askari besonders zahlreich vertretenen

Stämme war von größter Bedeutung für die gesamte Kriegführung in der Kolonie. Bei einem Versagen der Wanjamwezi und Wasukuma wäre es nicht möglich gewesen, den Anforderungen der Kriegführung, besonders an Trägern, zu entsprechen.

Die Haltung der übrigen Stämme des Schutzgebietes, selbst der volkreichen Stämme des Zwischenseengebietes im Nordwesten der Kolonie, welche auf verhältnismäßig kleinem Gebiet in Ruanda, Urundi und Bukoba etwa die Hälfte der gesamten Einwohner von Deutsch-Ostafrika umfaßten, hatte dagegen in erster Linie Bedeutung für die militärischen Operationen in den betreffenden Gegenden und kam für die allgemeine Kriegführung in weit geringerem Maße in Betracht.

In den Nordbezirken, welche beim Einsetzen der großen feindlichen Offensive im März 1916 zuerst von uns geräumt werden mußten, war das Verhalten der Eingeborenen bis dahin im allgemeinen gut gewesen. Manche Stämme, wie besonders die Wadschagga am Kilimandscharo, deren Niederwerfung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts harte Kämpfe gekostet hatte, und andere Gebirgsstämme, hielten bis zur endgültigen Aufgabe jener Gebiete durch Truppe und Verwaltung eine vollständig loyale Haltung inne und halfen uns bis zum Schluß nach Kräften. Auch die Haltung der meisten übrigen Stämme blieb in diesem Stadium des Krieges gut. Es fanden sich allerdings häufiger Eingeborene, die den Engländern gegen Bezahlung oder auf Druck Späher- und Führerdienste leisteten. Die Leute in den vom Feinde besetzten Gebieten wurden von diesem zu Trägerdiensten gepreßt, doch blieben die Bemühungen der Engländer, welche von Anfang an dahin trachteten, unsere Schwarzen uns abwendig zu machen und zur aktiven Teilnahme am Kriege gegen uns zu bringen, im großen und ganzen ergebnislos. Die Engländer suchten bei ihrem Eindringen die Eingeborenen unter Anwendung von Silbergeld, Tüchern und Versprechungen gegen uns aufzustacheln. Wo immer sie hinkamen, verbreiteten sie unter Hinweis auf das Zurückgehen der deutschen Streitkräfte und ihre eigenen weit überlegenen Machtmittel, daß es mit uns endgültig vorbei sei und daß das Land für alle Zeiten England gehöre. Sie setzten Preise auf das Einbringen von Deutschen aus und verteilten Gewehre zum Kampfe gegen uns.

Daß sie mit diesem Verfahren im allgemeinen keine Erfolge hatten, trotzdem für jeden Eingeborenen das Mißverhältnis zwischen unserer

kleinen ostafrikanischen Schutztruppe und den weit überlegenen Streitkräften des Feindes in die Augen sprang, ist auch ein Beweis dafür, wie fest der Glaube an unsere Macht und das Vertrauen zu unserer Regierung eingewurzelt war. Nur hier und da kam es zu Angriffen von Eingeborenen gegen kleinere Patrouillen und zu Überfällen auf einzelne Askari. Inwieweit es sich bei Vorfällen solcher Art um Vergeltungsakte gegen Übergriffe unserer Askari handelte, welche bei dem Charakter der Eingeborenen und dem Verhältnis des Krieges, ungeachtet der strengen Disziplin der Schutztruppe, nicht stets verhindert werden konnten, ließ sich nicht immer aufklären.

Dank der Wirksamkeit tüchtiger, schon im Frieden auf ihren Posten bewährter Verwaltungsbeamter, aus deren Kreise ich hier lediglich einige wenige anführen kann — die Bezirksamtmänner Regierungsrat Dr. Kaempfe in Aruscha, Köstlin in Wilhelmsthal, Dr. Auracher in Tanga — konnten ungeachtet solcher einzelnen Vorkommnisse die Kräfte der eingeborenen Bevölkerung jener Bezirke bis zum Schluß in weitem Maße zur Erfüllung unserer Kriegsaufgaben herangezogen werden.

In dem Bezirk Kondoa-Irangi kam es beim Einrücken der Engländer an manchen Stellen zu feindseligem Verhalten von Eingeborenen einzelner Stämme, welche bis dahin unter der Verwaltung des Regierungsrates Graß gleichfalls viel geleistet hatten. Der größte Teil dieses Bezirkes mußte im April 1916 infolge Eindringens des Generals van Deventer plötzlich von Truppe und Verwaltung geräumt werden, ohne daß den schwarzen englischen Streitkräften zunächst entsprechende deutsche Kräfte gegenübergestellt werden konnten. Es wurden wiederholt Askari von Eingeborenen mit Pfeilen beschossen.

Weiter nördlich fielen die kleinen, den Massai verwandten Nomadenstämme der Wamangati und Wataturu, welche im Nordteil des Bezirkes Kondoa-Irangi wohnen, als die deutsche Herrschaft in jener Gegend vor dem englischen Einmarsch zusammenbrach, in ihre alten viehräuberischen Gewohnheiten zurück und drangen raubend und plündernd in das Gebiet des seßhaften Ackerbau und Viehzucht treibenden Volkes der Wanjaturu ein. Der Leiter der Nebenstelle Singida (zum Bezirk Dodoma gehörig), in deren Bereich der etwa 120000 Köpfe starke Stamm wohnte, Veterinär Hoffmeister, hatte nur eine Handvoll Askari zur Verfügung. Er machte sich mit diesen unter Heranziehung einer Anzahl Wanjaturu sofort auf und

schlug die Viehräuber mit beträchtlichen Verlusten, besonders an Vieh, wieder aus dem Lande heraus.

Im übrigen ist es in Deutsch-Ostafrika zu Kämpfen von einheimischen Eingeborenenstämmen untereinander während des Krieges nicht gekommen. Die Haltung der Wanjaturu sowie auch das Benehmen des zweiten größeren Stammes im Dodomabezirk, der Wagogo, war gut. Die Leute leisteten bis zur endgültigen Aufgabe des Bezirkes durch uns willig Trägerdienste, obwohl diese gleichzeitig Viehzucht und Ackerbau treibenden Stämme im Frieden nicht zu den Träger stellenden Stämmen gehört hatten. In früheren Zeiten waren die Wagogo berüchtigt gewesen wegen der Erpressungen, welche sie an durchreisenden Karawanen begangen hatten. Die Verwaltung dieses Bezirkes führte im Kriege, wie schon jahrelang vorher, der in langjähriger Tätigkeit bewährte Bezirksamtmann Sperling.

Auch im angrenzenden Morogorobezirk blieben die Eingeborenen bis zum Schluß friedlich und willig. Besonders die Waluguru haben bei dem Abtransport der Magazinvorräte von Morogoro nach Kissaki vor dem Rückzug der Truppe und bei letzterem selbst Bedeutendes an Trägerdiensten geleistet.

Weiter im Westen am Tanganjikasee, im Bezirk Udjidji, hat gleichfalls die Bevölkerung treu zu uns gehalten. Bei den nahe dem See wohnenden Eingeborenen trat dies um so stärker hervor, als sie infolge der Nähe des Kongos Kenntnis von den Verwaltungspraktiken der Belgier hatten und gegen diese lebhafte Abneigung empfanden. Dem vortrefflichen Bezirksamtmann Lange in Udjidji gelang es auch, die Waha, die Bewohner des vor Vollendung des Bahnbaues 1914 noch ganz unentwickelten und außerhalb des Bereiches des Handelsverkehres gelegenen Uha, in erfreulichem Umfange zu Trägerdiensten und besonders Viehlieferungen zu bewegen, was für unsere Kriegführung in jenen Gegenden von großem Vorteil war.

Auch die großen Sultane des Nordwestens sind bis zur Räumung jener Gebiete auf deutscher Seite geblieben. Im Bezirk Bukoba, in dem Major v. Stümer in mehr als zehnjähriger Tätigkeit die Grundlagen des Vertrauens der Eingeborenenmachthaber gelegt hatte, halfen die Sultane, besonders der größte unter ihnen, Kahigi, bis zum Schluß in tatkräftiger Weise. Nur über den weitab im Süden bei Ussuwi wohnenden Sultan Kassussura, der infolge Vordringens der Belgier von dem nächsten deutschen Verwaltungssitz

abgeschnitten wurde, wurden später Stimmen laut, daß er sich vorzeitig auf seiten der Belgier geschlagen und diese in verräterischer Weise unterstützt habe. Eine Aufklärung darüber, ob diesen Gerüchten über den bis dahin durchaus loyalen Sultan irgend etwas Tatsächliches zu Grunde liegt, konnte nicht beschafft werden.

Im Sultanat Ruanda war die Haltung des Sultans Msinga und seiner Watussi wie der ganzen Bevölkerung von Anfang bis zu Ende vorzüglich. Daß der politisch sehr verständige Sultan mit der deutschen Herrschaft durchaus zufrieden war, als deren Vertreter der seit langen Jahren in Ruanda wohnende ausgezeichnete Resident Dr. Kandt in dem nahen Kigali saß, hatte ich selbst bei meinem Besuche seiner Residenz Nianza nahe dem Kiwusee im Jahre vor Kriegsausbruch mit Befriedigung feststellen können. Hauptmann Wintgens hatte als Vertreter des vor Kriegsausbruch auf Urlaub gegangenen Dr. Kandt es in vorzüglicher Weise verstanden, die von letzterem angeknüpften Beziehungen mit dem Sultan und seinen Untertanen aufrecht zu erhalten. Als dann der bis dahin trotz der belgischen Übermacht immer siegreiche deutsche Führer im Mai 1916 vor dem Einbruch der zwei belgischen Brigaden abziehen mußte, gab er Msinga den Rat, den Belgiern keinen Widerstand entgegenzusetzen. Nach englischen Zeitungsnachrichten sollte sich auch die Besitznahme Ruandas durch die Belgier nach dem Abzug der Deutschen ohne Schwierigkeit mit den Eingeborenengewalthabern vollzogen haben. Erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland erfuhr ich von einem deutschen Missionar, der in Ruanda gearbeitet hatte und später von den Belgiern von Tabora durch den Kongo abtransportiert wurde, daß nach wiederholten Mitteilungen von Belgiern an ihn 1916 in Ruanda ein großer Aufstand gegen die Belgier ausgebrochen sei, bei dem die Belgier große Verluste erlitten und beträchtliche Truppen hätten aufwenden müssen, um des Aufstandes Herr zu werden. Näheres darüber ist nicht bekannt geworden.

In dem südlich an Ruanda angrenzenden, sich bis zum Tanganjikasee hinziehenden Urundi, welches in eine Anzahl von in Konkurrenz miteinander stehenden Sultanaten gespalten ist und von einer unruhigen Bevölkerung bewohnt wird, war die Haltung nicht so einhellig, doch kam es zu keinem Aufstand der Eingeborenen gegen die deutsche Herrschaft. Auch konnte vor allem dank der Tätigkeit des Assistenten Wolf, welcher am Sitz der Residentur Gitega im Inneren

die Geschäfte führte, während der Resident Major v. Langenn-Steinkeller in Usumbura am Tanganjikasee saß und hauptsächlich durch die militärische Führung in Anspruch genommen war, die eingeborene Bevölkerung in ausreichendem Maße zu Zwecken der Kriegführung herangezogen werden.

Wenn man die Haltung der Eingeborenen bis zur Aufgabe der Zentralbahn und damit dem Verlust des größten Teiles unserer Kolonie mit etwa $^9/_{10}$ unserer gesamten eingeborenen Bevölkerung betrachtet, so muß man feststellen, daß die Eingeborenen sich, so lange wir die Herrschaft hatten, nicht nur friedlich verhielten, sondern in weitestem Umfange den schweren Kriegsanforderungen nachkamen, ohne daß irgendwo ein militärisches Eingreifen nötig geworden wäre; daß es ferner auch während der Kämpfe innerhalb der Kolonie und der Rückzugsbewegungen unserer Truppen nirgends zu einem Eingeborenenaufstand gekommen ist, obwohl die Engländer sich an vielen Orten die redlichste Mühe gegeben haben, unsere Farbigen gegen uns aufzuhetzen und mit Abgabe von Waffen für diesen Zweck sehr bei der Hand waren.

Dieses Verhalten muß einem jeden, der die Eingeborenenverhältnisse des Schutzgebietes kennt, als außerordentlich günstig erscheinen. Es ist ein Beweis dafür, daß bei der Eingeborenenbevölkerung ebensowohl die Überzeugung von der deutschen Macht bestand wie ein eingewurzeltes Vertrauen zur deutschen Verwaltung. Die feste Errichtung der deutschen Herrschaft in früheren Zeiten durch die Taten der Schutztruppe einerseits, eine seit einer Reihe von Jahren, besonders bereits während der sechsjährigen Amtstätigkeit meines Vorgängers, des Freiherrn v. Rechenberg durchgeführte humane Eingeborenenpolitik andererseits haben die Grundlage geschaffen, auf der allein dieses Ergebnis möglich war. Es springt dies um so mehr in die Augen, wenn man die Vorgänge in unserem Schutzgebiete mit denen benachbarter Kolonien vergleicht, welche nicht wie wir der feindlichen Invasion unterlagen. Sowohl die Engländer wie die Belgier, wie endlich die Portugiesen hatten während des Krieges in ihren Kolonien Eingeborenenaufstände von beträchtlicher Ausdehnung, die zu ihrer Niederwerfung militärische Expeditionen erforderten.

Wenn es im deutschen Gebiete nicht zu derartigem gekommen ist, gebührt ein großer Teil des Verdienstes daran den tüchtigen lokalen Ver-

Bild meiner Frau.

waltungsbeamten, welche unter so ungemein schwierigen Verhältnissen die Ruhe und Ordnung auch dort bis zum Schluß aufrecht erhalten konnten, wo keine militärischen Machtmittel mehr vorhanden waren.

Ich lasse nachstehend den Erlaß im Wortlaut folgen, den ich am 1. August 1916 an die Verwaltungsbehörden richtete, gleichzeitig mit dem in Kap. 12 wiedergegebenen Erlaß an das Kommando der Schutztruppe von demselben Datum.

den 1. August 1916.

An die Verwaltungsbehörden.

Heute vor zwei Jahren begann der Weltkrieg, der auch unser Schutzgebiet den schwersten immer wieder erneuerten Angriffen der Engländer aussetzte, die keine Anstrengung scheuen, um Deutsch-Ostafrika als wertvolles Pfandobjekt in ihren Besitz zu bringen. Wenn es der heldenmütigen Schutztruppe unter ihrem bewährten Kommandeur gelungen ist, lange Zeit hindurch den Ansturm von unseren Grenzen fernzuhalten und auch jetzt noch trotz der überwältigenden Übermacht des Gegners große Teile der Kolonie zu bewahren, so haben daran auch die Leistungen der Verwaltung ihren hervorragenden Anteil. Die Verwaltungsbehörden, die nach Abgabe eines großen Teiles ihrer europäischen Beamten an die Truppe mit geringem Personal die Ruhe und Ordnung unter den Millionen von Eingeborenen aufrechtzuerhalten und die ungeheuren Anforderungen, die der Krieg an die Verwaltung besonders hinsichtlich der Beschaffung von Trägern und Lebensmitteln stellte, zu erfüllen vermochten, haben Ausgezeichnetes geleistet. Das Gleiche gilt für die Postverwaltung, deren unermüdliche pflichttreue Arbeit die höchste Anerkennung verdient und für die Eisenbahnverwaltungen, die unter schwierigen Verhältnissen den ungemein großen an sie herantretenden Aufgaben gerecht geworden sind.

Mannigfache Unterstützung ist auch von dem nach Einziehung aller Wehrfähigen zur Truppe zurückgebliebenen Teile der Zivilbevölkerung, von Pflanzern, Missionaren, Gewerbetreibenden und anderen gewährt worden, wobei noch die opferwillige Betätigung der deutschen Frauen für das Rote Kreuz und die Liebesgaben besondere Hervorhebung verdient.

Noch setzt der Feind seinen Ansturm fort. Wir müssen bei der überwältigenden Übermacht, die er infolge der Beherrschung der See gegen unser von der Heimat abgeschnittenes Schutzgebiet ins Feld führen kann, damit rechnen, daß er noch weiter vordringt. Für die Verwaltungsbehörden gilt es auch weiterhin, in den ihnen anvertrauten Bezirken pflichttreu auszuharren und die Verwaltung im Interesse der Verteidigung der Kolonie so lange irgend möglich aufrechtzuerhalten; für die Zivilbevölkerung vor allem die Unannehmlichkeiten und Beschwerden, die sich aus den Verhältnissen des Krieges ergeben, in Ruhe und mit Würde hinzunehmen.

Erleichtert wird dieses Ausharren durch die feste Zuversicht, die sich aus den gewaltigen Erfolgen der siegreichen deutschen Armee in der Heimat ergibt, daß Deutsch-Ostafrika trotz aller feindlichen Bemühungen und trotz vorübergehender Besetzung von Landesteilen durch den Gegner auch nach dem Kriege deutsch sein und bleiben wird.

Der Kaiserliche Gouverneur
Schnee.

IV. Teil.

Vom Verlust der Zentralbahn bis zum Übertritt auf portugiesisches Gebiet

(September 1916 bis November 1917).

Kapitel 16.

Das Ergebnis der englischen Offensive. Kämpfe bis Ende 1916.

Das konzentrische Vorgehen der Feinde von allen Seiten von März/Mai 1916 bis September 1916 hatte zwar nicht zu dem erstrebten Ziel der Vernichtung oder Gefangennahme der deutschen Schutztruppe und der Eroberung der ganzen Kolonie geführt, doch waren unsere beiden Eisenbahnen und etwa $^6/_7$ der Fläche des Schutzgebietes mit ungefähr $^9/_{10}$ der Eingeborenenbevölkerung in die Hände der Engländer und Belgier gefallen. Der uns verbleibende Teil, hauptsächlich die Gebiete südlich des Rufiji umfassend, war meist dünn bevölkert und infolge häufigen Vorkommens der Tsetsefliege ohne Viehbestände. Auch im übrigen waren diese Gegenden großenteils arm an Nahrungsmitteln. Die überwiegende Fläche des Landes ist von Wäldern bestanden. Diese sowie die vielen Sümpfe erschwerten die militärischen Operationen in hohem Maße. Während der Regenzeit waren solche der Überschwemmungen wegen in manchen Gegenden unmöglich. Malariafieber und andere Tropenkrankheiten sind in diesen Gebieten häufig und bildeten besonders für weiße Truppen eine weitere Erschwerung der Kriegführung. Auch Schlafkrankheit kommt im Süden der Kolonie vor.

Die das Tropenklima ungewohnten südafrikanischen Truppen hatten bereits in dem bisherigen Feldzug erhebliche Verluste durch Krankheiten erlitten. Die Aufstellungen über den Krankenbestand zeigten nach Crowe[1] im September 1916, daß sich in den Hospitälern in einer Woche 9000 Kranke befanden, davon 4000 Weiße und über 200 Offiziere. Die bei den Truppenformationen befindlichen Revierkranken sind in diese Zahlen nicht eingerechnet. Nach Angabe des Generals Smuts[2] wurden zwischen Oktober und Dezember 1916 an 12—15000 Patienten, meist Fälle von Malaria, aus den englischen Hospitälern und Ambulanzen auf der Zentralbahn fortgeschafft. Auch die Verluste an Pferden wie sonstigen Reit- und Zugtieren waren unter dem Einfluß der Pferdesterbe und der Tsetsekrankheit in den Buschgebieten außerordentlich groß gewesen. Während der beiden

[1] Brig. General Crowe, General Smuts Campaign in East Africa. London 1918.

[2] Vorwort zu dem vorgenannten Crowe'schen Buch.

Monate von Mitte September bis Mitte November 1916 betrugen die Verluste nach der gleichen Quelle: 10000 Pferde, 10000 Maultiere, 10000 Ochsen, 2500 Esel.

Diese Verhältnisse waren in erster Linie mit dafür maßgebend, daß Ende 1916 der größere Teil der südafrikanischen Truppen nach Südafrika zurückgesandt und dafür in verstärktem Maße farbige Truppen aus den verschiedensten Weltteilen zusammengezogen wurden. Nach einem offiziellen Bericht des Generals Smuts wurden zwischen Mitte Oktober und Ende Dezember 1916 ungefähr 12000 Mann weiße Truppen nach Hause geschickt. Nach südafrikanischen Zeitungen, die in unsere Hände fielen, betrug die Zahl der damals aus Deutsch-Ostafrika in die Heimat zurückgelangten Südafrikaner 18000 Mann. Der größte Teil davon kam nach den Zeitungsangaben krank in Südafrika an.

Unter uns Deutschen gab es naturgemäß auch viele Krankheiten. Es ist in diesen ungesunden Gebieten wohl niemand ohne Erkrankung an schweren Tropenkrankheiten, wie Dysenterie, Malaria, Rückfallfieber usw. durchgekommen. Auch traten wiederholt Typhusepidemien auf, doch verwirklichte sich die Hoffnung, die Reuternachrichten zufolge der englische Oberbefehlshaber, General Smuts, auf die Hilfe des „general fever" (General-Fieber) gesetzt hatte, nicht. Unsere tropengewohnten Leute hielten Krankheiten und Klima weit besser aus als die aus ganz anderen Verhältnissen frisch nach Ostafrika gebrachten Südafrikaner. Wenn auch unsere Feldhospitäler oft bedenklich mit Kranken gefüllt waren, so blieb doch stets eine ausreichende Zahl von Deutschen genügend leistungsfähig, um mit den Askari die Kriegführung gegen den überlegenen Gegner aufrecht zu erhalten.

In einem an mich gerichteten Schreiben von Ende September 1916 regte General Smuts unter Hinweis auf die nach seiner Ansicht für uns hoffnungslose Lage eine Kapitulation unter ehrenvollen Bedingungen an und schlug eine persönliche Zusammenkunft mit mir und Oberst v. Lettow vor, welchen Vorschlag ich ablehnte.

Unsere Lage war, besonders was die Verpflegung der Truppe betraf, keineswegs günstig zu nennen. Die Vorräte, welche in Kissaki aufgestapelt waren, hatten nur zum kleinen Teil mit zum Rufiji transportiert werden können. Auch waren die guten Verpflegungsgebiete von Kissaki, in denen noch viel Mtama auf dem

Halm stand, verloren gegangen. In den Waldgebieten zwischen unserer Mgeta-Kiderengwa-Stellung und dem Rufiji, deren Durchquerung drei Tagemärsche erforderte, gab es gar nichts zu essen. An dem Teil des Rufiji, an dem wir uns befanden, war wenig Verpflegung erhältlich, noch weiter den Fluß aufwärts begannen wieder ganz unbewohnte Waldgebiete, in denen überhaupt keine Nahrungsmittel zu haben waren, abgesehen von dem Abschuß von Flußpferden zur Fettgewinnung. Die Verpflegungslage war für die an der Mgeta-Kiderengwa-Front stehenden Truppen eine äußerst prekäre, da am oberen Rufiji wenig Vorräte vorhanden waren und die Heranschaffung von Verpflegung aus den besser gestellten Gebieten flußabwärts, besonders dem Rufiji-Delta und den Gegenden nördlich des unteren Rufiji (zum Bezirke Daressalam gehörig) viel Zeit erforderte. Außerdem aber war mit einer Besetzung dieser letzteren Verpflegungsgebiete durch den Feind entweder von Daressalam oder Kilwa aus oder durch Truppenlandungen in dem unbeschützten Delta selbst zu rechnen.

Glücklicherweise unterließ der Feind derartige Maßnahmen, die infolge Verpflegungsmangels einen sofortigen Abzug unserer Truppe weiter nach Süden erforderlich gemacht hätten. Es gelang unter meiner persönlichen Mitwirkung der gemeinsamen äußerst angespannten Arbeit der Etappenleitung, deren Chef damals Hauptmann d. R. (Regierungsrat) Schmidt war, und des Bezirksamts Utete (Sekretär Bleich), wenn auch mit Mühe, die nötigen Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Der Feind folgte zunächst von Daressalam aus nicht. Ein Bezirksteil von Daressalam bei Maneromango blieb sogar drei Wochen lang von Engländern wie Deutschen unbesetzt. Erst später rückten die Engländer von Daressalam her kommend ein, während die letzten deutschen Truppen schon drei Wochen vorher durchgezogen waren. Weiter südlich war Kissangire von einer kleinen deutschen Abteilung besetzt. Da an der Mgeta-Kiderengwa-Front die feindliche Offensive zunächst zum Stehen kam, konnte das Kommando noch rechtzeitig weitere Truppen in den Südteil des Bezirks Daressalam senden, welche den später dort vorrückenden Feind zurückwarfen. Diese Umstände ermöglichten eine Verwertung der Verpflegungsbestände dieses reichen Bezirksteiles durch militärische Aufkaufposten. Die Truppen konnten sich noch, schließlich unter Zuhilfenahme der Aberntung bei Beginn der ersten

Regen auf der Baumwollstation Mpanganja und an einigen anderen Stellen am Rufiji gepflanzter schnell wachsender Hülsenfrüchte eine ganze Weile in dem Gebiet des Rufiji halten.

Vor dem Rückzug der Truppen von der Zentralbahn waren, da es in den in Betracht kommenden Teilen des Südens der Kolonie infolge häufigen Vorkommens der Tsetsefliege kein Vieh gibt, von der Viehzentrale (Dr. Lichtenheld) noch etwa 20000 Rinder zusammengebracht worden. Von diesen konnte der größte Teil mit nach dem Süden abgetrieben werden und bildete während der ersten Zeit des Aufenthalts der Truppen am Rufiji noch eine sehr erwünschte Bereicherung der Verpflegung. Die Rinder gingen jedoch, soweit sie nicht inzwischen geschlachtet waren, innerhalb von 6—8 Wochen nach Ankunft in dem Tsetsegebiet ausnahmslos ein. Von da ab war die Truppe, abgesehen von dem spärlichen Kleinvieh der Eingeborenen, auf die Fleischversorgung durch Wildabschuß angewiesen, der in manchen Gegenden gute Ergebnisse lieferte, in anderen dagegen fast gar keine. Hier und da konnte durch Bereitung von Trockenfleisch wenigstens dem Fleischmangel eines Teiles der Europäer abgeholfen werden. Die Jagd hatte ich von Beginn des Rückzugs an zwecks Verbesserung der Verpflegung der Truppe freigegeben.

In bezug auf die Nachrichten vom heimischen Kriegsschauplatz wie überhaupt von der Außenwelt waren wir nach dem Verlust des größten Teiles der Kolonie erheblich schlechter gestellt. Die Funkenstation in Daressalam hatte, wenn auch nicht regelmäßig, so doch öfters Funksprüche direkt aus Nauen aufgefangen, außerdem noch zeitweise von englischen Funkenstationen gefunkte Reuternachrichten. Die in Tabora während des Krieges aus den Funkenapparaten der Dampfer im Hafen von Daressalam neu eingerichtete Station hatte des öfteren von den Belgiern im Kongo gefunkte Havasnachrichten aufnehmen und bisweilen auch Ergänzungen zu den Daressalamer Aufnahmen liefern können. Bei dem Abzug nach dem Süden waren zwar die hauptsächlichsten Funkenapparate mitgenommen worden. Doch ergab ihre Aufstellung am Rufiji wie im Mahengebezirk trotz wiederholten Wechsels der Stationsplätze kein annähernd so günstiges Resultat wie an der Zentralbahn, besonders in Daressalam. Die Aufnahme von Funksprüchen aus Nauen hörte fast ganz auf. Es gelang nur ganz vereinzelt, kurze Funksprüche oder kleine Bruchstücke aufzunehmen. Auch feindliche Funksprüche mit Nachrichten vom

heimischen Kriegsschauplatz wurden weit seltener als früher aufgefangen.

Der schriftliche Verkehr mit der Außenwelt hatte schon viel früher, im März 1916, mit Eintritt Portugals in den Krieg, aufgehört. Die letzten deutschen Zeitungen, die wir zu Gesicht bekommen hatten, datierten vom 1. Januar 1916. Ausführlichere Nachrichten von außen konnten wir nur durch englische Zeitungen erhalten, wie sie hier und da erbeutet wurden. Diese Nachrichten waren dann natürlich schon mehrere Wochen, wenn nicht gar Monate alt.

So waren wir im weiteren Verlauf des Krieges ohne nähere Kenntnis über die Vorgänge auf dem heimischen Kriegsschauplatz und in Deutschland, wie überhaupt in der Welt. Es kam vor, daß wir wochenlang völlig außer Konnex mit der Außenwelt waren, bis dann ein verstümmeltes Bruchstück eines feindlichen Funkspruches wenigstens eine Grundlage bot, um darauf Kombinationen über den Gang des Weltkrieges anzustellen. Besonders während der Hauptregenzeit waren Funkenaufnahmen fast gar nicht möglich. In den Übergangszeiten wirkten die häufigen Gewitter sehr störend.

Es bedarf keiner Darlegung, daß dieses völlige Abgeschnittensein von der Außenwelt geeignet war, Stimmung und Nerven ungünstig zu beeinflussen und daß es besonderer Willensanspannung bedurfte, um der daraus resultierenden Empfindungen Herr zu werden.

Wie im Kap. 13 erwähnt ist, hatten die Engländer im September 1916 den südlich vom Rufiji belegenen Hafenplatz Kilwa Kivindje besetzt. Dieser wurde im Laufe der Zeit von ihnen mehr und mehr zu einer Operationsbasis ausgestaltet. Zur Erleichterung des Nachschubes wurde von diesem Platz aus später eine Kleinbahn nach dem Inneren zu angelegt. Bald nach der Besetzung Kilwas drangen von dort aus englische Truppen landeinwärts vor. Sie nahmen am 9. Oktober das Magazin Ninjo mit beträchtlichen Vorräten weg und drangen weiter auf Kibata im Hinterlande von Kilwa vor. Bei diesen Unternehmungen wurde der Bezirksamtmann des Kilwabezirkes Eggebrecht gefangen genommen, welcher sich zwecks Organisierung des Trägerverkehrs in jener Gegend auf der Reise befand. Der als Oberleutnant d. R. zur Truppe eingezogene Regierungs- und Forstrat Holtz vom Gouvernement fand bei einem Gefecht seiner kleinen Abteilung mit dem weit stärkeren Feinde den Tod.

Vom Mgeta aus war seitens des Kommandos eine kleine Abteilung

unter Major v. Boemken den Rufiji abwärts gesandt, um vom unteren Rufiji aus gegen den Kilwagegner vorzugehen. Die Abteilung vermochte jedoch keinen nachhaltigen Erfolg gegen den stärkeren verschanzten Gegner zu erzielen und wurde dann unter Hauptmann d. R. (Postdirektor) Rothe weiter südlich gegen die Portugiesen verwendet. Die Engländer besetzten Mitte Oktober Kibata, den Sitz der Nebenstelle in den Matumbibergen landeinwärts Kilwa, und drohten von dort aus weiter vorzudringen. Im Laufe des November wurden weitere englische Truppen nach Kilwa gesandt, Ende November war dort die ganze 1. Division unter Generalmajor Hoskins versammelt.

Der Kommandeur hatte auf die Nachricht von dem Vorrücken des Feindes auf Kibata mehrere Kompagnien dorthin in Marsch gesetzt und rückte im Dezember selbst mit Verstärkungen dorthin. Wenngleich dem bei Kibata verschanzten Feinde in mehreren Gefechten, insbesondere am 6. und 16. Dezember erhebliche Verluste beigebracht wurden, so gelang es doch nicht, ihn wieder herauszuwerfen. Die erneute feindliche Offensive am Mgeta in Richtung auf den Rufiji, Anfang Januar 1917, zwang dann zum allgemeinen Abbau der deutschen Stellungen bei Kibata.

In den Südteil des Daressalamer Bezirks drangen erst im Oktober feindliche Truppen von Norden über Maneromango kommend vor. Am 9. Oktober griff eine indische Abteilung die Boma Kissangire an, welche der Leutnant d. R. (Gouvernements-Techniker I. Kl.) Baldamus mit einer Handvoll Askari besetzt hatte. Der Angriff der Inder wurde, obwohl der deutsche Führer fiel, abgewiesen. Die Engländer sandten später Verstärkungen in jene Gegend. Doch schickte auch der Kommandeur von der Mgetafront aus einige Kompagnien dorthin, welche erst unter Hauptmann Göring, später Hauptmann Tafel, in mehreren Gefechten den Gegner in Schach hielten und die weitere Ausnutzung der reichen Gebiete nördlich des Rufiji für die Verpflegung der Truppe ermöglichten. Erst im Januar 1917 nach erfolgter Heranziehung aller dort erhältlichen Nahrungsmittel wurden unsere letzten Truppen auf das Südufer des Rufiji herübergezogen.

An der Südgrenze unserer Kolonie hatten inzwischen die Portugiesen, nachdem ihre früheren Versuche, den Rowuma nahe der Mündung zu überschreiten, vereitelt waren, eine starke Expeditionstruppe, hauptsächlich aus Portugiesen (Europäern) bestehend, zusammengestellt. Diese Expedition überschritt unter Oberbefehl des

Generals Gill einige Tagemärsche landeinwärts den Rowuma und drang bis nach Newala, der südlichsten Nebenstelle des Lindibezirkes, vor, nicht ohne daß die kleine deutsche Abteilung unter Oberleutnant zur See d. R. Sprockhoff der feindlichen Vorhut noch beträchtliche Verluste zugefügt hatte. Newala wurde am 26. Oktober von den Portugiesen besetzt. Den Oberbefehl im Lindibezirk hatte kurz vorher der Kapitän z. S. Looff übernommen, auf dessen Antrag ihm die Abteilung des Hauptmanns d.R. Rothe (s. oben) als Verstärkung gesandt wurde. Obwohl die portugiesische Truppe, welche Newala besetzt hatte, etwa 1500 Mann betrug, während für einen Angriff auf sie nach Zurücklassung einer kleinen Abteilung vor Lindi zur Verhinderung eines Eingreifens der dort stationierten englischen Truppen nur 500 Mann (größtenteils Askari) zur Verfügung standen, setzte Kapitän z. S. Looff doch einen umfassenden Angriff gegen die Portugiesen an. Am 22. November wurden die Wasserstellen bei Newala von der Abteilung Rothe gestürmt, während die Abteilung des Kapitänleutnants Hinrichs Entsatzversuche der Portugiesen von der Boma Newala aus zurückschlug. Am folgenden Tage wurde dann nach Beschießung durch ein unter großen Mühseligkeiten herangeschafftes „Königsberg"-Geschütz unter Oberleutnant d. R. (Bezirksleiter) Häuser die Boma Newala genommen, welche durch den Verlust der Wasserstelle ohnehin unhaltbar geworden war. Reiche Beute an Schußwaffen, Munition, Ausrüstung aller Art und Verpflegung fiel in unsere Hände, darunter zwei moderne Geschütze, von denen das eine später beim Übergang der Schutztruppe über den Rowuma (November 1917) mit in das portugiesische Gebiet genommen wurde und schließlich das einzige noch in unserem Besitz befindliche Geschütz war. Der Feind hatte schwere Verluste erlitten, während auf unserer Seite nur 1 Deutscher fiel, 8 Deutsche, davon 3 Offiziere, verwundet wurden und auch die Askariverluste nicht beträchtlich waren. Die Portugiesen flüchteten südwärts. Durch Verfolgungsabteilungen wurde das ganze deutsche Gebiet bis zum Rowuma vom Feinde gesäubert. Mehrfach drangen kleinere deutsche Abteilungen auch über den Grenzfluß in das portugiesische Gebiet vor und nahmen kleine Forts mit Kriegsmaterial fort. Es wiederholte sich dabei immer dasselbe Bild, daß die Portugiesen, selbst wenn sie in der Mehrzahl waren, nach geringem Widerstand oder ganz ohne solchen vor unseren Truppen die Flucht ergriffen.

Die Engländer in Lindi hatten keine Versuche gemacht, ihren Verbündeten zu Hilfe zu kommen. Auch sonst schienen sie deren Eindringen in Deutsch-Ostafrika nicht mit besonders günstigen Augen anzusehen. Am Rowuma fanden unsere Truppen eine Tafel mit der Inschrift „British Protectorate" aufgestellt, offenbar um etwaigen Aspirationen der Portugiesen auf das von ihren Truppen besetzte Gebiet von vornherein vorzubeugen.

Das entschlossene Vorgehen der unter Führung des Kapitäns z. S. Looff stehenden Truppen gegen die zahlenmäßig weit überlegenen Portugiesen und die alsbald organisierte rastlose Verfolgung bis zur Verjagung des letzten Portugiesen von unserem Gebiet waren von größter Bedeutung für die weitere Verteidigung der Kolonie. Der Bezirk Lindi, in den die Portugiesen eingedrungen waren und den sie weiter zu besetzen gedroht hatten, bot nach dem Stande der Besiedelung und der Zahl der Eingeborenenbevölkerung von den uns verbliebenen Gebietsteilen allein noch die Grundlage für die Erlangung der zur Fortsetzung des Widerstandes nötigen Nahrungsmittel und Arbeitskräfte.

Bemerkenswert ist, daß nach den bei den Portugiesen aufgefundenen Papieren das Vordringen der portugiesischen Expedition bis Newala in Portugal als großer Sieg gefeiert worden war. Es wurden Glückwunschtelegramme von verschiedenen Ministern und Körperschaften aus Lissabon gefunden, in welchen in überschwänglichsten Ausdrücken der Heldenmut und die ungeheuren Leistungen der portugiesischen Truppen in Ostafrika gelobt wurden. Innerhalb der portugiesischen Truppe selbst waren vielfach Belobigungen für tapferes Verhalten erteilt worden, in einem Fall sogar für die Tapferkeit, welche Pioniere bewiesen hatten, als sie eine Abteilung durch Umzäunungen gegen den Angriff wilder Tiere geschützt hatten (!).

Um so stärker war der Rückschlag in der öffentlichen Meinung in Portugal und Moçambique, als die Portugiesen wieder aus Deutsch-Ostafrika herausgeworfen wurden. Die trübe Stimmung zeigte sich besonders in Artikeln portugiesischer Zeitungen, die später in unsere Hand fielen.

In dem westlichen Teil des Schutzgebietes hatte, wie im Kap. 14 erzählt, General Wahle am 19. September 1916 Tabora geräumt. Im Mahengebezirk operierte die Abteilung des Majors Kraut.

Die Westtruppen unter General Wahle zogen, wie dort schon erwähnt, in drei Kolonnen ab, die rechte unter Hauptmann Wintgens nach Süden über Sikonge, die mittlere unter Leutnant d. R. Zingel über die Bahnstation Igalula, die linke unter Major v. Langenn-Steinkeller über die Bahnstation Malongwe. Eine vierte Abteilung unter Oberstleutnant a. D. Huebener war nach Sikonge vorausgeschickt worden, um diesen Ort zur Verteidigung einzurichten. Sie hatte Befehl, der Abteilung Wintgens mit einem Tagemarsch Abstand zu folgen. Der Zug ging überwiegend durch wasserarme, schwachbevölkerte oder ganz unbewohnte Gebiete, in denen nur wenig oder gar keine Verpflegung zu erlangen war. Von Tabora aus waren 5000 Stück Vieh mitgenommen, die anfangs dicht hinter den Kolonnen marschierten. Dann mußten sie aber der spärlichen Wasserverhältnisse wegen auf ein bis zwei Tagemärsche zurückgelassen werden. Etwa drei Viertel der Rinder gingen infolgedessen verloren, sei es aus Wassermangel, sei es aus Ermüdung oder zu geringer Beaufsichtigung. Die Westtruppen konnten sich aber dadurch schadlos halten, daß sie bei Durchzug durch den Iringabezirk den Wahehe, welche den Engländern Vorschub leisteten, mindestens die gleiche Zahl abnahmen. Im übrigen wurden die Verpflegungsverhältnisse dadurch ungünstig beeinflußt, daß von Malongwe infolge Entlaufens von Trägern nur ein Teil der Vorräte mitgekommen war. Selbst eine Anzahl Reserve-Sanitätslasten und kostbare Verpflegung wie Reis waren liegen geblieben.

Der von General Wahle beschlossene Rückzug der Westtruppen durch die fast nicht bewohnte Steppe war sozusagen ein Sprung ins Dunkle. Bis dahin waren nur kleine Jagdexpeditionen durch diese Gegenden gezogen. Konnten die Truppen genügend Verpflegung, konnten sie überall Wasser finden? Vielfach wurde dies bezweifelt. Doch glückte das gewagte Unternehmen, wenn auch unter ungeheuren Strapazen und Entbehrungen. Wasser wurde oft sehr knapp. An einigen Tagen durfte nicht gekocht werden. Das Wasser wurde fast immer erst aus ausgetrockneten Flußbetten ergraben und sah oft braun oder selbst schwarz aus und reizte nicht zum Genuß. Die Märsche waren anfangs sehr groß — acht Stunden reine Marschzeit —, solange noch mit einem Nachdrängen der belgischen Truppen zu rechnen war. Erst als General Wahle davon Kenntnis erhielt, daß die Belgier — deren Aufgabe mit der Besetzung von Tabora nach

englischer Anweisung zunächst beendet war — nicht weiter folgten, gönnte er den Truppen etwas Ruhe. Nach zehntägigem Marsche wurde ein Rasttag in Itumba eingeschoben. An diesem Ort trafen die Abteilungen v. Langenn und Zingel zusammen. General Wahle übernahm dann selbst die Führung der vereinigten Abteilungen.

Unter täglichem Marschieren ging der September und auch der Oktober zu Ende. Die Verpflegung wurde immer knapper, doch wurden die eisernen Rationen, auf die nur auf Befehl des Generals Wahle oder eines Abteilungsführers im äußersten Notfall zurückgegriffen werden durfte, nur einmal von einer Abteilung angegriffen. Sonst hatten alle Abteilungen ihre bestimmungsgemäßen Rationen noch beim Wiederanschluß an die Osttruppen. Die Hitze war oft unerträglich. Nach Ankunft im Lager nachmittags um 3 oder 4 Uhr mußten Askari unter Europäerführung ausgeschickt werden, um Verpflegung, die von den Eingeborenen versteckt worden war, zu suchen. Sie kamen oft erst gegen Abend zurück, manchmal mit genügenden, öfters aber auch mit geringen Mengen. Die Träger marschierten sehr langsam und erreichten das Lager oft recht spät. Nach Abkochen und kurzem Schlaf mußten sie am nächsten Tage dann um 5 oder 6 Uhr früh wieder zum Abmarsch bereit sein. Viele von den Trägern mußten als marschunfähig zurückgelassen werden. Ersatz gab es aber nur selten. Folglich mußten die Lasten verringert werden. Einige von den Trägern sind auch der Hitze und den sonstigen Anstrengungen bei unzureichender Ernährung zum Opfer gefallen. Oft mußte die Tagesration bis unter die Hälfte herabgesetzt werden. Die Empfänger wurden damit getröstet, daß es beim Erreichen des fruchtbaren Kilomberotales Reis in Hülle und Fülle geben werde. Auch das war jedoch ein Trugschluß, denn vor dem Eintreffen der Westtruppen hatte erst eine größere deutsche Abteilung und später eine starke englische Abteilung in dem Tal gelegen und fast alles aufgezehrt.

Da General Wahle den Ort Iringa bereits vom Gegner besetzt fand, der sich in Erwartung seiner Ankunft erheblich verstärkt hatte, so zog er weiter nach Süden, um die Vereinigung mit den übrigen deutschen Truppen zu bewirken. Die Märsche der auch weiterhin in mehreren Kolonnen marschierenden Abteilungen waren im Gebirgslande sehr schwierig.

Mit der Abteilung Wintgens, die erheblich weiter westlich mar-

schierte als die beiden anderen Abteilungen, hatte anfänglich gute Verbindung bestanden. Dann hatte Wintgens Wegeschwierigkeiten, wurde auch mehrmals von feindlichen Abteilungen belästigt und angegriffen. Infolgedessen blieb er etwas zurück. Zuletzt sandte General Wahle eine Kompagnie zur Aufnahme der Verbindung mit ihm ab. Diese stieß, ohne ihn zu finden, auf das befestigte Ngominji, war aber für einen Angriff zu schwach. Zwei Tage später erschien dort die Abteilung Wintgens.

Ngominji bildete eine der Befestigungen, mit denen die Engländer eine Abschlußlinie nach Westen bzw. Nordwesten hergestellt hatten. Diese Linie erstreckte sich vom Ruhudje, wo die Hauptkräfte des Generals Northey standen, bis nach Iringa. An diesem am 29. August von den Engländern besetzten Ort befand sich eine Garnison, außerdem in Lupembe, Malangali und einigen anderen Orten zwischen dem Ruhudje und Iringa. Der Durchbruch der Westtruppen gelang in der zweiten Hälfte des Oktober. Damit war die Verbindung zwischen General Northey und seiner Iringa-Abteilung abgeschnitten. Die Engländer erlitten in verschiedenen Gefechten empfindliche Verluste. In einem Gefecht der Abteilung des Leutnants d. R. Zingel am 23. Oktober wurde der englische Oberstleutnant Baxendale getötet, die sonstigen englischen Verluste betrugen 33 Mann. Hauptmann Wintgens erstürmte am 29. Oktober gemeinsam mit der mit ihm bei Ngominji zusammengetroffenen Kompagnie diese von 50 Engländern mit zwei Geschützen gehaltene Bergfeste, deren Besatzung sich nach tapferer Verteidigung ergab, nachdem ihr Führer gefallen war. Die beiden Geschütze fielen nebst Munition in gebrauchsfähigem Zustand in unsere Hände. Zwei feindliche Verpflegungskolonnen wurden erbeutet, wodurch die Truppen viel Weizenmehl, Cakes, Tee und Stoffe erlangten. Die Träger konnten neu ausgestattet werden, was sehr nottat.

Die Westtruppen rückten unter ständigen Gefechten weiter nach Südwesten in Richtung auf Lupembe. Durch Patrouillen wurde die erste Verbindung mit der Abteilung Kraut hergestellt, welche Ende Oktober bei Mkapira zwischen Mahenge und Lupembe im Kampf mit dem Feind stand. Die beiden Abteilungen hatten bis dahin in völliger Ungewißheit über den gegenseitigen Verbleib operiert. Major Kraut war, wie oben erwähnt, bis zum Ruaha und dann mit Teilen seiner Truppe weiter auf Mahenge zu gerückt, ohne vom Feinde von der Zentral-

bahn aus stark bedrängt zu werden. Dagegen drangen die aus dem Südwesten kommenden englischen Truppen des Generals Northey in Richtung auf Mahenge vor. Major Kraut rückte ihnen entgegen und versuchte dem bei Mkapira am Ulanga südwestlich von Mahenge verschanzten Gegner die rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Der Feind griff jedoch am 30. Oktober unsere in seinem Rücken befindlichen Kompagnien an und zwang diese, wieder auf die andere Seite des Flusses zurückzugehen. Der Feind zog sich dann auf die Nachricht von der Annäherung der deutschen Abteilungen unter General Wahle in größter Eile nach Südwesten zurück. Die Abteilung Kraut, die damals noch keine Kenntnis von dem Herannahen unserer Westtruppen hatte, konnte sich dies anfangs nicht erklären.

Die vorderste Abteilung der Westtruppen griff am 8. November den befestigten Platz Malangali an. Der Angriff hatte jedoch keinen Erfolg. Unsere Nachhut wurde durch unerwartet eintreffende feindliche Verstärkungen angegriffen. Unsere Verluste vom 8.—10. November waren 3 Deutsche und 10 Askari tot; 7 Deutsche und 18 Askari verwundet.

Am 9. November abends kam die erste Nachricht zum General Wahle, daß eine der von den Westtruppen ausgesandten Patrouillen die Verbindung mit der Abteilung Kraut hergestellt hatte. Major Kraut hatte ebenso wie General Wahle fortgesetzt Patrouillen zur Verbindung ausgesandt, denn Eingeborene hatten es schon längst von Berg zu Berg geschrien, daß die Westtruppen heranmarschierten.

Am 14. November griff Hauptmann Wintgens, der den übrigen Abteilungen zwei Tagemärsche voraus war, den Ort Lupembe an. Dieser liegt auf einem langen Bergrücken und war stark befestigt. Unsere Truppen hatten anfangs Erfolge und setzten sich in den Besitz der dortigen Mission. Der am folgenden Tage erneuerte Angriff konnte jedoch angesichts der Stärke der feindlichen Stellung und der herankommenden beträchtlichen feindlichen Verstärkungen nicht durchgeführt werden. General Wahle gab, in Lupembe angelangt, den Angriff auf, der unnötig viel gekostet hätte. Unsere Verluste in dem Lupembegefecht waren 8 Deutsche, 40 Askari tot; 12 Deutsche, 10 Askari verwundet.

Nahe Lupembe erfolgte dann die Vereinigung der Truppen des Generals Wahle mit denen des Majors Kraut. Die Freude über dieses Zusammentreffen war bei den beteiligten Führern und Truppen

Aufn. von Fülleborn.
Der Wabena-Sultan Kiwango.

Aufn. von Fülleborn.
Mhehe-Mann.

Aufn. von Fülleborn.
Mgogo-Mann.

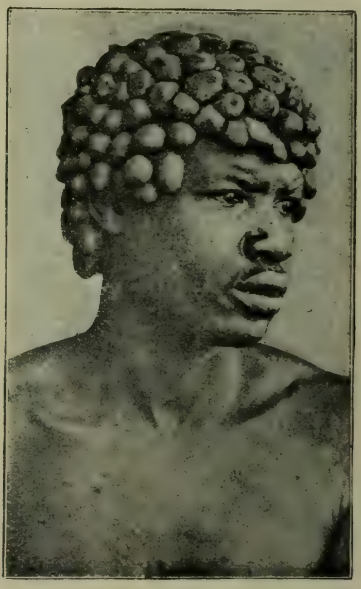
Aufn. von Fülleborn.
Mgogo-Mann.

Aufn. von Fülleborn.

Bienenkorbförmige Hütte aus dem Buanji-Kessel, Livingstonegebirge.

Aufn. von Fülleborn.

Mkinga-Jüngling.



Aufn. von Fülleborn.

Mkinga-Jüngling.

groß und herzlich, nicht minder auch bei allen Deutschen in der Kolonie. Die Westtruppen, die in schwierigster Lage von weit überlegenen Feinden umgeben zurückgelassen waren und von denen seit Monaten jede Nachricht fehlte, waren von sehr vielen schon aufgegeben gewesen. Um so freudiger wurde ihr Eintreffen begrüßt. Ich sandte meinerseits alsbald nach Eingang der Nachricht ein Glückwunschtelegramm an General Wahle, der mit den tapferen Westtruppen unter so ungemein schwierigen Verhältnissen den Marsch durch unwirtliche Gegenden und den Durchbruch durch die befestigte feindliche Linie bewerkstelligt hatte.

Am 23. November hatte General Wahle die erste Aussprache mit Major Kraut. Vom Kommando wurden ihm nun die sämtlichen Truppen unterstellt, welche von Ifakara im Norden von Mahenge bis Lupembe standen, den Ruhudje besetzt hielten und vor Sſongea Stellungen bezogen hatten. Diese sämtlichen Abteilungen wurden nunmehr unter der Bezeichnung „Westtruppen" zusammengefaßt. Das Standquartier des Generals Wahle war zunächst in Tanganjika (Händlerdorf).

Von den aus Tabora abmarschierten Truppen erreichte nur die letzte Kolonne unter Oberstleutnant a. d. Hübener, welche infolge Geschützransportes in dem gebirgigen Gelände besonders große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht den Anschluß. Diese Kolonne verlor in dem unübersichtlichen Buschlande die Verbindung mit den übrigen Westtruppen. Sie wurde bei Ilembule, nordwestlich von Lupembe, am 24. November vom Feinde eingekreist und kapitulierte nach zweitägigen Kämpfen am 26. November in Stärke von 7 Offizieren, 47 weißen Unteroffizieren und Mannschaften und zirka 250 Askari.

Noch weiter im Süden der Kolonie waren bereits im September 1916 die englischen Truppen des Generals Northey in den Sſongeabezirk eingedrungen. In diesem Monat landeten in Wiedhafen am Njassasee starke englische Truppen, drangen auf Sſongea vor und besetzten diesen Ort, den Sitz des Bezirksamtes des gleichnamigen Bezirkes. Der Hauptmann Falkenstein rückte ihnen entgegen und griff am 12. November 1916 den Gegner bei Sſongea an. Der Angriff seiner kleinen Abteilung scheiterte aber, nachdem er selbst beim Sturm auf die feindliche Verschanzung dicht vor dieser den Heldentod gefunden hatte. Der gleichfalls von Mahenge aus an-

rückende Major v. Grawert hielt sich einige Tage in der Gegend von Songea, zog sich dann aber vor heranziehenden feindlichen Verstärkungen in nordöstlicher Richtung zurück.

Major v. Langenn, der bei Mfrika gegenüber Lupembe stand, mußte diese Stellung Ende Dezember vor überlegenen feindlichen Kräften aufgeben. Infolgedessen rief General Wahle die zwecks besserer Verpflegung nach der Landschaft Ifinga gesandte Abteilung Kraut zurück. Dadurch machten sich wegen der Masse der Truppen erneute Verpflegungsschwierigkeiten bemerkbar. Doch hielten trotz des Zurückgehens der erstgenannten Abteilung unsere Westtruppen am Ende des Jahres 1916 im allgemeinen die früher von ihnen besetzte Linie im Besitz.

Kapitel 17.

Kämpfe von Januar 1917 bis November 1917.

Am 1. Januar 1917 setzte eine erneute große Offensive der Engländer an der Mgeta-Kiderengwa-Front ein. Die feindlichen Truppen hatten für die nach Südafrika zurückgesandten Weißen Ersatz an farbigen Regimentern erhalten. Es war im Dezember 1916 die aus westafrikanischen Schwarzen bestehende Nigerische Brigade aus Nigerien (Westafrika) unter General Cunliffe eingetroffen, außerdem waren einige neuformierte und inzwischen ausgebildete Bataillone der ostafrikanischen Kings African Rifles herangezogen worden.

Die Absicht des Generals Smuts ging einmal dahin, durch umfassende Truppenbewegungen unsere an der Mgeta-Kiderengwa-Front stehenden Truppen, deren Führung in letzter Zeit Hauptmann Otto übernommen hatte, einzukreisen und ihnen den Rückzug abzuschneiden, sowie gleichzeitig den Übergang über den breiten, schwer zu passierenden Rufijifluß zu bewerkstelligen. Dann aber war sein weiterer Plan darauf gerichtet, durch weit ausholende Operationen seiner Truppen vom Rufiji aus einerseits und von Kilwa aus andererseits die deutschen Haupttruppen unter Oberst v. Lettow von den Westtruppen im Mahengebezirk abzutrennen und durch Abschneidung des Rückzuges auch nach Süden hin völlig einzukreisen. Dieser Plan sollte jedoch ebenso wie die bisherigen Einkreisungspläne des Generals Smuts mißglücken.

Das Gebiet zwischen dem Mgeta und dem Rufiji, in Luftlinie etwa 50 km, ist mit Wald bedeckt und unbewohnt. Es war bereits vor langen Jahren vom Gouvernement zum Wildreservat erklärt worden und enthielt viel Wild aller Art, darunter auch Elefanten. Der Wald ist an den meisten Stellen so licht, daß ein Gehen außerhalb der Wege möglich ist. Das Land ist zum Teil hügelig. Es wimmelt allenthalben von Tsetsefliegen, deren Stiche infolge Übertragung der Trypanosomenkrankheit Pferde, Rinder und andere dafür empfängliche Tiere dem baldigen Tode zuführen. Für die Menschen bilden die stark und lange juckenden Stiche dieser Tsetsefliegen nur eine unangenehme Belästigung. Die auch durch diese Fliegen übertragene Schlafkrankheit kommt erst weiter südlich vor. In den Gebieten am Fluß herrschte besonders vor und während der eben beginnenden Regenzeit eine sehr große Hitze. Der Rufiji hatte zu dieser Jahreszeit allenthalben eine Wasserbreite von wenigstens einigen hundert Metern und war nicht zu durchwaten. In Kungulio war von uns eine Brücke gebaut worden, außerdem waren dort einige Boote und Leichter vorhanden. Im Fluß gibt es viele Krokodile und Flußpferde.

General Smuts griff die an der Mgeta-Kiderengwa-Front unter dem Befehl des Hauptmanns Otto stehenden deutschen Truppen (8 Kompagnien in Stärke von 100 Deutschen, 717 Askari mit 14 Maschinengewehren und 1 Geschütz) mit zwei Brigaden umfassend an und sandte gleichzeitig von dem nordöstlich gelegenen Tulo aus in weitem Bogen durch den Busch eine Umgehungskolonne in den Rücken der bei Kiderengwa stehenden Abteilung. Eine mit einer schwachen Bedeckung von Kiderengwa zurückgesandte deutsche Haubitze stieß überraschend auf diese Kolonne, welche plötzlich aus nächster Nähe angriff. Trotz tapferer Verteidigung ging das Geschütz verloren. Unsere Truppen, der eine Teil unter Hauptmann Otto, der andere unter Hauptmann v. Chappuis gingen, nachdem die feindliche Umgehung erkannt war, in Richtung auf den Rufiji zurück. Die in den Rücken unserer Truppen gelangten feindlichen Abteilungen wurden zurückgeworfen, wobei letztere erhebliche Verluste erlitten, und der Rückzug durch den Wald glücklich bewerkstelligt. Unsere Verluste waren 1 Deutscher, 11 Askari tot; 1 Deutscher, 11 Askari und 1 Träger verwundet; 7 Deutsche, 20 Askari und 1 Träger vermißt.

Bei Behobeho im Wildreservat, einen Tagemarsch nördlich des

Rufiji, nahm die Abteilung v. Chappuis wieder Stellung. Der Feind griff am 3. und 4. Januar auch hier umfassend an, doch wurde der weitere Rückzug unter Ausnützung des Waldgeländes ohne erhebliche Verluste durchgeführt und der Rufiji auf der dortigen Brücke überschritten. Die Brücke wurde abgebrochen, nachdem unsere Truppen sämtlich auf das Südufer des Rufiji gelangt waren. Mehrfache Versuche feindlicher Flieger, diese Brücke vorher durch Bombenwürfe zu zerstören, hatten glücklicherweise keinen Erfolg gehabt. Eine Zerstörung hätte für uns üble Folgen haben können, da bei dem Fehlen an Material und Werkzeugen die Wiederherstellung in kurzer Frist äußerst schwierig gewesen wäre.

Der Feind — General Sheppard mit der 1. Brigade — erreichte am 5. Januar Kungulio, fand aber bereits die Brücke abgebrochen vor und die deutschen Truppen auf dem Südufer des Rufiji. In der Nacht vom 5. zum 6. Januar und ebenso in der folgenden Nacht setzten unbemerkt indische Truppen in mitgeführten Booten über den Fluß. Am 7. Januar entspann sich ein Gefecht zwischen unseren Truppen und den Feinden, sowohl den auf das Südufer übergesetzten wie den noch auf dem Nordufer des Rufiji befindlichen, bei dem besonders die in der Nacht über den Fluß gesetzten Inder starke Verluste erlitten. Auf unserer Seite waren 2 Deutsche, darunter 1 Offizier, und 10 Askari gefallen; 6 Deutsche, 15 Askari und 4 Träger verwundet.

Am 14. Januar griffen erneut englische Truppen bei Kungulio an, ohne jedoch einen Erfolg zu haben.

Während diese Ereignisse sich zwischen der Mgeta-Kiderengwa-Front und Kungulio abspielten, hatte erheblich weiter westlich General Beves mit seiner Brigade einen weitausholenden Umgehungsmarsch durch den Wald gemacht. Am 3. Januar erreichten seine vordersten Truppen den Rufiji weit oberhalb nahe der Mündung des Ruahaflusses. Das Land dort war unbewohnt, auch befand sich an dieser Stelle kein deutscher Posten. Auf mitgeführten tragbaren Booten setzten die englischen Truppen über den Rufiji und nahmen am 4. Januar den etwa 20 km westlich von Kungulio gelegenen deutschen Posten Mkalinso, der von einigen Deutschen und Askaris besetzt war. Bei einem Vorstoß ins Innere fiel bei Mkindu ein großer Teil unserer Sanitätsreserven an Verbandstoffen und Medikamenten, welche als Bestandteil einer mobilen Sanitätskolonne nahe dem

Rufiji untergebracht waren und nun in Eile abtransportiert wurden, in die Hände der Engländer. Diese vernichteten alle Bestände, obwohl sie durch Rote-Kreuz-Flaggen unzweideutig als dem Schutze der Genfer Konvention unterstehend gekennzeichnet waren. Meine Proteste gegen dieses völkerrechtswidrige Vorgehen waren vergeblich. Der englische Oberbefehlshaber antwortete mit Ausflüchten, deren Hauptargument dahin ging, es habe sich nicht um eine mobile Sanitätsformation gehandelt, sondern um eine stehende Sanitätsanstalt, deren Bestände nicht den gleichen Schutz wie die der mobilen Feldformationen genössen. Das Antwortschreiben war von dem General Hoskins unterzeichnet, welcher an Stelle des Generals Smuts im Laufe des Januar den Oberbefehl über die englischen Truppen übernommen hatte. Wenn die Engländer geglaubt hatten, uns durch Mangel an Sanitätsmaterial zu einer Aufgabe des Kampfes zu veranlassen, so irrten sie sich. Es gelang, dem drohenden Fehlen von Verbandstoffen mit Hilfe eigener Erzeugnisse des Landes vorzubeugen (s. Kap. 18). Die allerwichtigsten, unersetzlichsten Medikamente, wie Chinin, Emetin, Salvarsan und anderes, mit denen der Leiter der Sanitätskolonne, Stabsapotheker d. R. Dr. Schulze, vorausmarschiert war, waren glücklicherweise nicht mit in die Hand des Feindes gefallen.

General Smuts verließ am 20. Januar 1917 Deutsch-Ostafrika, um sich als Vertreter der südafrikanischen Union nach London zu begeben. Wie aus dort von ihm gehaltenen Reden hervorging, die wir aus erbeuteten englischen Zeitungen erfuhren, schmeichelte er sich mit dem Glauben, daß er den Feldzug in Ostafrika in der Hauptsache zu Ende gebracht habe und daß es sich nur noch um wenig widerstandsfähige Reste deutscher Truppen handele, welche sich seinen Umklammerungen entzogen hatten und in Kürze erledigt werden würden. Die Zukunft sollte lehren, wie irrig eine solche Auffassung war. Noch fast ein Jahr hindurch, bis Ende November 1917 vermochte unsere Schutztruppe allen feindlichen Anstrengungen zum Trotz Teile unseres Schutzgebietes zu halten und auch später nach ihrem Übertritt auf portugiesisches Gebiet dem Gegner noch schwere Schläge beizubringen. Selbst beim Bekanntwerden des Waffenstillstandes November 1918 war die dann noch vorhandene deutsche Truppe noch voll aktionsfähig und hätte sich zweifellos noch lange im Felde behaupten können.

Nachfolger im Oberbefehl wurde der General Hoskins. Dieser hielt infolge der Abfahrt des größten Teiles der südafrikanischen Truppen nach Südafrika seine Truppenstärke für zu sehr geschwächt, um vor Ablauf der Regenzeit, die ohnehin die Operationen sehr erschwerte und allmählich in großen Teilen des Landes unmöglich machte, eine Offensive durchführen zu können. Er suchte seine farbigen Truppen durch Vermehrung der ostafrikanischen Kings African Rifles, sowie durch Heranziehung weiterer westafrikanischer und indischer Truppen zu verstärken. Infolge eines zwischen der englischen und der belgischen Regierung geschlossenen Abkommens erfolgte eine Mitwirkung der belgischen Truppen an den weiteren Operationen, während ursprünglich eine Beteiligung der Belgier an dem Feldzuge in Ostafrika nur bis zur Einnahme Taboras vorgesehen gewesen war.

Die Bereitstellung der für den Verpflegungsnachschub nötigen Träger wurde durch massenhafte Zwangseinstellung von Trägern besonders auch aus unseren Gebieten betrieben, der durch ein Zwangsdienstgesetz ein äußerer Anschein der Gesetzlichkeit gegeben wurde. Wie rücksichtslos die Engländer dabei verfuhren, geht daraus hervor, daß unsere braven, friedlichen Wanjamwezi, der tüchtigste Trägerstamm Ostafrikas, derartig drangsaliert wurden, daß sie sich gegen die Engländer erhoben. (Über die Zwangseinstellung Eingeborener Deutsch-Ostafrikas unter englischer Herrschaft s. Kap. 27.) Ferner ließ Hoskins große Mengen von leichten Lastautomobilen aus England, Südafrika und Indien kommen, um den Nachschub beim Vorgehen nach der Regenzeit sicherzustellen. Außer der von Kilwa landeinwärts geführten Feldbahn wurde der Bau einer Zweiglinie von Dodoma an der Zentralbahn in Richtung auf Iringa begonnen. Die bei dem Rückzuge unserer Truppen zerstörte Zentralbahn war im Januar 1917 wieder soweit hergestellt, daß ein Durchgangsverkehr zwischen Daressalam und Dodoma aufgenommen werden konnte. Der Verkehr bis Tabora wurde im Februar wieder eröffnet und damit der Anschluß an die von den Belgiern betriebene Bahnstrecke Tabora Kigoma gewonnen, welch letztere mit Ausnahme der zerstörten großen Brücke über den Malagarassifluß wieder hergestellt war.

Mit dem Übergang des Oberbefehls von dem Burengeneral Smuts auf einen englischen General griff in bezug auf die Nichtkombattanten eine besonders rücksichtslose Handhabung Platz. Smuts hatte in geeigneten Fällen im besetzten Gebiet zurückgelassenen deutschen Frauen

gestattet, unter Zensur an ihre noch im Felde stehenden Ehemänner Briefe zu schreiben und diese gelegentlich Parlamentärverkehrs übermitteln lassen, während ich einen beschränkten Briefverkehr der in unserer Kriegsgefangenschaft befindlichen Engländer zugelassen hatte. General Hoskins ordnete nunmehr an, daß in Zukunft keinerlei Briefverkehr mit uns von englischer Seite mehr zugelassen würde. Er hatte in dem Schreiben, in dem er mich von dieser Maßnahme benachrichtigte, noch die Naivetät hinzuzufügen, er erwarte, daß die in unseren Händen befindlichen englischen Kriegsgefangenen nach wie vor Erlaubnis zum Korrespondieren hätten. Ich lehnte dies selbstverständlich ab und machte die Erteilung einer solchen Genehmigung von der Zusicherung voller Gegenseitigkeit abhängig. Nach längeren Verhandlungen wurde dann später, nachdem von dem englischen Oberbefehlshaber die Entscheidung des Kriegsamts in London eingeholt war, von beiden Seiten die Innehaltung der geltenden internationalen Abmachungen betr. Korrespondenz von Kriegsgefangenen sowohl für das von den Engländern besetzte, wie das von unseren Truppen noch gehaltene Gebiet vereinbart. Dies war jedoch erst kurz vor der Räumung des letzten Teils unserer Kolonie der Fall. Tatsächlich haben wir seit dem Eingreifen des Generals Hoskins keinen Brief mehr aus dem besetzten Gebiet erhalten.

Am 24. Januar griff die Nigerische Brigade, welche inzwischen bei Mkalinso den Übergang über den Rufiji bewerkstelligt hatte, bei Maba südlich dieses Flusses die Abteilung Otto an. Auf unserer Seite standen der feindlichen Brigade nur 4 Kompagnien (zirka 470 Mann) mit 8 Maschinengewehren gegenüber. Trotzdem wurde der Feind unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Er verlor an Toten 7 Engänder, darunter 2 Offiziere, und 70 Askari; an Gefangenen 5 Engländer, darunter 1 Major und 1 Leutnant, sowie 11 Askari. Unsere Truppen erbeuteten 2 Maschinengewehre (1 deutsches war an einer anderen Stelle des Kampffeldes verloren gegangen). Unsere Verluste waren 9 Askari, 3 Maschinengewehrträger tot; 3 Deutsche, 10 Askari, 1 Träger verwundet; 3 Askari, 17 Maschinengewehrträger vermißt.

Die immer stärker einsetzende Regenzeit machte allmählich die Wege unpassierbar und setzte weite Strecken Landes unter Wasser. Damit kamen die militärischen Operationen auf diesem Teil des Kriegsschau-

platzes zu einem zeitweiligen Stillstand, während dessen nur kleinere Patrouillenzusammenstöße stattfanden.

Im Osten von der Kibatagegend aus drängte im Januar 1917 der Gegner nach Norden in der Richtung auf den Rufiji und nach Westen ins Innere vor, nachdem der Kommandeur auf die Nachricht von der erneuten englischen Offensive an der Mgetafront mit einem Teile der Kräfte weiter westlich am Utungisee Stellung genommen und bei Kibata nur einige Kompagnien unter Hauptmann Schulz zurückgelassen hatte. Im Laufe des Januars besetzten die Engländer das Rufiji-Delta und drangen bis nach Utete, dem Sitz des Bezirksamts des Rufiji-Bezirkes vor, welches nach Gefecht von der kleinen Besatzung geräumt wurde. Der Feind besetzte Utete am 21. Januar. Der Südteil des Bezirkes Daressalam, welchen Hauptmann Tafel mit einigen Kompagnien gegen den von Norden anrückenden Feind unter häufigen kleineren Gefechten gehalten hatte, wurde gleichfalls geräumt, nachdem inzwischen die sämtlichen, in diesem Gebiet erlangbaren Nahrungsmittel für die Truppe nutzbar gemacht waren. Von Westen aus drangen englische Truppen weiter am Rufiji vor und nahmen nach Gefecht mit einer kleinen deutschen Abteilung Niakissiku, wo ein Lazarett mit einer Anzahl kranker Deutscher und Askaris zurückgelassen wurde. Ende Januar blieb nur noch ein kleiner Streifen am Rufiji, die in ein Hospital umgewandelte frühere Baumwollstation Mpanganja und die Pflanzung Logeloge mit einschließend, in deutschem Besitz.

Ich selbst hatte mit meinem Stab nach dem Rückzuge von Kissaki im September 1916 zunächst in Niakissiku am Rufiji meinen Sitz gehabt, wo ich infolge Amöben-Dysenterie einige Wochen im Hospital bleiben mußte. Dasselbe Schicksal hatte mein Begleiter Dr. Dieterich. Wir wurden beide unter der Behandlung des vortrefflichen Stabsarztes Dr. Müller wieder hergestellt. Dieser, als geschickter Chirurg besonders auf dem Gebiete der Blinddarmoperationen hervorragende Arzt führte trotz der primitiven Verhältnisse in dem in einem kleinen Pflanzerhause improvisierten Lazarett schwierige Operationen, darunter mehrere Blinddarmoperationen, gewöhnlich nur mit Assistenz der vorzüglichen Hilfsschwester Frau v. Debschitz mit bestem Erfolge aus.

Von Niakissiku aus verlegte ich mein Quartier etwas weiter nach Osten nach Mpanganja, gleichfalls am Rufiji. Dort starb leider der

Red. v. M. Moisel.

Leiter meines Kriegsbureaus, der in langjähriger Arbeit treu bewährte Sekretär Müller Ende November an Typhus. Von Mpanganja marschierte ich dann am 21. Januar 1917, als bereits infolge feindlichen Vorrückens der Durchmarsch nach dem Süden schwierig zu werden drohte, über den Utungisee, wo sich zu dieser Zeit das Kommando befand, nach Liwale im Kilwabezirk.

Die vom Dezember an einsetzenden Regen hatten schon während des Januar 1917 die Kriegführung erheblich erschwert, indem manche Strecken durch Regengüsse in Sümpfe umgewandelt waren. Mit dem Fortschreiten der besonders starken Regenzeit traten allmählich der Rufiji und seine Nebenflüsse über ihre Ufer und setzten weite Gebiete unter Wasser. In solchen Gegenden war nur noch ein Verkehr im Boot möglich. Mpanganja und Logeloge ragten schließlich wie Inseln aus einem großen See auf. Die noch am Rufiji befindlichen Vorräte waren allmählich weiter nach Süden abtransportiert worden. Die letzte deutsche Truppe rückte im April von dort ab. Das Hospital Mpanganja, in dem eine Anzahl kranker und verwundeter Schutztruppenangehöriger zurückgeblieben war, konnte zuletzt infolge der Wasserverhältnisse von unseren Truppen nicht mehr verproviantiert werden. Um die Kranken nicht verhungern zu lassen, rief der leitende Arzt Dr. Brühl schließlich durch ein nach dem nahegelegenen Utete gesandtes Boot englische Hilfe an, die auch bereitwillig gewährt wurde. Die Übergabe des Hospitals an die Engländer erfolgte am 21. April. Am 9. Mai wurde der letzte Punkt am Rufiji, Logeloge, von den Engländern besetzt.

Die Engländer führten auch nach Ende der Regenzeit, wahrscheinlich wegen der Transport- und Verpflegungsschwierigkeiten, in den verpflegungsarmen, dagegen Tsetsereichen Waldgebieten südlich des Rufiji ihre Offensive nicht weiter, sondern setzten ihre Hauptkräfte von der Küste aus an. Die englische Hauptabteilung operierte von Kilwa her, andere starke Kräfte von dem weiter südlich gelegenen Lindi aus.

Im englischen Oberbefehl war inzwischen wieder ein Wechsel eingetreten. An Stelle des englischen Generals Hoskins übernahm im Juni 1917 der Burengeneral van Deventer, welcher in dem früheren Stadium des Krieges 1916 die über Kondoa-Irangi auf die Zentralbahn vordringende Kolonne geführt hatte, den Oberbefehl über die gesamten englischen Truppen in Ostafrika. Dieser bereitete eine neue große Offensive vor.

In den Gebieten südlich des Rufiji gestaltete sich die Verpflegung besonders für unsere in den armen dünnbevölkerten Gegenden des Inneren stationierten Truppenteile außerordentlich schwierig. Da auch die militärischen Magazinbestände am Rufiji sich als wesentlich kleiner herausstellten, als angenommen war, so sah sich das Kommando zu sehr einschneidenden Maßnahmen veranlaßt. Es entließ unter Beschränkung der Trägerzahl für die Kompagnien und insbesondere für die Europäer einen beträchtlichen Teil der Träger nach Norden in das vom Feinde besetzte Gebiet und setzte Ende Januar die Verpflegungsration für die Farbigen erheblich unter das bisherige normale Maß herab. Die Neurationierung war nach ärztlichem Gutachten völlig unzureichend für die Ernährung der Farbigen, denen daneben nach Schlachten oder Eingehen des letzten Viehes nur in wildreichen Gegenden in gewissem Maße Fleisch gewährt werden konnte. Die Rationen konnten jedoch bald wieder erhöht werden, nachdem die Verpflegungslage sich wieder gebessert hatte. Ein Teil der Truppen konnte in dem der Küste näher gelegenen Teil des Kilwabezirkes aus dem Lande leben.

Glücklicherweise brachte im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden unzureichenden Regenzeiten die Regenzeit 1916/17 sehr starke Regenfälle im Süden. Wenngleich in manchen Gegenden Anpflanzungen durch Überschwemmungen vernichtet wurden, so fiel im ganzen die Ernte doch befriedigend aus. Auch waren in diesem Teile der Kolonie Dank der Einwirkung der Verwaltungsbehörden trotz Besetzung der Küste durch den Feind die von den Eingeborenen bestellten Flächen groß genug, um die längere Unterhaltung der Truppen sicherzustellen (s. Kap. 18).

Anfang Juli 1917 begann die neue starke Offensive der Engländer an der Kilwafront, wobei sie besonders viel Artillerie und Automobile verwendeten. Neben den hauptsächlich beteiligten farbigen Truppen nahmen auch einige Regimenter von weißen Südafrikanern an diesen Kämpfen teil.

Der Hauptmann v. Liebermann wehrte mit wenigen Kompagnien am 6. Juli bei Unindi und am 7. Juli bei Mschakama die feindlichen Angriffe ab. Er mußte jedoch vor den feindlichen Umgehungsbewegungen allmählich etwas zurückweichen. Am 19. Juli brachte er bei Narungombe den weit überlegenen feindlichen Streitkräften eine empfindliche Niederlage bei. Dieses Gefecht, an dem auf un-

ferer Seite 95 Europäer, 850 Askari mit zwei Geschützen und 15 Maschinengewehren teilnahmen, war eins der bedeutendsten des ganzen Krieges. Unsere Leute legten unter der ausgezeichneten Führung des Hauptmanns v. Liebermann die größte Tapferkeit an den Tag und warfen allenthalben den Feind trotz dessen großer zahlenmäßiger Überlegenheit und obwohl er zum großen Teil aus Weißen bestand. Ein südafrikanisches Regiment wollte sich bereits ergeben, als die Leute merkten, wie gering die Zahl ihrer Angreifer war und nun das Feuer wieder aufnahmen. Die Engländer erlitten außerordentlich starke Verluste an Toten und Verwundeten. Unsere Truppen nahmen 1 Major, 1 Hauptmann und 24 Engländer gefangen und erbeuteten 4 Maschinengewehre, ferner Gewehre und viel Munition. Unsere Verluste waren 3 Deutsche, 16 Askari, 2 Maschinengewehrträger tot; 63 Askari, 10 Maschinengewehrträger verwundet; 3 Askari vermißt.

Die Abteilung v. Liebermann konnte trotz ihres mit verhältnismäßig geringen Mitteln errungenen bedeutenden Erfolges doch das besetzte Gebiet gegenüber dem weit überlegenen Feinde nicht in der ganzen Ausdehnung halten und zog ihre Linien etwas weiter zurück. Der Kommandeur befand sich zu dieser Zeit mit einigen weiteren Kompagnien als Verstärkung auf dem Anmarsch. Infolge der weiten Entfernungen und der Geländeschwierigkeiten vermochten diese Truppen jedoch nicht mehr in das Gefecht einzugreifen.

Das feindliche Vorgehen in diesem Gebiete stockte infolge des Schlages bei Narungombe. Erst im September 1917 wurde hier die Offensive mit starken Kräften wieder aufgenommen. Die jetzt unter dem Befehl des Hauptmanns Köhl stehenden Truppen an dieser Front wurden in ständigen schweren Gefechten gegen weit überlegene Kräfte, besonders am 2. September bei Mbweo-Chini allmählich zurückgedrängt.

Inzwischen hatten die Engländer ihre Truppen in Lindi erheblich verstärkt. Dort übernahm der Brigadegeneral O'Grady den Befehl und ging nach Ende der Regenzeit offensiv vor. Seit der englischen Besetzung der Stadt Lindi im September 1916 war der Feind auf die Stadt selbst und ein kleines Gebiet um die Stadt herum beschränkt gewesen. Unsere Truppen unter Kapitän z. S. Looff hielten selbst das letzte Ende des Lukuledikriks (s. Taf. 32), an dem die Stadt Lindi liegt, besetzt; dies war unter anderem wegen der Salzgewinnung aus

dem Kriek und wegen der Zuckergewinnung aus den Zuckerpflanzungen im unteren Lukuledital von großer Wichtigkeit für die Verpflegung unserer Truppen.

Ein am 24. April von einer Abteilung unter Führung des Kapitänleutnants Hinrichs unternommener Sturmangriff auf das weiter südlich gelegene, vom Feinde besetzte Sudi an der gleichnamigen Bucht war zwar erfolglos verlaufen, doch hatte auch der Feind keine weiteren Fortschritte landeinwärts gemacht. Kapitän z. S. Looff wies alle feindlichen Angriffe zurück. Ein am Ende des Krieks aufgestelltes, auf dem Geleise der Kleinbahn der dortigen Pflanzung fahrbar gemachtes „Königsberg"-Geschütz beschoß die feindlichen Lager bei Lindi. Die häufigen feindlichen Flieger vermochten bei uns nur selten Schaden anzurichten. Ein am 19. Mai von Lindi aus unternommener starker englischer Vorstoß bei Ngurumahamba wurde zurückgeschlagen.

Vom Juni ab drängten jedoch die Engländer mit stetig verstärkten Kräften allmählich unsere Truppen, deren Führung der in Mahenge durch Hauptmann Tafel ersetzte General Wahle übernommen hatte, unter ständigen Gefechten im Lukuledital weiter ins Land zurück. Am 10. Juni griffen die Engländer mit Unterstützung von drei Kreuzern und zwei armierten Walfischfängern, die vom Kriek aus feuerten, an. Unsere Truppen zogen sich wegen Umgehungsgefahr von Mroweka bis Mohambika zurück. Dieser Platz wurde stark befestigt. Der Gegner hielt eine Weile Ruhe, griff aber dann am 3. August mit mehrfach überlegenen Kräften erneut an, wurde jedoch unter starken Verlusten zurückgeschlagen. Das indische Regiment der 30. Punjabis wurde fast ganz aufgerieben. Wir begruben am anderen Tag 400 Feinde. Es wurden 200 Gewehre, 200000 Patronen, viel Ausrüstung und Bekleidung erbeutet, ferner 16 kg Chinin. Am 8. August ging die Abteilung weiter auf Narunju zurück. Ein erneuter Angriff der Engländer am 10. August wurde abgewiesen, Narunju stark befestigt. Hier wiederholten sich mehrfach englische Angriffe. Mitte September zog sich General Wahle 6 km weiter den Lukulediﬂuß aufwärts zurück.

Da der Feind auch von der Kilwafront her Ende September den Mbemkuruﬂuß, die Grenze zwischen Kilwa- und Lindibezirk, erreichte, so wurde das für die deutschen Haupttruppen zur Verfügung stehende Gebiet immer kleiner. Auch weiter westlich wurde Tunduru,

die westlichste Nebenstelle des Bezirksamtes Lindi, von englischen Kolonnen angegriffen, welche von Süden her durch portugiesisches Gebiet vordrangen. Einige Zeit vorher, im April 1917 war eine schwache deutsche Abteilung unter Major v. Stümer von Tunduru aus über den Rowuma in das portugiesische Gebiet eingerückt. Sie hatte, ohne erheblichen Widerstand zu finden, Mwembe besetzt, wo unsere Leute von den Eingeborenen als Befreier von der portugiesischen Mißwirtschaft freudig begrüßt wurden. Major v. Stümer hatte Patrouillen bis an den Njassasee und nach Osten in Richtung auf die Küste bis nach Monte Puesi vorgeschickt. Von Britisch-Njassaland aus anrückende englische Truppen hatten jedoch den Rückzug der Abteilung Stümer herbeigeführt. Die englischen Kolonnen rückten dann über die Grenze in das deutsche Gebiet auf Tunduru zu. Hier trat ihnen eine kleine Abteilung unter Kapitänleutnant d. R. Janssen entgegen, mit welcher sich die weiter östlich zurückgehenden Truppen des Majors v. Stümer vereinigten.

Das unseren Truppen noch zur Verfügung stehende Gebiet war so beträchtlich kleiner geworden. Da dieses jedoch teilweise gut bevölkert und die Regenzeit ergiebig ausgefallen war, so konnten die Truppen sich aus diesem Gebiet noch verpflegen. Allerdings entstand vielfach Mangel an Fleisch, nach Verlust des Lukuledikriegs auch an Salz und hier und da an anderen Nahrungsmitteln.

Am 9. Oktober 1917 besetzten die Engländer das nördlich von Lukuledi gelegene Magazin Ruponda und unterbrachen damit die bis dahin aufrecht erhaltene telegraphische Verbindung zwischen der Hauptabteilung und den Westtruppen, welche zu dieser Zeit gerade den Ort Mahenge räumten (s. weiter unten). Es konnte dann überhaupt keine Verbindung wieder hergestellt werden. Die erste Nachricht über die Kämpfe und die spätere Kapitulation der Westtruppen unter Hauptmann Tafel traf erst Anfang Dezember, als wir bereits auf portugiesischem Gebiet waren, durch die allein von jenen Truppen zu uns durchgekommene Patrouille ein. Der Kommandeur — dessen Beförderung zum Generalmajor in dieser Zeit gelegentlich Parlamentärverkehrs mit den Engländern durch diese mitgeteilt wurde — marschierte auf die Nachricht von dem feindlichen Vorgehen bei Ruponda mit den Kompagnien, die er bei Massassi in Reserve gehalten hatte, und einigen in Richtung auf Tunduru bereits im Marsch befindlich gewesenen dorthin nach Norden. In-

zwischen griffen die Engländer von Osten von der Lindigegend her mit starken Kräften bei Mahiwa im Lukuledital die Abteilung Wahle an. Es entspann sich dort ein sehr hartnäckiger Kampf. Der Gegner versuchte von Norden her mit Teilen seiner Kilwatruppen unsere bei Mahiwa im Kampf stehenden Truppen unter General Wahle zu umgehen. General v. Lettow kehrte in Gewaltmärschen mit seinen Truppen zurück und brachte durch eine erfolgreiche Umgehung seinerseits den feindlichen Umgehungsangriff zum Scheitern. In der vier Tage lang dauernden blutigen Schlacht bei Mahiwa vom 15.—18. August 1917, dem neben der Tangaschlacht größten Gefecht des ganzen Krieges, wurden die Engländer trotz ihrer großen Überzahl unter schwersten Verlusten zurückgeworfen.

Auf unserer Seite standen im Kampfe 19 Kompagnien, eine Haubitze, ein „Königsberg"-Geschütz, zwei 7,5 cm-Geschütze, ein 4,7 cm-Geschütz. Die englischen Streitkräfte waren an Zahl mehrfach überlegen, wurden jedoch in schwerem Kampfe vollständig geschlagen. Unsere Truppen, sowohl die Europäer, wie auch die zum Teil immer noch mit alten rauchstarken Jägerbüchsen bewaffneten Askari hielten sich glänzend. Es wurden manche Stellungen sechsmal verloren und sechsmal gewonnen, bis unsere Truppen die Stellungen behaupteten, und das geschah, obwohl der Feind mit modernen Geschützen aller Art und besonders Minenwerfern arbeitete, denen unsere Truppe nichts Gleichartiges entgegenzusetzen hatte. Die englischen Verluste bei Mahiwa betrugen mindestens 800 Tote, darunter 200 Weiße. Sie wurden von einem höheren englischen Offizier später auf rund 1500 Mann angegeben. Es wurden von uns ein 7,5-cm-Geschütz mit Munition, 6 Maschinengewehre, 3 automatische Gewehre, 170000 Patronen erbeutet.

Unsere Verluste waren 1 Offizier, 17 deutsche Unteroffiziere und Mannschaften, 81 Askari, 11 Träger tot; 10 Offiziere, 47 deutsche Unteroffiziere usw., 363 Askari, 76 Träger verwundet; 6 Askari, 3 Träger vermißt.

Da feindliche Truppen auch im Rücken der bei Mahiwa kämpfenden deutschen Truppen auf dem Wege von Ruponda her auf Lukuledi vordrangen, wo ihnen nur die schwache Abteilung des Majors Kraut gegenüberstand, so rückte der Kommandeur mit einigen Kompagnien auf das vom Feinde besetzte Lukuledi vor. Er vermochte jedoch im Gefecht vom 21. Oktober den Gegner, der sich in den massiven Ge-

bäuden der katholischen Mission eingenistet hatte, nicht wieder herauszuwerfen. Der Abteilung Kraut gelang es bei dieser Gelegenheit, ein feindliches Lager wegzunehmen, wobei eine große Zahl von Pferden erbeutet wurde. Diese mußten jedoch größtenteils getötet werden, da ein Fortschaffen nicht möglich war. Die Bewegungsfähigkeit der feindlichen Abteilung wurde dadurch wesentlich beeinträchtigt.

Infolge der mit starkem Munitionsverbrauch verbundenen schweren Kämpfe waren die Munitionsreserven, einschließlich der aus dem Hilfsdampfer „Marie" stammenden, erheblich vermindert worden. Im Oktober 1917 trat besonders Mangel an S-Munition für die modernen Gewehre und für die Maschinengewehre ein, ohne daß die Möglichkeit eines Ersatzes vorhanden war. Der Kommandeur ordnete daher an, daß die S-Munition lediglich für die Maschinengewehre benutzt und sonst in der Front im Feuergefecht von den Askari nur noch die alten rauchstarken Einzelladegewehre verwendet wurden. Es standen für jede Kompagnie eine Anzahl dieser Gewehre im Gefecht, während die in Reserve stehenden Züge, soweit sie überhaupt im Besitze moderner Gewehre waren, diese mit nur je 25 Patronen für den Notfall zurückhielten. Bei einer Ablösung hatten dann die in die Feuerlinie gehenden Askari die alten rauchstarken Gewehre zu übernehmen und die modernen Gewehre an die in Reserve gehenden abzugeben. Die Europäer blieben im Besitze ihrer modernen Gewehre. Durch die Verwendung der alten Gewehre entstanden starke Nachteile für unsere Truppen. Der Gegner konnte sich mit seinen Geschützen und ganz besonders mit seinen Minenwerfern auf die deutschen Linien infolge der starken Rauchentwicklung leicht einschießen. Unsere Leute waren so, abgesehen von den sonstigen Nachteilen der Verwendung der veralteten Schußwaffen, stärkeren Verlusten ausgesetzt, als bei Gebrauch moderner Gewehre. Erst nach dem Übergang über den Rowuma war es möglich, durch Erbeutung zuerst portugiesischer moderner Gewehre mit Munition, später auch englischer Gewehre und Munition, die noch verbliebenen Truppen fast sämtlich mit modernen Gewehren auszustatten. Auch konnten dann die deutschen Maschinengewehre mit Rücksicht auf das Knappwerden der S-Munition großenteils durch erbeutete portugiesische und englische Maschinengewehre ersetzt werden.

Ende Oktober und Anfang November erneuerte der Feind seine Angriffe im Lukuledital bei Mahiwa von Osten her und rückte in der

ersten Hälfte November auch vom Westen von Lukuledi her mit starken Kräften das Lukuledital entlang. Auch der Tundurugegner begann in Richtung auf Massassi, südlich davon, eine rege Tätigkeit zu entfalten. Unsere Truppen zogen sich unter ständigen Gefechten allmählich an das Makondeplateau heran, welches zwischen dem Grenzfluß Rowuma und dem Lukuledifluß sich erstreckt.

Am 10. November 1917 wurde die katholische Missionsstation Ndanda am Lukuledital vom Feinde besetzt. Dort wurden eine Anzahl Kranke und Verwundete in einem deutschen Hospital zurückgelassen. Am gleichen Tage besetzten die Engländer die Missionsstation Massassi der englischen Universitäten-Mission, wo sich gleichfalls ein deutsches Hospital befand. Der Feind war nunmehr in den Besitz des ganzen Lukuleditales gelangt. Die Abteilung Wahle zog sich unter beständigen Kämpfen nach Süden zu auf das Makondeplateau herauf. Der Kommandeur nahm mit seinen Truppen bei Chiwata, am Westabhange des Plateaus Stellung. Ich hatte schon vor endgültiger Räumung Massassis meinen Sitz nach diesem letzteren Platz verlegt. Vom 12. November ab entwickelten sich bei Chiwata, sowohl im Westen nach der Lukulediseite, wie im Norden, nach der Ndandaseite hin, Gefechte. Häufig auftretende Flieger, die bei dem Mangel an Abwehrgeschützen sehr tief flogen, warfen Bomben auch auf die durch große rote Kreuze kenntlich gemachten Lazarette in Chiwata. Am 14. November griff der Feind noch weiter südlich bei Mwiti an, wo ihm die Abteilung des Hauptmanns v. Liebermann gegenüberstand und bemächtigte sich der dortigen Wasserstellen.

Die deutschen Truppen zogen sich allmählich unter ständigen Kämpfen etwas weiter nach Süden auf Njambindinga auf dem Makondeplateau zurück und zwar die Abteilung Wahle von Norden her, die Haupttruppen unter dem Kommandeur am Westrande des Plateaus marschierend. Sowohl nördlich wie westlich drängten starke feindliche Truppen nach, eine weitere feindliche Abteilung drohte von Mwiti aus vorzugehen.

Am 17. November marschierte das durch Zurücklassung aller nicht mehr Marschfähigen (s. weiter unten) an Zahl stark verminderte Gros der Truppe nach Süden nach Kitangari, welches auf dem Plateau im Tal des gleichnamigen Flusses gelegen ist. Es ist dies eine der wenigen Stellen auf dem wasserarmen Makondeplateau, wo während des ganzen Jahres Wasser zu haben ist. Dagegen hatte es in Njambindinga

Aufn. von Fülleborn.

Blick von Unter-Konde auf die steilen, hier stark zerschnittenen Hänge des Livingstonegebirges, etwa unter 9° 20′ südl. Breite.

Behandlung Tsetsekranker Pferde.

auf dem Plateau selbst kein Wasser gegeben. Dort mußte das Wasser aus der Wasserstelle am Fuße des Plateaus den Berg heraufgetragen werden, was unter dem feindlichen Feuer recht schwierig war. Am 19. November waren alle Truppen bei Kitangari versammelt. Von hier wurde in einem Gewaltmarsch, der für den größten Teil der Truppen infolge der vielfachen Stockungen zwölf Stunden in Anspruch nahm, in der Nacht vom 19. zum 20. November Newala erreicht, der mehrfach erwähnte Sitz der südlichsten Nebenstelle des Bezirksamtes Lindi. Noch am gleichen Tage erfolgte der Weitermarsch nach Süden, in Richtung auf den Rowuma. Da feindliche Flieger in steigender Zahl bis Newala und bei diesem Ort durch Bombenwürfe den Marsch störten, so wurde südlich von Newala auf schmalen Eingeborenenpfaden durch den Busch marschiert. Die Marschkolonnen entgingen auf diese Weise der Aufmerksamkeit der Flieger. Diese warfen noch am 21. November eine Fülle von Bomben auf Newala, wobei leider ein deutscher Waffenmeister seinen Tod fand. Aber seitdem hat sich nie mehr ein Flieger während des ganzen Verlaufes des Feldzuges bei uns sehen lassen (s. Kap. 21).

Es wurde beim Abmarsch von Kitangari eine für zwölf Tage reichende Verpflegung mitgenommen. Die übrigen Vorräte, welche noch für einige Wochen gereicht hätten, wurden bei Räumung der betreffenden Magazine vernichtet.

Bereits bei früheren Räumungen von Teilen des Schutzgebietes durch die Schutztruppe hatten wiederholt nicht mehr kriegsverwendungsfähige Kranke und Verwundete, Europäer wie Farbige, zurückgelassen werden müssen. In beträchtlicher Zahl war dies bereits bei Aufgabe der Zentralbahn im August-September 1916 in Tabora, Daressalam, Morogoro und anderen Plätzen geschehen. Infolge der langen Dauer des Aufenthaltes im Tropenklima unter ungünstigsten Verhältnissen, sowie der vielen Tropenkrankheiten, der mangelhaften Ernährung und der Strapazen und Entbehrungen hatte sich im Laufe des Jahres 1917 die Zahl der nicht mehr leistungsfähigen Deutschen beträchtlich vergrößert. Als im November 1917 der Abmarsch in das portugiesische Gebiet notwendig wurde und häufige Gewaltmärsche, Strapazen und Entbehrungen aller Art bevorstanden, die an die Ausdauer der Europäer wie der Farbigen erhöhte Anforderungen stellten, erwies sich die weitere Zurücklassung nicht mehr voll Leistungsfähiger als notwendig. Es wurden nicht nur die Schwer-

kranken oder nicht mehr Transportfähigen zurückgelassen, sondern auch alle diejenigen Angehörigen der Truppe, weiße wie farbige, ausgesondert, die solchen Anstrengungen nach ärztlichem Gutachten nicht mehr gewachsen waren. So blieben in den Lazaretten in Massassi, Ndanda, Chiwata, Njambindinga, Kitangari, Newala insgesamt 669 Europäer (über zwei Drittel der Gesamtstärke), darunter 82 Offiziere (einschließlich Sanitätspersonal), ferner eine beträchtliche Anzahl von Askari zurück. Auch Kapitän z. S. Looff, welcher zuletzt zu meinem Stabe gehört hatte, mußte leider in Kitangari zurückgelassen werden, da sein Gesundheitszustand sein weiteres Mitmarschieren unmöglich machte.

Diese hohen Zahlen der als krank oder marschunfähig Zurückgelassenen zeigen, wie außerordentlich ungünstig die Gesundheitsverhältnisse im Süden unserer Kolonie und wie ungeheuer groß die Strapazen und Entbehrungen waren, denen unsere Leute ausgesetzt gewesen sind. Die Krankenzahlen besonders an Europäern waren ständig sehr hoch gewesen. Außer den schon mehrfach erwähnten Haupttropenkrankheiten Malaria und Dysenterie, von denen im Laufe der Zeit fast jeder ergriffen wurde, sowie den weiteren, dem Tropenlande vorzugsweise eigenen Schwarzwasserfieber, Rückfallfieber u. a. war besonders der Typhus in mehrfachen Epidemien aufgetreten. Infolge der äußerst ungünstigen Lebens- und Ernährungsverhältnisse traten auch häufiger Fälle von Tuberkulose bei bis dahin Gesunden auf. Außerdem erkrankten neun Personen — darunter ein Europäer — an Schlafkrankheit. Als Seuchenherd wurde durch die Untersuchungen von Stabsarzt Dr. Taute und Regierungstierarzt Dr. Huber ein räumlich beschränktes Gebiet am Kiulimilateich nordöstlich von Liwale an der nördlicheren von Kilwa nach Liwale führenden Straße festgestellt. Abgesehen von den Krankheiten selbst waren aber auch viele Deutsche durch die Nachwirkungen solcher und die Unterernährung sehr heruntergekommen, was, oft auch dem Laien erkennbar, in einer starken Abmagerung und einem frühzeitig gealterten Aussehen zutage trat. Viele von den Zurückbleibenden hatten sich schon längere Zeit nur noch so mitgeschleppt, manche waren überhaupt seit Monaten nicht mehr aus Lazaretten herausgekommen und ohne Aussicht, bei den Verhältnissen des Krieges wieder zu Kräften zu kommen.

Die bei Kriegsbeginn vorhanden gewesenen Pferde und Maul-

tiere waren, wie schon früher erwähnt, von seltenen Ausnahmen abgesehen, im Laufe des Krieges an der Tsetsekrankheit eingegangen. Dasselbe Schicksal hatte in dem Tsetsedurchseuchten Süden fast alle später, besonders von den Portugiesen bei Newala, erbeuteten Reittiere betroffen. Es gelang zwar unseren Veterinären, durch Impfungen mit Brechweinstein (s. Tafel 29) gewisse Erfolge gegen die furchtbare Krankheit zu erzielen, besonders hinsichtlich der längeren Erhaltung der Tiere. Doch gestatteten die Verhältnisse des Krieges und die geringen vorhandenen Medikamentenbestände es nicht, diese Verfahren allgemein und ständig anzuwenden.

Unser Marsch ging von Newala nach Süden bis zum Rowuma. Dann marschierten wir am (deutschen) Nordufer dieses Flusses nach Westen und gingen am 25. November 1917 nahe der Einmündung des Ludjenda über den Rowuma. Damit verließen wir Deutsch-Ostafrika und traten nach Portugiesisch-Ostafrika über.

Die Stärke der Truppe, welche den Rowuma überschritt und in das portugiesische Gebiet einmarschierte, betrug 278 Europäer, darunter 60 Offiziere (einschließlich der im Offiziersrange stehenden Beamten), 16—1700 Askari, etwa 4000 Träger und ungefähr 1000 Weiber, Askariboys usw. Ein einziges Geschütz wurde mittransportiert, das s. Zt. bei Newala erbeutete portugiesische Geschütz, welches unter Führung des Oberleutnants z. S. Wenig, zeitweise des Vizewachtmeisters d. R. Sabath gute Dienste leisten sollte. Die Träger schleppten die Maschinengewehre, Munition, auch für das Geschütz, Ausrüstung, das Gepäck der Europäer, Verpflegung, Sanitätsmaterial. Auf Lazarett- und Sanitätsmaterial kamen allein fast 1000 Träger. Die Mitnahme der Askariweiber erschien auch hier wieder trotz der damit verbundenen Belastung der Marschkolonnen unbedingt notwendig, um das weitere Mitgehen der verheirateten Askari zu sichern.

Während wir bereits auf dem Marsche von Newala durch den Busch zum Rowuma begriffen waren, wurde in Europa eine Hilfsexpedition für uns durch die Luft in Bewegung gesetzt, die uns leider nicht erreichen sollte. Am 21. November 1917 stieg in Bulgarien, in Jambul bei Burgas, der deutsche Zeppelin L 59 mit einer Besatzung von 22 Köpfen und einer Ladung von Munition, Medikamenten u. a. auf, um die weite Reise zu uns nach Deutsch-Ostafrika anzutreten. Am 22. November befand sich das Luftschiff über dem oberen Nil auf der Höhe von Chartum. Dort erhielt es durch

Funkspruch aus der Heimat den Befehl zur Rückkehr, da nach den inzwischen in Deutschland bekannt gewordenen englischen Nachrichten die militärische Lage im Schutzgebiet hoffnungslos erschien. L 59 kehrte um und traf am 25. November glücklich wieder in Jambul ein. In den englischen Nachrichten war die Sache so dargestellt, als ob die Schutztruppe so gut wie ganz erledigt sei. Daß dies keineswegs der Fall war, sondern daß die über den Rowuma gegangene Schar eine zwar kleine, aber durchaus kampffähige Truppe darstellte, sollten die Engländer in dem weiteren Verlaufe des Feldzuges noch deutlich genug merken.

Die Ankunft des deutschen Luftschiffes hätte sowohl durch Zuführung der damals sehr knappen Munition wie von Medikamenten und auch moralisch einen großen Eindruck auf unsere Truppe gemacht. Ob L 59 im Fall seiner Weiterfahrt uns in den Waldgebieten nördlich des Rowuma oder an diesem Fluß hätte finden können, scheint mir allerdings sehr zweifelhaft. Uns war von dieser Expedition bis zu unserer Ankunft in Daressalam (Dezember 1918) nach Abschluß des Waffenstillstandes überhaupt nichts bekannt geworden. Dort hörte ich von einem aus Nairobi (Britisch-Ostafrika) aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrten deutschen Askari, daß dorthin ein Gerücht gedrungen sei von einem ndege kubwa kabisa, einem außerordentlich großen Vogel, der, von Deutschland gesandt, weit nördlich nahe dem Lande Abessinien erschienen sei. Ich glaubte erst, daß es sich um ein Phantasiegebilde gehandelt habe, bis ich später in einer englischen Zeitung Angaben über die Reise von L 59 las.

Die Westtruppen unter General Wahle hatten bei Beginn des Jahres 1917 in der Hauptsache den Bezirk Mahenge und einige kleinere angrenzende Gebietsteile im Besitz. Die gegen Ende des Jahres 1916 und Anfang 1917 unternommenen Versuche des Feindes, unsere Truppen herauszuwerfen oder einzukreisen, scheiterten. General van Deventer machte Weihnachten 1916 von Iringa aus einen Vorstoß auf Ifakara am Ulanga. Er sah sich jedoch schon am 2. Januar 1917 infolge der stark einsetzenden Regen gezwungen, seine Bewegungen einzustellen. Auch das Vorgehen des Generals Northey im Südwesten am Ruhudje führte zu keinem Erfolg. Die deutsche Abteilung unter Major v. Langenn-Steinkeller konnte ohne stärkere Verluste sich der beabsichtigten Einkreisung entziehen. Im Südwesten war der Major v. Grawert vor den von Songea an-

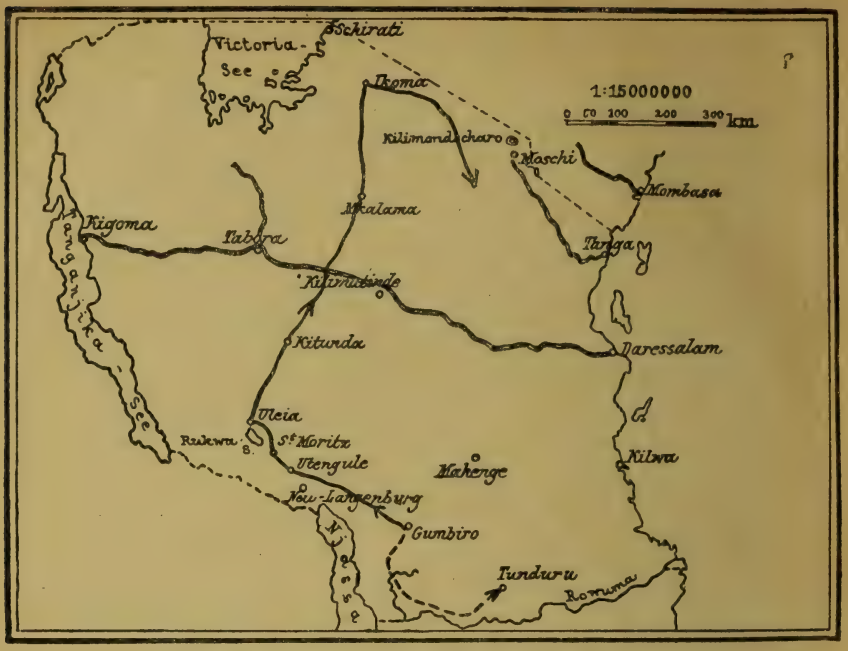
rückenden englischen Truppen auf Likuju am Weg Sfongea-Mahenge zurückgewichen. Er wurde dort von überlegenen feindlichen Streitkräften von mehreren Seiten angegriffen und ergab sich am 24. Januar 1917 mit 40 Deutschen und 200 Askari. Ein Unteroffizier und ein Landsturmmann mit etwa 80 Askari entkamen und erreichten nach längeren Märschen den Anschluß an unsere weiter östlich stehenden Abteilungen.

Die Übergabe der Truppen des Majors v. Grawert machte eine sofortige Umgruppierung der Westtruppen nötig. General Wahle sandte unter Schwächung der nördlich von Mahenge am Ulanga stehenden Truppen zwei Kompagnien unter Hauptmann Linke nach dem Süden, um die Straße nach Sfongea zu schützen. Der Marsch dieser Abteilung dauerte vierzehn Tage. Diese Zeit ließen die Engländer unbenutzt verstreichen. Ein Marsch auf Mahenge und damit in den Mittelpunkt der Westtruppen wäre ihnen leicht möglich gewesen.

Vom Februar ab machte sich die Regenzeit immer stärker fühlbar. Alle Unternehmungen erlahmten allmählich in diesen von einer Anzahl von breiten Flüssen durchströmten regenreichen Gebieten. Die großen Flüsse, der Rufiji, Ulanga, Luwegu usw. waren überhaupt nicht und kleinere Flüsse nur mit großer Mühe zu passieren. Manche der Flüsse traten über ihre Ufer und überschwemmten weithin das Land. General Wahle, welcher Ende Februar sein Quartier nach Mahenge verlegte, mußte oft stundenlang in knie- bis brusthohem Wasser gehen. Der Untergrund, überall Morast, ließ kein Reiten zu, selbst ohne Reiter sanken die Tiere oft tief ein und blieben stecken, so lange, bis sie herausgezogen wurden. Über breitere und tiefere Flüsse mußte im schmalen Eingeboreneneinbaum übergesetzt werden.

Die herabströmenden Regenmassen verhinderten mit fortschreitender Regenzeit jeden Verkehr. Die Kriegführung kam in den Hauptregenmonaten und darüber hinaus, bis sich die Gewässer wieder verlaufen hatten, zu fast völligem Stillstand.

Der Gesundheitszustand der Europäer war während der Regenzeit unter zum Teil mangelhaften Ernährungsverhältnissen nicht günstig. Neben anderen Krankheiten kam Typhus vor, dem u. a. der beliebte Major v. Langenn-Steinkeller erlag, ein altbewährter Offizier der Schutztruppe, der sich als Resident des Urundibezirkes in jahrelanger Tätigkeit vor dem Kriege, wie während kürzerer Zeit im Kriege große Verdienste erworben hatte.



—— Zug der Abteilung Wintgens (Naumann) Febr/Aug. 1917.
---- Kraut Februar/März 1917.

Bei den im Südwesten gegen die Truppen des Generals Northey operierenden Abteilungen des Majors Kraut und des Hauptmanns Wintgens entstand im Januar 1917 Verpflegungsmangel, nachdem die den Truppen nächstgelegenen Gegenden erschöpft waren und auch eine Verpflegung von Mahenge aus zum Teil infolge der Transportschwierigkeiten sich als undurchführbar erwies. Beide Abteilungen sahen sich daher Anfang Februar aus Mangel an Nahrungsmitteln gezwungen, aus jenem Gebiet abzumarschieren. Die Abteilung Kraut (6 Kompagnien) schlug den Weg nach Süden ein und marschierte unter kleineren Gefechten, sich zeitweise dem Njassasee nähernd, bis über die portugiesische Grenze und wandte sich dann östlich nach Tunduru, dem Sitz der westlichsten Nebenstelle des Lindibezirkes, wo sie Mitte März ankam (s. Skizze). Von dort aus erreichte sie den Anschluß an die Hauptabteilung unter Oberst v. Lettow. Bei den wochenlangen Märschen hatte die Abteilung große Entbehrungen auszustehen. Selbst die Europäer waren zeitweise auf Maiskolben von den Eingeborenenfeldern als einzige Nahrung

angewiesen. Am allerschwersten wurde von den Europäern der völlige Mangel an Salz empfunden, unter dem sie wochenlang zu leiden hatten. Ein Lazarett mit einer Anzahl Kranker und nicht mehr Marschfähiger mußte unterwegs zurückgelassen werden. Doch kam die Truppe in kampffähigem Zustande in Tunduru an und konnte sich in den dortigen besseren Gegenden wieder reichlich verpflegen.

Hauptmann Wintgens wandte sich mit seiner Abteilung (5 Kompagnien) zunächst nach Westen, warf ihm entgegentretende englische Abteilungen zurück und schloß Tandala (bei Mwakete, Bezirk Langenburg) ein. Als stärkere englische Kräfte unter Oberst Murray heranrückten, marschierte Wintgens nach Norden über Utengule zu der Missionsstation St. Moritz südöstlich des Rukwasees. Am 21. März brachte er dem englischen Oberst Tomlinson eine Niederlage bei und zwang ihn zum Rückzug. Die Annäherung der Abteilung Wintgens an die Südwestgrenze erfüllte die Belgier mit Sorge, daß ein Einfall in die belgische Katangaprovinz beabsichtigt sei. Der belgische Oberbefehlshaber Oberstleutnant Huyghé traf alsbald Maßnahmen, um letztere zu verteidigen. Nach den zwischen der englischen und belgischen Regierung getroffenen Vereinbarungen sollte eigentlich die Tätigkeit der Belgier mit der Einnahme von Tabora ihr Ende erreicht haben. Die Belgier wollten lediglich eine Besatzungstruppe von wenigen tausend Mann zurücklassen. Mit dem Abtransport der übrigen Truppen in den Kongo war von Januar 1917 ab bereits begonnen. Dieser wurde nun gestoppt.

Da die Engländer im Verlaufe des Krieges gesehen hatten, daß sie mit ihren in Ostafrika verfügbaren Truppen allein mit uns nicht fertig wurden, so riefen sie nochmals die Belgier zu Hilfe. Nachdem die erneute Teilnahme belgischer Truppen am ostafrikanischen Kriege zwischen den beiden Regierungen vereinbart war, wurden im April zur Verwendung unter englischem Oberbefehl belgische Kolonnen zunächst in Stärke von 4000 Mann dafür bereitgestellt, welche weiterhin beträchtlich vermehrt wurden. Während diese Truppen aufgestellt wurden, machten sich drei andere belgische Bataillone zur Verfolgung von Wintgens auf.

Dieser hatte sich Anfang April nach Uleia am Nordufer des Rukwasees gewandt und zog von dort nach Nordosten. Ende April marschierte er zur Missionsstation Kitunda, die etwa halbwegs zwischen dem Rukwasee und der Zentralbahn gelegen ist. Eine dort befindliche

englische Abteilung zog sich ohne Kampf zurück. Mitte Mai setzte die Abteilung Wintgens ihren Marsch nach Norden zur Zentralbahn weiter fort, gefolgt von der englischen Kolonne des Obersten Murray. Der tapfere Führer Hauptmann Wintgens erkrankte an Typhus und mußte deshalb den Feinden übergeben werden. Die Abteilung ging jedoch unter Führung des Hauptmanns Naumann, bei Nacht marschierend, weiter und überschritt unangefochten in der Nacht vom 27. zum 28. Mai zwischen Tabora und Kilimatinde die Zentralbahn, obwohl Engländer und Belgier gemeinsam zusammengewirkt hatten, um die kleine Truppe abzufangen. Sie gelangte im Juni über Mkalama nach Ikoma nahe dem Viktoriasee und nahm diesen von einer kleinen englischen Garnison besetzten, mit einer befestigten Boma versehenen Platz ein. In Ikoma, Sitz einer Nebenstelle des Bezirks Muansa, richtete sich die Abteilung Naumann zur Verteidigung ein. Am 29. Juni traf dort der von der Zentralbahn her verfolgende Kommandant Larsen mit einer starken belgischen Abteilung ein. Er griff die Boma an, vermochte aber nicht vorzudringen und wurde durch deutschen Gegenangriff in der rechten Flanke völlig in die Flucht geschlagen. Das den Hauptbestandteil der belgischen Kräfte im Ikomagefecht bildende 13. Bataillon hatte nach belgischem Bericht ein Viertel seines Effektivbestandes verloren und derart gelitten, daß es zur Zeit nicht mehr imstande war, am Feldzuge weiter teilzunehmen.

Während weitere feindliche Truppen in Richtung auf Ikoma zusammengezogen wurden, marschierte die Abteilung Naumann von dort durch die Serengeti- und Massaisteppe nach Osten erst in Richtung auf Sonjo, dann auf Ufiome. Anfang August befand sich Naumann in Songoro und operierte dann weiter im Norden, bis er von englischen Streitkräften umstellt und zur Ergebung gezwungen wurde. Anscheinend versuchte die Truppe, deren Gros nach belgischen Berichten noch 300 Mann stark war, während daneben noch einige kleine Abteilungen im Felde waren, sich zu unseren Haupttruppen durchzuschlagen, was ihr aber bei dem starken Aufgebot feindlicher Kräfte nicht gelang. Berichte der Teilnehmer an dem Zuge selbst lagen bei Abfassung dieses Kapitels noch nicht vor, da sie sich noch in englischer Kriegsgefangenschaft befanden. Auf der Skizze S. 262 ist die ungefähre Richtung des Zuges ersichtlich gemacht, der die kleine tapfere Abteilung länger als ein halbes Jahr, stets von weit überlegenen feindlichen Truppen verfolgt und diesen wiederholt siegreiche Gefechte

Borassus-Steppe

liefernd, durch einen großen Teil der schon vom Feinde besetzten Kolonie führte.

Der Führer Hauptmann Naumann wurde, wie wir Ende 1918 in Daressalam erfuhren, von den Engländern unter der ungeheuerlichen Anschuldigung, einen englischen Offizier in Ikoma ermordet zu haben bzw. seine Ermordung veranlaßt zu haben, monatelang in Daressalam in strenger Einzelhaft gehalten — eine fürchterliche Tortur in den Tropen. Schließlich wurde er, nachdem sich die Anschuldigung als unbegründet herausgestellt hatte, außer Verfolgung gesetzt und wie die übrigen Kriegsgefangenen nach Ägypten geschafft. Es ist dies einer von den auch sonst wiederholt vorgekommenen Fällen, daß tapfere deutsche Offiziere von völlig einwandfreiem Verhalten auf Grund nachträglich als haltlos erwiesener Verdächtigungen von den Engländern auf das übelste behandelt worden sind.

Die im Mahengebezirk zurückgebliebenen Teile der Westtruppen waren während der Regenzeit vom Feinde nicht wesentlich behelligt worden. Erst nach Ende der Regenzeit, nachdem die Gewässer abgelaufen waren, vom Juli 1917 ab, begann wieder das feindliche Vorgehen von allen Seiten, wobei außer englischen Streitkräften wiederum belgische Truppen aus dem Kongo beteiligt waren. Unsere Westtruppen, deren Führung an Stelle des als Befehlshaber zu unseren Truppen vor Lindi versetzten Generals Wahle der Hauptmann Tafel übernommen hatte, standen bei Beginn des feindlichen konzentrischen Angriffes etwa wie folgt:

Nördlich von Mahenge an der nach Kilossa führenden Straße stand eine Abteilung unter Korvettenkapitän a. D. Schönfeld. Gegen diese ging Mitte August die verstärkte belgische Südbrigade vor. Nach Gefechten bei Kidodi und Idete zog sich die Abteilung vor dem weit überlegenen Gegner über den Kilombero nach Süden zurück. Ifakara wurde am 27. August von den Belgiern besetzt. Die Abteilung hatte im September Gefechte bei Kalimoto, Kwajuni, Kaparoma gegen den nachdrängenden Feind, im Oktober bei Schami, Maji, Legasio. Die Abteilung wurde dann Mitte Oktober nach Luwegu und Kahamba zurückgezogen.

Eine zweite Abteilung unter Hauptmann Otto deckte Mahenge südlich am Luwegu, an der Straße Mahenge—Saidi—Mponda. Die Abteilung ging nach hartnäckigen Kämpfen gegen englische Truppen

bis an den Luwegu zurück, dann, dem Laufe des Luwegu folgend, auf Kabati mzee.

Eine dritte Abteilung unter Hauptmann Aumann stand an der Straße Mahenge—Ruhudje bei Mpepo. In den vorhergehenden Monaten hatte noch weiter südwestlich an der Straße Songea—Mahenge Hauptmann Linke eine Reihe von Gefechten gegen die dort andringenden englischen Truppen gehabt. Die Abteilung hatte sich schließlich vor der feindlichen Übermacht näher an Mahenge heranziehen müssen. Die Führung der bei Mpepo vereinigten Truppen hatte dann an Stelle des verwundeten Hauptmanns Linke der Hauptmann Aumann übernommen. Ende August hatte die Abteilung bei Mpepo und bei Likassa schwere Gefechte gegen Engländer zu bestehen. Sie wurde dann nach Saidi herübergezogen und deckte nach Abzug der Abteilung Otto die Straße Saidi—Mahenge und hielt später hart bedrängt den auf der Straße Saidi—Dongovalla vorrückenden Gegner auf.

Als die Hauptteile der Westtruppen nach dem Luwegu abzogen, wurden einige Kompagnien unter Hauptmann v. Brandis um Mahenge selbst aufgestellt und hielten die Boma mit den umliegenden Höhen noch bis zum 9. Oktober.

Das Gros der Westtruppen wurde in Kahamba versammelt und trat von dort in zwei Kolonnen mit etwa einem Tagemarsch Abstand am 7. November 1917 den Marsch nach dem Süden zur Vereinigung mit unseren im Lindibezirk fechtenden Truppen an. Die Abteilung Aumann, welche am 5. November bei Kabati mtoto ihr letztes Gefecht gehabt hatte, folgte als Nachhut.

Die Westtruppen hatten sich gegen weit überlegene, von allen Seiten andrängende englische und belgische Truppen mit glänzender Tapferkeit und zähester Ausdauer gewehrt. Sie hatten in dem unübersichtlichen Buschgelände hartnäckigsten Widerstand geleistet und waren nur schrittweise unter ständigen Gefechten zurückgegangen. Als sie schließlich aus dem sich immer enger schließenden feindlichen Ring nach Süden abmarschierten, stellten sie immer noch eine an Zahl zwar verminderte, aber doch noch durchaus kampffähige Truppe dar, wie sie in Gefechten auf dem Marsche bald zeigen sollte.

Die Westtruppen hatten bis in die erste Hälfte des Oktober hinein noch telegraphische Verbindung mit den Haupttruppen gehabt. Erst am 9. Oktober 1917 mit der Wegnahme von Ruponda durch die

Engländer (s. oben) wurde diese Verbindung unterbrochen, gerade als die Räumung von Mahenge und der Abzug nach Südosten in die Wege geleitet war. Hauptmann Tafel marschierte entsprechend den ihm vom Kommandeur erteilten Direktiven in Richtung auf den Lindibezirk, um sich mit den Haupttruppen zu vereinigen. Um diese Vereinigung zu verhindern, setzte das englische Oberkommando eine neue umfassende Bewegung der englischen und belgischen Truppen an. Während eine belgische Kolonne in Verfolgung der Westtruppen von Mahenge abmarschierte, sollte eine andere belgische Abteilung von Kilwa über Liwale vorstoßen, um unseren Truppen den Weg zu verlegen. Dementsprechend folgte von Mahenge eine Abteilung und hatte mit unserer Nachhut Gefechte. Sie mußte aber nach belgischem Bericht infolge Mangels an Lebensmitteln bald Halt machen. Nach Kilwa wurden belgische Truppen mittels Dampfer gebracht. Sie trafen dort am 15. Oktober ein und marschierten sofort auf Liwale, wo sie am 30. Oktober zusammen mit einer englischen Abteilung eintrafen. Von dort gingen diese Truppen weiter in Richtung auf Mahenge vor. Auch von Tunduru aus hatten sich englische Truppen in Marsch gesetzt, um die Westtruppen abzufangen.

Am 16. November stießen die getrennt marschierenden Teile der Westtruppen auf diese Truppen. Sie hatten am 16. November gleichzeitig Gefechte bei Nahangi und Abdallah Kwa Nanga. Bei ersterem Platz fochten die Abteilungen Tafel und Schönfeld erfolgreich gegen belgische und englische Truppen aus Liwale. In diesem Gefecht fiel beim Sturm auf eine feindliche Maschinengewehrstellung unmittelbar vor dieser der Oberleutnant d. R. (Regierungsrat) Niemir, welcher schon bei früheren Gelegenheiten hervorragende Tapferkeit an den Tag gelegt hatte. Niemir hatte mir während der ersten zwei Kriegsjahre als Justitiar und Referent in treuer, hingebender Arbeit zur Seite gestanden und war dann auf seinen dringenden Wunsch zur Verwendung bei der kämpfenden Truppe freigegeben worden. Er hatte sich auch bei dieser vorzüglich bewährt und in den schwierigsten Lagen eine erstaunliche Frische und Ausdauer bewiesen.

Bei Abdallah Kwa Nanga hatte die Abteilung Otto ein siegreiches Gefecht gegen Engländer aus Tunduru, in dem sie 7 Maschinengewehre erbeutete. Unsere Verluste an Deutschen in beiden Gefechten betrugen 10 gefallen, 8 verwundet.

Die Westtruppen marschierten dann weiter nach Süden und bogen

etwas nördlich des Rowuma nach Osten ab, um zu dem in der Newalagegend vermuteten Kommando zu stoßen. Zu dieser Zeit hatte sich aber der Kommandeur mit seinen Truppen bereits von Newala nach Süden zum Rowuma gewandt und marschierte am Nordufer dieses Flusses nach Westen. Beide Abteilungen marschierten so in einer Entfernung von nur wenigen Tagemärschen aneinander vorbei, die Haupttruppen nach Westen, die Westtruppen nach Osten, ohne von ihrem gegenseitigen Verbleib Kenntnis zu haben. Als Hauptmann Tafel sich mit seinen Truppen der Newalagegend näherte, stieß er auf feindlichen Widerstand und merkte, daß diese Gegend bereits vom Feinde besetzt war. Am 26. November hatte er bei Luatala ein erfolgreiches Gefecht gegen eine indische Brigade. Er wandte sich nunmehr nach Süden, überschritt den Rowuma und ging sodann wieder auf das Nordufer dieses Flusses zurück, sah sich aber infolge völligen Ausgehens der Nahrungsmittel nicht mehr imstande, zur Erreichung der Haupttruppen weiter nach Westen zu marschieren. Die Abteilung Tafel mußte, um nicht in den unbewohnten Buschgebieten zu verhungern, sich den Engländern ergeben. Lediglich eine Patrouille in Stärke von 5 Offizieren, 1 Stabsarzt, 7 Unteroffizieren und 19 Askari unter Führung des Hauptmanns Otto konnte mit Hilfe der noch in der Abteilung zusammengebrachten wenigen Nahrungsmittel weitermarschieren. Diese erreichte am 8. Dezember 1917 den Anschluß an das Kommando und brachte so die Nachricht von der Kapitulation der Abteilung Tafel. Diese hatte sich am 28. November 1917 am Einfluß des Bangala in den Rowuma in Stärke von 110 Deutschen, 1220 Askari und rund 2000 Trägern ergeben.

Kapitel 18.

Verwaltung, Beschaffung von Nahrungsmitteln, Medikamenten usw. von September 1916 bis November 1917.

Nach dem Rückzuge der Truppen von der Zentralbahn waren uns, wie erwähnt, etwa noch $^6/_7$ der Kolonie mit ungefähr $^9/_{10}$ der eingeborenen Bevölkerung verblieben. In unserem Besitz waren anfänglich noch der größte Teil der Bezirke Kilwa und Lindi, die Bezirke Rufiji

(Utete) und Mahenge und kleinere Teile der angrenzenden Bezirke Daressalam, Sfongea und Iringa. Dieses Gebiet wurde im Laufe des in diesem Teile besprochenen Zeitabschnittes mit dem Fortschritt der feindlichen Offensive und der Zurückziehung unserer Truppen immer kleiner. Mitte Oktober 1917 war die uns noch zur Verfügung stehende Fläche auf einen Teil des Lindibezirkes und einen Teil des Mahengebezirkes zusammengeschrumpft, welche untereinander keine Verbindung mehr hatten. Ende November räumte der Rest der Schutztruppe auch das letzte deutsche Gebiet und zog über den Rowuma in die angrenzende portugiesische Kolonie Moçambique.

Die Tätigkeit der Verwaltung wurde naturgemäß mit dieser Verkleinerung unseres Gebietes immer weniger umfangreich. Ihre Schwierigkeiten wurden aber damit nicht geringer. Der Süden war sowohl was Menschen wie Materialien aller Art anbetrifft, weniger günstig gestellt als die meisten anderen Teile des Schutzgebietes. Er war 1905/06 der Schauplatz des großen Majimaji-Aufstandes gewesen. Wie die Eingeborenen, von denen noch viele selbst als Aufständische gegen uns gekämpft hatten, sich im Falle des Eindringens oder der Annäherung der Feinde stellen würden, war zweifelhaft. Die Schwierigkeiten für die Verwaltung waren in diesem Teil der Kolonie, von deren Bewohnern viele noch selbst vor zehn Jahren gegen uns gekämpft hatten, größer als in den verloren gegangenen Gebieten. Zudem hatte der größte Teil der eingeborenen Stämme des Südens früher keine Trägerdienste geleistet, da der Trägerbedarf allgemein aus den guten Trägerstämmen, vor allem aus den Wanjamwezi gedeckt war. Ein erheblicher Teil des uns verbliebenen Gebietes, vor allem das Innere des Kilwabezirkes, war schwach bevölkert, manche Strecken waren überhaupt unbewohnt. Mit Nahrungsmitteln war es in einem großen Teile dieses Landes schwach bestellt. Im ungeheuren Waldgebiet im Inneren nahmen sich die spärlichen Ansiedelungen der Eingeborenen nur wie kleine Flecken aus. Vieh gab es, abgesehen von spärlichen Ziegen, in diesem Tsetsegebiet überhaupt nicht. In manchen Gegenden konnten selbst kleinere Truppenabteilungen nur durch ständigen Antransport von Verpflegung aus den besser gestellten Teilen des Südens unterhalten werden. Die Transporte durch solche Gebiete, besonders durch die ganz unbewohnten Gegenden, stießen auf die bereits mehrfach erwähnten Schwierigkeiten der Er-

nährung der Träger, welche unterwegs selbst einen beträchtlichen Teil der beförderten Nahrungsmittel verzehren mußten.

Der Süden war ferner, abgesehen von der vom Feinde besetzten Küste, arm an europäischen Pflanzungen wie überhaupt europäischen Niederlassungen irgendwelcher Art. Es gab keine Werkstätten oder sonstige Hilfsmittel, wie sie noch zur Verfügung gestanden hatten, solange wir im Besitze der Zentralbahn waren. Jeder Versuch, einen Ersatz für die fehlenden Gebrauchsgegenstände oder Materialien zu beschaffen, stieß auf ungeheuer vermehrte Schwierigkeiten.

Meine Tätigkeit, wie die der noch vorhandenen lokalen Verwaltungsbehörden, war auch hier in erster Linie darauf gerichtet, die Ruhe unter den Eingeborenen aufrecht zu erhalten und diese zu den nötigen Kriegsleistungen heranzuziehen. Ich hatte mein Quartier im September 1916 am Rufiji gehabt und mich von dort im Januar 1917 zunächst nach Liwale im Kilwabezirk, dann nach Lukuledi im Lindibezirk begeben und schließlich in Massassi, einer Station der englischen Universitätenmission im Lindibezirk, meinen Sitz genommen, in der Voraussicht, daß dieser, von den Südbezirken sowohl was die Zahl der Bevölkerung wie Menge der Nahrungsmittel anbetrifft, am besten gestellte Bezirk noch am ehesten die materiellen Grundlagen für eine Verlängerung unseres Widerstandes zu bieten vermöge. Der Bezirk Lindi hatte rund 400000 Einwohner, während der räumlich weit ausgedehntere Kilwabezirk nur 96000 Köpfe zählte und der Mahengebezirk 120000.

Vor einem Eingehen auf diese Verwaltungstätigkeit soll einiges über das Verhalten der Eingeborenen gesagt werden. Soweit es sich dabei um die Gebiete handelte, die noch voll in unserem Besitz waren und in die der Feind noch nicht eingedrungen war, kann ich mich kurz fassen. Die Haltung der Eingeborenen in diesen Gebieten war durchweg friedlich und im allgemeinen auch willig. Nur in den Landschaften der bis dahin an das Tragen von Lasten ungewohnten Eingeborenen im Inneren des Kilwabezirkes, welche wir unter dem Drucke der Notwendigkeit massenweise zu Trägerdiensten heranziehen mußten, kam es zu zahlreichem Entlaufen der Leute in den Busch. Die Lage bezüglich der Träger war dadurch erschwert worden, daß, wie in Kap. 17 erwähnt, mit Rücksicht auf die Verpflegungslage in den ersten Monaten des Jahres 1917 ein beträchtlicher Teil der noch

vom Rufiji mitgeführten Träger in ihre Heimat nach dem Norden in das vom Feinde besetzte Gebiet entlassen war. Es gelang indessen immer noch, wenn auch mit Mühe, die notwendigen Träger zusammenzubekommen. Im Kilwabezirk hatte nach Gefangennahme des Bezirksamtmanns Eggebrecht im Oktober 1916 der frühere langjährige Leiter dieses Bezirkes, der Hauptmann a. D. Richter, die Geschäfte des Bezirksamtmanns übernommen. Dieser war kurz vor Kriegsbeginn zu Jagdzwecken in das Schutzgebiet gekommen, nach Kriegsausbruch freiwillig zur Truppe getreten und übernahm nun in bereitwilliger Weise die ihm aus langjähriger Tätigkeit vertrauten Geschäfte des Bezirksamtmanns. Er leistete durch seinen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung wichtige Dienste. Im Lindibezirk führte der Bezirksleiter Häuser, einer der ältesten, mit Eingeborenenverwaltung aus langjähriger Praxis vertrauten Beamten, die Verwaltung. Der frühere Bezirksamtmann, Regierungsrat Wendt, war 1916 als Reserveoffizier zur Truppe übergetreten und bei der Erstürmung der portugiesischen Grenzboma Maziwa tödlich verwundet worden. Auch auf den Nebenstellen der beiden Bezirksämter, in Liwale, Tunduru, Newala und zwei anderen im Kriege neu errichteten Verwaltungsstellen saßen altbewährte Beamte, deren Einfluß auf die Eingeborenen sehr ins Gewicht fiel. Im letzten Teil des Krieges wurden auch die durch Räumung nördlicherer Gebietsteile freiwerdenden nicht kriegsverwendungsfähigen Beamten, Bezirksamtmann Lange (Udjidji) und Sekretär Bleich (Rufiji), mit für die Verwaltung des Südens herangezogen.

Sehr schlimm gestaltete sich die Lage der Eingeborenen in denjenigen Gebieten, in denen es zu langwierigen Kämpfen zwischen unseren Truppen und denen des Feindes kam, wie dies in der zweiten Hälfte 1916 in einer Linie nördlich des Rufiji sowie im Mahengebezirk, sodann im Jahre 1917 im Süden der Kolonie der Fall war.

Die unglücklichen Eingeborenen wurden von beiden kriegführenden Parteien mit Anforderungen aller Art, besonders an Träger- und Arbeitergestellung sowie wegen Nahrungsmittellieferung bedrückt. Die Erfüllung war für sie um so schwieriger, als es sich meist um schwachbevölkerte, an Nahrungsmitteln knappe Buschgebiete ohne Viehhaltung handelte, in denen die Eingeborenen schon im Frieden wenig Überfluß hatten. Dann aber waren diese ungewandten Buschneger, die der gerade erscheinenden Kriegspartei Auskunft über

den Gegner geben oder Führerdienste leisten sollten, jeden Augenblick in Gefahr, entweder von den englischen oder den deutschen Truppen als Verräter oder Spione gefaßt und abgeurteilt zu werden. In manchen glücklicherweise nur wenig ausgedehnten und schwachbevölkerten Gegenden kam es soweit, daß die Eingeborenen überhaupt ihre Hütten und Felder im Stich ließen und, im Busch versteckt, ein kümmerliches Dasein führten, nur ab und zu nachts auftauchend, um sich bei ihren Wohnungen und ihren Feldern noch Nahrung zusammenzusuchen.

In einzelnen Gebieten wurde die eingeborene Bevölkerung von einer oder der anderen der kriegführenden Parteien mit Rücksicht auf die Kriegsanforderungen evakuiert, ohne daß dabei immer mit der sorgfältigen Schonung von Leben und Eigentum verfahren wurde, wie es im Interesse der Erhaltung der Eingeborenen im Frieden bei etwa notwendigen Verpflanzungen geschieht. In den wenigen Fällen, in denen von der deutschen Truppe Evakuation herbeigeführt wurde, handelte es sich immer nur um wenige hundert Köpfe.

Im Ssongeabezirk mit etwa 90000 Einwohnern hatten die Eingeborenen unter der Verwaltung des Distriktskommissars Cohrs bis zu der im September 1916 infolge des englischen Vordringens vom Njassasee her notwendig werdenden Räumung die von ihnen verlangten Leistungen (u. a. Abgabe von Trägern und Transport von Lebensmitteln zur Küste, sowie Anlegung von Nahrungsmitteldepots an verschiedenen Plätzen für etwaige Operationen der Truppe im Bezirk) anstandslos bewirkt. Nach Besetzung der Gebiete um Ssongea versuchten die Engländer dann besonders die kriegerischen Wangoni gegen uns aufzuhetzen und zu bewaffnen, welche, wie früher erwähnt, im Majimaji-Aufstand 1905/06 eine Hauptrolle gespielt hatten. Es glückte ihnen dies jedoch nur bei einzelnen Häuptlingen mit ihrem Gefolge, während die Masse der Bevölkerung sich nicht zugänglich zeigte. Cohrs konnte, nachdem die Engländer bereits den Hauptteil des Ssongeabezirkes besetzt hatten, an der Straße Ssongea—Mahenge vor den Wirren des Krieges geflohene Eingeborene zur Wiederansiedelung daselbst bewegen, was für die Verpflegung unserer dort kämpfenden Truppen von Wichtigkeit war. Auch nach Besetzung ihres Heimatlandes durch die Engländer blieben noch eine Anzahl Wangoni sowohl als Askari wie als Träger bei uns und kämpften und arbeiteten für uns. Bei unserem Durchmarsch durch Teile von Ungoni im

Aufn. von Uhlig.

Kilwa-Kiwindje von dem bei Ebbe trocken gefallenen Watt aus.

Links das Bezirksamt.

Aufn. von Busse.

Parklandschaft des Rondo-Plateaus im Lindibezirk.

Aufn. von Uhlig.

Lukuledikriek.

Blick vom r. (Ost-) Ufer, gegenüber Lindi, aufwärts, nach Südwesten. Am Kriek Mangrovensaum, darüber Sandstrand (bei Ebbe!), dann dichter Busch. Vorn Affenbrotbaum in junger Sisalpflanzung, dahinter Mangobäume.

Aufn. von Fülleborn.

Gneis-Inselberge im südlichen Vorland, in der Landschaft Madjedje.

Die Ebene ist mit Trockenwald (Miombo) bedeckt. Blick vom Sfengwa-Berg (760 m üb. M.) nach Westsüdwesten.

Oktober 1918 (s. Kap. 25) ließ die friedliche Haltung der Bewohner gleichfalls erkennen, daß die Engländer mit ihrer Aufhetzung dieser Eingeborenen nur wenig Erfolg gehabt hatten.

Im Lindibezirk hatten sich unter dem Eindruck des Einfalles der portugiesischen Streitkräfte in der zweiten Hälfte 1916 Teile der auf dem Makondeplateau nördlich des Rowuma wohnenden Wamakonde, welche schon im Frieden einen unsicheren Bevölkerungsbestandteil gebildet hatten, an einzelnen Stellen unter portugiesischer Aufhetzung aufsässig gezeigt. Nach der Verjagung der Portugiesen Ende 1916 änderte sich dies Verhalten aber wieder. Die Wamakonde verhielten sich friedlich und lieferten Träger und Nahrungsmittel, bis im Verlaufe der letzten Kämpfe der Schutztruppe im Lindibezirk Ende 1917 englische Truppen von der Küste aus auf das Plateau vordrangen. Dann nahmen Teile der Eingeborenenbevölkerung in dem feindlichen Machtbereiche unter englischem Druck wieder gegen uns Stellung. Im übrigen gab die Eingeborenenbevölkerung des Südens bis zum Abzug der Truppen über den Rowuma in das portugiesische Gebiet Ende November 1917 zu Klagen keinen Anlaß.

Die Beschaffung und der Herantransport ausreichender Nahrungsmittel für die Truppe bereitete zeitweise große Sorgen. Die schwere Nahrungsmittelkrise am Rufiji im September 1916, welche durch gemeinsame angestrengte Tätigkeit der militärischen und zivilen Verwaltungsbehörden behoben werden konnte, ist im 16. Kap. erwähnt worden, ebenso die Ende Januar 1917 nach dem Abmarsch des Gros der Truppe vom Rufiji entstandene im 17. Kap. Einzelnen in ungünstigen Gebieten stationierten Abteilungen ging es in den ersten Monaten des Jahres 1917 hinsichtlich der Verpflegung recht schlecht. Die Farbigen konnten nur mit Mühe knapp ernährt werden. Aber auch die Europäer mußten in solchen Gegenden sehr viel entbehren.

Die Bemühungen der Verwaltung in den uns noch verbliebenen Bezirken Kilwa und Lindi waren von Beginn der Regenzeit an darauf gerichtet, die Bestellung möglichst umfangreicher Flächen durch die Eingeborenen herbeizuführen, um gleichzeitig die Ernährung der Truppe wie die der Eingeborenen selbst zu ermöglichen. Die Verwaltungsbeamten waren bemüht, durch Bereisung der Eingeborenenansiedelungen diese notwendigen Grundlagen des Weiterhaltens deutscher Gebietsteile sicherzustellen. Auch die Aufkaufsposten und sonstigen Stellen der militärischen Etappen- und Intendanturver-

waltung suchten nach Möglichkeit den Anbau zu fördern. Dies war besonders deswegen schwierig, weil ein großer Teil der Männer als Träger zu den in verpflegungsarmen Gebieten stehenden Truppen Lasten mit Nahrungsmitteln bringen mußte, ebenso nach den Magazinen zur Aufstapelung von Vorräten.

Trotz der großen Schwierigkeiten gelang es, im Ostteile genügend Nahrungsmittel anzubauen und heranzuschaffen. Ausschlaggebend war dabei, daß in der Regenzeit 1916/17 nach zwei trockenen Jahren so starker Regen niederging, daß in den meisten Gebieten günstige Ernten erzielt wurden. Demgegenüber traten die Nachteile des zu starken Regens, wie stellenweise Überschwemmung mit Vernichtung der Ernte und die sehr vermehrten Transportschwierigkeiten, zurück. Die Ernte, vor allem im Lindibezirk, ergab genügend Mtama und Mais, so daß unter Berücksichtigung des eigenen Bedarfes der Eingeborenen die Truppe ernährt und ein genügender Vorrat aufgestapelt werden konnte. Mit der Wegnahme von Magazinen durch den Feind und die durch das konzentrische Einrücken der Feinde eintretende Verkleinerung der Fläche, welche uns noch zur Verfügung stand, wurde allerdings diese Möglichkeit immer geringer.

Im Westteile, im Bezirk Mahenge, lag die Sache insofern schwieriger, als Mahenge als Militärbezirk nicht über den eingearbeiteten Verwaltungsapparat verfügte, wie die übrigen unter Zivilverwaltung stehenden Bezirke. Zudem war infolge der Heranziehung der in Mahenge stehenden Schutztruppenkompagnie zur kämpfenden Truppe und der schließlichen Gefangennahme ihres Führers, Major v. Grawert, der gleichzeitig Chef der Verwaltung gewesen war, im Januar 1917 kein mit den Eingeborenenverhältnissen vertrauter Offizier zurückgeblieben. Trotzdem war die Verwaltung, welche nach Gefangennahme des Majors v. Grawert im Januar 1917 von Hauptmann Döring geführt wurde, gemeinsam mit der Intendantur unter Hauptmann v. Brandis eifrig bemüht, die Beschaffung von Nahrung zu fördern. Sie wurde dabei später durch den nach dem Verlust von Udjidji mit der Truppe heranmarschierenden Bezirksamtmann Lange unterstützt, welcher sich besonders mit Erfolg der Reisbestellung der Eingeborenen in der Ulangaebene annahm. Ungeachtet dieser intensiven Tätigkeit gelang es nicht, zum Teil infolge von Transportschwierigkeiten, vor dem Einsetzen der Reisernte den im Südwesten von Mahenge stehenden Truppen ausreichende Verpflegung zuzu-

führen. Ein beträchtlicher Teil dieser Truppen, die Abteilungen des Majors Kraut und des Hauptmanns Wintgens, sah sich, um nicht zu verhungern, im Februar 1917 gezwungen, den Mahengebezirk zu verlassen (s. Kap. 17). Für die verbliebenen Westtruppen konnten genügende Nahrungsmittel sowohl für die Verpflegung an Ort und Stelle wie für den späteren Abmarsch nach Süden zusammengebracht werden.

Bei den besprochenen Nahrungsmitteln handelte es sich immer um das für die eingeborenen Askari und Träger nötige Korn. Schwieriger noch gestaltete sich die Ernährungsfrage für die Europäer.

Was Brotgetreide anbetrifft, so bildeten anfangs die zur Zeit des Verlustes Ukingas (Langenburg) unterwegs befindlich gewesenen, auf halbem Wege aufgestapelten Weizenbestände sowie die mit dem Hilfsschiff „Marie" im März 1916 in der Sudibucht eingetroffenen Quantitäten Weizenmehl eine gewisse Reserve, besonders für die Lazarette. Nach deren Erschöpfung waren die Europäer für die Brotherstellung ausschließlich auf die Körnerfrüchte der Eingeborenen angewiesen. Es gelang aus manchen Arten derselben ein ganz genießbares Brot herzustellen. Wirklicher Mangel in dieser Beziehung entstand nur zeitweise in manchen Gegenden, wenn entweder kein geeignetes Eingeborenenkorn zu erlangen war oder infolge der Kriegsverhältnisse, Märsche, Regenfälle keine Möglichkeit bestand, Korn zu stampfen oder aber die Köche aus diesem Grunde nicht imstande waren, Brot zu backen.

Als Ersatz für Kaffee wurde mit Erfolg ein brauchbarer Malzkaffee aus Mais oder Mtama hergestellt. Auch eine einheimische Bohnenart Yugumawe erwies sich dazu geeignet.

Die Beschaffung von Salz war nach dem Verlust der Saline Gottorp und des größten Teils der Küste in der zweiten Hälfte 1916 schwieriger geworden. Mit Rücksicht darauf, daß es im Inneren kein Salz gibt, waren tausende von Lasten Salz von der Zentralbahn nach Kissaki geschafft worden. Leider war bei der schnellen Räumung auch dieses Ortes vor dem überlegenen Feind der größte Teil der Salzvorräte verloren gegangen. Ein einigermaßen ausreichender Ersatz wurde dadurch geschaffen, daß die am Lukuledikriek bei Lindi bestehende Salzgewinnung der Eingeborenen aus Seewasser auf Einwirkung des Bezirksamtes Lindi beträchtlich erweitert wurde. Wenngleich während der Regenzeit der Betrieb zeitweise

ausgesetzt werden mußte, dieser auch durch häufige Fliegerangriffe gestört wurde, so konnte doch der Bedarf für die Europäer voll gedeckt und auch an Askari etwas Salz verabfolgt werden. Nach Verlust auch des Lukuledikriegs an den Feind Mitte 1917 wurde die Frage der weiteren Salzversorgung sehr brennend. Ein natürliches Salzvorkommen bei Massassi im Inneren des Lindibezirkes ergab sehr bescheidene Erträge. Eine nördlich des Rowuma an einigen Stellen eingeleitete Salzgewinnung war gleichfalls wenig ergiebig und wurde durch feindliche Patrouillen gestört. Die auf meine Veranlassung mit der Gewinnung von Salz aus gewissen Grasarten, wie sie manche Eingeborenenstämme des Inneren betreiben, angestellten Versuche hatten das Ergebnis, daß das gewonnene Salz hauptsächlich Kalisalz und für Europäer unbekömmlich bzw. ungenießbar war. Als die Reste der Truppe Ende November 1917 über den Rowuma in portugiesisches Gebiet einrückten, waren nur noch geringe Salzvorräte für die Europäer vorhanden.

Für die Europäer sehr unangenehm war der Mangel an Fett oder Öl, wie er nach dem Abmarsch von der Zentralbahn öfter auftrat. Es wurde aus Erdnüssen oder Sesam Öl hergestellt, wo diese Produkte zu erlangen waren. Dies geschah am Sitz einzelner Verwaltungsstellen durch primitive Ölpressen, im übrigen durch Stampfen und Auskochen in der Einzelwirtschaft. Am Rufiji und später zeitweise auch an anderen Flüssen konnte in gewissem Maße Ersatz durch das Fett von Flußpferden geschaffen werden, welches nicht nur zum Kochen verwandt, sondern auch als Schmalz auf das Brot gestrichen wurde. Wohlschmeckender war Elefantenfett, welches hier und da durch Abschuß von Elefanten erlangt wurde.

Elefanten gab es in manchen Teilen des Südens, am häufigsten im Mahengebezirk. Zur Jagd auf sie konnten aber fast ausschließlich unsere kleinkalibrigen Gewehre benutzt werden, da größere Kaliber, besonders Elefantenbüchsen, nur ganz vereinzelt vorhanden waren. Die Gefährlichkeit der Jagd wurde dadurch erhöht, daß die Aussicht auf einen sofort tödlich wirkenden Schuß bei dem kleinen Kaliber gering war. Im Mahengebezirk wurde der Stabsarzt Dr. Neubert auf der Elefantenjagd von einem verwundeten Elefanten angenommen und mit dem Stoßzahn durchbohrt. Der Unglückliche war sofort tot. In einem anderen Falle wurde ein Deutscher von einem Elefanten mit dem Rüssel ergriffen und in hohem Bogen ins Gebüsch

geworfen. Der Angegriffene kam mit dem Leben davon, da der Elefant ihn nicht wiederfand, hatte aber erhebliche Verletzungen davongetragen. Die Jagd war auch, besonders in der Regenzeit in dem hochwuchernden Gras, dessen Durchschreiten im Süden durch die langdauerndes heftiges Jucken verursachenden Juckbohnen noch erschwert wurde, sehr anstrengend. Die Elefanten gehen zudem unberechenbar weit. In einem Fall, in dem nahe dem Lukuledital unmittelbar vor meiner Ankunft Elefanten auf der Straße die als Telegraphenpfähle verwendeten Bäume ausgerissen hatten, gelang es uns trotz sofort aufgenommener Verfolgung nicht, an das Großwild heranzukommen.

Bedenklich wurde, nachdem die Betriebe zur Chininherstellung an der Zentralbahn infolge feindlichen Vordringens aufgegeben werden mußten, die Frage der Deckung des Bedarfes an Chinin. Die zunächst in Aussicht genommene Fortsetzung der Chininherstellung im Inneren ließ sich nicht ermöglichen, da infolge der Gestaltung der Kriegsverhältnisse die umfangreichen Bottiche usw. nicht mehr weiter mitgenommen werden konnten und ein Ersatz in den uns später allein noch zur Verfügung stehenden Gegenden des Inneren nicht zu erlangen war. Es wurden daher nur noch Chinarinden mitgenommen und aus diesen vom Stabsapotheker d. R. Dr. Schulze ein Extrakt hergestellt, der nach Möglichkeit in Gefäße gefüllt und mitgenommen wurde. Da geeignete Säuren fehlten, so drohte auch hierin ein vollständiger Mangel einzutreten. Doch gelang es mit Hilfe der in den Pflanzungen vorhandenen Essigsäure einen, wenn auch nicht vollwertigen, trotzdem immer noch brauchbaren Chinarindenextrakt herzustellen, mit dessen Hilfe die noch vorhandenen Chininvorräte gestreckt werden konnten. Auch wurde gelegentlich etwas Chinin vom Feinde erbeutet.

Trotzdem war die Lage hinsichtlich der zukünftigen Chininversorgung trübe, da der Chininbedarf fortdauernd sehr stark und die Bestände an Chinin und an Chinarinden beschränkt waren. Es gab eine ganze Menge mit Dauermalaria behafteter Deutscher, deren Fortexistenz nur bei ständigen Chiningaben möglich war. Erst die Zurücklassung aller dieser Kranken und die Verminderung der Europäerzahl der Truppe auf weniger als ein Drittel der bisherigen Stärke bei dem Abmarsch zum Rowuma unter gleichzeitiger Mitnahme der noch vorhandenen Chininvorräte mit Ausnahme der für die zurückgelassenen Kranken unmittelbar benötigten Quantitäten schaffte Erleichterung.

Im Jahre 1917 entstand ein Mangel an Verbandstoffen infolge völkerrechtswidriger Vernichtung des größten Teiles der Sanitätsreserve durch die Engländer bei Mkindu (s. Kap. 17). Ich ließ zur Abhilfe sämtliche in den noch von uns gehaltenen Teilen des Schutzgebietes vorhandenen, dafür geeigneten Tücher, sowie alle irgend abgebbaren europäischen Wäschestücke requirieren. Außerdem wurden alle sonst möglichen Hilfsmittel als Ersatz herangezogen. Es wurde zur Anfertigung von Binden aus Holzstoff geschritten, wie ihn die Eingeborenen im Süden als Bekleidungsstoffe verarbeiten und verwenden. Vom Stabsarzt Dr. Taute angestellte Versuche hatten die Eignung entsprechend bearbeiteter Holzstoffe für Verbandzwecke ergeben. Die Jumben der betreffenden Gegenden wurden von den Verwaltungsbehörden instruiert und bewirkten die Einlieferung großer Quantitäten entsprechend zubereiteter Holzstoffe, aus denen dann nach Weiterbearbeitung und Desinfizierung durch Dr. Schulze Binden hergestellt wurden. Diese Binden erwiesen sich als durchaus brauchbar und wurden besonders für Farbige verwendet. Außerdem wurde als Ersatz für die verloren gegangene Verbandwatte Baumwolle von der Baumwollstation Mahiwa im Lindibezirk herangezogen. Diese Baumwolle wurde von Dr. Schulze entfettet und als Verbandwatte verwendbar gemacht. Ferner fertigte dieser aus kleinen Stücken Verbandgaze und Watte Wundauflagen an, welche an Stelle der gleichfalls knapp gewordenen Verbandgaze für direktes Auflegen auf die Wunden Verwendung fanden. Weiter wurde von dem Hilfsdampfer „Marie" mitgebrachtes, mit einem Gazeüberzug versehenes Ölpapier mit Erfolg nutzbar gemacht. Die Gaze wurde abgezogen und nach entsprechender Behandlung durch Dr. Schulze an Stelle von Mullbinden benutzt, während das verbleibende starke gelbe Papier zu Banknoten verwandt wurde (siehe Kap. 19). Für ersteren Zweck eigneten sich übrigens auch entsprechend zubereitete Holzstoffe der oben angegebenen Art in gewissem Umfange. Als brauchbar erwiesen sich endlich auch die vom Bezirksamt Lindi mit Hilfe der dafür wieder aufgenommenen Spinnerei und Weberei hergestellten Binden. Es wurde auf diese Weise der Bedarf an Verbandstoffen vollständig gedeckt. Ohne die Bereitstellung dieser Ersatzmittel wäre eine ausreichende ärztliche Versorgung der Verwundeten nicht möglich gewesen.

Es gelang ferner, nach Anweisungen des Dr. Schulze Ersatz für

einzelne zu Ende gehende Medikamente herzustellen, in erster Linie Rizinusöl und Bolus Alba. Die Rizinusstaude wächst in manchen Gegenden der Kolonie wild. Es konnte durch die Bezirksämter genügend Öl gepreßt werden, welches dann gereinigt wurde. Ebenso gelang es, für Bolus Alba geeigneten Ton zu finden, aus dem Dr. Schulze dieses Stopfmittel in ausreichender Quantität herstellen konnte.

Der genannte Gouvernementsapotheker entfaltete auch sonst mit Unterstützung der Verwaltung, insbesondere durch Stellung von eingeborenen Arbeitern, eine eifrige Tätigkeit zur Schaffung von Ersatzmitteln. Es gelang ihm, sowohl Mundwasser und Zahnpasta wie Rasierseife herzustellen, welche dankbar begrüßt wurden. Als Grundlage für Salben benutzte er gereinigtes Flußpferd- und Elefantenfett. Da sämtliche Flaschen bereits von der Postverwaltung für Telegraphenlinien als Isolatoren verbraucht waren, wurden für die oben erwähnten Chininlösungen aus Früchten des Affenbrotbaumes Gefäße angefertigt.

Außerdem wurden alle sonst möglichen Hilfsmittel zur Schaffung von Ersatz für fehlende Einfuhrartikel herangezogen. Insbesondere wurde aus Eingeborenenkorn Alkohol für medizinische Zwecke hergestellt. Ferner wurden Säcke und Körbe aus Baumrinden und Gräsern in großem Maßstabe auf Anforderung der Verwaltung von den Eingeborenen hergestellt. Der Bedarf daran war, nachdem die Säcke aus Jute und Baumwollstoffen verbraucht oder zur Bekleidung von Trägern verwendt waren, sehr bedeutend. Da diese Ersatzstoffe besonders in der Regenzeit nicht lange hielten, so war stetige Erneuerung nötig. Auch zur Bekleidung unserer Träger mußte vielfach zu den Rindenstoffen der Eingeborenen gegriffen werden. Die Belastung der letzteren, von denen die dafür tauglichen Männer großenteils beständig als Träger unterwegs waren, wurde durch alle diese verschiedenartigen gleichzeitigen Anforderungen, neben denen die Bestellung der Felder und später die Aberntung herging, außerordentlich groß. Doch gelang es im wesentlichen, der Schwierigkeiten Herr zu werden, wenn auch hier und da Stockungen auftraten.

Über die Herstellung von Banknoten unter primitivsten Verhältnissen s. Kap. 19.

Wie die Schutztruppe, so haben auch die zivilen Verwaltungsbehörden in Deutsch-Ostafrika bis zum letzten Augenblick der Räu-

nung der Kolonie in vollstem Maße ihre Pflicht getan. Sie haben unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen bis zum Schluß auf ihren Posten ausgeharrt, die Verwaltung aufrechterhalten und die Eingeborenen in weitestem Umfange zur Erfüllung der Aufgaben des Krieges herangezogen. So haben sie die Grundlagen geschaffen und bis zuletzt aufrecht erhalten, auf denen die militärischen Taten der Schutztruppe möglich waren.

Besonders hervorzuheben ist auch die Haltung unserer eingeborenen Beamten, welche in ihrer ganz überwiegenden Zahl sich gut bewährt und trotz der immer schlechter werdenden Verhältnisse treu zu uns gehalten haben. Leider haben manche dieser braven Leute nachher unter englischer Herrschaft ihre Anhänglichkeit an unsere Regierung und ihre treue Pflichterfüllung mit Deportation und sonstiger übler Behandlung schwer büßen müssen (s. Kap. 27). Auch diese Haltung unserer farbigen Beamten während des Krieges ist wieder ein Beweis für das Vertrauen, dessen sich unsere Regierung bei den Eingeborenen erfreute und für unsere Fähigkeit zum Kolonisieren.

Kapitel 19.

Das Geldwesen.

Nach einem alten Wort gehören zum Kriegführen drei Dinge: Geld, wiederum Geld und nochmals Geld. In Deutsch-Ostafrika handelte es sich bei der Geldbeschaffung nicht um die Aufbringung der insgesamt nötigen Summen im Lande selbst. Unsere Kriegskosten, welche nicht viel mehr Millionen erreichten, wie in der Heimat Milliarden — nach einer vorläufigen Schätzung ungefähr 200 Mill. Rupien gleich rd. 260 Mill. Mark —, gingen auf Rechnung des Deutschen Reiches. Die Schwierigkeiten bestanden vielmehr darin, die für den Geldverkehr im Lande nötigen Barbeträge zu beschaffen. Wir hatten die Silberwährung mit eigenen ostafrikanischen Rupien. Die Silbermünzen zu 1, ½ und ¼ Rupien wurden ebenso wie die Scheidemünzen in Deutschland hergestellt. Auch die Banknoten der einzigen Notenbank der Kolonie, der Deutsch-Ostafrikanischen Bank, wurden in der Heimat angefertigt. Um den Bedürfnissen der schnellen Zunahme des Handels und des Geldumsatzes zu

Hans Busse

Steppenbrand in Deutsch-Ostafrika.

entsprechen und Ersatz für die beständige Verminderung der Silberbestände infolge Verarbeitung von Rupiensilber durch Silberschmiede und infolge der Zurückhaltung von Bargeld durch die Eingeborenen zu schaffen, waren im Frieden jährlich beträchtliche Mengen Silbermünzen aus Deutschland in das Schutzgebiet hinausgesandt worden.

Im Kriege waren wir, ich muß es wiederholen, von der Heimat völlig abgeschnitten. Wir konnten weder Silbermünzen noch Banknoten aus Deutschland erhalten. Eine Zeitlang vermochten wir uns zwar mit den vorhandenen Silbermünzen und Banknoten zu behelfen; bei langer Kriegsdauer ging dies jedoch nicht. Wir mußten im eigenen Lande Ersatz schaffen. Das Einfachste war dabei natürlich die Herstellung von Banknoten, für welche Papier und Notenstempel genügten. Während des Krieges haben wohl alle kriegführenden Staaten in Europa hinreichend flüssige Zahlungsmittel durch Ausgabe von Banknoten und Schatzanweisungen sich beschaffen können. Bei uns stieß die Herstellung infolge Fehlens der Einrichtung für die Fabrikation auf mannigfache Schwierigkeiten, besonders als wir im späteren Verlauf des Krieges im Busch fern von aller Zivilisation waren; davon abgesehen drohte aber zeitweise infolge Papiermangels überhaupt die Herstellung unmöglich zu werden.

Doch mit Banknoten allein war es bei uns nicht getan. Wir hatten mit einer Eingeborenenbevölkerung zu tun, welche bis dahin zum allergrößten Teil Papiergeld überhaupt nicht kannte und diesem Zahlungsmittel widerstrebend gegenüberstand. Ferner aber gab es infolge ihres Viehbesitzes und Ackerbaues für die Ernährung unserer Truppe und der europäischen Bevölkerung wichtige Stämme, welche selbst den Schritt vom Tauschhandel zum Geldverkehr noch nicht völlig zurückgelegt hatten und schon Silbergeld ungern und zögernd nahmen. Diesen Völkern mit Banknoten zu kommen, war ausgeschlossen. Wenn die Kriegswirtschaft einigermaßen glatt vor sich gehen sollte, so war es notwendig, neben Banknoten auch Hartgeld zu beschaffen. Die Herstellung solchen Geldes ist nach unendlichen Mühen schließlich in befriedigender Weise gelungen. Mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten dies verknüpft war, welcher Erfindungsgeist, welche Hingabe aller Beteiligten erforderlich waren, um der immer wieder sich entgegenstellenden Hindernisse mit den unzureichenden Werkzeugen und Materialien Herr zu werden, welche bedeutenden Arbeitsleistungen aller, die dabei tätig gewesen sind, diese einfachen Münzen (s. Taf. 34

und 35) herzustellen, kann sich kaum jemand vorstellen, der nicht unter ähnlichen Verhältnissen gearbeitet hat.

Vor einem Eingehen auf diese Münzprägung will ich einen kurzen Überblick über die Gestaltung des Geld- und Bankwesens während des Krieges geben.

Die Verwaltung bediente sich im Kriege wie bisher im Frieden für den Geldbedarf der Vermittelung der Deutsch-Ostafrikanischen Bank in Daressalam. Da infolge des Wegfalles der Zölle und mancher anderer Einnahmen während des Krieges die Eingänge von Bargeld beim Gouvernement geringer wurden, andererseits die Ausgaben für Kriegszwecke durch die Verminderung der Zivilverwaltungsausgaben nicht gedeckt wurden, endlich keine Überweisungen aus der Heimat stattfinden konnten, so war das Gouvernement notwendigerweise auf Darlehen der Bank angewiesen. Die Bank war etwa während des ersten Kriegsjahres zur Gewährung der Darlehen in Silbergeld in der Lage, da ihr durch verzinsliche Depots von Privatfirmen und Privatpersonen beträchtliche Gelder zuflossen. Als Verzinsung (bis zur Überweisung der geliehenen Gelder durch das Reichs-Kolonialamt an die Berliner Bankzentrale) wurden anfänglich 4 Prozent, dann 4½ Prozent, schließlich 5 Prozent gewährt. Die Erhöhungen erfolgten, um die Bank in die Lage zu setzen, ihre Zinsbedingungen für Privatdepots angemessen zu erhöhen, damit bei dem Knapperwerden des Geldes der Zufluß von Bargeld an die Bank gesteigert wurde. Zur Verminderung des amtlichen Bedarfes an Bargeld an bestimmten Terminen hob ich die bisher für alle etatsmäßigen Stellen bestehende Vorauszahlung des Gehaltes für drei Monate auf und ersetzte diese durch Zahlung für einen Monat. Ferner wurde die Stundung fälliger Gebührnisse allgemein zugelassen und für den Fall, daß der Empfangsberechtigte auf Auszahlung während des Krieges verzichtete, eine Verzinsung von 4 Prozent für die nicht erhobenen Gebührnisse gewährt. Von dieser letzteren Maßnahme wurde in großem Umfange Gebrauch gemacht. Sie führte zu einer erheblichen Verminderung des Geldumsatzes.

Da infolge der weiter unten erörterten Umstände der Rückfluß von Bargeld aus dem Lande in die Bank allmählich geringer wurde, so wurden in steigendem Maße Interimsbanknoten ausgegeben. Von der für Friedensverhältnisse vorgesehenen Silberdeckung der Banknoten mußte infolge Knapperwerdens der Silber-

bestände im späteren Verlauf des Krieges abgesehen werden; an ihre Stelle traten als Deckung die Wechsel, welche das Gouvernement der Bank über die von dieser gewährten Darlehne ausstellte. Soweit den von der Bank an das Gouvernement gewährten Darlehnsbeträgen die Ausgabe von Interimsnoten gegenüberstand, erfolgte eine Vergütung an das Gouvernement von 2 Prozent bei den Ein-Rupienoten, von 2 ½ Prozent bei größeren Noten. Von einer besonderen Beteiligung des Gouvernements am Gewinn wie am Risiko der Banknoten wurde abgesehen. Eine allgemeine Gewinnbeteiligung des Fiskus ist bereits durch die Konzession der Deutsch-Ostafrikanischen Bank vorgesehen. Ich ging davon aus, daß im Falle eines erheblichen Gewinnes der Bank, sofern die bestehende Bestimmung über Gewinnbeteiligung des Fiskus nicht ausreichen sollte, eine anderweite gesetzliche Maßnahme, wie sie in Deutschland bezüglich der Reichsbank erfolgt war, möglich sein würde.

Bei der langen Kriegsdauer und der mangelhaften Herstellung der Banknoten, die größtenteils aus gewöhnlichem Konzeptpapier hergestellt werden mußten, sind sicher erhebliche Mengen von Banknoten verloren gegangen. So haben beispielsweise zweifellos vielfach eingeborene Träger, die ihre Noten nicht wasserdicht und sicher verwahren konnten, besonders beim Durchschreiten von Flüssen und während der Regenzeit beträchtliche Verluste an Banknoten erlitten. Auch haben wiederholt englische wie belgische Soldaten den Eingeborenen abgenommene oder sonst erbeutete Bestände an Interimsnoten vernichtet.

Was den Banknotenverkehr anbetrifft, so entstand gleich bei Eingang der ersten Nachrichten über den Kriegsausbruch in Daressalam eine Panik. Der Andrang von Leuten, welche ihre Banknoten gegen Bargeld umtauschen wollten, wurde so groß, daß ich zur Aufrechterhaltung der Zahlungsfähigkeit der Bank auf deren Antrag ihre Verpflichtung zur Rückzahlung der Banknoten vorübergehend aufhob. Eine weitere Stütze suchte ich der Bank dadurch zu gewähren, daß ich die Kassen des Gouvernements anwies, nicht nur bei Geldzahlungen Banknoten in jeder Höhe in Zahlung zu nehmen, sondern auch nach Möglichkeit auf Wunsch kleinere Banknoten umzuwechseln. Diese Maßnahmen genügten im Verein mit der bald Platz greifenden ruhigeren Stimmung des Publikums, um normale Zustände herbeizuführen.

Die Silberbestände einschließlich der aus dem Verkehr zurückfließenden Bargeldbeträge genügten zunächst auf länger als ein Jahr. Dagegen entstand schon im März 1915 eine Knappheit an Banknoten. Es wurden zu dieser Zeit von der Bank 20 Rupien-Noten ausgegeben, im August 1915 entsprechend dem hervortretenden Bedürfnisse auch 5 Rupien-Noten.

Für den Geldverkehr war eine kräftige Hilfe das regelmäßige Einkommen der Kopf- und Hüttensteuer von den Eingeborenen, welche während der beiden ersten Kriegsjahre vollständig, im zweiten Kriegsjahre sogar in einer alle bisherigen Steuererträge übertreffenden Höhe einging. Während des ersten Kriegsjahres strömte auch sonst, solange noch genügend europäische Handelsartikel, vor allem Eingeborenenstoffe, vorhanden waren, ausreichend Silbergeld von den Eingeborenen zu den Händlern und Kaufleuten und von diesen zu den Großfirmen zurück, so daß ein erheblicher Mangel an Bargeld nirgends zutage trat. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 trat mit dem Knappwerden und schließlich gänzlichem Verschwinden der Eingeborenenstoffe auch ein Mangel an Hartgeld ein. Das an die Eingeborenen in Form von Arbeiter- und Trägerlöhnen, für die Lieferung von Nahrungsmitteln, insbesondere auch Vieh, gezahlte Geld konnte nicht mehr wie bisher im Handelsverkehr zurückfließen, da die Eingeborenen nichts mehr kaufen konnten; andererseits mußten die Löhne und Einkaufsgelder immer weiter gezahlt werden. So entstand eine rasch zunehmende Geldknappheit, die zu eingreifenden Maßnahmen der Regierung zwang, wenn nicht eine Katastrophe eintreten sollte.

Nach Besprechung mit den erreichbaren Sachverständigen beschloß ich nach drei Richtungen hin Maßnahmen zu treffen. Es wurde einmal zur Verausgabung von kleinen Banknoten, besonders 1 Rupie-Noten geschritten, nachdem schon vorher, wie erwähnt, über größere Beträge Interimsnoten ausgegeben waren. Ferner wurde durch Verordnung bestimmt, daß niemand über den eigenen Bedarf hinaus Hartgeldbeträge aufspeichern dürfe, und daß die überschießenden Beträge gegen Zahlung in Banknoten oder Deponierung gegen Verzinsung amtlich eingezogen werden könnten. Endlich wurde zur Prägung von Hartgeld geschritten.

Die Ausgabe kleiner Banknoten, besonders von den in großen Mengen notwendigen 1 Rupie-Noten, stieg auf mannigfache Schwierig-

keiten. Es waren im Schutzgebiet nur einfache Druckmaschinen der Zeitungen vorhanden, an Papier fast nur gewöhnliches Schreibpapier. Irgendwelche eine Fälschung erschwerenden Druckarten ließen sich zunächst nicht bewerkstelligen. Die nach Tabora verlegte Bankleitung (Direktor Frühling) hielt es daher für nötig, jede einzelne Note von zwei von der Bank bevollmächtigten Europäern mit Tinte unterzeichnen zu lassen. Da die Kräfte der Bank bei dieser Art des Betriebes entfernt nicht ausreichten, um die nötigen Mengen kleiner Noten fertigzustellen, so wurde das Personal des damals gleichfalls in Tabora befindlichen Gouvernements, soweit es mit der Führung der Gouvernementsgeschäfte irgend vereinbar war, gleichfalls dafür der Bank zur Verfügung gestellt und von dieser zur Unterzeichnung ermächtigt. Nur bei angespanntester Arbeit aller Beteiligten war es möglich, den starken Notenanforderungen, besonders der militärischen Stellen, einigermaßen gerecht zu werden, bis es der Deutsch-Ostafrikanischen Bank gelungen war, unter Hilfe des Gouvernementsapothekers Dr. Schulze ein Verfahren mechanischer Herstellung der Noten einschließlich Unterschriften ausfindig zu machen, welches eine genügende Sicherheit gegen Nachahmung zu bieten schien. Von da ab wurde von der persönlichen Unterzeichnung abgesehen.

Eine zweite große Schwierigkeit drohte durch eintretenden Papiermangel. Ich hatte zwar bei Beginn der Notenherstellung sämtliche im Schutzgebiet vorhandenen Papierbestände requirieren lassen. Das für Notenherstellung geeignete Papier wurde der Deutsch-Ostafrikanischen Bank zur Verfügung gestellt, während für den Schriftverkehr möglichst nur das für Notenpapier ungeeignete, ganz dünne indische Papier benutzt wurde. Trotzdem ließ sich voraussehen, daß die Notenherstellung mit dem vorhandenen Papier nur noch für eine gewisse Zeit durchgeführt werden konnte. Ehe die angestellten Versuche, Papier im Schutzgebiet herzustellen, zu einer praktischen Ausnutzung geführt hatten — ein Missionar im Muansabezirk sandte einige von ihm hergestellte brauchbar erscheinende Proben ein — brachte die Ankunft des Hilfsschiffes „Marie“ in der Sudibucht im März 1916 die Erlösung aus dieser Schwierigkeit. Das Hilfsschiff brachte neben vielen anderen Dingen auch bedeutende Mengen von Papier für Bureaubedarf und zum Einpacken mit. Ein großer Teil dieser Papierbestände erwies sich als brauchbar für die Herstellung von Interimsnoten und wurde mit Erfolg dazu verwendet.

Als das feindliche Vordringen bei Kondoa-Irangi im April 1916 die Unterbrechung der Zentralbahn wahrscheinlich machte, wurde ein Teil des Betriebes der Notenherstellung nach Morogoro verlegt. Dort wurden erhebliche Mengen von Noten hergestellt, bis das weitere Vordringen des Feindes zur Zentralbahn im August die Räumung Morogoros notwendig machte.

Bei Aufgabe der Zentralbahn im August 1916 konnten beträchtliche Bestände von Banknoten neben einem kleinen Bestand Silbergeld, ebenso gedruckte, von der Bank aber noch nicht fertiggestellte Notenformulare, von der Gouvernements-Geldreserve unter Sekretär Lenz, später Sekretär Traub mit nach Süden genommen werden. Von letzterer aus erfolgte die Versorgung der Truppen und der Verwaltungsstellen im östlichen Teile der Kolonie mit Geld, nachdem die Gouvernementshauptkasse in Tabora durch den englischen Vorstoß auf die Bahn Ende Juli 1916 abgeschnitten war. Da die Kriegsdauer und damit die Höhe des künftigen Geldbedarfes unsicher erschien, wurde noch eine Handdruckerei mit nach dem Süden abtransportiert, welche bei Kissaki aufgestellt wurde. Infolge des schnellen Vordringens des Feindes mußte jedoch der Betrieb in Kissaki im September 1916 gleichfalls aufgegeben und bei den entstehenden Trägerschwierigkeiten die Druckmaschine zurückgelassen werden. Die dort noch hergestellten Notenformulare und die von der Zentralbahn mitgebrachten wurden von zwei Bevollmächtigten der Bank noch in Niakisiku am Rufijifluß fertiggestellt und von der Geldreserve des Gouvernements übernommen.

Während für die noch vorhandenen Bestände an größeren Noten verhältnismäßig wenig Bedarf war, näherten sich die Reservebestände an kleinen Noten bereits in der ersten Hälfte 1917 der Erschöpfung. Im Mai 1917 ließ ich deshalb erneut die Herstellung von kleinen Noten in Angriff nehmen. Diese war nur nach Überwindung außerordentlich großer Schwierigkeiten möglich, die sich daraus ergaben, daß erst ein Druckapparat primitivster Art gefertigt werden mußte, während es in dem kleinen, uns zu dieser Zeit noch zur Verfügung stehenden Teil des Schutzgebietes fast an allem Nötigen sowohl für die Herstellung von Buchstaben wie für das Gießen von Formen fehlte. Erst nach vielen Versuchen und langwierigen Arbeiten gelang die Herstellung primitiv gedruckter Noten, welche von den beiden inzwischen zur Truppe eingezogen gewesenen Bankbevoll-

mächtigten unterschrieben wurden. Bei der Räumung des Schutzgebietes durch die Truppe, Ende November 1917, konnte dieser neben einem kleinen Silberbestand noch ein beträchtlicher Bestand an Banknoten von der Gouvernements-Geldreserve übergeben werden.

Insgesamt sind im Schutzgebiet annähernd 20 Millionen Rupien in Interimsbanknoten in den Verkehr gelangt. S. Abbildungen verschiedener Interimsbanknoten Taf. 34 und 35.

Die Ende 1915 von mir erlassene, Anfang 1916 durchgeführte Verordnung, wonach über eigenen Bedarf hinaus aufgespeicherte Hartgeldbestände von der Behörde gegen Banknoten ausgewechselt oder nach Wahl des Eigentümers gegen Verzinsung deponiert werden konnten, hatte hauptsächlich hinsichtlich der Inder in manchen Bezirken ein günstiges Ergebnis. Es gelangten auf diese Weise nicht unbeträchtliche Mengen Silbergeld wieder in den Verkehr. Insbesondere konnten im Jahre 1917, als wir auf den Südteil der Kolonie beschränkt wurden, dort noch Silbergeldbestände requiriert werden, welche sich als letzte Silberreserve des Gouvernements und später der Truppe sehr nützlich erwiesen. Immerhin handelte es sich bei allen diesen Requisitionen doch nur um einen Bruchteil der Beträge, welche in Banknoten in den Verkehr gelangten. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Masse des Silbergeldes von den Eingeborenen zurückgehalten wurde, welche bei dem Fehlen einer Verwendungsmöglichkeit zum Einkauf europäischer Stoffe und sonstiger Artikel ihr Geld vergruben oder sonst aufbewahrten. Eine Herausziehung dieser bei den Eingeborenen befindlichen Gelder ohne Einführung irgendwelcher Handelsartikel war aber ausgeschlossen.

Die Prägung von Hartgeld war, wie schon oben angedeutet, aus verschiedenen Gründen geboten. Einmal entstand in der zweiten Hälfte 1915 ein immer stärker werdender Mangel an Kleingeld. Wie das Silbergeld, so hielten die Eingeborenen auch die kleineren Münzen zurück, sobald die europäischen Verkaufsartikel zur Neige gingen. Die kleinste Note von 1 Rupie war für den Eingeborenenhandel immer noch eine verhältnismäßig große Summe. Das Fehlen von kleineren Münzen wurde ein stets lästiger werdendes Hindernis für den Handel mit den Eingeborenen im allgemeinen wie auch für den Aufkauf für Europäer und für die Truppe im besonderen. Sodann aber mußte der Aufkauf von Körnerfrüchten wie von Vieh zeitweise in solchen Gebieten bewerkstelligt werden, in denen, wie z. B. in Urundi und

Uha, das Geld überhaupt bis vor kurzem der Masse des Volkes unbekannt war, und schon die Zahlung mit Silbergeld zu manchen Schwierigkeiten geführt hatte. Bei diesen Stämmen mit Banknoten zu arbeiten, erschien als vollständig ausgeschlossen. Schließlich wurde allenthalben in der Kolonie Hartgeld irgendwelcher Art von sämtlichen Eingeborenen lieber genommen als Papiergeld, für das die Eingeborenen, besonders auf dem Marsch und während der Regenzeit, kaum eine einigermaßen sichere Aufbewahrung besaßen.

Angesichts dieser Umstände ließ ich, obwohl die erste Prüfung nur geringe Hoffnung auf die Ermöglichung der notwendigen Massenherstellung von Münzen erweckte, diese betreiben. Diese Arbeiten leitete zunächst der Geologe Dr. Krenkel, später übernahm der Bergingenieur Dr. Schumacher von der Kironda-Goldminen-Gesellschaft die Leitung, während sich um die eigentlichen technischen Arbeiten bei der Prägung der später leider im Kriege gefallene Oberwerkmeister der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft Bergé besonders verdient machte.

Die Herstellung von Silbergeld kam von vornherein nicht in Frage, da es kein Silbervorkommen in der Kolonie gab und eine Requisition von silbernen Gegenständen entfernt kein ausreichendes Material ergeben hätte.

Eine telegraphische Anfrage bei sämtlichen Verwaltungsstellen in der Kolonie ergab, daß nicht genügend Zinn und andere weiße Metalle vorhanden waren, um die in erster Linie geplante Herstellung dem Nickelgeld ähnlicher Münzen betreiben zu können. Es stellte sich heraus, daß in Ermangelung ausreichender Mengen anderer Metalle nur die Anfertigung von Messingmünzen sich bewerkstelligen ließ. Da eine Prägung besonders wegen Fehlens einer Metallwalze zunächst nicht ausführbar erschien, wurden Versuche mit dem Gießen von Münzen gemacht. Schließlich aber ergab es sich, daß auf Kautschukplantagen benutzte Gummiwalzen auch für das Walzen des Metalls verwendet werden konnten. Allerdings wurden die auf diese Weise hergerichteten Messingplatten dicker, als eigentlich für die Münzen vorgesehen war. Da die Prägung trotz dieser Mängel eine wesentlich schnellere und bessere Herstellung ermöglichte als das Gießen in Formen, so wurde zu ersterer geschritten. Es wurden 20-Hellerstücke aus Messing geprägt ungefähr in Größe und Dicke eines Zweimarkstückes (siehe Taf. 34). Der Originalstempel für

Interims-Banknote

Die
Deutsch-Ostafrikanische Bank
zahlt bei ihren Kassen im Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiet dem Einlieferer dieser Banknote ohne Legitimationsprüfung

10 Zehn Rupien 10

Daressalam/Tabora
1. Juni 1916
Gebucht von:

Deutsch-Ostafrikanische Bank
Zweigniederlassung Daressalam
In Vollmacht:

Interims-Banknote

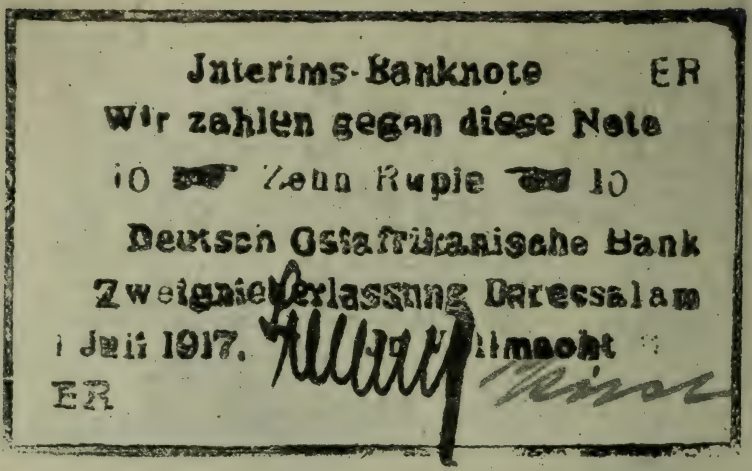
Die
Deutsch-Ostafrikanische Bank
zahlt bei ihren Kassen im D. O. A. Schutzgebiet dem Einlieferer dieser Banknote ohne Legitimationsprüfung

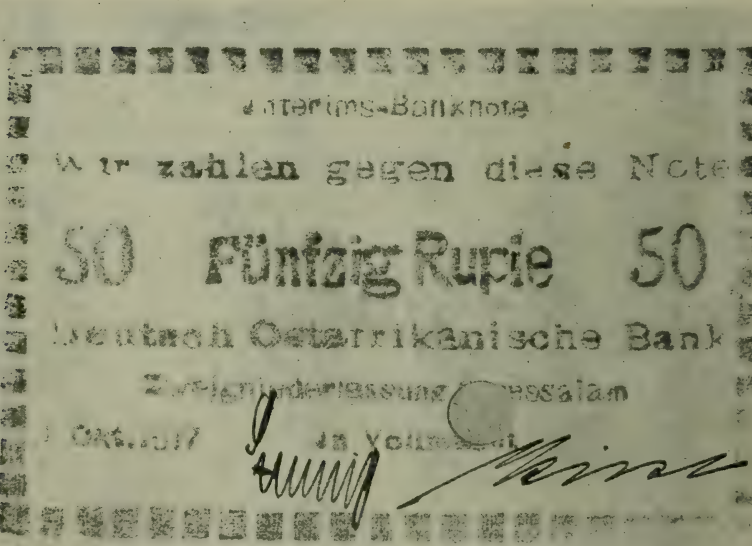
1 Eine Rupie 1

Daressalam/Tabora
1. Februar 1916.
Gebucht von:

Deutsch-Ostafrikanische Bank
Zweigniederlassung Daressalam
In Vollmacht:

Geld und Banknoten.
Oben 10-Rupien- u. 1-Rupie-Interimsbanknote, gedruckt 1916. Unten 5- u. 20-Hellerstück aus Messing.





Geld und Banknoten.

Oben 10-Rupien- und 50-Rupien-Interimsbanknote im Buich hergestellt 1917, letztere durch Lochung entwertet. Unten 15-Rupienstück aus Gold.

diese Münze war von dem Gouvernementsangestellten Wolf entworfen und graviert. Die übrigen Stempel wurden von indischen Goldfundi (Goldschmieden) angefertigt. Die Herstellung von über 1½ Millionen dieser Münzen (1634700 Stück) bedeutete für den Geldverkehr eine große Erleichterung. Die neuen Münzen wurden zwar nicht so gern von den Eingeborenen genommen wie die früher üblichen, doch viel lieber als die Banknoten.

Neben den 20-Hellerstücken wurden kleinere 5-Hellerstücke in geringerer Zahl (zirka 300000) geprägt (s. Taf. 34).

Allmählich entstand ein Mangel an Schmelztiegeln, nachdem die vorhandenen, einschließlich der vom Goldbergwerk Kironda nach Schließung seines Betriebes überlassenen, verbraucht waren. Einige für die Eisenbahnwerkstätten bestimmte Tiegel brachte das Hilfsschiff „Marie" im März 1916 mit. Um dem großen Bedarf an Münzen abzuhelfen, wurde schließlich auch zur Prägung von 20-Hellerstücken aus vorhandenen Messing- und Kupferröhren geschritten, welche zufällig die ungefähre Dicke der sonst für die Prägung benutzten Messingplatten hatten.

Gleichzeitig mit der Herstellung von kleinen Münzen hatte ich auch die Ausprägung von Goldmünzen in Betracht gezogen. Eine Feststellung der im Schutzgebiet befindlichen Goldmenge ergab, daß aus der eigenen Goldproduktion des Schutzgebietes so viel Gold in Barren vorhanden war, daß etwa für 1 Million Mark Goldmünzen geprägt werden konnten. Das größte Goldbergwerk der Kironda-Gesellschaft bei Sekenke, aus dem das im Schutzgebiet vorhandene Gold stammte, war zwar infolge Eingehens der Materialien im Laufe des Krieges eingestellt worden; dagegen war eine weitere Ergänzung der Bestände aus dem Goldgebiet im Muansabezirk zu erwarten. Bei den immer knapper werdenden Beständen an Silbergeld (die zuletzt noch vorhandene Reserve des Gouvernements Ende 1917 betrug nur 60000 Rupien) mußte das Zufließen für die Verhältnisse des Schutzgebietes beträchtlicher Mengen von Goldmünzen auf den Geldverkehr einen sehr günstigen Einfluß ausüben.

Nachdem die Prägung der Messingmünzen gelungen, und eine Besprechung mit Dr. Schumacher die Möglichkeit der Herstellung annehmbarer Goldmünzen ergeben hatte, wurden nach Entwurf von R. Vogt in Tabora die Prägestempel für 15-Rupienstücke von einem singhalesischen Goldschmied zugeschnitten. Die Münzen

zeigen auf der einen Seite einen Elephanten, darunter die Jahreszahl 1916 und das Münzzeichen T für Tabora, auf der anderen einen Reichsadler mit den Inschriften: Deutsch-Ostafrika und 15 Rupien (s. Taf. 35). Sie wurden mit einem Feingehalt von 750/1000 geprägt, was auf der einen Seite dem Gouvernement einen ausreichenden Gewinn ließ, auf der anderen Seite eine Nachahmung zum Schaden des Schutzgebietes nach Ansicht der gehörten Sachverständigen auszuschließen schien.

Die Prägung gelang gut, ging aber infolge der notwendigen Prüfung des Feingehalts und Gewichts eines jeden Goldstückes bei den primitiven Einrichtungen im Schutzgebiet naturgemäß sehr viel langsamer vor sich als die der Messingmünzen.

Die neuen Goldmünzen waren sehr beliebt. Sie wurden, damit nicht irgendwelche Personen, besonders Inder, sie zu Spekulationszwecken für Sammler aufspeicherten, im Anfang durch die Gouvernementshauptkasse und die Bezirkskassen nur in kleineren Beträgen an Deutsche ausgegeben. Leider wurde die Prägung der Goldmünzen durch das Vordringen der Feinde auf die Zentralbahn und durch die Einnahme Taboras durch die Belgier im September 1916 vorzeitig unterbrochen. Insgesamt waren 16198 Stück geprägt worden.

Die bei Kriegsende noch vorhandenen Banknoten und Geldbeträge reichten zur Auslöhnung der noch bei der Truppe befindlichen Askari, welche größtenteils ihren Lohn nicht abgehoben hatten, nicht aus. Da auch sonst Geld nicht beschaffbar war — der Versuch, die Engländer zur Verfügungstellung entsprechender Beträge zu veranlassen mißlang — so mußten die Askari und sonstigen Farbigen der Truppe mit einer Bescheinigung über den Betrag ihres Guthabens entlassen werden.

In den von den Engländern besetzten Landesteilen, die ja schließlich von Ende 1917 ab das ganze Schutzgebiet umfaßten, wurde nur das Silber- und sonstige Bargeld anerkannt, welches vor Kriegsbeginn im Schutzgebiet vorhanden gewesen war. Bald nach dem Einrücken englischer Truppen in die Kolonie im Jahre 1916 erließ der englische Oberbefehlshaber, General Smuts, eine Verordnung, nach welcher sowohl die Interimsnoten wie das während des Krieges hergestellte Geld für ungültig erklärt wurden. Für die alten Banknoten (die bereits vor dem Kriege in Umlauf waren) wurden von der englischen Verwaltung Beträge in wechselnder Höhe, erst $^3/_4$, dann $^2/_3$, schließ-

lich nur ½ vorschußweise gezahlt gegen Deponierung der Banknoten mit dem Vorbehalt der Rückgabe der letzteren bei Rückzahlung des Geldes innerhalb sechs Monaten nach Kriegsende.

Für die Interimsnoten entwickelten sich unbeschadet dieses Verbotes unter der Hand Kaufgeschäfte. Im Anfang wurden im europäischen Verkehr noch 50 Prozent, in einigen Fällen selbst 65 Prozent des Nominalwertes gegeben. Später sank der Wert beträchtlich und betrug gegen Kriegsende nur noch 20 Prozent und selbst darunter.

Von den im Besitz der Eingeborenen befindlichen Interimsnoten brachten Inder einen sehr bedeutenden Teil für geringe Zahlung an sich, indem sie den Eingeborenen nur 10—15 Prozent des Wertes in Silber auszahlten.

Die Goldmünzen waren als Erinnerungszeichen auch von den Engländern sehr begehrt und wurden in Daressalam zur Zeit meiner Anwesenheit Ende 1918 und Anfang 1919 durchschnittlich mit 50 Rupien für ein 15-Rupienstück bezahlt. In Sansibar sollen noch höhere Preise, bis zu 80 Rupien, gezahlt und Fälschungen von indischen Goldfundis hergestellt sein. Für das englische Pfund (in Gold) wurden zu dieser Zeit in Daressalam nur 16½ Silberrupien gezahlt, für 20 Schillinge in Silber 13½ Rupien. Der Friedenskurs ist 1 Pfund Sterling gleich 15 indischen Rupien. Deutschostafrikanische Silberrupien waren, nachdem mit englischer Besetzung Eingeborenenstoffe und sonstige Handelsartikel in das Schutzgebiet eingeführt waren, wieder in großen Mengen von den Eingeborenen in den Verkehr zurückgeflossen. Daneben kursierte englisches Geld.

Von den Engländern war allgemein die Ausfuhr der Goldmünzen aus dem Schutzgebiet verboten. Dieses Verbot war ausdrücklich auf diese deutschen 15-Rupienstücke, die sogenannten „Tabora-Sovereigns" ausgedehnt; sogar die bereits als Anhänger oder sonst als Schmuck verwandten Goldstücke durften nicht ausgeführt werden. Die deutschen Frauen wurden bei Verlassen des Schutzgebietes auf diese Goldstücke hin einer genauen körperlichen Durchsuchung unterzogen.

Die 20-Hellerstücke in Messing wurden auf dem Markte in Daressalam für den Nominalwert als Kuriosität gehandelt. Die selteneren 5-Hellerstücke sollten zum Satz von 50 Heller pro Stück gehandelt werden.

Kapitel 20.

Behandlung feindlicher Staatsangehöriger.

Hinsichtlich der Behandlung von Zivilpersonen feindlicher Nationalität ging ich von der Ansicht aus, daß der Krieg nur zwischen den beiderseitigen Militär- und Marinestreitkräften geführt werde, sich dagegen nicht auf Zivilpersonen, ganz besonders aber nicht auf Missionare erstreckte. Dementsprechend gestattete ich bei Kriegsausbruch auf Antrag des englischen Konsuls King in Daressalam die Abreise aller dort befindlichen Engländer, welche diesen Wunsch hegten und die Ermietung einer Dhau zum Zwecke der Fahrt nach Sansibar. Der Konsul King und eine Anzahl Engländer fuhren noch am Vormittag des 5. August, an welchem der Funkspruch über die Kriegserklärung Englands einging, nach Sansibar ab. Den sonstigen Zivilengländern wurde zunächst das Verbleiben in ihren Wohnsitzen und die weitere Ausübung ihres Berufes gestattet. Eine Ausnahme wurde nur hinsichtlich einiger Engländer gemacht, bei welchen die Schutztruppe aus militärischen Gründen eine Internierung für notwendig erachtete. Das letztere geschah auch nach Beginn der Kämpfe zwischen deutschen und englischen Truppen an der Nordgrenze unserer Kolonie bezüglich einiger in den Nordbezirken nahe dieser Grenze tätigen englischen Missionare der Universitäten-Mission.

Soweit eine Internierung oder Anweisung eines Zwangsaufenthaltes erfolgte, hatte ich die in Betracht kommenden Behörden, zivile sowohl wie militärische, angewiesen, für die feindlichen Staatsangehörigen in angemessener Weise zu sorgen und sie höflich zu behandeln. Die Internierung erfolgte zunächst in Kilimatinde, einem wenige Marschstunden südlich der Zentralbahn auf einem Hügel verhältnismäßig gesund gelegenen Platz, dessen Boma infolge Heranziehung der dort stationierten Schutztruppenkompagnie zur Front frei geworden war (s. Taf. 36).

Abgesehen von den vorerwähnten wenigen Personen konnten sämtliche englischen Missionare ruhig ihre Tätigkeit fortsetzen und zwar sowohl die im Inneren der Kolonie tätige kirchliche Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) wie die Universitäten-Mission (Universities Mission) auf ihren Stationen im Süden der Kolonie. Der Bezirksamtmann des Lindibezirkes, Regierungsrat Wendt, wurde wieder-

holt dahin vorstellig, diese letzteren Missionare aus dem Schutzgebiete auszuweisen, da sie nach Eingeborenennachrichten eine politische Propaganda für englische Interessen entfalteten. Ich verfügte darauf, daß die Abschiebung nach Sansibar nur in dem Falle erfolgen dürfe, wenn eine solche Propagandatätigkeit einwandfrei festgestellt würde, anderenfalls sollten die Missionare ruhig in ihrem Missionsfeld belassen werden. Die Erhebungen über die Tätigkeit der Missionare unter den Eingeborenen waren im Mai 1915 noch nicht abgeschlossen.

Zu dieser Zeit, mehr als ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, trafen unzweifelhafte Nachrichten ein — die sowohl in deutschen wie englischen Zeitungen enthalten waren —, daß die Engländer nicht nur in dem angrenzenden Britisch-Ostafrika, sondern sogar in Indien alle deutschen Missionare interniert hatten. Ich entschloß mich nur ungern zur Durchführung der gleichen Maßnahme hinsichtlich der englischen Missionare in Deutsch-Ostafrika, von welcher ich ungeachtet der wiederholt von militärischen wie auch zivilen Verwaltungsstellen geäußerten Bedenken über die Gefahr deutsch-feindlicher Beeinflussung der Eingeborenen und der Nachrichtenübermittelung an den Feind, und trotz verschiedener in dieser Richtung vorliegender Verdachtsmomente bisher abgesehen hatte.

Was die Unterbringung der englischen Missionare nach der Verfügung ihrer Internierung im Mai 1915 anbetrifft, so wurde die Mehrzahl, darunter die weiblichen Missionsmitglieder, soweit diese nicht in Krankenhäusern als Schwestern tätig waren, auf dem Kiborianiberg stationiert. Dies ist ein nahe der Zentralbahn gelegener Höhenort, dessen gesundheitliche Vorzüge sich daraus ergeben, daß er früher als Erholungsstation der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft gedient hatte und später, im Februar 1916 unter Verlegung des Missionsgefangenenlagers als Erholungsheim für unsere Rekonvaleszenten eingerichtet wurde. Ein anderer gesundheitlich derartig günstiger, malariafreier und kühler Punkt war nahe der Zentralbahn überhaupt nicht vorhanden. Die Unterbringung der Mission geschah in den von der Mission selbst als Erholungsräume gebauten, allerdings primitiven Lehmgebäuden, auch war die Unterbringung eng. Doch auch deutsche Frauen haben beim Mangel an Wohnungen im Inneren im Laufe des Krieges gleichfalls sehr gedrängt zusammenwohnen müssen.

Nachdem die Missionare aus dem erwähnten Grunde von Kiboriani

nach der nahe gelegenen englischen Missionsstation Buigiri verbracht waren, ordnete ich an, daß im Fall der Aufgabe des betreffenden Gebietes durch die Truppe die Missionare zurückgelassen werden sollten, um wieder ihre Freiheit zu erlangen und von den einrückenden englischen Truppen aufgenommen zu werden.

Im April 1916, als infolge Vordringens der Kolonne des Generals van Deventer über Kondoa-Irangi in Richtung auf die Zentralbahn die Räumung der in Frage stehenden Gegend durch uns erfolgen sollte, wurde dort die Abgabe von Lichtsignalen für die herannahenden englischen Truppen entdeckt. Ein eingeborener Lehrer der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft gab mit Hilfe eines Spiegels diese Signale. Da der örtlich zuständige Militärbefehlshaber, ein Hauptmann, die englischen Missionare der Mitwirkung für dringend verdächtig hielt und eine weitere unsere Truppe gefährdende Nachrichtenübermittelung fürchtete, verfügte er angesichts der Nähe des Feindes selbständig den sofortigen Abtransport der Missionare zur Zentralbahn. Auf den telegraphischen Bericht hiervon ordnete ich die vorläufige Nichtausführung dieses Befehles an, da mir eine weitere Festhaltung der Missionare, besonders der Schwierigkeit angemessener Unterbringung wegen, nur im dringendsten Notfall angezeigt erschien und holte zunächst telegraphisch eine Äußerung des Kommandos der Schutztruppe ein. Vor Eingang meines Telegramms bei dem örtlichen Militärbefehlshaber waren jedoch die Missionare bereits von Buigiri in Marsch gesetzt worden. Da vom Kommando das Telegramm eintraf, daß es die Auffassung des örtlichen Militärbefehlshabers teile und die Abschiebung der Missionare für notwendig hielte, so ließ ich den Transport nach Tabora weitergehen. Dort bestand im Augenblick keine andere Möglichkeit der Unterbringung als das Gefangenenlager, in welchem bis dahin die Militärgefangenen und eine Anzahl Zivilgefangene untergebracht waren. Die sämtlichen weiblichen Missionsmitglieder ließ ich, sobald dies irgend ausführbar war, teils auf der katholischen Mission, teils in dafür frei gemachten Schulräumen unterbringen, im letzteren Falle zusammen mit einem Pater der Mission, da die Missionsschwestern Bedenken hatten, allein zu wohnen. In Tabora wurde eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegen zwei der aus Buigiri dorthin überführten englischen Missionare wegen des Verdachtes geführt, dem entkommenen eingeborenen Missionslehrer den Spiegel zum Zweck

des Signalisierens übergeben und ihn dazu angestiftet zu haben. Das Verfahren wurde später nach längerer Untersuchung eingestellt, da die vorliegenden Eingeborenenaussagen gegenüber den jede Beteiligung in Abrede stellenden Angaben der beiden Missionare nicht als ausreichend erschienen.

Die sämtlichen Missionare wurden dann, als die Unterbrechung der Zentralbahn infolge Vorrückens des Generals van Deventer bevorstand und der Abtransport der Militärgefangenen und aus militärischen Gründen einzelner Zivilgefangener erfolgte, zwecks Übergabe bei der demnächst erwarteten Räumung Taboras dort zurückgelassen. Als im Juni 1916 die Nachricht von dem Abkommen zwischen Deutschland und England über die Freilassung und Repatriierung gewisser Arten von Zivilgefangenen, insbesondere der Missionare, eintraf, verfügte ich die sofortige Freilassung sämtlicher internierten Missionare zwecks Bewirkung der späteren Übergabe in Gemäßheit dieses Abkommens. Es wurde dann auf Antrag des Kommandos aus militärischen Gründen mit Rücksicht auf gerade zu jener Zeit stattfindende Truppentransporte vom Osten nach Tabora die nochmalige Internierung für die Dauer von vier Wochen verfügt, nach deren Ablauf die Übergabe an den entsprechend benachrichtigten englischen Oberbefehlshaber erfolgen sollte. Da eine Antwort von letzterem nicht eintraf, verfügte mein Vertreter in Tabora, Geh. Baurat Brandes, nach Ablauf der vier Wochen die Freilassung der Mission. Sie sind dann bei der Besetzung Taboras durch den Feind am 19. September 1916 zu ihren englischen Landsleuten zurückgelangt.

Wie die Behandlung der englischen Missionare, so wurde auch die Behandlung der sonstigen Zivilengländer durch die allmählich in das Schutzgebiet gelangenden Nachrichten über die Internierung und Behandlung der deutschen Zivilpersonen in den englischen Kolonien beeinflußt. Insbesondere trafen bald sichere Nachrichten ein, daß die Engländer sämtliche deutschen Zivilpersonen in der Nachbarkolonie Britisch-Ostafrika festgesetzt hatten. Aus Sansibar waren die meisten Deutschen schon bei Kriegsbeginn ausgewiesen, die wenigen dort Belassenen wurden den schwersten Überwachungsmaßregeln unterworfen. Trotzdem wurden bei uns auch dann noch die Kolonialengländer (englische Buren), soweit nicht im einzelnen Falle besondere militärische Gründe zur Abschiebung aus Grenzgebieten oder

zur Internierung zwangen, auf ihren Farmen belassen. Auch einzelne sonstige, nicht verdächtige Engländer konnten ihrem Beruf unter einigen Kontrollmaßnahmen weiter nachgehen. Ehefrauen internierter Engländer und Belgier wurden im allgemeinen nicht zwangsweise interniert, sondern es wurde ihnen lediglich auf ihren Wunsch gestattet, das Los des Ehemannes zu teilen. In diesem Falle hatten sie sich allerdings den gleichen Beschränkungen zu unterwerfen. Von den Buren wurden diejenigen, die Engländer blieben, beim Einrücken der englischen Truppen in die Kolonie größtenteils nach Süden bis Kondoa-Irangi, dann bei der Besetzung dieses Bezirkes durch die Engländer bis Dodoma an der Zentralbahn transportiert, dort aber bei Aufgabe der Bahn zurückgelassen.

Die englischen Militärgefangenen wurden getrennt in einem Offiziersgefangenenlager und Mannschaftsgefangenenlager interniert und bei Aufgabe der Zentralbahn mit nach Süden abtransportiert. Bei dem Abmarsch in portugiesisches Gebiet im November 1917 wurden die sämtlichen Kriegsgefangenen, Offiziere wie Mannschaften, bei Njambindinga zurückgelassen und den Engländern übergeben.

Es sind von englischen Zivilgefangenen, besonders Missionaren, schwere Anklagen wegen der ihnen in Deutsch-Ostafrika zuteil gewordenen Behandlung erhoben worden. Einige zu dem militärischen Aufsichtspersonal des Gefangenenlagers gehörige, in die Gefangenschaft der Engländer geratene Deutsche sind von englischen Kriegsgerichten zu Zuchthausstrafen verurteilt worden.

Daß hinsichtlich der Gefangenenbehandlung Mißgriffe und selbst Roheiten vorgekommen sind, ist möglich. Wenn die in englischen Darstellungen enthaltenen Angaben über die schlechte Behandlung von Zivilgefangenen durch das deutsche militärische Aufsichtspersonal in vollem Umfange zutreffend wären — vor einem Urteil müßten die betreffenden Aufsichtspersonen erst gehört werden — so verdienten diese auch von deutscher Seite scharfe Mißbilligung, ebenso wie die schmähliche Behandlung deutscher Kriegsgefangener durch Engländer und Franzosen in Westafrika und durch Engländer und Belgier in Ostafrika. Dagegen muß, solange nicht durch Vorlage des Beweismaterials der erwähnten kriegsgerichtlichen Urteile etwas anderes festgestellt wird, stark bezweifelt werden, daß die von den Engländern verhängten harten Strafen gerecht sind.

Unverständlich ist, weshalb bei der behaupteten Behandlung von

Zivilgefangenen, insbesondere von englischen Missionaren in Deutsch-Ostafrika keine Beschwerden darüber aus den als besonders ungünstig geschilderten Gefangenenlagern in Tabora und Kiboriani an mich gelangt sind, während aus anderen Gefangenenlagern bei viel geringeren Anlässen Beschwerden von englischen Gefangenen einliefen. Daß den Gefangenen bekannt sein mußte, daß dieser Weg offen stand, geht daraus hervor, daß der Leiter der Universitäten-Mission aus dem Gefangenenlager Tabora eine Eingabe an mich richtete, betreffend Vorwürfe der Eingeborenenverhetzung, welche der Bezirksamtmann von Lindi gegen diese Mission erhoben hatte. Ein Teil der Anklagen betrifft im übrigen Umstände, die durch die Kriegführung in einer von der Welt abgeschnittenen tropischen Kolonie bedingt sind und unter denen viele Deutsche gleichfalls oft genug zu leiden hatten, wie die häufige Malaria in Tabora und anderen Orten, mangelnde Unterbringung und einseitige Ernährung mit den im Lande selbst erhältlichen Produkten.

Besonders unangenehm war übrigens den Missionaren der beiden englischen Missionen, daß sie zum Schluß in einem Lager in Tabora zusammen untergebracht waren. Die Universitäten-Mission stand in bitterer Feindschaft mit der kirchlichen Missionsgesellschaft. Eine Fehde, die zwischen ihnen in Britisch-Ostafrika entstanden und unter dem Namen der Kikujuangelegenheit großes Aufsehen in allen kirchlichen Kreisen Englands erregt hatte, wirkte auch hier weiter. Die beiderseitigen, nur aus Engländern bestehenden Angehörigen dieser beiden christlichen Missionen vermieden auch auf dem engen Raum des Gefangenenlagers jede Berührung miteinander. Sogar nach ihrer Freilassung richteten die Missionare den Antrag an das Gouvernement, sie bei der Verteilung der zu bewohnenden Häuser nicht zusammen zu bringen. Diesem Wunsch entsprechend hat mein Vertreter in Tabora sie einen halben Kilometer voneinander entfernt untergebracht.

Daß diese englischen Missionare keineswegs bloß als Sendboten Gottes wirkten, sondern auch politisch und materiell für Englands Interessen zu streiten wußten, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bot und zwar auch mit vergifteten Waffen und unter Bruch des Völkerrechts, zeigt das Verhalten des Bischofs Frank Weston von Sansibar, des Leiters der englischen Universitäten-Mission in Deutsch-Ostafrika. Dieser veröffentlichte am 7. November 1917 unter der

Überschrift „The black slaves of Prussia" (Die schwarzen Sklaven Preußens) einen offenen Brief an den General Smuts, in dem er zur Begründung der Notwendigkeit, Deutsch-Ostafrika dem englischen Besitz dauernd einzuverleiben, die unsinnigsten und verlogensten Angriffe gegen unsere Eingeborenenbehandlung richtete, dahin gehend, daß bei uns die Schwarzen aufs Grausamste gefoltert würden u. dgl. Wenn auch nur etwas von diesen Behauptungen wahr wäre, so hätte der fromme Bischof selbst sich eines Verbrechens gegen die Humanität schuldig gemacht, indem er derartige Greuel von seinem damaligen Sitz Magila in Deutsch-Ostafrika ruhig mit ansah, ohne sie zur Anzeige zu bringen. Gouverneur war damals Freiherr v. Rechenberg, den Weston selbst als „einen der besten und humansten Beamten" bezeichnet, die er gekannt habe, so daß er auf Abhilfe rechnen durfte, falls wirklich Mißstände vorhanden gewesen wären. Daß er erst nach Jahren im Kriege mit solchen Behauptungen herauskam, ist mit ein Beweis dafür, daß es sich nur um eine politische Lüge im englischen Interesse handelte. Derselbe Bischof Weston führte, wie der Rev. Sparton der Universitäten-Mission auf dem Jahrestage der letzteren Juli 1917 berichtete, das Küstenträgerkorps für die englischen Truppen; viele von diesen Trägern waren in Deutsch-Ostafrika angeworben. Der Bischof scheute also nicht davor zurück, nicht bloß durch Führung einer Trägerkolonne selbst an der Kriegführung teilzunehmen, sondern unter Bruch des Völkerrechts unsere eigenen Untertanen gegen uns zu verwenden. Obendrein handelte es sich bei den Trägern aus unserer Kolonie fast nur um zwangsweise dazu gepreßte Eingeborene.

Ein Punkt, der bei der Kriegsgefangenschaft von Europäern sehr ins Gewicht fiel, war das Prestige der weißen Rasse unter den Schwarzen. Ich hielt eine Behandlung, welche die Stellung der Europäer den Eingeborenen gegenüber hätte gefährden können, für unangemessen und politisch verfehlt. Als ich daher eines Tages in Tabora bemerkte, daß von englischen militärischen Kriegsgefangenen unter Aufsicht von Askari ein Wagen durch die Straße gezogen und geschoben wurde, habe ich sofort die Beschäftigung von Kriegsgefangenen außerhalb des Lagers unter schwarzer Aufsicht verboten. Die Bewachung im Lager selbst mußte allerdings auch weiterhin mit durch Askari erfolgen, da nach den mir von den militärischen Stellen gemachten Meldungen es aus Personalmangel

unmöglich war, dafür nur Europäer zu verwenden. Auch war ich auf die Beschaffung von Kleidung für die bei der Einlieferung zum Teil mangelhaft damit versehenen militärischen Kriegsgefangenen bedacht. Da unsere eigenen Bestände nicht hinreichten, so erbat ich im Parlamentärverkehr von dem englischen Oberbefehlshaber Schuhe, Kleidung, Medikamente und andere Gegenstände für die englischen Kriegsgefangenen. Derartige Sachen wurden auch geschickt und verteilt. Die englischen Kriegsgefangenen waren bisweilen nicht nur mit Kleidung, sondern auch mit manchen anderen Sachen besser gestellt als unsere eigenen Leute.

Es war angesichts der im Laufe des Krieges bekannt werdenden Nachrichten über die brutale Behandlung unserer Landsleute in anderen Teilen Afrikas durch die Engländer und Franzosen nicht immer leicht, diese wohlwollende Behandlung der englischen Kriegsgefangenen durchzuführen. Besonders die Vorgänge in Westafrika, wo unsere gefangenen Landsleute eine ebenso gemeine wie furchtbare Behandlung erfuhren, erregten große Mißstimmung und zum Teil Erbitterung gegen die englischen Kriegsgefangenen. Soweit von Seiten des deutschen Bewachungspersonals etwa Übergriffe vorgekommen sind, waren sie wahrscheinlich durch diese Erbitterung beeinflußt.

Auch in der Angelegenheit der Behandlung feindlicher Staatsangehöriger trat wieder die Rücksichtslosigkeit der englischen Politik hervor. Diese ging von Anfang an auf die Vernichtung jeder deutschen Privattätigkeit und selbst jeglichen Wirkens deutscher Missionare in Ostafrika aus. Die Engländer ließen unsere Frauen und Kinder, unsere Missionare und sonstige Nichtkombattanten ruhig in Afrika sitzen und schafften sie ungeachtet des erwähnten Abkommens nicht heim. Daß dies trotz des U-Bootkrieges möglich gewesen wäre, zeigt die Beförderung unserer Frauen und Kinder durch die Belgier nach Frankreich. Bei diesen handelte es sich allerdings nicht um Wohlwollen gegen unsere Angehörigen, auch nicht um die Erfüllung einer vertragsmäßig übernommenen Verpflichtung, sondern darum, in den Besitz als Geiseln zu verwertender Gefangener zu kommen. Auf unserer Seite war die Behandlung englischer Staatsangehöriger durch die Regierung weit wohlwollender und entsprach mehr der Billigkeit und der Achtung fremder Rechte.

Die Engländer haben auch in dieser Hinsicht die Tatsachen voll-

kommen entstellt. Sie haben durch amtliche Veröffentlichungen den Anschein zu erwecken versucht, als ob im Gegensatz zur Humanität des englischen Verfahrens von uns allgemein die englischen Missionare und sonstigen Zivilpersonen brutal behandelt seien. In Wirklichkeit war im ganzen unser Verfahren human, auf Schonung der englischen Missionen und des englischen Privateigentums gerichtet, während das der Engländer auf rücksichtslose Vernichtung ausging und inhuman war. Was die schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen im einzelnen durch Organe des Überwachungsdienstes anbetrifft, so bedarf es der Feststellung, ob in dieser Hinsicht auf deutscher Seite oder auf englischer mehr gesündigt ist (s. Kap. 27).

Wen aber trifft überhaupt die Verantwortung dafür, daß der Krieg mit allen seinen Folgen für Weiße und Schwarze nach Afrika hineingetragen ist? Sie fällt immer auf die Engländer zurück. Selbst wenn die Dinge wahr sein würden, deren sie unsere Leute beschuldigen, so würde die Hauptschuld doch sie selbst treffen. Es war ein Verbrechen, diese paar Europäer in den Tropenkolonien inmitten der schwarzen Bevölkerung dem furchtbaren Krieg mit seinem Gefolge von Grausamkeiten auszusetzen. Dieses Verbrechen gegen die Humanität hat England begangen. Die schlechtesten Empfindungen wurden aufgepeitscht. Wenn nichts von den Mißhandlungen unserer Landsleute in Westafrika bekannt geworden wäre, so wäre voraussichtlich bei uns überhaupt kein Engländer übel behandelt worden. Das Verlangen nach Wiedervergeltung der den eigenen Landsgenossen widerfahrenen Unbill ist einer der ältesten Instinkte der Menschen.

An Belgiern waren einige auf der Durchreise nach Europa, einige andere aus dem belgischen Kongo zwecks Besuch der Landesausstellung in Daressalam kurz vor Kriegsbeginn im Schutzgebiete eingetroffen. Die belgischen Ehrengäste kehrten bereits auf die beunruhigenden Nachrichten über den bevorstehenden Kriegsausbruch Anfang August in den belgischen Kongo zurück. Den übrigen Zivilpersonen belgischer Staatsangehörigkeit, die nach Bekanntwerden des Kriegszustandes zwischen Deutschland und Belgien sich noch im Schutzgebiete befanden, gestattete ich die Rückkehr über den Tanganjikasee nach dem Kongo. Sie begaben sich zu diesem Zwecke nach dem deutschen Hafen Kigoma, konnten dort aber keine Dhau erhalten. Eine amtliche Dhau konnte nicht gestellt werden, nachdem die Belgier den ohne Kenntnis des Kriegsausbruches auf das belgische Ufer hin-

übergefahrenen Assessor Dr. Dieterich nebst seiner Dhau festgehalten hatten (s. Kap. 2) und nach diesem Vorgang zu befürchten war, daß sich der belgische Militärbefehlshaber an das Versprechen der belgischen Herren, die Dhau zurückzusenden, nicht halten würde. Private Dhaubesitzer oder Bootsleute aber fanden sich nicht für die Fahrt, nachdem die Kunde eingetroffen war, daß die Besatzung der im Kongo zurückgehaltenen Dhau des Dr. Dieterich dort Mißhandlungen erlitten hatte. So hatte jenes Verfahren der Belgier gegen Dr. Dieterich die unangenehme Folge für ihre Landsleute in Kigoma, daß sie nicht zurückfahren konnten. Als im Laufe der Zeit in Kigoma militärische Befestigungen geschaffen wurden, ließ ich dann auf Antrag der Truppe diese Belgier nach Tabora zurückreisen. Sie wurden aber dort gegen Ehrenwort unter Zahlung von 6 Rupien (8 Mark) Tagegelder zu ihrem Unterhalt in Freiheit belassen, lediglich mit der Verpflichtung regelmäßiger Meldung auf dem Bezirksamt. Zwei belgische Offiziere, welche auf der Durchreise nach Europa in Daressalam angekommen waren, wurden gleichfalls gegen ihr Ehrenwort in Tabora in Freiheit belassen und diesen in Berücksichtigung der Abmachungen der Haager Konferenz über die Behandlung von Offizieren auf ihren Antrag sogar eine Erhöhung auf 10 Rupien pro Tag gewährt, um ihnen eine standesgemäße Existenz zu ermöglichen. Die beiden Offiziere und einige der anderen Belgier blieben in dieser Lage in Freiheit in Tabora bis zum Einrücken der Belgier dortselbst im September 1916, während einige andere, bei denen besondere Verhältnisse vorlagen, nachträglich interniert wurden. Von den belgischen Zivilgefangenen wurde nur einer bei der Räumung Taboras mit ins Innere abtransportiert und in Mahenge gefangen gehalten, dessen eingehende Kenntnis auf manchen Gebieten seine Entlassung als militärisch bedenklich erscheinen ließ. Dieser ist dann später aus gesundheitlichen Gründen gleichfalls entlassen und den Belgiern zugeführt worden.

Außer den englischen Missionaren waren an Missionsangehörigen feindlicher Nationalität noch belgische Missionare bei den katholischen Weißen Vätern vorhanden, ferner französische bei diesen und bei anderen katholischen Missionen. Abgesehen von den belgischen Missionaren am Tanganjikasee wurden zunächst sämtliche katholischen Missionare feindlicher Staatsangehörigkeit ruhig auf ihren Stationen belassen, mit Ausnahme einzelner, bei denen aus besonderen Gründen

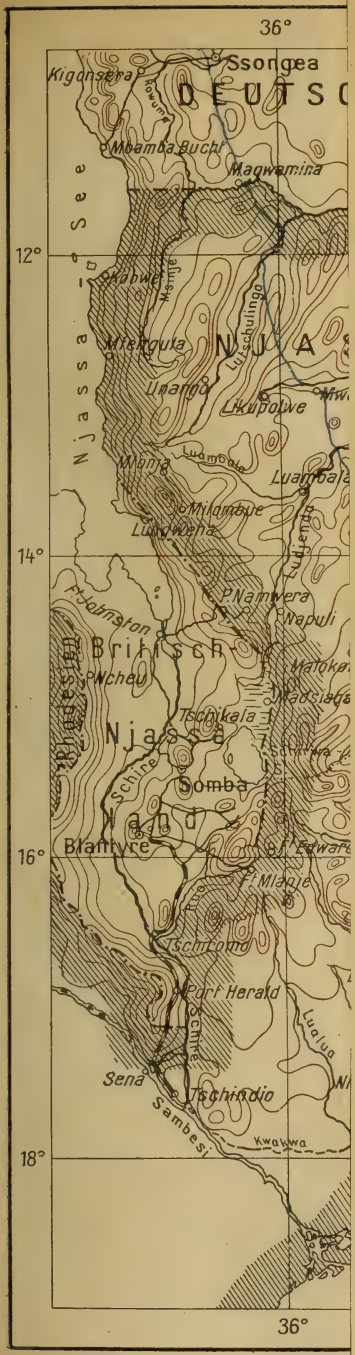
eine Übersiedelung auf eine andere Station derselben Mission für angezeigt erachtet wurde. Die auf der deutschen Seite des Tanganjikasees stationierten, unter einem belgischen Bischof stehenden Weißen Väter, welche im Anfange des Krieges einen Nachrichtenverkehr mit den auf dem belgischen Ufer wohnenden Missionaren derselben Mission aufrecht zu erhalten suchten, ließ der zuständige Militärbefehlshaber von ihren Stationen abtransportieren. Ich hob diese Anordnung jedoch auf und verfügte lediglich, daß die Missionare feindlicher Staatsangehörigkeit auf solchen Stationen unterzubringen seien, welche im Inlande einige Tagereisen vom Tanganjikasee entfernt lagen. Den betagten belgischen Bischof Lechaptois ließ ich seinem Wunsche entsprechend auf seiner Station Karema, unmittelbar am Tanganjikasee.

Leider ist dieses Entgegenkommen der deutschen Regierung von einigen Angehörigen dieser Missionen der Weißen Väter sehr übel belohnt worden. So wurde später von einer deutschen Abteilung ein auf deutschem Gebiet ansässig gewesener Pater belgischer Nationalität gefangen, der im Dienste des Feindes eine Trägerkolonne führte; als er während des Weitermarsches auf Ehrenwort, nicht zu entfliehen, frei gehen durfte, verschwand er unter Bruch seines Ehrenwortes im Busch. Ferner wurde eine Korrespondenz zweier Weißer Väter aufgefunden, aus der sich ergab, daß sie dem Feind Hilfe leisteten. Auch im übrigen haben Missionare feindlicher Staatsangehörigkeit beim Einrücken der Belgier diesen nicht nur Beweise von Sympathie durch Entgegenreisen und festliche Empfänge und dgl. gegeben, sondern sie mit Rat und Tat gegen uns unterstützt.

Die in den Bezirken Ruanda, Bukoba und Muansa stationierten Weißen Väter feindlicher Staatsangehörigkeit wurden in ihren Missionsgebieten belassen und mußten nur an einigen Stellen aus der Nähe der Grenzen auf Inlandsstationen versetzt werden. Erst als im Jahre 1916 sowohl die Belgier von Nordwesten und Westen, als auch die Engländer von Norden her in diese Bezirke vordrangen, wurde auf die Klage unserer Truppen, daß die von den Missionen besetzten Stationen sich zu Stützpunkten und Nachrichtenbureaus für den vordringenden Feind gestalteten, die Konzentrierung dieser sämtlichen Missionare nach Tabora verfügt, soweit sie sich noch in dem von unseren Truppen besetzten Gebiet befanden. Auch in Tabora sah ich von der Internierung dieser Missionare in amtlichem Gewahrsam

ab und überließ ihre Unterbringung dem Bischof der Mission in Tabora nach näherer Vereinbarung des Ortes der Stationierung.

Aus dieser Darstellung ist zu ersehen, wie vollständig unrichtig die während des Krieges von feindlicher Seite erfolgten Veröffentlichungen sind, soweit sie eine üble, das Prestige der feindlichen Staatsangehörigen absichtlich herabsetzende Behandlung der letzteren von seiten der Schutzgebietsverwaltung behaupten. Im Gegenteil ist die Verwaltung in Schonung der feindlichen Zivilpersonen, ganz besonders der Missionare, bis an die äußerste Grenze dessen gegangen, was mit den aus der Verteidigung des Schutzgebietes sich ergebenden militärischen Notwendigkeiten noch zu vereinigen war. Sie ist den von den Verwaltungen feindlicher Kolonien getroffenen Maßnahmen der Internierung nur ungern und zögernd gefolgt (bezüglich der englischen Missionare) und dort, wo ein solches Verfahren von Seiten der feindlichen Regierung nicht bekannt geworden war (betreffs belgischer und französischer Missionare), überhaupt nicht zur Internierung geschritten.


36°
Ssongea
Kigansera
Mbamba Buch
Magwamina
12°
Nyassa See
Mlanje
Mlanje
Lujenda
Lujenda
Lujenda

Station Kilimatinde.
Boma von Nordosten. Vorn Offiziershäuser, dahinter Unteroffiziershaus.

General v. Lettow-Vorbeck.

V. Teil.

Der Feldzug in Portugiesisch-Ostafrika

(November 1917 bis September 1918).

Kapitel 21.

Bis zur Regenzeit 1917/18.

Der Marsch, der uns nach Verlassen der letzten deutschen Station Newala in das portugiesische Gebiet hineinbrachte, ging zunächst noch auf deutschem Gebiet am Nordufer des Grenzflusses Rowuma entlang.

In der Niederung des Rowuma herrschte eine furchtbare Hitze. Das mehrere hundert Meter bis kilometerbreite Flußbett war größtenteils leer. Vereinzelt waren Teiche zurückgeblieben, in denen es von kleinen Fischen wimmelte. Der Wasserlauf selbst war an den Stellen, wo wir ihn erblickten, wenige hundert Meter breit, stellenweise selbst ziemlich schmal. Der Fluß enthielt jetzt am Ende der Trockenzeit so wenig Wasser, daß er an vielen Stellen ohne Heranziehung von Booten durchwatet werden konnte. Das Land in der Umgebung des Rowuma war allenthalben unbewohntes Pori, meist Buschsteppe, während am Fluß selbst sich öfters Wälder mit hohen Bäumen befanden. Auch Bestände von Borassuspalmen kamen vor. Lange Strecken am Fluß waren mit dichtem Gestrüpp bewachsen, das mit Schlingpflanzen durchsetzt war, während andere Strecken wiederum mit einer hohen Schilfart mit scharf zugespitzten, die Menschen verletzenden Blättern (Matete) oder Papyrus bewachsen waren. Im Fluß gab es zahlreiche Flußpferde, von denen wiederholt einige geschossen wurden und einen erwünschten Zuwachs zur Nahrung gaben. Den Europäern war bei dem ständigen Fettmangel das Fett der Flußpferde sehr willkommen, während das Fleisch von den nicht muhammedanischen Eingeborenen gegessen wurde. Die Muhammedaner essen es aus einem doppelten Grunde nicht. Einmal gehört das Kiboko (Flußpferd) an sich zu den unreinen Tieren (weil dem Schwein ähnlich), andererseits kann es nicht nach muhammedanischem Ritus geschächtet werden. Das Schächten besteht darin, daß unter Aussprechung vorgeschriebener Koranverse dem Schlachtvieh die Kehle durchschnitten wird. Über diese Zeremonie setzt sich der dem Islam angehörige ostafrikanische Neger unter Umständen hinweg, wenn er sonst nichts anderes zu essen hat. So habe ich oft gesehen, daß Fleisch von Großwild, von Büffeln, selbst von Elefanten von islamitischen Askaris oder Boys verzehrt wurde, dagegen niemals

Flußpferdfleisch oder gar Schweinefleisch. Das Schwein und alles, was dazu gerechnet werden kann, ist in den Augen des Muhammedaners ein so entsetzlich unreines Tier, daß der Gläubige, der es anrührt, ernstlich seine Aussicht auf die Freuden des Paradieses gefährdet.

Die Märsche in der großen ausdörrenden Hitze am Rowuma waren außerordentlich anstrengend. Die meisten von uns hatten keine Reittiere mehr, da diese bis auf einige wenige Maultiere in den Tsetsegebieten des Südens von Deutsch-Ostafrika zu Grunde gegangen waren. Nur einige Offiziere waren noch beritten. Ich selbst und Dr. Dieterich besaßen Maultiere, von denen das eine allerdings auch nach einigen Monaten einging, während das andere, obwohl schon von der Tsetsekrankheit infiziert, unter wiederholten Arsenikkuren aushielt, bis es bei dem Überfall am 22. Mai 1918 (s. Kap. 23) in Feindeshand fiel. Die Märsche in der Tropenglut waren besonders für die unberittenen Europäer außerordentlich beschwerlich. Die Strapazen wurden dadurch erhöht, daß der Flieger wegen, welche uns bis Newala wiederholt stark belästigt hatten, die Hauptmärsche nachmittags, oft bis in die Nacht hinein stattfanden. Tatsächlich hatten die Flieger unsere Spur verloren, nachdem die Truppe im Nachtmarsch von Newala auf der Straße nach Süden gegangen und dann am folgenden Morgen auf Eingeborenenpfaden in den unabsehbaren Busch eingedrungen war. Die Flieger vermochten in diesem zusammenhängenden großen Waldgebiet nichts zu sehen und gaben die Versuche danach überhaupt auf. Wir haben in dem ganzen portugiesischen Gebiet keinen einzigen Flieger mehr gesehen. Vielleicht lag die Ursache außer an den geringen bisherigen Erfolgen der Flieger im Buschgebiet mit daran, daß das Aufsteigen und Landen mangels geeigneter Flächen dafür ihnen ungemein große Schwierigkeiten bereitet hatte. Der Wegfall der Flieger bedeutete für uns eine große Erleichterung, da besonders die Trägertransporte in sehr hohem Maße durch das Erscheinen von Fliegern behindert worden waren.

In den Wäldern und Dickichten konnte immer nur einer hinter dem anderen auf dem schmalen Eingeborenenpfad marschiert werden, bisweilen bei doppelter Spur auch zu zweien. Die Linie der 7000 im Indianerschritt hintereinander gehenden Menschen war sehr lang. Durch die vielen Korongos (Schluchten oder trockene Wasserbetten)

entstanden in der ausgedehnten Marschkolonne außerdem oft stundenlange Verzögerungen, da die Träger mit ihren Lasten selbst wenige Meter hohe steile Böschungen nur mit großen Anstrengungen und beträchtlichem Zeitverlust hinauf- und herunterklettern konnten. Es kam vor, daß die letzten Kolonnen sechs Stunden später auf dem Lagerplatz ankamen als die ersten.

Der Marsch ging längs des Rowuma immer nach Westen bis zum Übergang am 25. November nahe der Ludjendamündung. Die unbarmherzige Tropensonne sandte täglich vom unbewölkten hellleuchtenden Himmel ihre Strahlen uns entgegen, die bei den stundenlangen Märschen auszuhalten für den Europäer selbst bei Schutz der Augen durch eine schwarze Brille nicht möglich war. Es blieb nur übrig, den Tropenhut so weit nach vorn zu schieben, daß die Licht- und Hitzestrahlen möglichst vom Gesicht abgehalten wurden, ein Unternehmen, das um so schwieriger wurde, je mehr die Sonne sich dem Untergang näherte, ohne daß ihre Strahlen an Kraft verloren. Die Temperatur war manchmal wie in einem Backofen. Ich habe bei keinem meiner vielen Märsche in anderen Teilen Deutsch-Ostafrikas je das Gefühl einer derartigen Hitze gehabt wie hier am Rowuma. Messungen der Temperatur sind meines Wissens bei dem Fehlen von Instrumenten nicht ausgeführt worden. Doch daß die Hitzegrade am Rowuma höher waren als dies jemals in den weiter nördlich gelegenen Teilen der Fall war, ist sowohl nach der geographischen Lage wie nach der Jahreszeit wahrscheinlich. Regelmäßige Mahlzeiten gab es bei der Art des Marschierens nicht mehr. Die Nahrung wurde auch für die Europäer ziemlich eintönig. Fleisch gab es nur, wenn bei der betreffenden Abteilung Wild geschossen war. Sonst war nur Reis, Schirokko (eine erbsenähnliche Hülsenfrucht), Kunde (eine Art Bohne) und weniges andere vorhanden.

Das Aufschlagen des Lagers im Walde oder Busch während der Nacht war bei Mondschein nicht schwierig, dagegen war es in mondscheinlosen Nächten sehr unbequem, in völliger Dunkelheit, die nur notdürftig durch die alsbald entzündeten Lagerfeuer erleuchtet wurde, sich im Busch ein Lager zurechtzumachen. Die Temperatur war so hoch, daß auch der Europäer im Freien ohne Schutz schlafen konnte. Ich ließ mein kleines Zelt, das ich damals noch mit mir führte, gar nicht aufstellen, um meinen Leuten die geringe Zeit zum Schlafen nicht noch zu verkürzen und begnügte mich damit,

mein Feldbett mit Moskitonetz offen aufstellen zu lassen. Auch sonst lagerten die Europäer meistens nur mit einem Moskitoschutz, was der Anopheles-Moskitos wegen unbedingt notwendig war. Unsere Farbigen legten sich gewöhnlich um die Lagerfeuer herum auf die Erde, wie sie waren, nur die verheirateten Askari, die mit Familie marschierten, holten sich meist selbst in der Dunkelheit einige Hölzer, um ihre kleine Zeltbahn aufstellen zu können. Die Lagerruhe wurde meist nicht gestört. Nur eines Nachts in einem Lager im hohen Walde nahe dem Rowuma entstand in meiner Nähe großer Lärm; die Schwarzen stießen ein gellendes Geschrei in den höchsten Tönen aus, wie es bei vielen ostafrikanischen Stämmen als Zeichen der Aufregung oder Freude oder auch um wilde Tiere zu verscheuchen üblich ist. Erst hieß es, daß Löwen einen Überfall gemacht hätten, doch bald stellte es sich heraus, daß eine Herde Elefanten durch das Lager gegangen war, ohne jedoch Schaden anzurichten.

Der Übergang über den Rowuma am 25. November 1917 in der Frühe nahm mehrere Stunden in Anspruch, ging aber ohne Unfall vor sich. Die blaue Wasserfläche des Rowuma war etwa 300 Meter breit, ging aber den Durchwatenden, von einigen brusttiefen Stellen abgesehen, nicht weiter als bis über die Hüfte. Große und unregelmäßig geschichtete, kantige Steine mit glatten Flächen erschwerten den Übergang. Gegen Mittag war alles übergesetzt.

Der Übergang der kleinen deutschen Truppe über den Fluß war von den Portugiesen nicht behelligt worden, welche in Stärke von 4 Askarikompagnien (etwa 1000 Mann) und 6 Maschinengewehren in dem wenige Kilometer östlich am Einfluß des Ludjenda in den Rowuma belegenen Fort Ngomano standen. Sofort nach dem Übergang setzte der Kommandeur seine Truppen zum konzentrischen Angriff auf die stark befestigte Boma an. Die Abteilungen des Hauptmanns Köhl und des Oberleutnants d. R. v. Ruckteschell erstürmten am Nachmittag die Boma, wobei die 11. Kompagnie unter Leutnant d. R. Kempner sich besonders hervortat. Es wurde eine große Zahl von Gefangenen gemacht. 30 portugiesische Offiziere, 75 portugiesische Unteroffiziere und Mannschaften, 305 Farbige wurden unverwundet gefangen; 15 Portugiesen, 65 Farbige verwundet. An Toten ließ der Gegner 5 Offiziere, 20 weitere Portugiesen, 162 Farbige zurück. Es wurde viel Kriegsmaterial erbeutet, darunter 6 Maschinengewehre, 600 moderne Gewehre und 250000 Patronen,

ferner Ausrüstungsstücke, Medikamente und Verpflegung. Auch eine Anzahl Reittiere wurden erbeutet, so daß sämtliche Offiziere wieder beritten gemacht werden konnten. Unsere Verluste waren 2 Deutsche, 6 Askari tot; 3 Deutsche, 22 Askari, 6 Träger verwundet.

Die nicht am Angriff beteiligten Abteilungen, darunter die Sanitätskolonne, lagerten während des zweistündigen Feuergefechts im Strichfeuer der feindlichen Gewehre und hatten einige Tote und Verwundete unter den Farbigen. Für manche Boys und Träger war es das erste Mal, daß sie sich im Infanteriestrichfeuer befanden, ein Zustand, der bei den späteren Gefechten, infolge der Notwendigkeit, alle Kolonnen beieinander zu haben, die Regel wurde. Es war oft interessant, das verschiedene Verhalten der Eingeborenen zu beobachten. Während viele Zeichen von Angst gaben und möglichst im Gelände Schutz suchten, gingen andere unbekümmert umher, als ob gar keine Gefahr bestünde. Dabei spielte der Fatalismus der Muhammedaner eine große Rolle. Als in unserer Nähe Geschosse durch die Bäume zu schlagen begannen, rief ich meinem einen Boy, der sich nicht wie die übrigen hinlegte, sondern ruhig stehen blieb, zu, er solle sich auch hinlegen, darauf erwiderte er, es habe ja gar keinen Zweck, wenn es Gottes Wille sei (amri ya muungu), daß ihn eine Kugel treffe, so werde sie ihn treffen ohne Rücksicht darauf, ob er stehe oder liege. Allerdings ist keineswegs bei allen islamitischen Negern der Fatalismus so in Fleisch und Blut übergegangen wie bei diesem Eingeborenen, der wohl als Sohn eines Mnjamwezi von einer Manjemamutter außerdem ein Erbteil an Tapferkeit von diesen beiden tüchtigen Stämmen erhalten hatte. Bei meinem anderen Boy, einem äußerst gläubigen und verhältnismäßig im Lesen des Korans unterrichteten Suaheli, äußerte sich der Fatalismus in gefährlichen Situationen nicht in gleicher Weise. Vielmehr saß der Boy dann in möglichster Deckung gegen das feindliche Feuer und sandte unaufhörlich Gebete zu Allah empor. Bei manchen anderen muhammedanischen Eingeborenen, besonders Trägern, die nicht wie die Askari und Boys eine gewisse Erziehung durchgemacht hatten, konnte man oft gar keine Spuren des Einflusses der religiösen Vorstellung bemerken. Diese Leute führten das „amri ya muungu", das auf der Vorstellung beruht, daß alles Geschehen im Leben des Menschen ohne Möglichkeit des Eingreifens von seiner Seite durch Gottes Willen bestimmt sei, nur im Munde, reagierten aber auf

alle Eindrücke genau so wie die Waschenzi (Buschneger), die vom Islam wie allen sonstigen nichtafrikanischen Vorstellungen unberührt waren.

In Ngomano war zwar Europäerverpflegung, wie Konserven und anderes erbeutet worden, aber fast gar keine Eingeborenenverpflegung. Die Verpflegungslage unserer Truppe wurde daher immer schwieriger. Einige Kompagnien unter Hauptmann Göring waren schon zwei Tage vor der Hauptabteilung über den Rowuma gegangen und hatten einen kleinen portugiesischen befestigten Posten eingenommen. Dabei war etwas Eingeborenenverpflegung erbeutet worden, aber nicht über den Bedarf der beteiligten Kompagnien selbst hinaus reichend. Bei dem Abmarsch von Njambindinga am 17. November war für 12 Tage reichende Verpflegung mitgenommen worden. Die Gebiete, durch welche die Truppe seither marschiert war, waren entweder ausgesogen gewesen, wie die Gegend bei Newala oder bestanden in völlig unbewohntem, verpflegungslosem Buschgelände, wie die Gebiete am Rowuma. Auch das Land südlich vom Rowuma war zunächst fast ganz unbewohnt. Unsere Farbigen wurden daher bei dem Weitermarsch, den Ludjenda aufwärts, auf halbe Ration gesetzt. Hier und da gelang es, einige Flußpferde oder sonst ein Stück Wild zu erlegen, aber die Nahrung war allgemein sehr knapp. Die Aussichten auf baldige Erlangung weiterer Verpflegung waren ungewiß, da auch in den Gegenden, in denen auf der Karte Eingeborenendörfer angegeben waren, entweder gar keine menschlichen Behausungen oder nur einzelne Hütten angetroffen wurden.

Nach Überschreitung des Rowuma wurde wieder regelmäßig morgens abmarschiert und nachmittags Halt gemacht und das Lager aufgeschlagen. Das breite Flußbett des Ludjenda hatte nur in der Mitte eine meist weniger als 100 Meter breite Wasserrinne. Die von uns passierten Nebenflüsse, darunter der in der Regenzeit beträchtliche Schiulesifluß, waren ganz ohne Wasser. Die Ufer waren oft von Waldstreifen mit sehr hohen schattigen Bäumen eingefaßt, unter denen es sich nach der Hitze des Marsches angenehm lagerte. Stellenweise waren auch ausgedehnte Schilfflächen oder Gestrüpp vorhanden. Auch im Ludjenda gab es Flußpferde in Menge, von denen hier und da eines geschossen wurde. Die Ufer des Flusses waren an seinem Unterlauf nahezu völlig unbewohnt. Wir kamen durch Gegenden, Buschsteppe abwechselnd mit Wäldern, die von vielen

Wildfährten durchkreuzt waren und der Losung von Elefanten, Nashörnern, Büffeln und anderen Tieren nach zu urteilen außerordentlich wildreich sein mußten. Während des Marsches kam es vor, daß unsere Kolonne von Büffeln durchbrochen wurde, von denen einer attackierte; er wurde aber von den Askaris erschossen, ehe er Schaden anrichten konnte.

Die Nahrungssorgen wurden immer stärker, für die Truppe sowohl wie für meine eigenen Askari und Träger, trotzdem Dr. Dieterich sich bei dem Abmarsch von Kitangari vorsichtshalber noch etwas reichlicher versehen hatte als mit der vorgeschriebenen Zwölftageration. So kam der Tag immer näher, an dem gar nichts mehr zu essen da war, wenn wir nicht neuen Proviant aus dem Lande erhielten. Wir mußten unbedingt aus dem fast unbewohnten, nur hier und da von einigen spärlichen Ansiedelungen durchsetzten Waldgebiet wieder heraus und in stärker besiedelte Gegenden gelangen. Mit Rücksicht auf die Verpflegungslage marschierte ich mit der die Spitze bildenden Abteilung des Hauptmanns Köhl, welcher mit 6 Kompagnien und dem einzigen noch vorhandenen Geschütz unter Oberleutnant z. S. Wenig, in Richtung auf die portugiesische Boma Nangwale vorrückte. Dem zuletzt genannten tapferen Seeoffizier war bei dem letzten Kampf der „Königsberg" (s. Kap. 6) durch eine Granate der eine Fuß zerschmettert worden. Nach langem Krankenlager war er mit einem halben Fuß wieder aufgestanden, der erst nach langer Übung einigermaßen das Gehen gestattete. Trotzdem hat Oberleutnant z. S. Wenig den ganzen Feldzug bis zum Schluß mitgemacht und war einer der beiden Marineoffiziere (der andere war Kapitänleutnant Apel), welche beim Waffenstillstand noch bei der Truppe waren.

Beim Weitermarsch wurden vereinzelt Hütten angetroffen, doch gab es nur wenig Eingeborene und noch weniger Nahrung darin. In manchen Gegenden waren die Eingeborenen selbst infolge Ausgehens der Vorräte aus der letzten Ernte auf die spärlichen Früchte des Waldes angewiesen. Einige von diesen zu den Wayao gehörigen Leuten gaben an, daß es derartig viele Löwen in der Gegend gäbe, daß sie ihre Felder nur in der Nähe der Hütten hätten und sich nicht weit hinauswagten. Die sämtlichen Hütten in diesem Gebiete waren mit starken Palisaden aus Holzpfählen versehen, um den Löwen das Eindringen in die Hütten bei Nachtzeit unmöglich zu machen.

Unser Weg führte teils am Ludjenda entlang, teils auf Abkürzungs-

pfaden durch den Busch, auf die etwa acht Tagemärsche südlich gelegene portugiesische Boma Nangwale. Die an der Spitze marschierende 11. Kompagnie unter Leutnant d. R. Kempner nahm am 1. Dezember durch überraschenden Sturmanlauf über die als Schußfeld um das Fort herum freigeschlagene Fläche die von einigen Portugiesen und 50 Askari besetzte Boma ein. Unser Anmarsch war so schnell und für die Portugiesen so überraschend gewesen, daß sie die begonnene Zerstörung des auf der Straße nach Nangwale befindlichen Telegraphen nicht hatten zu Ende führen können. Auf meinem letzten Lagerplatz vor diesem Ort fanden meine Leute, dicht bei meinem Zelt versteckt, eine Anzahl von Werkzeugen im Busch versteckt vor, und was weit erfreulicher war, auch einige Kisten mit Proviant. Aus diesen Beständen erhielt sofort jeder von unseren hungrigen Askari, Boys und Trägern etwas, während das übrige an die Abteilung Köhl zur allgemeinen Verteilung abgeliefert wurde.

In der Boma Nangwale wurde glücklicherweise außer beträchtlichen Mengen von Munition und einer Anzahl von modernen Gewehren auch eine Quantität von Eingeborenenverpflegung erbeutet, die ausreichte, die ganze Truppe mit Troß für einige Tage zu verproviantieren. Trotzdem blieb die Verpflegungslage noch für einige Zeit sehr mißlich. Größere Anbaugebiete gab es in jenen Gegenden noch nicht. Der Weitermarsch führte wieder größtenteils durch unbewohnte Waldgebiete. Unsere armen Träger mußten bei halben Tagesrationen ihre schweren Lasten schleppen. Einige Askari wurden immer weit voraus und seitwärts vom Wege gesandt, um entweder Wild zu schießen oder in den hier und da vorkommenden Eingeborenensiedelungen Nahrungsmittel zu erstehen. Es glückte unseren Leuten ab und zu, einige Lasten Mtama oder Mais zu bekommen, auch gelegentlich ein Stück Wild zu erlegen. Bei längerem Aufenthalt in dem wildreichen Lande wäre es leicht gewesen, genug Wild zu schießen, so aber machten wir täglich große Märsche, und die Jäger konnten die Jagd nur nebenbei ausüben und mußten sich abends im neuen Lager einfinden. Auf diese Weise hatten die Askari, die auf die Jagd gingen und die mit ihnen gehenden Träger manchmal das Doppelte der an sich schon großen Tagesmärsche zurückzulegen. Wenn es gelang, ein Stück Wild zu erbeuten und schließlich Jäger und Träger mit den Fleischstücken im Lager erschienen, so war die Freude groß. Mißmut und Unlust zu solchen Seiten-

expeditionen entstanden aber, wenn die Betreffenden leer zurückkamen. Da half schließlich nur die Berufung auf das „amri ya muungu" (Gottes Fügung), welche Anschauung in oberflächlicher Weise auch bei den meisten nichtmuhammedanischen Ostafrikanern verbreitet ist, um den Gleichmut wieder herzustellen.

Wasser war trotz der vorgeschrittenen Trockenzeit fast immer in ausreichendem Maße zu erlangen, häufig allerdings nur in der Weise, daß in einem trockenen Flußbett nach Wasser gegraben wurde. Es genügte meistens das Graben eines Loches von ½ bis 1 Meter Tiefe, das Wasser sammelte sich, nachdem der Sand entfernt war, in dem Loch und floß, nachdem es ausgeschöpft war, langsam wieder zu. Wir waren bei diesem Marsche nur einmal gezwungen, ohne Wasser im Walde zu kampieren. Dies erstemal wurde es sehr unangenehm empfunden, besonders von den Trägern, die stark über Durst klagten. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges auf portugiesischem Gebiet wurde das Übernachten ohne Wasser aber öfters notwendig. Die Leute erlangten eine gewisse Fertigkeit darin. Es wurde in solchen Fällen für die Europäer und für die Kranken etwas Wasser in Eimern oder sonstigen Blechgefäßen mitgetragen. Ferner mußten die Askari ihre Feldflaschen und die Träger ihre Kürbisflaschen, soweit sie solche besaßen, mit Wasser angefüllt bis zum Lager tragen. Soweit unterwegs noch eine Wasserstelle passiert wurde, wurde Halt gemacht und alle erhielten zu trinken. Am folgenden Tage wurde dann bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, wo es Wasser gab, eine Rast eingelegt, damit die Leute wieder ordentlich trinken konnten. Diese Nachtlager ohne Wasser waren zwar außerordentlich unbequem für die Europäer und angreifend für die Eingeborenen, aber es konnten doch weite Strecken auf diese Weise zurückgelegt werden, die andernfalls schwer überwindliche Hindernisse gebildet haben würden. Da Portugiesisch-Ostafrika besonders im südlichen Teile verhältnismäßig viele Wasserläufe hat — mehr als der größte Teil von Deutsch-Ostafrika —, so handelte es sich immer nur um kurze Durststrecken, die selbst von mehreren Tausenden von Menschen auf die beschriebene Art ohne bleibende Nachteile durchwandert werden konnten.

Die Märsche führten fast nur durch Wald von dem Charakter der ostafrikanischen Trockenwälder. Tsetsefliegen gab es anscheinend allenthalben in diesem nördlichen Teile von Portugiesisch-Ostafrika bis nahe an den Njassasee heran. Es waren nirgends Rinder vorhanden.

Die Tsetsefliege überträgt in jenen Gebieten nicht nur die Trypanosomenkrankheit auf die Tiere, sondern in manchen allerdings selteneren Fällen auch die Schlafkrankheit auf die Menschen und zwar in ihrer schlimmsten, bisher für unheilbar gehaltenen Form. Diese Schlafkrankheit wird durch das Trypanosoma Rhodesiense verursacht, während die am Viktoriasee und Tanganjikasee vorhandene Schlafkrankheit durch das Trypanosoma Gambiense hervorgerufen wird. Bei dieser letzteren Form der Schlafkrankheit sind Heilungen durch Atoxyl erzielt worden, während man der rhodesischen Form bisher machtlos gegenüberstand. Von uns wurden im Laufe des Feldzuges ein Europäer und einige Askari und Träger von dieser furchtbaren Krankheit befallen und starben sämtlich. Der unglückliche Deutsche, welcher ein Opfer dieser Krankheit wurde, hatte wenigstens einen schnellen Tod, indem er, bereits schlafkrank, am Schwarzwasserfieber erkrankte und alsbald starb. Als Herde der Schlafkrankheit innerhalb der von uns durchwanderten Teile von Portugiesisch-Ostafrika wurden durch Stabsarzt Dr. Taute und Regierungstierarzt Dr. Huber die Gegend von Nangwale den Ludjendafluß aufwärts, sowie einige Gegenden am Rowuma und am Luriofluß festgestellt[1].

Wir marschierten von Nangwale nach Süden zum Msalufluß und dann nach Osten. Unterwegs wurden verschiedene kleinere portugiesische Bomas genommen, die entweder schon vom Feinde aufgegeben waren oder bei Ankunft unserer Vorhut nach kurzem Widerstand geräumt wurden. Nach langen Märschen durch den gleichmäßigen Wald, in dem nur hier und da kleine Ansiedelungen aufgetaucht waren, kamen wir in bewohntere Gegenden. Dörfer wurden sichtbar, hinter denen Fruchtbäume aufragten. Vor allem ließ der Anblick gelblich und rötlich schimmernder reifer Embeu (Mangos) die Herzen unserer Farbigen höher schlagen und übte auch auf uns Europäer, die wir seit Monaten keine Frucht gesehen hatten, eine belebende Wirkung aus. Die Eingeborenen, zu den auch im Süden Deutsch-Ostafrikas wohnenden Wamakua gehörig, waren friedlich und freundlich. Das gute Einvernehmen wurde dadurch erleichtert, daß sich hier und da Leute fanden, welche im deutschen Gebiet gewesen waren und die gute Behandlung der Eingeborenen durch uns — im Gegensatz zu der brutalen portugiesischen Behandlung —

[1] Dr. Taute und Dr. Huber, Die Unterscheidung des Trypanosoma Rhodesiense vom Trypanosoma Brucei im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 1919.

kennen gelernt hatten. Von unserer Seite wurde alles vermieden, was zu Störungen hätte führen können. Den Eingeborenen wurden die Preise bezahlt, die sie forderten, allerdings meistens nur in unseren kümmerlichen Buschbanknoten. Immerhin ging es auch, wenngleich die Leute lieber Silbergeld nahmen, da sie auch sonst schon Papiergeld kennen gelernt hatten. Die portugiesischen Beamten, das Militär, die Askari usw. nahmen allerdings nach Angabe der Eingeborenen alles ohne Bezahlung. So waren die Leute, soweit sie nur portugiesische Methoden kennen gelernt hatten, angenehm überrascht, von uns, die wir mit einer solchen Macht im Lande auftraten, Bezahlung zu erhalten. Es trat hier, wie auch sonst, allenthalben im portugiesischen Gebiet hervor, daß die Portugiesen sich durch harte und schonungslose Aussaugung des Landes in hohem Maße verhaßt gemacht hatten. Auffällig war das fast völlige Fehlen von Baumwolltüchern und Stoffen, auf welche die Eingeborenen äußerst gierig waren. Bei dem ersten Halt in der bewohnten, mit Fruchtbäumen versehenen Gegend sah man alle Leute bis zu dem kleinsten Askariboy herab mit glücklichen Gesichtern Mangos vertilgen, darunter viele noch nicht ganz reife. Die Wirkung auf die an solche Genüsse nicht mehr gewöhnten, auch nur minderwertig ernährten Leute war allerdings recht stark. Es gab viele Durchfälle, die sich aber bald wieder legten und auf die Begier nach Früchten ohne Einfluß blieben.

Wir rückten noch einige Tagemärsche weiter vor, abwechselnd durch Eingeborenensiedelungen und durch Wälder. In der zweiten Hälfte Dezember 1918 trafen wir in Namuno ein, einer ausgedehnten Eingeborenenniederlassung von Wamedo, wie sich die dortigen zu den Wamakua gehörigen Eingeborenen nennen. Die Ansiedelungen der Neger, jedesmal ein Komplex von einigen sauberen runden Hütten, von Feldern umgeben, lagen, durch kleinere Buschparzellen voneinander getrennt, in weitem Umkreise inmitten der Wälder. In Namuno befanden sich auch einige kleine baufällige Häuschen europäischer Bauart, welche einem vor uns geflüchteten portugiesischen Posten als Wohnsitz gedient hatten. Die Regenzeit machte sich bei unserem Einmarsch schon bemerkbar. Unser Eintreffen in dem Orte fand unter starken Regengüssen statt. Der Ort war in hügeliger Landschaft mit Ausblick auf eine Anzahl aus der Ebene emporragender einzelner Berge (Inselberge) hübsch gelegen. Wir

blieben an diesem Platze vier Monate vom Feinde ungestört. Dieser veranstaltete während der Regenzeit keine größeren Expeditionen in diesem Teil des Landes.

Erst in Namuno erhielt ich ein von Ende November 1917 datiertes Schreiben des englischen Oberbefehlshabers General van Deventer, welches durch einen Parlamentär unserer Nachhut übergeben und mir auf dem langen Wege nach Namuno nachgesandt war. In dem Schreiben machte van Deventer Mitteilung von der soeben erfolgten Kapitulation der Abteilung Tafel und regte unter Hinweis auf die äußerst ungünstigen Verhältnisse, die für uns beständen, eine ehrenvolle Übergabe auch unserer Truppe an, deren Tapferkeit er voll anerkannte. Eine Antwort auf dieses Schreiben gab ich nicht.

Eine versuchte Einwirkung der Engländer auf unsere Askari und sonstigen Farbigen blieb erfolglos. Es wurde eine von dem englischen Oberst Baxter unterzeichnete, in der Suahelisprache verfaßte Proklamation an unsere Leute gefunden, in der sie unter Hinweis auf den Zusammenbruch unserer Macht in Deutsch-Ostafrika und die Aussichtslosigkeit unserer weiteren Kriegführung zur Desertion aufgefordert wurden. Dabei war u. a. auch auf unsere Banknoten Bezug genommen, deren Wertlosigkeit den Schwarzen vor Augen geführt wurde. Auf den Banknoten stehe: der Gegenwert sei beim Gouvernement deponiert. Tatsächlich sei kein Gegenwert da, der Gouverneur ziehe im Busch herum. Auch in Europa stehe es übel mit uns. Für den Fall der Desertion war den Leuten gute Aufnahme und sofortige Rückkehr in ihre Heimat zugesichert. Unsere tüchtigen Askari ließen sich aber durch solche Manöver nicht abspenstig machen, sondern hielten mit uns durch. Desertionen kamen in geringem Maße, wie schon früher auf deutschem Gebiet, so auch im portugiesischen Territorium vor. Die Haltung der überwiegenden Mehrzahl war aber über jedes Lob erhaben. Es verdient dies um so mehr Anerkennung, wenn man erwägt, daß es sich um eine farbige Söldnertruppe handelte, die unter Umständen marschierte, die ein jederzeitiges Desertieren leicht machten. Von den Maßnahmen, die bei den früheren Söldnerheeren in Europa zur Verhütung des Desertierens getroffen wurden, konnte in Ostafrika fast keine einzige angewandt werden, besonders nicht das von Friedrich dem Großen in seinen Hauptgrundsätzen des Krieges zu diesem Zweck empfohlene Vermeiden nächtlicher Märsche und des Lagerns in der

Nähe von Wäldern. Unsere Truppen lagerten fast immer in Busch und Wald, nächtliche Märsche waren sehr häufig. In dem Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, wie in den feindlichen Versprechungen mußten starke Verlockungen für unsere Leute liegen. Daß sowohl Askari wie Träger in ihrer Hauptmasse diesen Anregungen widerstanden und unser Los mit uns teilten, spricht für die Anhänglichkeit unserer Eingeborenen an uns, von der wir auch sonst viele Beweise erhielten.

Hauptmann Köhl verteilte von Namuno aus seine Kompagnien zur Sicherung nach Norden und Osten. Er sandte ferner zwei kleinere Abteilungen nach Osten bis zur Küste vor. Die eine unter Leutnant d. R. Wolfram erreichte die Küste bei Mucufi etwas südlich von Port Amelia, die andere nahe der Mündung des Luriofluſſes. Beide Abteilungen stießen unterwegs nur auf unbeträchtlichen Widerstand von Portugiesen und kehrten mit erheblichen Vorräten, besonders an Stoffen, zurück, welche zur Bekleidung unserer abgerissenen Farbigen äußerst willkommen waren. Auch im übrigen wurden von der Abteilung Köhl Patrouillen nach Nordosten und Südosten vorgetrieben. Die Portugiesen leisteten in ihren kleinen Bomas meist keinen oder wenig Widerstand. Es kam z. B. vor, daß eine von einigen Portugiesen und 70 Askari besetzte Boma von einer deutschen Patrouille von 2 Europäern und 15 Askari mit einem Maschinengewehr erstürmt wurde. Der Feind wurde in die Flucht geschlagen, ohne daß unsere Patrouille Verluste erlitt.

Das Land in dieser Gegend ist gut bevölkert. Es sind weite Flächen von den Eingeborenen unter Kultur genommen. Auch das Land bis zur Küste von Namuno ab ist auf den Strecken, welche unsere beiden erwähnten Abteilungen zurücklegten, nach deren Angabe gleichmäßig gut bevölkert. Kinder waren zahlreich in den Eingeborenenansiedelungen vorhanden. Zwischen den letzteren fanden sich zwar Buschgebiete, doch nirgends sehr umfangreich. Ich habe den Eindruck, daß diese Teile von Portugiesisch-Ostafrika weit besser bevölkert und wirtschaftlich weit aussichtsreicher sind, als wir auf Grund der früheren unzureichenden Nachrichten angenommen hatten. Von der portugiesischen Verwaltung ist ja leider so gut wie nichts geschehen, um das Land wirtschaftlich zu entwickeln. Es läßt sich aber nicht bezweifeln, daß diese Gegenden z. B. was die Ausfuhr von Erdnüssen anbetrifft, bei einer richtigen Verwaltung bald den dafür günstigen Teilen Deutsch-Ostafrikas gleichstehen würden.

Der Kommandeur war mit der Hauptabteilung bis Nangwale gefolgt. Er rückte dann den Ludjenda aufwärts und nahm bei Mtarika Stellung, von wo aus er einige Kompagnien weiter nach Westen, nach Luambala, vorsandte. General Wahle war schon vorher mit seiner Abteilung vom unteren Ludjenda aus den Schiulesifluß aufwärts marschiert nach den Mkulabergen. Dort nahm er nach zweitägiger Einschließung am 8. Dezember die Boma Kundimbo ein, wobei gleichfalls viel Kriegsmaterial erbeutet wurde. Über 30 Portugiesen wurden gefangen, 6 Maschinengewehre und 140000 Patronen, auch 36 Maultiere und etwas Vieh erbeutet, ferner so viel Verpflegung, daß die Abteilung Wahle davon 18 Tage verpflegt werden konnte.

Ende Dezember wurde von Hauptmann Stemmermann mit einer Kompagnie die kleine portugiesische Boma Chao genommen. Anfang Januar 1918 drangen englische Truppen von Britisch-Njassaland aus auf Luambala vor, wo es am 17. Januar zum Gefecht kam. Unsere Verluste waren 5 Askari, 1 Boy tot; 9 Deutsche, 12 Askari, 3 Träger verwundet; 1 Deutscher vermißt. Der Feind hatte anscheinend erhebliche Verluste. Die Regenzeit erschwerte auch in dieser Gegend bald die Kriegführung.

Der Kommandeur nahm mit einem Teil der Truppen sein Quartier während dieser Zeit in Nanungu, östlich von Mtarika, wo die Verpflegungsverhältnisse günstiger waren als am Ludjenda.

Kapitel 22.

Im Lager während der Regenzeit 1917/18.

In Namuno richteten wir uns, nachdem es allmählich klar wurde, daß mit Zunahme der Regenzeit ein feindliches Vorgehen kaum zu erwarten war, häuslich ein. Die Regenzeit war dort, wo wir uns befanden, im Vergleich zu den meisten Gegenden Deutsch-Ostafrikas, nicht gerade sehr stark. Immerhin genügten die Tropenregen, um sämtliche Niederungen und Senkungen im Gelände unter Wasser zu setzen und umfangreiche Sumpfbildungen hervorzurufen. Nach Angaben von seiten der Wamedo in Namuno und Umgebung sollte die diesjährige Regenzeit ausnahmsweise

Vor dem Abmarsch (Portug.-Ostafrika).

Unser gefangener englischer Offizier.

Leutnant d. R. Brixner mit seiner Kompagnie.

Oberleutnant z. S. Wenig mit seiner Batterie auf dem Marsch.

stark sein. Wie wir später in portugiesischen Zeitungen lasen, war dies für die Küste jedenfalls zutreffend. Dort war es zu umfangreichen Überschwemmungen gekommen. Die Regenzeit hinderte offenbar größere Operationen. Die Engländer unternahmen während dieser Zeit keine Angriffe auf uns, erst nach Ablauf der Regenzeit im April 1918 begannen sie eine neue Offensive.

Da die wenigen noch vorhandenen kleinen Zelte der Weißen und die Zeltbahnen gegen den Regen ungenügenden Schutz gewährten und die Mehrzahl unserer Farbigen überhaupt nichts derartiges hatte, so wurde an den Bau von Hütten für Weiße und Schwarze gegangen. Es entstanden eine ganze Menge kleiner und kleinster Hütten, an deren Errichtung aus Hölzern und Gras sich Europäer wie Eingeborene bereits im Laufe des Feldzuges eine große Fertigkeit erworben hatten. Besonders das unter der Leitung des Dr. Tierfelder errichtete Hospital wies in seinem Operationsraum und in seinen für die kranken Europäer bestimmten Hütten für unsere Verhältnisse geradezu stattliche Bauten auf und hatte auch in den Hütten für die farbigen Kranken sowie für die Träger sehr praktische regensichere Behausungen hergestellt.

Die Eingeborenen des Landes waren sehr friedlich. Einige am Anfang geflüchtete kehrten allmählich zu ihren Leuten zurück. Besonderes Zutrauen erwarb sich vor allem Dr. Tierfelder, der seine ärztliche Hilfe in reichem Maße auch den Einheimischen zuteil werden ließ. Erwähnenswert ist, daß es diesem sehr geschickten Arzt gelang, mit selbstgefertigten zahnärztlichen Instrumenten und selbsthergestelltem Amalgam einigen von uns Europäern Zähne zu plombieren. Das gesamte zahnärztliche Instrumentarium und Material war unglücklicherweise aus Versehen auf deutschem Gebiet zurückgelassen worden. Unser letzter Zahnarzt Dr. Hoffmann mußte im November 1917 krankheitshalber bei Newala zurückbleiben.

Die portugiesische Mißwirtschaft, von der wir während unseres Aufenthaltes in Moçambique auch anderwärts genug sahen, trat hier in den Erzählungen der Eingeborenen zutage. Die Portugiesen waren äußerst verhaßt, da sie in rücksichtsloser Weise den Leuten ihr Eigentum wegnahmen und ihre Dienste ohne Bezahlung beanspruchten. Besonders wurde auch über Plünderungen seitens der portugiesischen Askari geklagt, welche in übelster Weise unter den Augen der Portugiesen hausten, ohne von diesen gehindert zu werden. Ich

möchte hier zusammenfassend einige Worte über die portugiesische Mißwirtschaft sagen, wie sie zum Teil erst bei unserem Aufenthalt in anderen Teilen von Portugiesisch-Ostafrika zu unserer Kenntnis kam.

Allenthalben traf man auf die Spuren einer schonungslosen Ausbeutung der Eingeborenen. Das galt sowohl für das Gebiet der Njassa-Kompagnie, in dem wir uns bisher befanden, wie auch für die von der portugiesischen Regierung unmittelbar verwalteten oder anderen Gesellschaften überantworteten Teile von Moçambique. Nicht genug mit der Ausbeutung im eigenen Lande, waren in früheren Jahren aus Portugiesisch-Ostafrika auch Arbeiter für die Transvaalminen nach Südafrika geliefert worden. Erst die außerordentlich hohen Sterblichkeitsziffern — bis zu 20 % — hatten zu einem Ausfuhrverbot geführt. Wenn nun auch die Eingeborenen im Lande belassen wurden, so war ihre Lage unter der portugiesischen Herrschaft doch bedauerlich genug. Die Behandlung der Schwarzen besonders durch die portugiesischen Askari und die farbigen Regierungsangestellten unter den Augen der Portugiesen muß nach den Mitteilungen der betroffenen Eingeborenen furchtbar gewesen sein. Sicherheit für Familie und Eigentum gab es für die Leute nicht. Die Askari nahmen, was ihnen gut schien, ohne Bezahlung weg.

Auch die Bestrafungen müssen, obwohl nach den in meine Hände gelangten portugiesischen Verordnungen über die Eingeborenenverwaltung nur Freiheits- und Geldstrafen zulässig sein sollten und selbst die Prügelstrafe darin nicht erwähnt war, zum Teil barbarisch gewesen sein. Bei Nampepo wurde uns von den Eingeborenen ein Marterinstrument gezeigt, aus einer kurzen Holzkeule bestehend, in deren verbreitertes Ende einige Löcher gebohrt waren. Hiermit erhielten die Leute, wie sie angaben, bei Bestrafungen Schläge auf die flache Hand, wobei an den Lochstellen die Haut in Fetzen hängen bleiben sollte.

Diese üble Behandlung der Eingeborenen erklärt den ungeheuren Haß, der fast allenthalben gegen die Portugiesen bestand. Es loderten während des Krieges wiederholt große Eingeborenenaufstände im portugiesischen Gebiet auf. Ein Aufstand der Wamakonde nahe unserer Grenze am Unterlauf des Rowuma war, als wir weiter oberhalb über den Fluß in Portugiesisch-Ostafrika einrückten, gerade niedergeworfen. Wie wir aus Funksprüchen und später aus portugiesischen Zeitungen ersahen, tobte ein anderer blutiger Aufstand

während der Dauer unserer portugiesischen Expedition weiter südlich am Sambesi.

Der Haß gegen die Portugiesen machte sich auch sonst mehrfach bemerkbar. So wurde z. B. ein gefangener portugiesischer Major, dem es glückte zu entkommen, von den Eingeborenen aus eigener Initiative gefangen und unserer Truppe am nächsten Lagerort gebunden wieder übergeben. Wiederholt wurden deutsche Abteilungen von den mißhandelten Eingeborenen als Befreier begrüßt, besonders die zuerst eingerückte Abteilung unter Major v. Stümer bei Mwembe. Nach dem Abmarsch dieser Abteilung hatten die Portugiesen dann dort ein furchtbares Strafgericht abgehalten und eine Anzahl von Häuptlingen aufgehängt, wie wir bei späterem Durchmarsch durch jene Gegend hörten. Unter dem Eindruck solcher Vorgänge und der allmählich auftretenden großen englischen Truppenmassen wurde das Verhalten der Eingeborenen uns gegenüber dann zurückhaltender.

Ein ähnliches Urteil wie wir hatten auch die Engländer über die Portugiesen, wie sich aus einigen aufgefangenen Mitteilungen ergab. So hielt sich ein englischer Oberst in einem im April 1918 geschriebenen Brief darüber auf, daß der englische Ministerpräsident Lloyd George von den Portugiesen als den ältesten und vertrauenswürdigsten Verbündeten Englands gesprochen habe. Er seinerseits sei der Ansicht, daß die Portugiesen mehr Schaden als Nutzen brächten; er würde jedenfalls nicht 1 Pfund Sterling für 1000 Portugiesen geben. Bei anderer Gelegenheit fingen wir einen in englischer Sprache abgefaßten Funkspruch auf, in dem die Portugiesen dem englischen Befehlshaber meldeten, daß sie (nachdem unsere Truppen aus der betreffenden Gegend abgerückt waren) 10 Meilen vorgerückt seien und eine bestimmte Boma wieder besetzt hatten. Darauf folgte als Antwort von der englischen Leitung der Funkspruch: Sie sollten wieder zurückgehen und Kartoffeln bauen.

Im Lager in Namuno freundeten sich unsere Farbigen allmählich mit den umwohnenden Eingeborenen an. Besonders zwischen dem weiblichen Teile der Wamedo, deren Lippen durch bisweilen ungeheure Pflöcke verunziert waren, und unseren Farbigen wurde bald Freundschaft geschlossen, die in manchen Fällen zu dauernden Vereinigungen führte. Eine beträchtliche Anzahl Weiber folgte später der Truppe, manche machten den Feldzug bis zum Schluß mit. Einige von diesen Weibern, deren Mitnahme unerwünscht schien, weigerten

sich entschieden, zurückzukehren und erklärten, sie würden lieber sterben als zurückbleiben. Angesichts dieser Beharrlichkeit wurde ihnen gestattet, weiter mitzugehen. Zu dieser Zeit befanden wir uns noch in unmittelbarer Nähe der Heimat der Weiber, so daß eine Rückkehr für sie gefahrlos war. Daß dies bei größerer Entfernung von ihrem Wohnsitz nicht mehr der Fall war, zeigte sich weit später, als infolge der schlechten Ernährungsverhältnisse zur Entlastung der Truppe von unnützen Essern alle Weiber mit Ausnahme der legitimen Ehefrauen der Askari in ihre Heimat zurückgesandt werden sollten. Es wanderten zunächst Scharen von Weibern ab, kehrten aber am folgenden Tage bereits mit der Meldung wieder zurück, daß die zuerst aufgebrochenen Weiber von den Eingeborenen totgeschlagen seien, sie hätten ihre Leichen am Wege gefunden und seien deshalb wieder umgekehrt. Es blieb nun, um die Weiber nicht einem sicheren Tode auszusetzen, nichts weiter übrig, als sie auch fernerhin mitzunehmen.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war reich bebaut. Es wurde von den Eingeborenen hauptsächlich Uwele gepflanzt, eine auch in manchen Gegenden Deutsch-Ostafrikas gepflanzte, aber bei unseren Leuten weniger beliebte Hirseart (s. Taf. 15), ferner Mais, Erdnüsse und in sumpfigen Gegenden sogar Reis. Es gab neben Embenbäumen bei den Ansiedelungen auch zahlreiche Koroschobäume, aus deren ähnlich wie Mandeln schmeckenden Nüssen von den Eingeborenen ein Schnaps gebraut wurde, der auch manchem Europäer trinkbar schien. Im übrigen hatte es schon seit langem keinen Alkohol mehr gegeben, abgesehen von geringen, gelegentlich von den Portugiesen erbeuteten Quantitäten. Emben (Mangos) konnten in so großer Menge aus der Umgebung bis zu zwei Tagemärschen Entfernung zusammengebracht werden, daß nicht nur die Europäer damit reichlich versehen waren, sondern auch alle Farbigen einschließlich der Träger öfters die begehrten Früchte erhalten konnten. Von den Schwarzen der Formationen wurden unter deutscher Aufsicht noch Felder mit Hülsenfrüchten angelegt, bei deren Bearbeitung sich sämtliche nicht sonst in Anspruch genommenen Träger beteiligten.

Für Fleisch wurde durch Jagdkommandos von Askari gesorgt. In der wildreichen Umgebung konnten Elenantilopen, Gnus, Wasserböcke und verschiedene sonstige Antilopenarten erlegt werden. Für Europäer war fast stets genügend Fleisch vorhanden, auch für die Askari und Boys, im günstigen Falle reichte es noch für die Träger.

Mit der fortschreitenden Regenzeit wurde die Jagd allerdings immer schwieriger, da in dem von Tag zu Tag höher wachsenden Gras, das schließlich in vielen Gegenden über Manneshöhe und selbst doppelte Manneshöhe erreichte, das Wild immer weniger sichtbar und die Bewegungen des Jägers in stärkerem Maße behindert und für das Wild leichter bemerkbar wurden. Außerdem zerstreute sich in der Regenzeit, in der sich allerorten Wasserlachen befanden, das Wild im Lande, da es nicht mehr auf die Wasserstellen der Trockenzeit angewiesen war. Es war auffällig, wie die Jagd immer mehr den Charakter einer Fleischversorgung angenommen hatte. Selbst solche Europäer, die im Frieden passionierte Jäger gewesen waren, gingen im allgemeinen nicht mehr auf die Jagd. Dabei spielte allerdings wohl die Schonungsbedürftigkeit nach den ungeheuren Strapazen eine große Rolle, um so mehr, als kaum einer von uns nicht schon schwere Tropenkrankheiten durchgemacht hatte und auch im portugiesischen Gebiet besonders während der Regenzeit Malariaanfälle keine Seltenheit bildeten.

Als wir dann aber eines Morgens durch furchtbares Löwengebrüll geweckt wurden und dazu erfuhren, daß in der Nähe ein Eingeborener von einem Löwen geschlagen sei, fanden sich die gerade am Orte befindlichen Deutschen zur Löwenjagd zusammen. Wir hatten ungefähr 20 Minuten abwechselnd durch Felder und Busch zu gehen, bis wir an den Ort des Ereignisses kamen. Wir sahen die frischen Löwenfährten und eine zerwühlte Stelle dicht bei einer Eingeborenenhütte. Der Löwe hatte hinter einem Busch, wenige Schritte von der festverschlossenen Hütte, gelegen und gelauert. Der Eingeborene war in der Morgenfrühe noch bei völliger Dunkelheit aus der Hütte herausgekommen. Der Löwe hatte ihn wahrscheinlich mit einem Schlage seiner Pranken sofort getötet und dann den Leichnam fortgeschleppt. Die offenbar von einem starken Löwen herrührenden Fährten waren in dem feuchten Boden deutlich zu sehen. Von dem Getöteten wurde nur ein Stück eines Armknochens gefunden. Eine Menge mit Speeren bewaffneter Eingeborenen war erschienen, ein Teil von ihnen hatte die Fährte bis zum Busch verfolgt. Wir folgten nun unter Führung von Eingeborenen den Fährten, die ab und zu im hohen Grase verschwanden, dann aber doch auf freien Stellen wieder sichtbar wurden. Alle buschigen Stellen wurden durchgetrieben, aber nichts ließ sich sehen. Die

Aussagen der Eingeborenen, welche den Löwen gesehen haben wollten, verflüchtigten sich beim näherem Ausforschen zu Phantasiegebilden. Nachdem wir stundenlang die ganze Umgebung abgesucht und dabei oft die Fährte des Löwen, aber nie ihn selbst gefunden hatten, wurde das Gras und das Gestrüpp schließlich so dicht, daß man nichts weiter sehen konnte. Wir gaben darauf die Jagd auf.

Löwenabenteuer kamen auch sonst im portugiesischen Gebiete wiederholt vor. Während wir noch auf dem Marsche waren — vor der Regenzeit —, entstand eines Abends großer Lärm in den Lagern in unserer Nähe. Allenthalben schrieen die Eingeborenen und schlugen mit Stöcken aufeinander. Auch flammten überall die Lagerfeuer stärker empor. Es kam dann die Nachricht, daß soeben ein Askariweib von einem Löwen geschlagen und weggeschleppt war. Ein anderes Mal drang ein Löwe nachmittags um 5 Uhr am hellen Tage in ein kleines Lager ein, in dem sich ein paar auf Patrouille befindliche Askari befanden. Der Löwe griff einen Askari, ließ aber auf das Geschrei und Schießen der anderen wieder von ihm ab und entkam, obwohl verwundet. Der Askari war so schwer verletzt, daß er nach hinzugetretener Blutvergiftung starb.

Während der Regenzeit wurde einmal eine kleine deutsche Abteilung unter Leutnant d. R. Wolfram, welche sich zwischen Namuno und der Küste im Lager befand, eines Nachts von Löwen förmlich belagert. In der vorhergehenden Nacht war ein Askari, der Posten stand, von einem Löwen geschlagen und gefressen worden. In der in Frage stehenden Nacht drang ein Löwe in das Lager ein und packte einen Askari, der eben im Begriffe war, in sein kleines Zelt hineinzukriechen. Auf das Geschrei des Verletzten und der herumbefindlichen Schwarzen zog sich der Löwe zurück. Leutnant Wolfram näherte sich in Begleitung eines deutschen Unteroffiziers. Während er sich mit seiner kleinen Laterne über den Verletzten beugte, schrie plötzlich der hinter ihm stehende deutsche Unteroffizier furchtbar auf. Ein Löwe hatte ihn von hinten gepackt. Auch diesmal ließ der Löwe auf das Geschrei und den Lärm der vielen Schwarzen sein Opfer wieder fahren. Doch entstand nun allgemeine Unruhe und wiederkehrendes Geschrei. Bald hier, bald dort sollte nach Angaben der Eingeborenen ein Löwe in das Lager einzudringen versuchen. Die Askari bildeten eine Kette und zogen mit Feuerbränden im Lager auf und ab. Weitere Angriffe der Löwen, von denen nach den am

anderen Morgen gefundenen Fährten drei dagewesen sein mußten, erfolgten nicht. Die beiden von Löwen Verletzten wurden nach Namuno ins Lazarett gebracht. Der Askari starb an den Verletzungen. Der deutsche Unteroffizier wurde wieder hergestellt, behielt aber breite Narben von diesem Abenteuer zurück.

Kurze Zeit nach dem oben erwähnten Vorfall mit dem Löwen war nachts in dem Lager des Tierfelderschen Hospitals großer Lärm. Einige Schüsse ertönten; ein sofort hinübergesandter Boy brachte die Nachricht, ein Löwe sei eingebrochen, aber durch Schüsse verscheucht. Dabei sei ein Träger verletzt worden. Wie wir am anderen Tage hörten, war tatsächlich nur eine Hyäne, wie solche häufig umherschnupperten, in das Lager eingedrungen. Ein Askari hatte im Dunkeln das Tier für einen Löwen angesehen und geschossen; dabei war unglücklicherweise ein in der Richtung befindlicher Träger so schwer verletzt worden, daß er trotz der sofortigen ärztlichen Bemühungen starb. Hyänen machten sich auch sonst sehr unliebsam bemerkbar. In meinem eigenen Lager streiften eine Zeitlang fast allnächtlich solche herum und begannen schon in der Abenddämmerung ganz in der Nähe mit ihrem u-i-u-i, das ähnlich wie die betreffende Stelle in der Musik der Wolfsschlucht im „Freischütz" klingt. Mir wurde wiederholt aus der kleinen, als Küche dienenden Hütte Fleisch gestohlen und von dem enorm starken Gebiß der Bestien selbst ein starker Aluminiumkochtopf durchgebissen. Auch in die offenen Hütten meiner Farbigen drangen sie wiederholt ein, wurden aber immer noch rechtzeitig verscheucht, ehe sie Unheil angerichtet hatten. Dagegen war es eines Nachts zwei Hyänen geglückt, in eine Hütte von nahe wohnenden Eingeborenen einzudringen und dort zwei Kinder sehr schwer zu verletzen. Ein auf dem breiten Weg bei unserem Lager gehender kleiner Askariboy wurde eines Abends, als eben die Dunkelheit angebrochen war, von einer Hyäne attackiert, entkam aber gerade noch laut schreiend. Erst mit Hilfe aufgestellter Fallen mit Selbstschüssen gelang es, einige der Bestien zu töten, was die übrigen etwas zurückhaltender machte.

Giftschlangen machten sich gleichfalls öfters unangenehm bemerkbar, von denen es eine große Anzahl in der Umgebung gab. Es wurden häufig solche Schlangen, besonders Puffottern, getötet, doch ist mir nur ein Fall bekannt geworden, in dem ein in unserem Lager beschäftigter Eingeborener gebissen wurde. Der Mann trat

in der Dunkelheit auf eine Schlange; diese wickelte sich mit dem Schwanzteil um seinen nackten Unterschenkel. Der Eingeborene bekam natürlich einen Schreck und versuchte die Schlange abzuschütteln, worauf ihn diese in die Ferse biß. Auf sofort eingeleitete Behandlung lebte der Mann am anderen Tage noch, wenngleich das Bein stark geschwollen war und ist wahrscheinlich durchgekommen. Nach Angabe der Eingeborenen sollte diese Giftschlange noch nicht zu den gefährlichsten gehört haben. Als eines Tages eine hellgrüne, etwa 1½ m lange Schlange mit einem im Verhältnis zu dem Körper kleinen Kopf herankroch, sich mit dem Vorderkörper aufrichtete und dann schnell auf den Baum hinaufschlängelte, der meine Hütte beschattete, entstand unter meinen Leuten große Aufregung. Alles eilte mit langen Stangen herbei, um die Schlange zu töten. Ich schoß sie schließlich mit einer Schrotladung meiner Jagdflinte herunter. Die Schlange wurde durch den Schuß in zwei Teile getrennt, die auf den Boden fielen. Beide Teile schlängelten noch eine ganze Weile umher; die vordere Hälfte mit dem Kopf machte völlig den Eindruck, als ob sie noch genug Leben und den Willen hätte, zu beißen. Ein Schlag mit dem Spaten trennte schließlich den Kopf vom Körper ab. Meine Leute wußten von dieser Schlange, welche die Wanjamwezi „Koboko" nannten, schreckliche Geschichten zu erzählen. Die jetzt getötete sei noch nicht ausgewachsen; die erwachsene Schlange wisse aber ganze Karawanen zu bezaubern, so daß sie regungslos stehen blieben und der Schlange zum Opfer fallen. Diese springe den Leuten in den Nacken und töte sie durch einen Biß. Wenn bekannt wäre, daß eine solche Schlange in der Nähe eines Weges lebe, so benutzten die Leute diesen nicht mehr, sondern legten weitab einen neuen Weg an. Es schien sich bei der Schlange um eine besonders giftige Baumschlange gehandelt zu haben. Ich entsann mich, früher in einem Buch des englischen Elefantenjägers Sutherland gelesen zu haben, daß während seiner Anwesenheit in Portugiesisch-Ostafrika eine solche Schlange sich auf einen darunter durchgehenden Eingeborenen fallen ließ und diesem einen tödlichen Biß beibrachte. Infolge derartiger, durch weitere Erzählungen vergrößerter Ereignisse mögen sich solche Legenden bilden wie die, an welche meine Leute glaubten.

Manche der grünen Baumschlangen schienen nicht so gefährlich zu sein. Auf deutschem Gebiet am Rufiji passierte es Dr. Dieterich in

unserem Lager, als er mit mir unter einem Baum saß, daß eine grüne Schlange direkt auf ihn fiel. Diese kroch jedoch in größter Eile weg, ohne irgendeinen Angriff zu machen. Im Kriege verlor (auf deutschem Gebiet) ein Deutscher sein Leben durch eine Giftschlange, die in seine als Bett dienende Grasunterlage hineingekrochen war und ihn biß, als er sich dort schlafen legte.

Für einen großen Teil der Europäer bedeutete die Regenzeit eine Ruhepause, in der das Bedürfnis nach geistiger Nahrung in stärkerem Maße hervortrat als während der beständigen Märsche und Kämpfe. Es waren jedoch wenig Bücher vorhanden, da bei der notwendigen Beschränkung des Gepäckes niemand viel Lektüre hatte mitnehmen können. Diese Bücher wurden von den in derselben Gegend befindlichen Deutschen untereinander ausgetauscht. Es war erfreulich, zu sehen, daß die Art der mitgeführten Bücher auf einen hohen Bildungsstand schließen ließ. Es waren u. a. vorhanden Teile von Goethes Werken, sämtliche Werke von Schiller, Homers Ilias und Dantes „Göttliche Komödie". Bei späterem Zusammentreffen mit anderen Formationen traten noch dazu: Goethes „Faust" in mehreren Exemplaren, verschiedene kleine Werke über Philosophie und Kunstgeschichte, Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" u. a. Selbst die Oden des Horaz waren vertreten und zwar im Urtext.

Um so mehr springt dies in die Augen, wenn man damit die Bücher der Engländer und Portugiesen vergleicht, die bei den verschiedensten Gelegenheiten vorgefunden wurden. Die englischen Bücher waren meist Detektivromane oder sonstige ziemlich minderwertige und oberflächliche Romane. Die portugiesischen Bücher ließen auf einen geradezu unglaublich geistigen Tiefstand schließen. Es waren entweder ganz obszöne üble Machwerke oder Hintertreppenromane törichtster Art, wie sie bei uns kaum die untersten Volksklassen lesen würden. Ich hatte ebenso wie Dr. Dieterich mit Hilfe einer zum Erlernen der englischen Sprache durch Portugiesen geschriebenen englisch-portugiesischen Grammatik, die wir in Nangwale gefunden und requiriert hatten, so viel Portugiesisch gelernt, um erbeutete portugiesische Depeschen und portugiesische Zeitungen lesen zu können. Meine Versuche, auch etwas verständige portugiesische Lektüre zu finden, blieben lange Zeit vergeblich, da es auf allen passierten Stationen nur Schundliteratur gab. Nur einmal im späteren Verlaufe des Feldzuges fand sich ein Bändchen von Gedichten des größten portu-

giesischen Dichters Camöens vor und zwei oder drei geschichtliche Bücher.

Von der Heimat waren wir natürlich, wie schon während des vorhergehenden Teiles des Feldzuges in Deutsch-Ostafrika, gänzlich abgesperrt und erhielten nur bisweilen auf Umwegen veraltete Nachrichten vom europäischen Kriegsschauplatze, wenn einmal englische oder portugiesische Zeitungen erbeutet wurden. Es war beim Abzug über den Rowuma eine kleine tragbare Funkenstation mitgenommen worden, welche unter Leitung des Postsekretärs Schmidt stand. Es gelang häufiger, Funksprüche von feindlichen Funkenstationen aufzunehmen, die sich aber meist auf den ostafrikanischen Kriegsschauplatz bezogen und überwiegend in für uns nicht zu entziffernden Zahlen gegeben waren. Nachrichten vom heimischen Kriegsschauplatze brachten gewöhnlich nur englische Funksprüche, die ziemlich selten aufgenommen wurden.

Mit Beginn der Regenzeit waren infolge der Luftstörungen die Aufnahmen überhaupt spärlicher geworden. Nach langer Pause wurden im März 1918 wieder englische Funksprüche über die Kriegsereignisse an der Westfront aufgenommen; aus den darin enthaltenen Ortsnamen konnten wir mit Hilfe einer noch in unserem Besitz befindlichen Karte von Westfrankreich feststellen, daß unsere Offensive bedeutende Fortschritte in Richtung auf Amiens gemacht hatte. Dadurch wurden die Hoffnungen auf einen baldigen siegreichen Ausgang des Krieges wieder rege. Wir warteten ungeduldig auf weitere Nachrichten, die nur zu spärlich und dann oft noch verstümmelt von unserer Funkenstation aufgenommen werden konnten. Viele der wichtigsten Vorgänge erfuhren wir erst viele Monate später aus erbeuteten Zeitungen, manches blieb uns überhaupt unbekannt, bis wir nach dem Waffenstillstande wieder mit der Kultur in Berührung kamen.

Die Savannen und Waldlichtungen in der Umgebung von Namuno waren bei Beginn der Regenzeit, als die jungen Gräser und Blumen emporsprießten, durch ihre Blumenpracht bemerkenswert. Es gab vor allem eine große Menge Feldorchideen in verschiedenen Farben, weiß, gelb, rot, violett, die stellenweise so dicht beieinander standen wie auf unseren Wiesen die gewöhnlichen Feldblumen. Weihnachten 1917 hatte Dr. Dieterich es fertig gebracht, aus tannenähnlich wirkenden Zweigen einen Weihnachtsbaum zusammenzustellen. Unser aus Bambus zusammengezimmerter Tisch prangte im

herrlichsten Blumenschmuck. Mit zunehmendem Regen verschwanden allmählich die Blumen; schließlich wuchs das Gras so hoch und dicht empor, daß für jene überhaupt keine Entwicklungsmöglichkeit mehr vorhanden war.

Schon Ende März wurden die Regen weniger häufig; die Wassertümpel begannen unter dem Einfluß der strahlenden Tropensonne auszutrocknen. Man konnte beobachten, wie das reiche Leben, das sich während der Überschwemmungen der Regenzeit in vielen dieser dadurch mit Bächen in Verbindung stehenden Tümpel gebildet hatte, auf einen immer kleiner werdenden, noch mit Wasser gefüllten Teil beschränkt wurde. Endlich trat dann nach einem heißen, regen- und wolkenlosen Tage die Katastrophe ein. Der Tümpel war ganz ausgetrocknet, auf dem Boden lagen die Leichen von kleineren Fischchen, Kaulquappen und sonstigen kleinen Wassertieren. Das allmähliche Austrocknen des Landes machte auch die in der Regenzeit vielfach sumpfigen und überschwemmten Wege wieder gangbar.

Der Feind begann mit Aufhören der Regenzeit im April wieder vorzudringen. Wir mußten unser Lager in Namuno abbrechen und allmählich nach Westen zurückweichen, wo in der Gegend von Nanungu das Kommando mit den übrigen Truppen stand. Es begann wieder die Zeit der ständigen Märsche und Kämpfe und der schlechten Ernährung. Mit Ausnahme eines etwa zehntägigen Aufenthaltes in Chalaue, Anfang August 1918, sind wir bis zum Waffenstillstand überhaupt nicht mehr zur Ruhe gekommen. Es war ein ständiges Wanderleben mit anstrengenden Märschen, das ungefähr acht Monate dauerte und nur selten durch kurze Pausen unterbrochen wurde. Die Ernährung wurde wesentlich ungünstiger. Fleisch gab es nicht mehr, außer wenn einmal ein Stück Wild geschossen wurde. Früchte waren gar nicht mehr vorhanden, Reis gab es sehr selten. Die Europäer waren meist, ebenso wie die Farbigen, auf Mtama sowie die Hülsenfrüchte des Landes, Schirokko, Bohnen usw., angewiesen. Stellenweise gab es wohl noch wenig wohlschmeckenden Eingeborenenkürbis. Allmählich begann auch diese Nahrung knapp zu werden; die während der Regenzeit zusammengebrachten Vorräte gingen im Laufe der Zeit aus. Zudem hatte die weiter westlich stehende Truppe es mit der Ernährung weniger günstig gehabt als wir, die wir in die östlichen, küstennäheren Gebiete gegangen waren. Es war ein Glück, daß die Mtamareife

herannahte. Schon vor der völligen Reife lebte ein großer Teil unserer Leute von dem jungen Mtama, den sie auf unterwegs passierten Mtamafeldern (s. Taf. 16) selbst ernteten.

Kapitel 23.

Auf dem Marsche bis August 1918.

Im April 1918 mit Ende der Regenzeit begann eine erneute englische Offensive, sowohl von der Küste wie von Westen her. Bereits im März 1918 gingen beim Kommando, welches mit dem Gros der Truppe, wie im vorletzten Kapitel erwähnt, bei Nanungu stand, Nachrichten ein, daß sich westlich von diesem Ort bei Maua stärkere englische Truppen versammelten und daß eine englische Abteilung in der Gegend von Koriwa stände. Der Kommandeur sandte eine aus zwei Kompagnien bestehende Abteilung vor, um festzustellen, wie stark der Feind an diesen Plätzen sei. Die Führung dieser Abteilung hatte Hauptmann Müller, welcher bisher den ganzen Krieg hindurch Adjutant des Kommandeurs gewesen war und nun im letzten Teil des Feldzuges als Führer der Vorhut Ausgezeichnetes leistete. Auf dem Marsche am 11. April stieß die Abteilung Müller in Stärke von 70 Gewehren, 3 Maschinengewehren, 1 automatischen Gewehr bei Koriwa auf eine aus 3 ½ Kompagnien mit Maschinengewehren, automatischen Gewehren und Minenwerfern versehene englische Abteilung. Sie griff trotz des Mißverhältnisses der Kräfte sofort an und warf den Feind nach vierstündigem Gefecht unter erheblichen Verlusten aus seiner Stellung heraus. Hauptmann Müller marschierte darauf nach Maua weiter, wo er starke feindliche Stellungen fand. Da der Versuch, den Gegner aus diesen herauszuwerfen, nicht glückte, marschierte die Abteilung zum Kommando zurück, das noch in der Gegend bei Nanungu geblieben war. Der Vorschlag des Hauptmanns Müller, den Feind auf seiner Nachschublinie Kanene-Maua zu schädigen, wurde vom Kommando genehmigt. Er marschierte darauf mit seiner Abteilung auf Kanene und griff am 30. April eine dort befindliche stark ausgebaute englische Stellung an. Diese wurde nach mehrstündigem Feuergefecht gestürmt; ziemlich viel Beute, insbesondere auch Verpflegung, fiel in unsere Hände.

Im Osten waren inzwischen gleichfalls englische Truppen herangerückt. Die alten Einkreisungsmanöver begannen wieder. Die Engländer versuchten auch im portugiesischen Gebiet, unsere Truppen mit weit überlegenen Truppenmassen von allen Seiten einzuschließen und sie zu vernichten oder zur Übergabe zu zwingen. Dies mißlang ihnen in Portugiesisch-Ostafrika jedoch ebenso wie früher in unserer Kolonie.

Die Abteilung Köhl wurde im April 1918 bei Monte Puesi, nördlich von Namuno, von starken englischen Kräften angegriffen. Die deutschen Truppen wiesen in Gefechten vom 8. bis 13. April die feindlichen Angriffe ab, zogen sich dann jedoch unter dem Druck feindlicher Umgehungsbewegungen allmählich nach Westen auf Barama und von dort schließlich auf Nanungu zurück. Sie hatten sich dabei beständig gegen weit stärkere feindliche Truppen zu wehren und eine Reihe schwerer Gefechte zu bestehen (Gefechte bei Nkijire am 17. April, bei Barama am 25. April und 7. Mai). Ich selbst zog mit Teilen der Abteilung Köhl gleichfalls nach Westen und erreichte Nanungu Anfang Mai. Dieser Platz war hübsch an einem Hügel gelegen, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die von pittoresken Bergkegeln durchsetzte Ebene hatte. Das Land war, soweit das Auge reichte, bewaldet, aus dem Busch hoben sich die von den Eingeborenen urbar gemachten Flächen hell ab. Die Gegend war verhältnismäßig reich besiedelt, doch verschwanden die Kulturflächen gegenüber der Masse des Waldes. Nordwestlich sah man starken Rauch, der nach Angabe der Eingeborenen von einem großen englischen Lager herrühren sollte.

In Nanungu waren für die Unterbringung der Truppen in der Regenzeit gleichfalls große Mengen von Hütten errichtet worden. Gegenwärtig befand sich dort nur noch eine kleine Abteilung unter General Wahle und ein Hospital, in welchem einige kranke Europäer und eine Anzahl Farbiger bei Räumung zurückgelassen werden sollten. Der Kommandeur war kurz vorher mit den Haupttruppen von Nanungu nach Westen marschiert, um dem von dort anrückenden Feind entgegenzutreten.

Am 5. Mai 1918 kam es bei Mopelia, nordwestlich von Nanungu, zu einem schweren Gefecht. Es gelang unseren Truppen, unter Führung des Generals v. Lettow, den Feind zum Abzug aus seiner Stellung zu zwingen. Es wurden eine Anzahl Gefangene gemacht

und für die Truppen wichtiges Kriegsmaterial, neben Waffen, Munition und Ausrüstung besonders auch Chinin erbeutet. Der Feind hatte schwere Verluste erlitten. Es wurden gezählt 14 Engländer, 91 Askari tot; seine Gesamtverluste waren mindestens 200 Mann. Aber auch unsere Truppen hatten erhebliche Verluste zu verzeichnen. Gefallen waren 6 Deutsche, 24 Askari; verwundet 9 Deutsche, 93 Askari; gefangen 3 Deutsche, 3 Askari.

Im Mai rückte auch der von Osten gegen uns operierende Gegner näher heran. Die Abteilung Köhl folgte dem Kommandeur über Nanungu nach Westen, den nachdrängenden Feind durch fast tägliche Nachhutgefechte abwehrend. Am 22. Mai befand sich die Abteilung nur noch drei Stunden östlich von der Haupttruppe unter dem Kommandeur und sandte, während die Truppen in ein Gefecht mit dem von Osten heranrückenden Feinde verwickelt waren, ihre Lasten auf der Strecke nach Westen in Richtung auf das Kommando voraus.

Ich selbst marschierte gleichfalls mit dieser Kolonne, bei der sich nur eine geringe Askaribedeckung befand, voraus. Der Weg führte zwischen bewaldeten Bergen hindurch. Unterwegs gelangte an den Führer der Munitions- und Lastenkolonnen der Befehl vom Hauptmann Köhl, daß nach etwa einer Stunde 200 Meter südlich der Straße unterwegs gehalten und weder Feuer angezündet, noch sonst Lärm gemacht werden sollte. Da bereits früher das Vorhandensein einer starken englischen Abteilung nördlich der Straße in einer Entfernung von 1—2 Tagemärschen festgestellt war, so bestand die Möglichkeit, daß feindliche Truppen bis zur Straße vorstoßen könnten. Ich hatte daher Bedenken, mit meiner Karawane, die nur 18 Begleitaskari hatte, allein zu dem noch 1½ Stunden entfernten Kommando weiter zu marschieren, und lagerte mit meinen Leuten gleichfalls an der Stelle, wo die Lasten der Abteilung Köhl blieben. Tatsächlich befand sich zu dieser Zeit, wie ich später von englischer Seite hörte, bereits eine feindliche Askarikompagnie in dem Busch an der Straße und beobachtete u. a. den auf dieser Straße zum Kommandolager transportierten Leutnant d. R. Kempner, der in einem der letzten Gefechte der Abteilung Köhl verwundet war. Sie ließ diesen, der ohne militärische Bedeckung war, ruhig passieren.

Unser Lagerplatz befand sich etwa 200 m südlich der Straße zwischen zwei Bergen, dem höheren Timbaniberg nördlich der Straße und dem sich unmittelbar südlich unseres Lagers steil erhebenden niedrigeren

Dschombaberge. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gelagert hatten, kam ein Unteroffizier von dem Lastentransport der Abteilung Köhl zu mir mit der Meldung, es sei soeben die Meldung eines Beobachtungspostens eingetroffen, wonach vier englische Kompagnien in Anmarsch auf die Straße zwischen Kommando und Abteilung Köhl von Norden her seien. Ich erteilte an Dr. Dieterich sofort die Anordnung, die Lasten aufnehmen zu lassen und um den Dschombaberg nach Süden in den Busch abzumarschieren. Die entsprechenden Befehle wurden erteilt, unsere Leute hatten die Lasten aufgenommen, ich selbst war an der Spitze der Karawane bereits einige Schritte in Richtung auf den genannten Berg zu marschiert, während Dr. Dieterich sich zur Straße begab, um unseren dort aufgestellten Sicherungsposten zu benachrichtigen. In diesem Augenblick ertönten plötzlich aus der Richtung dieses ungefähr 200 m entfernten Postens einige Schüsse und unmittelbar darauf setzte ein betäubendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus nächster Nähe ein. Ich blickte seitwärts, wo auf einer freien Fläche die Träger- und Munitionskolonnen der Abteilung Köhl lagerten. Die Masse der Eingeborenenträger sprang bei Beginn des Feuers mit großer Schnelligkeit auf und in den nahen Busch, in Richtung auf den Berg zu. Es war ein Anblick ähnlich wie wenn plötzlich eine Schar Sperlinge aus einem Getreidefelde hoch geht.

Auch unsere eigenen Träger warfen sofort ihre Lasten hin und liefen eiligst in den Busch. Ich begab mich zusammen mit Dr. Dieterich und einigen meiner Leute auf den Abhang des Dschombaberges, welcher unseren Lagerplatz nach Süden begrenzte, um zu versuchen, um den Berg herumbiegend nach Süden zu entkommen. Wir hatten dabei eine kleine Schlucht zu durchschreiten, in welcher ein Bach dahinfloß. In dieser Schlucht hatte, wie sich später herausstellte, ein großer Teil unserer Farbigen Deckung gesucht und war nachher von den Engländern gefangen genommen worden. Wir mußten, um fortzukommen, uns einige hundert Meter am Abhang des Berges entlang bewegen. Während dieser Zeit befanden wir uns in starkem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. In dem starken Getöse konnte man das Pfeifen der Geschosse nicht hören, sondern nur die Geschoßeinschläge sehen, welche um uns Zweige von den Bäumen rissen und die Erde an dem steil emporsteigenden Bergabhang aufwühlten. Einige von unseren Farbigen wurden getroffen. Wir kamen aber schließlich bis zu dem Westabhang des Berges und konnten hier nach Süden in das

freie Buschgelände ausbiegen. Dr. Dieterich blieb dort zurück und kletterte ein Ende den Berg hinan, um aus der Höhe einen Blick auf unser Lager zu werfen und zu sehen, ob von unseren Leuten noch etwas zu retten sein würde. Er eröffnete mit einem Askari, der noch in seiner Begleitung war, das Feuer auf den Feind, der inzwischen unser Lager genommen hatte, mußte sich dann aber, als eine feindliche Patrouille gegen ihn entsandt wurde, zurückziehen.

Ich selbst ging mit einigen Farbigen, darunter zwei Askari, etwa zehn Minuten in südlicher Richtung. Mittlerweile begannen in unserer unmittelbaren Nähe feindliche Minenwerfer einzusetzen, deren Schüsse ein mächtiges Getöse verursachten, aber vermutlich keinen Schaden angerichtet haben, da irgendwelche Gegner dem Feinde nicht mehr gegenüberstanden. Dieser war offenbar unter dem Eindruck gewesen, auf mehrere deutsche Kompagnien gestoßen zu sein, während sich in Wirklichkeit bei dem Transport nur einige Deutsche und wenige Dutzend Askari befanden, welche sich, soweit sie überhaupt zum Schießen kamen, vor der gewaltigen Übermacht nach kurzem Feuergefecht zurückzogen.

Der ganze Transport wurde zersprengt, die Deutschen, mit Ausnahme eines Unteroffiziers, der entkam, wurden gefangen genommen, ebenso ein Teil der Askari und mehrere hundert Träger. Die sämtlichen Lasten der Abteilung Köhl, darunter auch Geschützmunition, gingen verloren, ebenso meine sämtlichen eigenen Lasten, amtliche wie private.

Ich wartete zunächst eine Weile in der Nähe in der Hoffnung, daß das Kommando mit unseren Haupttruppen auf den Gefechtslärm schnell heranmarschieren und den Feind wieder verjagen würde. Bald aber kam der von mir als Posten rückwärts aufgestellte Askari mit der Meldung angelaufen, daß der Feind auch in den Busch vordringe und daß wir weiter marschieren müßten. Kurz vorher hatte das Schießen aufgehört. Es war dann ein betäubendes Jubelgeschrei der feindlichen Schwarzen gefolgt, als sie auf unseren Lagerplatz vorstürmten und nun die Masse des Gepäcks liegen sahen. Wie mir von einigen später entkommenen Leuten erzählt wurde, begann alsdann eine allgemeine Plünderung, an der sich Weiße wie Farbige beteiligten.

Ich marschierte nun etwa zwei Stunden in südlicher Richtung weiter durch den von größeren Lichtungen mit Steppencharakter unter-

Auf dem Marsch in Portug.-Ostafrika.

Auf dem Marsch in Portug.-Ostafrika.

Auf dem Marsch in Portug.-Ostafrika.

Askariweiber auf dem Marsch.

brochenen Busch, um genügend weit vom Feinde abzukommen, der zur Verfolgung auch berittene Patrouillen entsandte. Einer meiner Boys, der für sich allein gelaufen war und sich im Busch verirrt hatte, wurde noch am folgenden Morgen durch feindliche Reiter gefangen genommen. Während unseres Marsches hörten wir nach etwa einer Stunde erneutes heftiges Geschieße aus der Gegend unseres Lagerplatzes. Der Kommandeur war auf den Gefechtslärm hin mit seinen ganzen Truppen herbeigeeilt und hatte den Kampf gegen den Feind aufgenommen. Ferner war die Abteilung Köhl, welche zur Zeit des Überfalles etwa 1½ Stunden östlich von uns gestanden hatte, gleichfalls in Richtung auf den Gefechtslärm marschiert. Der Kommandeur versuchte mit den vereinigten Abteilungen den Feind in umfassendem Angriff wieder herauszuwerfen, die Engländer waren aber zu stark. Wie später bekannt wurde, war der Überfall auf unser Lager von etwa 8—10 feindlichen Kompagnien ausgeführt worden, welche zudem mit Minenwerfern versehen waren, über welche unsere Truppen nicht verfügten. In dem Gefecht am Timbaniberg fielen auf unserer Seite der Leutnant d. R. (Gouvernements-Sekretär) Steinhäuser und 3 weitere Deutsche sowie 13 Askari. Verwundet wurden 14 Deutsche, davon 4 Offiziere, 72 Askari, 2 Träger; vermißt 3 Deutsche, 18 Askari, 254 Träger. Der Feind erlitt nach den Angaben einiger gefangen genommener, später zu uns zurückgekehrter Farbiger sehr schwere Verluste. Nach aufgefangenem Funkspruch hatte das 1. Bataillon der Kings African Rifles allein 195 Mann verloren. In der Nacht brachen unsere Truppen das Gefecht ab und marschierten nach Westen zu dem alten Lager des Kommandos zurück.

Ich selbst war mittlerweile mit meinen farbigen Begleitern, deren Zahl sich unterwegs durch nachkommende Flüchtlinge vergrößerte, nach Westen umgebogen und erreichte nachmittags um 4 Uhr das Lager des Kommandos. Dieses war aber mittlerweile geräumt, die Truppen waren, wie erwähnt, zum Kampf nach Osten gezogen, das Trägerlager war sicherheitshalber eine Stunde weiter nach Westen verlegt, um nicht einem feindlichen Überfall ausgesetzt zu sein. Ich traf in dem Kommandolager nur noch wenige Europäer und Farbige an. Bei dem Unteroffizier d. R. Reder, einem Österreicher von Geburt, welcher seine langjährigen Pflanzungsarbeiter als Träger mit sich führte und mit sehr gutem Erfolg eine aus diesen gebildete Ver-

pflegungskolonne leitete, erhielt ich etwas zu essen, was nach dem anstrengenden Marsch durch den Busch, ohne jede Nahrung, sehr angenehm war. Ich begab mich dann weiter nach Westen zu dem neuen Lager, in dem ich bei dem Leiter der Funkenstation, Feldtelegraphensekretär Schmidt, eine notdürftige Unterkunft für die Nacht erhielt. Obgleich das an diesem Abend freie kleine Zelt für die Funkentelegraphie mir zur Verfügung gestellt wurde und Herr Schmidt mir eine seiner beiden Decken überließ, war es doch in der Nacht in dieser bergigen Gegend so kalt, daß an Schlafen nicht viel zu denken war.

Dr. Dieterich, der nachher zu einer Kompagnie gestoßen war, und sich am Kampf beteiligt hatte, kam erst spät am Abend. Er mußte sich in Ermangelung irgendwelcher Decken oder sonstiger Einrichtungen, wie er war, auf den Boden legen und versuchen, sich durch Feuer etwas warm zu halten. Auch von meinen bei dem Überfall versprengten Leuten fanden sich nach und nach noch einige ein, von meinen 18 Askari kamen 12 wieder zurück. Einer war gefallen, das Schicksal der übrigen ist nicht ganz sicher, wahrscheinlich waren sie gefangen genommen. Von den sonstigen Farbigen fand ich am nächsten Tage bei der etwas weiter südwestlich stehenden Abteilung des Generals Wahle noch einige direkt durch den Busch dorthin marschierte Leute vor, leider aber fehlten meine beiden treuen Boys, die seit meinem Eintreffen in der Kolonie in meinem Dienst waren. Sie waren beide, wie sich viel später herausstellte, gefangen genommen worden. Ich habe sie erst bei meiner Rückkunft nach Daressalam im Dezember 1918 wiedergesehen. Von meinen etwa 58 Trägern blieb der größte Teil vermißt, nur 15 waren wieder erschienen. Soweit ich später feststellen konnte, sind sie fast sämtlich gefangen genommen worden. Auch von den Askariweibern waren einige durchgekommen, eins davon hatte einen Schuß durch den Oberschenkel erhalten, wurde aber wieder hergestellt.

Der gelungene Überfall hatte uns einen sehr großen Schaden zugefügt. Das ganze Gepäck von mehr als einem Drittel der Schutztruppe war verloren gegangen, dazu Munition und Sanitätsmaterial, sowie Geldbeträge in Silber und Noten. Auch meine amtlichen Akten — alles was dem Feinde hätte von Nutzen sein können, war natürlich längst vorher von uns vernichtet worden — und der geringe Rest der Geldreserve gingen verloren, desgleichen alle mir und Dr. Dieterich

gehörigen Privatsachen. Wir besaßen wie alle übrigen Betroffenen nur den alten Khakianzug, den wir auf dem Leibe trugen.

Die Engländer suchten auch politisch unserer Eingeborenenbevölkerung in Deutsch-Ostafrika gegenüber diesen Erfolg auszunützen, indem sie — wie ich später in Daressalam erfuhr — durch Anschläge in Suahelisprache zur Kenntnis der Eingeborenen brachten, daß sie sämtliche Lasten des Gouverneurs erbeutet hätten.

Die Lage war sehr schwierig hinsichtlich der Wiedererlangung einer Ausstattung, wie sie für den Europäer in den Tropen unbedingt erforderlich ist. Es gelang uns nur mit Mühe und unter großen Schwierigkeiten, Moskitonetze und Decken sowie die sonst allernötigsten Sachen, ferner Gegenstände wie Flaschen und die unentbehrlichsten Kochgeschirre zu erhalten. Wir waren so abgeschnitten von aller Kultur, und die Truppen hatten so wenig Sachen mitnehmen können, daß auch beim besten Willen sämtlicher Offiziere und Mannschaften, sich gegenseitig auszuhelfen, es doch nicht hin und her reichte. Uns persönlich halfen General Wahle und andere Herren seiner Abteilung, mit der wir nun marschierten, in liebenswürdigster Weise aus. Doch waren alle selbst nur sehr knapp mit Kleidungsstücken usw. versehen. Eine ganze Reihe von den deutschen Angehörigen der Abteilung Köhl, welche bei dem Überfall ihr ganzes Gepäck verloren hatten, mußten eine Weile ohne Decken und Moskitonetz schlafen und gerieten auch hinsichtlich des Essens in Schwierigkeiten, bis sie an andere besser gestellte Kompagnien herankamen, die ihnen einigermaßen aushelfen konnten. Eine vollständige Wiederausstattung wurde erst später möglich, als am 1. Juli bei Nhamacurra reichliche portugiesische und auch englische Bestände erbeutet wurden.

Nach dem Gefecht am Timbaniberg vom 22. Mai rückten die gesamten Truppen nach Südwesten. Die Abteilung Müller in Stärke von 3 Kompagnien erhielt den Befehl, vorauszumarschieren und die Gegend am Lurio bei Watiwa zu erkunden. Letzterer Platz wurde vom Feinde frei befunden, dagegen sollten englische und portugiesische Truppen unbekannter Stärke in der Gegend Hawalla-Malema südlich vom Lurio stehen. Die Abteilung Müller marschierte in einem 15stündigen Gewaltmarsch dorthin, um den Feind überraschend anzugreifen. Die Überraschung glückte jedoch nicht, da englische Patrouillen kurz vor dem Angriff die Annäherung unserer Abteilung gemeldet hatten. Da die englische Stellung bei Hawalla-

Malema sehr stark war und die Engländer vorbereitet waren, sah Hauptmann Müller von einem Sturm ab und beschränkte sich am 31. Mai und 1. Juni auf ein hinhaltendes Gefecht. In der Nacht vom 1. zum 2. Juni hatte der Feind seine Stellung geräumt. Sofort am 2. Juni früh nachgesandte Truppen der Abteilung Müller stießen dicht bei Hawalla-Malema auf eine portugiesische Abteilung, die anscheinend den englischen Truppen zu Hilfe kommen sollte. Die Portugiesen wurden nach kurzem Gefecht geworfen. Die Magazine von Hawalla-Malema fielen in unsere Hand.

Das Gros war inzwischen gefolgt. Wir überschritten Ende Mai den etwa 400 m breiten, aber nicht tiefen Luriofluß bei Watiwa. Englische Truppen wollten von Westen kommend nördlich vom Lurio den Weg abschneiden, kamen aber zu spät. Am 1. Juni fand ein kleineres Gefecht zwischen unserer Nachhut und dem Gegner statt. Vom Luriofluß rückten wir weiter nach Süden.

Am Lurio zogen sich auf beiden Seiten des Flusses ausgedehnte Waldgebiete hin. Weiter südlich kamen wir in eine herrliche Gebirgsgegend. Auf beiden Seiten der Straße erstreckten sich Gebirgsketten. Westlich von uns ragten die seltsam geformten Bergkegel der Inaguberge empor. Es war in dieser Gegend nachts empfindlich kalt. Diejenigen von uns, die nach dem Überfall vom 22. Mai noch nicht genügend Decken hatten erhalten können, konnten bisweilen vor Kälte nicht schlafen. Es gelang glücklicherweise ab und zu, Decken und sonstige Kleidungsstücke in portugiesischen Bomas oder von englischen Patrouillen zu erbeuten, so daß allmählich Weiße wie Farbige in ihrer Mehrzahl einigermaßen ausgestattet wurden. Völlig gelang dies allerdings erst später, nachdem am 1. Juli bei Nhamacurra sehr bedeutende Bestände aller Art erbeutet waren (s. weiter unten).

Die Abteilung Müller (3 Kompagnien), der noch unser Geschütz zugeteilt war, bildete auch weiterhin die Vorhut. Sie marschierte auf die am oberen Molokwefluß liegende portugiesische Boma Alto Molokwe voraus, wo große Verpflegungs- und Munitionsbestände liegen sollten. Die Boma wurde am 12. Juni mittags vollständig überrascht. Die schwache portugiesische Besatzung floh nach kurzem Maschinengewehrfeuer. Es wurden größere Verpflegungsbestände erbeutet. Wie aus den zurückgelassenen portugiesischen Akten hervorging, war die Munition jedoch schon vor einigen Tagen abtransportiert worden, anscheinend in Richtung auf Napare-Nampepo-

Mujeba. Die Abteilung Müller erhielt darauf vom Kommando den Befehl, zu versuchen, den Munitionstransport einzuholen. Die Abteilung marschierte nun in zwei Kolonnen, die eine über Ille-Nampepo, die andere über Napare-Nampepo auf Mujeba. An allen diesen mit kleinen Forts versehenen Plätzen waren nur schwache portugiesische Besatzungen, die nach den ersten Schüssen flohen. Ille wurde am 15. Juni genommen, Mujeba am 17. Juni. Besonders am letzteren Platz wurde viel Verpflegung erbeutet, die bei der Unmöglichkeit des Abtransports größtenteils vernichtet werden mußte. Wenige Lasten Munition und ein kleines Geschütz, welches auf dem Transport von den Portugiesen stehen gelassen war, wurden im Busch versteckt aufgefunden.

Von Mujeba marschierte die Abteilung Müller geschlossen weiter in Richtung auf Lujella, wohin nach Eingeborenenaussagen der Munitionstransport geleitet sein sollte. Drei Stunden oberhalb Lujella wurde der sehr breite Likungofluß in der Nacht vom 22. zum 23. Juni unter großen Schwierigkeiten überschritten. Mitten im Fluß erhielt die Abteilung Feuer vom westlichen Ufer, doch handelte es sich nur um eine schwache portugiesische Patrouille, welche bald floh. Am 23. Juni bei Tagesanbruch wurde Lujella erreicht. Die Station, Sitz der Lujella-Compagnie inmitten einer großen Sisalplantage, war verlassen. Sehr große Bestände an Stoffen und Verpflegung fielen in unsere Hand. Gegen Mittag erschienen zwei portugiesische Kompagnien, von Süden kommend, und griffen an. Nach 2½stündigem Feuergefecht wurde der Feind geschlagen und suchte in wilder Flucht nach allen Richtungen das Weite. Nachdem die Verpflegung und alles sonst für den Feind Wichtige, soweit es infolge Fehlens von Transportmitteln zurückgelassen werden mußte, angezündet war, marschierte die Abteilung am 24. Juni von Lujella ab nach Mujeba zurück und erwartete dort das Eintreffen des Gros.

Dieses war inzwischen der Vorhut gefolgt und hatte Mitte Juni die Boma Alto Molokwe erreicht. Diese zeichnete sich durch schöne Anlagen aus. Es waren einige hübsche Gebäude, darunter ein kleines Haus in europäischem Stil und europäisch eingerichtet, auf einem freien Platz, auf welchem Apfelsinen-, Mandarinen- und Zitronenbäume standen. Alles machte einen sauberen und gepflegten Eindruck. Das fiel im portugiesischen Gebiet besonders auf, da sämtliche übrigen Stationen, die ich sonst gesehen habe, geradezu verwahrlost waren.

Die meisten bestanden überhaupt nur in Häusern nach Eingeborenenart, ohne daß von irgendwelchen Anlagen, Fruchtbäumen und dergleichen, viel zu sehen war. Die Apfelsinen, die einzigen, die wir in Portugiesisch-Ostafrika bekommen haben, mundeten ausgezeichnet. Der Platz blieb uns allen als die „Apfelsinenboma" in Erinnerung.

Nach einer Rast von wenigen Tagen ging es weiter. Die einzelnen Kolonnen folgten einander in Abständen. Ein Überfall einer englischen Patrouille auf eine auf dem Marsch befindliche Sanitätskolonne, der sich, während wir in den bewaldeten Bergen rasteten, in unserer unmittelbaren Nähe abspielte, brachte dem Feind keinen dauernden Nutzen. Eine von Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell, dem bekannten Kunstmaler, sofort hinterher gesandte Patrouille erreichte den in einem Dorfe rastenden Feind. Obwohl unsere aus zwei deutschen Unteroffizieren und 1½ Dutzend Askari mit einem automatischen Gewehr bestehende Patrouille nicht stärker war wie die englische, griff sie doch sofort an. Unsere Askari markierten dabei in dem unübersichtlichen von Busch oder hohem Mtama bedeckten Gelände so geschickt das Vorhandensein einer ganzen Kompagnie mit sprungweise vorgehenden Zügen unter entsprechenden Kommandos, daß die Engländer in größter Eile ausrissen und dabei nicht nur ihre Beute, darunter einige unserer Askariweiber, sondern auch ihr ganzes eigenes Gepäck im Stich ließen. Ein bei dieser Gelegenheit erbeuteter englischer Schlafsack mit Decken und Kleidungsstücken, den mir Herr v. Ruckteschell in liebenswürdiger Weise überließ, gewährte mir und Dr. Dieterich die willkommene Gelegenheit, unsere seit dem Überfall am Timbaniberg immer noch recht mangelhafte Ausrüstung zu vervollständigen.

Wir ließen Ille, das inzwischen englische Truppen nach Überfall auf den kleinen von Hauptmann Müller dort gelassenen Posten wieder besetzt hatten, seitwärts liegen und marschierten auf Napare. Diese von den Portugiesen geräumte Boma erreichten wir am 22. Juni. Von dort ging der Marsch nach der Boma Nampepo. Es gelang unseren Truppen, hier und da etwas Verpflegung zu erbeuten. Das Land, durch das wir zogen, war gut bewohnt und angebaut. Die Ansiedelungen lagen allerdings meist nicht ganz zusammenhängend, sondern es fanden sich zwischen den Ansiedelungsgebieten der Eingeborenen immer wieder unbewohnte, mit Busch bedeckte Strecken. Immerhin waren genügend Nahrungsmittel vorhanden.

Die Farbigen konnten den auf dem Felde stehenden erntereifen Mtama abernten und hatten reichlich zu essen. In diesen Gegenden bildet diese Hirseart die Hauptkörnerfrucht. Es waren allenthalben große Felder damit bedeckt. Besonders unsere braven Wanjamwezi und Wasukuma, deren Hauptnahrungsmittel auch in ihrer Heimat Mtama bildet, waren sehr erfreut, genug von diesem gewohnten Essen zu erhalten.

Bei Nampepo kamen wir am 24. Juni erst gegen Einbruch der Dunkelheit an. Es hatte am Nachmittag etwas geregnet. Der in dieser Gegend wenig über mannshohe Busch, nur von einzelnen Bäumen überragt, bot kein genügendes Holz für Lagerfeuer. Ich marschierte daher von dem dem Hauptmann Stemmermann, welcher an Stelle des erkrankten Generals Wahle die Abteilung führte, angewiesenen ungünstigen Lagerplatze noch eine Viertelstunde weiter bis in die Nähe der von einer der vorderen Kompagnien besetzten Boma Nampepo. Ich lagerte hier auf einer Anhöhe mit etwas höherem Walde, mußte aber dann, da auch hier kein Brennholz erhältlich war, solches schließlich aus Eingeborenenhütten nicht weit von der Boma holen lassen. Nachdem wir abgekocht und uns zur Ruhe gelegt hatten, begann plötzlich nachts um 11 Uhr dicht bei unserem Lager Gewehrfeuer. Da dies nach einiger Zeit wieder aufhörte, nahmen wir an, es habe sich um eine Patrouillenschießerei gehandelt und blieben ruhig liegen. Nach einer weiteren halben Stunde setzte aber erneut in unserer unmittelbaren Nähe stärkeres Feuer ein, in das sich auch das Tacken von Maschinengewehren zu mischen begann. Wir ließen nun unsere Lasten zusammenpacken und marschierten wieder zur Abteilung Stemmermann zurück.

Bei dieser war gleichfalls alles in Bewegung. Die sämtlichen Lasten wurden zusammengepackt, es sollte, da der Weg zwischen uns und der nur eine halbe Stunde entfernten Boma nicht mehr sicher schien, ein Ende die Straße zurück und dann in weitem Bogen durch den Busch und um die Boma herummarschiert werden. In diesem Augenblick kam Kapitänleutnant z. S. Apel und meldete, daß er aus nächster Nähe englische Kommandos gehört habe; er empfahl dringend, nicht wie ursprünglich vorgesehen, auf dem Wege zurückzumarschieren, sondern direkt in den Busch abzubiegen. Das im Gange befindliche Gefecht hatte sich inzwischen erheblich verstärkt, das Gewehr- sowie Maschinengewehrfeuer zeigte, daß eine Anzahl von Kom-

pagnien im Gefecht stehen mußten. Es war mittlerweile etwa Mitternacht geworden, die Landschaft lag im Scheine des tropischen Vollmondes klar da. Wir marschierten zusammen mit der Abteilung Stemmermann, bei der sich der Hauptteil der Lazarette befand, nun rechts vom Wege ab, mitten durch den Busch, Hügel auf und Hügel ab, was außerordentliche Schwierigkeiten und großen Aufenthalt bereitete. Dann wurde im großen Bogen auf der dem Feinde abgekehrten Seite des Hügels herummarschiert und die Boma, die wir auf dem Wege in einer halben Stunde hätten erreichen können, erst nach mehrstündigem anstrengendem Marsch in der Morgendämmerung erreicht. Das Geschieße hatte die ganze Nacht hindurch angehalten. Es wurden an der Front einige Askari verwundet, in den Lagern an der Boma auch einige Träger und Weiber durch das Strichfeuer. Nahe der Boma wurde eine Weile Halt gemacht. Es war bitter kalt. Unsere armen halbnackten oder fast ganz nackten Träger, die gar nichts hatten, um sich zuzudecken, schliefen trotzdem zum Teil auf der bloßen Erde ein, da sie durch die Anstrengungen stark erschöpft waren. Nach einer Weile wurde weitermarschiert bis 8 Uhr früh, dann wurde vier Stunden Halt gemacht und etwas abgekocht. Um 12 Uhr mittags ging dann der Marsch weiter, der bis gegen Abend fortgesetzt wurde.

Wie sich später herausstellte, waren stärkere feindliche Streitkräfte von Britisch-Njassaland, also von Westen her, heranmarschiert. Von diesen waren Truppen auf Ille und sodann einige Kompagnien zu diesem Nachtangriff auf Nampepo vorgesandt. Die rückwärts von uns befindlichen deutschen Kolonnen erreichten auf demselben Wege wie wir unbehelligt die Boma und den Anschluß an die Haupttruppe.

Der Marsch ging dann weiter in südwestlicher Richtung. Wir trafen in Mujeba mit der Abteilung Müller zusammen, welche aus der bei ihren Zügen gemachten Beute eine größere Menge der dringend benötigten Stoffe mitgebracht hatte. So konnten einmal wieder Tücher an die Farbigen verteilt werden, deren Bekleidung immer mangelhafter geworden war.

Weiter nach Süden senkte sich das Land wieder. Der Wald wurde hochstämmiger und lichter und gewährte manchmal einen ähnlichen Anblick wie deutsche Buchenwälder. Breite Straßen führten durch diese Wälder, Wasser war, je weiter wir nach Süden kamen, immer reichlicher vorhanden, die Flüsse nahmen an Zahl und Wassermenge zu und waren zum Teil schwer zu überschreiten,

teils der starken Strömung und der im Fluß liegenden Felsblöcke, sowie der scharfen Kiesel wegen, teils wegen ihrer Breite und Sumpfbildung. Solche Flußübergänge dauerten bisweilen viele Stunden lang und bereiteten der Truppe einen außerordentlich großen Aufenthalt. Auch die sumpfigen Niederungen, wie sie zwischen den Hügeln sich sehr häufig vorfanden, bildeten schwere Verkehrshindernisse. Die Wege waren fast allenthalben breit ausgeschlagen, so daß, was die Breite anbetrifft, bequem mehrere Wagen nebeneinander hätten fahren können. Sie waren aber derartig ungeschickt und ohne jede Rücksicht auf das Gelände in geraden Linien durch den Busch geschlagen, daß sie in manchen Gegenden in ermüdender Weise fortwährend steil bergan und bergab führten. Ein Wagenverkehr wäre bei den steilen Abhängen ausgeschlossen gewesen, selbst wenn es Wagen gegeben hätte. Dies war aber nicht der Fall, da Zugtiere in diesem Tsetsegebiet nicht vorhanden waren. Die englischen Automobile konnten wegen der besprochenen Art meistens auch nicht benutzt werden. Diese Wege machten den Eindruck, als ob sie lediglich auf Grund einer allgemeinen Anordnung, Wege in der und der Breite zu schlagen, von Eingeborenen ohne jedes Urteil über die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit angelegt wären. Weiter nach Süden, in Richtung auf Quelimane hin, wurden die Wege erheblich besser. Auch war das allmählich nach der Ebene hin abfallende Gelände für Wegeanlagen weit geeigneter, als das steile Hügelland in den nördlichen Teilen.

In den Tälern oder tief gelegenen Stellen gab es vielfach ausgedehnte Sumpfbildungen, in deren Mitte nicht selten ein Bach hindurchfloß oder stagnierendes Wasser stand. In manchen Gegenden hatten die Portugiesen versucht, durch Knüppeldämme oder Brückenbauten ein Passieren zu ermöglichen. Manche dieser nur auf Holzpfeilern ruhenden Brücken waren einige hundert Meter lang. Sie waren aber meist so schlecht gebaut oder instand gehalten, daß große Lücken vorhanden waren, in denen man über die wenigen erhaltenen Brückenstücke hinüberturnen oder durch den Sumpf und das Wasser patschen mußte. Derartiges war natürlich für die Träger mit ihren schweren Lasten in höchstem Maße anstrengend und zeitraubend. Es kam vor, daß große Teile der Kolonnen bei einer reinen Marschzeit von sechs Stunden infolge solcher Aufenthalte einen ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und manchmal noch darüber hinaus bis in die Dunkelheit hinein unterwegs waren.

Nach eingegangenen Nachrichten sollten stärkere englische und portugiesische Truppen bei Jringa (Maganja) stehen. Dort sollten auch größere Munitionsbestände lagern. Hauptmann Müller bat das Kommando, ihn mit seiner Abteilung sogleich dorthin zu senden. Der Kommandeur gab sein Einverständnis. Am 27. Juni marschierte die Abteilung (3 Kompagnien mit 1 Geschütz) in Richtung auf den genannten Ort ab. Unterwegs gingen Meldungen ein, daß in Jringa nur schwache Kräfte seien, daß dagegen in Nhamacurra bei Quelimane starke englische und portugiesische Truppen ständen und daß sich dort sehr große Mengen Munition und Verpflegung befänden.

Da dem Hauptmann Müller vom Kommando vollkommene Freiheit des Handelns gegeben war, bog er auf Nhamacurra ab.

Dieser Platz, der Sitz einer Sisalfabrik und Zuckerfabrik mit ausgedehnten Pflanzungen (Sisalpflanzung Kokosani) und großen Magazinen, war von den Engländern und Portugiesen als Hauptstapelplatz für Ausrüstung und Verpflegung angelegt worden. Es befanden sich einige portugiesische und zwei englische Kompagnien dort. Hauptmann Müller hatte Gelegenheit gehabt, sich durch Befragen von Eingeborenen einigermaßen zu informieren. Am 1. Juli traf er vor Nhamacurra ein. Er marschierte eine Strecke am Waldrande und drang dann um 2 Uhr nachmittags überraschend durch die Sisalpflanzung Kokosani in Richtung auf das portugiesische Lager vor.

Eine portugiesische Kompagnie wurde auf 50 m vollständig überrascht, ihr Lager sogleich im Sturm genommen. Inzwischen hatten die anderen feindlichen Kompagnien ihre Stellungen besetzt und eröffneten ein starkes Flankenfeuer auf die Abteilung Müller. Bei der Verfolgung der vorerwähnten portugiesischen Kompagnie stieß die Abteilung ferner auf neue feindliche Stellungen, aus denen sie starkes Maschinengewehr- und Artilleriefeuer aus zwei Geschützen erhielt. Es entwickelte sich ein sehr heftiges Gefecht, in dem der Feind um 6 Uhr abends vollständig geschlagen wurde. Er ließ weit über 100 Tote auf dem Gefechtsfelde zurück. Die beiden Geschütze, Maschinengewehre, sehr viel Munition wurden erbeutet, gegen 70 Portugiesen und viele Farbige gefangen genommen. Ferner fielen große Bestände an Verpflegung jeder Art, darunter viel Zucker und alkoholische Getränke in unsere Hände.

Da nach Patrouillenmeldungen am Bahnhof Nhamacurra der vom Fluß durch das Pflanzungsgebiet führenden Kleinbahn, etwa

eine halbe Stunde von der Pflanzung Kokosani entfernt, noch andere feindliche Kompagnien in Stellung liegen sollten, so erbat Hauptmann Müller vom Kommando Verstärkungen.

Das Gros war inzwischen gleichfalls nach Süden marschiert und überschritt am 1. Juli, während die Abteilung Müller ihr erfolgreiches Gefecht bei Nhamacurra hatte, den breiten Likungofluß. Der Übergang über diesen Fluß, der nach beiden Seiten hin ausgedehnte Sumpfstrecken hat, nahm den ganzen Tag in Anspruch. Die Träger mußten auf weite Strecken hin durch Schlammwasser mit sumpfigem Boden waten, wobei sie stellenweise bis an die Brust im Wasser gehen mußten. Das eigentliche Flußbett des Likungo war einige hundert Meter breit, bot aber bei festerem Boden nicht die gleichen Schwierigkeiten wie die Sumpfstrecken, obwohl die Träger auch hier bis über die Hüften und an einer Stelle bis an die Brust im Wasser waten mußten.

Am 2. Juli traf das Gros in Nhamacurra ein. Der Kommandeur setzte gegen die Station Nhamacurra, in der inzwischen eine englische Besatzung festgestellt war, die Abteilung des Hauptmanns Poppe zum Angriff an. Bei dem ersten Vorgehen erlitt die vorderste Kompagnie dadurch Verluste, daß die Vorhut auftauchende Engländer für Deutsche hielt und deshalb irrtümlicherweise annahm, die Station wäre von anderen deutschen Truppen bereits genommen und so ungedeckt in wirksame Schußweite herankam. Bei dem weiteren Vorgehen gelangte der Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell mit Teilen seiner Kompagnie (der 21.) bis nahe an die feindliche Stellung heran. Es wurde das einzige noch verfügbare deutsche Geschütz, aus portugiesischem Besitz stammend, seiner Zeit bei Newala erbeutet, herangeholt. Unter Leitung des Oberleutnants z. S. Wenig sandte dieses Geschütz am 3. Juli eine Anzahl gutsitzender Granaten in die feindliche Stellung hinein. Als der Oberleutnant v. Ruckteschell bemerkte, daß der Feind durch dieses Artilleriefeuer erschüttert wurde, stürmte er mit seinen wenigen Leuten die feindliche Stellung, obwohl der Feind ihm an Zahl weit überlegen war. Der in der Nähe befindliche Leutnant d. R. Kempner schloß sich mit Teilen seiner Kompagnie (der 11.) diesem Sturm an. Der Feind ergriff die Flucht und wurde dann bis zum Nhamacurrafluß weiter verfolgt. Er versuchte über den Fluß zu entkommen, doch war dieser zu tief. Eine Anzahl der feindlichen Askari, wahrscheinlich auch einige Euro-

päer, ertranken. Ein anderer Teil, darunter mehrere portugiesische Offiziere und einige englische Unteroffiziere, wurden am Ufer gefangen genommen. Insgesamt waren bei Nhamacurra (einschließlich der von der Abteilung Müller gemachten Gefangenen) 88 Europäer und über 200 Askari gefangen genommen. Außer den bereits erwähnten beiden 7 cm-Geschützen mit 150 Schuß waren 2 Maschinengewehre, 280 Gewehre und viel Munition erbeutet worden.

Unsere Verluste waren im Verhältnis zu dem erzielten Erfolg außerordentlich gering. Es waren nur 3 Askari gefallen, 1 Deutscher und 7 Askari verwundet.

Mit der Einnahme der Eisenbahnstation waren erneut sehr bedeutende Vorräte an Verpflegung in die Hände unserer Truppen gefallen. Außerdem gab es in der Zuckerfabrik Massen von Zucker. Es konnten leider nicht alle diese großen Vorräte mitgenommen werden, der größte Teil wurde von den Truppen vernichtet. Auch war es infolge der gebotenen Eile des Rückzuges am folgenden Tage nicht möglich, die Verteilung angemessen zu organisieren, so daß nicht an alle Abteilungen gleichmäßig Vorräte gelangten. Der ungewohnte Alkoholgenuß — es gab Weine und Schnäpse verschiedener Art — übte auch auf manche Europäer wie Farbige eine starke Wirkung aus.

Zu erwähnen ist noch, daß gegen Abend, als unsere Truppen bereits Nhamacurra besetzt hatten, eine Pinasse mit einem englischen Arzt von Quelimane her den Fluß heraufgefahren kam. Der deutsche Unteroffizier, der sich mit einigen Askari am Landungsplatz befand, ließ die Pinasse ruhig herankommen und empfing den nichtsahnenden englischen Arzt am Lande. Es war eine angenehme Überraschung für uns, daß dieser einige hunderttausend englischer Gewehrpatronen mitbrachte, die als Verstärkung unserer Munitionsreserve uns sehr zustatten kamen.

Von Nhamacurra aus gingen wir über den Likungofluß zurück und marschierten nach Nordosten, während wir aus aufgefangenen Funksprüchen ersahen, daß stärkere englische Truppen zum Schutz von Quelimane zusammengezogen wurden. Wie wir später hörten, war in dieser wichtigen portugiesischen Stadt mit beträchtlicher europäischer Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung entstanden. Es wurde befürchtet, daß unsere Truppen jeden Augenblick auftauchen könnten; in aller Eile wurden Verschanzungen angelegt.

Unterwegs stießen wir bei Ociva am 14. Juli und bei Ntipa am

18. Juli auf feindliche Abteilungen. Bei diesen beiden Orten fanden kleinere Gefechte statt.

Am 22. Juli näherten wir uns der Boma Namirrue. Schon von weitem hörten wir Gewehrfeuer und Maschinengewehrfeuer. Unsere Vorhut unter Hauptmann Müller hatte diese von einer kleinen englischen Abteilung besetzte Boma angegriffen, sich aber zunächst auf eine Umschließung der auf einem Hügel stark angelegten Stellung beschränkt. Wir lagerten in einem hügeligen Gelände westlich der Boma in deren Nähe. Am Nachmittag setzte plötzlich auf der anderen Seite von Westen her Feuer ein. Gleichzeitig verstärkte sich das Feuer von der Boma her. Die Abteilung Stemmermann, bei der sich mein Lager befand, lag im Strichfeuer beider Fronten. Es wurden einige Farbige, darunter auch solche der Lazarette, getötet und verwundet. Das Feuer auf der Westseite rührte, wie sich herausstellte, von einem zum Ersatz heranrückenden englischen Bataillon der Kings African Rifles her. Der Kommandeur nahm sofort einige Kompagnien zusammen und griff den Feind umfassend an, obwohl bereits die Dunkelheit hereinbrach. Unsere Truppen warfen den Feind zurück. Sie stießen bei dem Vorgehen auf den feindlichen Führer, den englischen Oberstleutnant Dickinson nebst seinem Stabe, welche sich in einem Korongo (Schlucht) befanden. Ein Hund, den sie bei sich führten, verriet durch sein Bellen ihren Aufenthalt. Der englische Führer wurde nebst seinem Stabe gefangen genommen. 1 Minenwerfer mit 14 Schuß wurde erbeutet.

Die ganze Nacht durch ging mit Unterbrechungen das Schießen zwischen unseren Truppen und der Besatzung von Namirrue weiter. In der Nacht verstärkte sich plötzlich das Feuer. Wir hörten unsere Askari zum Sturmangriff blasen. Dann schwieg das Feuer eine Weile, so daß wir schon dachten, die Boma sei genommen. Bald setzte aber wieder Maschinengewehrfeuer ein und zeigte, daß die Boma noch unbezwungen war. Später hörten wir dann, daß es sich nur um einen Scheinangriff gehandelt hatte, um den Feind zum Verfeuern von Munition zu veranlassen.

Am anderen Morgen, den 23. Juli, wurde unsere Abteilung im Bogen um die Boma herum und ein Ende abseits geführt, um aus dem Strichfeuer herauszukommen. Unterwegs setzte nochmals heftiges Feuer ein, wobei auch wir auf eine kurze Zeit wieder ins Strichfeuer kamen. General Wahle erhielt bei dieser Gelegenheit einen Schuß

durch seinen Tropenhut. Die feindliche Boma wurde dann, nachdem der zuletzt erbeutete Minenwerfer eine Anzahl Minen darauf verfeuert hatte, durch Sturmangriff von der Abteilung Müller genommen. Dabei fiel der verdiente Leiter des Vermessungswesens, Leutnant d. R. Selke, an der Spitze seiner Kompagnie. Der Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell wurde, ebenfalls an der Spitze seiner Kompagnie, schwer verwundet. Unsere Askari waren über den langen Widerstand der Feinde derartig erbittert und so aufgeregt, daß sie nur mit Mühe davon abgehalten werden konnten, die feindlichen Askari nach erfolgter Niederlegung der Waffen zu erschießen. Es bedurfte des energischsten Entgegentretens der deutschen Führer, um ein Gemetzel zu verhindern. Dabei wurde der Vizewachtmeister d. R. Sabath durch den Schuß eines unserer eigenen Leute im Gesicht schwer verletzt. Nur der Zufall, daß das Geschoß an seinem Bajonett zersplitterte, bewirkte, daß er mit Gesichtsverletzungen davon kam und nicht sofort getötet wurde. Der Feind hatte schwere Verluste erlitten. Von uns begraben wurden 1 Engländer, 55 Farbige; gefangen 8 Engländer, 71 Askari, zirka 165 Träger. Erbeutet wurden 2 automatische Gewehre, 87 Gewehre, 10000 Patronen. Unsere Verluste waren 1 Offizier, 5 Askari, 1 Träger tot; 2 Deutsche, 5 Askari verwundet.

Am 26. Juli kamen wir nach Pequerra, einer Eingeborenenniederlassung, nachdem wir kurz vorher die breite Automobilstraße überschritten hatten. Es tauchten englische Reiter auf und schnitten eine unserer Trägerkolonnen ab. Die Träger wurden versprengt und eine Anzahl gefangen genommen, darunter auch einige von meinen Trägern. Es gelang jedoch von der Truppe entsandten Patrouillen, den Feind zu vertreiben und unsere Träger wieder zu befreien, sowie eine Anzahl von Pferden und Maultieren zu erbeuten. Auch meine eigenen Askari erbeuteten ein Pferd für mich, welches mir sehr willkommen war, da ich bei dem Überfall am 22. Mai das Maultier, das ich bis dahin geritten hatte, verloren hatte. Auch die Offiziere der Truppe konnten fast sämtlich wieder beritten gemacht werden. Die früher in Ngomano erbeuteten Pferde waren inzwischen sämtlich an Tsetsekrankheit eingegangen. Auch die neu erbeuteten Pferde hielten nur einige Wochen bis höchstens zwei Monate aus und gingen dann gleichfalls an Tsetsekrankheit zu Grunde. Dabei ist das Vorkommen der Tsetsefliege in diesen Gegenden im allgemeinen kein sehr häufiges.

Jedenfalls habe ich im portugiesischen Gebiet bei den sämtlichen von uns durchwanderten Strecken auch nicht entfernt so viele Tsetsefliegen gesehen, wie bei uns in vielen Gegenden des Schutzgebietes vorhanden waren. Allerdings sind diese Tsetsefliegen im portugiesischen Gebiet wie im Süden unserer eigenen Kolonie nicht nur die Überträger der Tsetsekrankheit für Pferde und Rinder, sondern auch die Überträger der Schlafkrankheit bei den Menschen. Auch wir hatten, wie oben (Kap. 22) erwähnt, infolge dieser Krankheit einige Verluste zu verzeichnen.

Noch ein Tagemarsch weiter nach Nordosten führte die Truppe am 28. Juli nach Chalaue, einer von den Portugiesen geräumten Boma, mit einigen Häusern europäischer Art. In Chalaue blieben wir etwa zehn Tage. Während dieser Zeit wurde mit der Ausbildung von etwa 400 Rekruten begonnen, welche zum Ersatz von Askari aus den Trägern, in erster Linie den Maschinengewehrträgern, entnommen wurden.

Die Rast von Chalaue bot eine nur vorübergehende Ruhe für unsere Verwundeten und Kranken. Die Lager waren in einem lichten Wald mit hohen Bäumen angenehm gelegen, doch gab es reichlich Anopheles-Moskitos. In der Folge machten sich Malariafälle häufiger bemerkbar. Schwerverwundete und Schwerkranke, sowohl deutsche wie farbige, waren unterwegs wiederholt in Feldlazaretten unter ärztlicher Aufsicht zurückgeblieben. Dabei war als Leiter eines den Feinden zu übergebenden Lazarettes u. a. der verdiente Chef des Medizinalwesens, Generaloberarzt Dr. Meixner zurückgelassen worden, der ungeachtet seiner langjährigen Tropendienstzeit noch den Zug in das portugiesische Gebiet mitgemacht hatte. Auch der treffliche Dr. Tierfelder, welcher trotz eigener häufiger Erkrankungen unermüdlich als Leiter eines Lazarettes tätig war, mußte schließlich mit einer Anzahl Kranker zurückbleiben. Von unseren vorzüglichen drei Lazaretten, die uns bisher im portugiesischen Gebiet begleitet hatten, war damit das eine in Wegfall gekommen. Von den beiden anderen unter den Stabsärzten Dr. Kudicke und Dr. Müller geriet das erstere wenige Wochen später zum großen Teil nebst dem Leiter in Feindeshand, so daß unsere Lazaretteinrichtungen immer beschränkter wurden und die Zahl der Ärzte sich verringerte. An die wenigen verbliebenen Ärzte wurden ganz außerordentliche Anforderungen gestellt. Wie unser Sanitätsdienst während des ganzen vorhergehenden Krieges sich

schon bewährt hatte, so verdienen auch seine Leistungen in Portugiesisch-Ostafrika und bei den weiteren Zügen bis zum Schluß des Krieges hohe Anerkennung.

Von Chalaue aus erbat Hauptmann Müller vom Kommando die Genehmigung, mit der 4. Schützenkompagnie eine Patrouille nach Namazeze machen zu dürfen, wo eine feindliche Abteilung von unbekannter Stärke sein sollte. Ein englisches Lager bei Namazeze wurde am 6. August mittags überraschend genommen. Schwache englische Verstärkungen (Kavallerie und Infanterie) wurden nach kurzem Gefecht vertrieben. Die erbeutete Verpflegung wurde verbrannt. Nach diesem glücklichen Handstreich kehrte Hauptmann Müller mit seiner Kompagnie wieder nach Chalaue zurück.

Kapitel 24.

Bis zum Rücktritt auf deutsches Gebiet September 1918.

Am 8. August wurde das Lager etwa 1 ½ Stunden nordöstlich von Chalaue verlegt. Der Feind hatte inzwischen dorthin Truppen in Marsch gesetzt und versuchte erneut, die kleine deutsche Truppe einzukreisen. Aus aufgefangenen Briefen englischer Offiziere war bekannt geworden, daß die Engländer unter Führung des Generals Edwards uns innerhalb einiger Wochen zu vernichten hofften. In einem Briefe hieß es, der englische General wolle so lange, d. h. einige Wochen lang im Felde bleiben, bis er unsere Truppen vollständig erledigt habe. Wie wir erst viel später erfuhren, hatte sich der englische Oberbefehlshaber General van Deventer selbst von Daressalam aus auf kurze Zeit nach Portugiesisch-Ostafrika begeben, um die Anordnungen zum Vorgehen gegen uns zu treffen.

Am Abend des 10. August bei Einbruch der Dunkelheit tauchten feindliche Truppen in einer Entfernung von wenigen hundert Metern vor unseren Vorposten auf. Nach Angabe bei dieser Gelegenheit gefangener feindlicher Farbiger waren stärkere feindliche Kräfte von Nordosten und Nordwesten im Anmarsch.

Der Kommandeur befahl darauf sofortigen Abmarsch der Truppe nach Süden durch den Busch. Die ganze Nacht hindurch ging der Marsch unter außerordentlichen Schwierigkeiten und beständigen

Meine Boys und Träger im Lager im portugiesischen Gebiet.

Meine Leute im Lager im portugiesischen Gebiet.

Stabsarzt Dr. Müller am Operationstisch im Busch.

Geschütz in Stellung.

Stockungen, größtenteils ohne Pfad, durch den Wald. Die vordersten Kolonnen mußten das hohe Gras erst niedertreten und so eine Art Pfad für die folgenden herstellen. Ein nächtlicher Flußübergang, der durch schnell entzündete Holzscheite einigermaßen beleuchtet wurde, bot ein weiteres Hindernis. Am folgenden Tage wurde weiter um Chalaue herum nach Nordwesten marschiert, wobei wir unsere frühere Anmarschstraße bei diesem Orte kreuzten. Es gelang auf diese Weise, die ganze Truppe mit sämtlichen Sanitäts- und Munitionskolonnen usw. der feindlichen Einschließung zu entziehen. Lediglich unsere Nachhut wurde in Gefechte verwickelt, ohne aber stärkere Verluste zu erleiden.

Die Märsche wurden nach Chalaue außerordentlich anstrengend. Es wurden nur noch selten Wege benutzt. Meistens ging es in zwei, später vier, in einigen Schritten Abstand oder je nach den örtlichen Verhältnissen auch in etwas weiterer Entfernung voneinander marschierenden Kolonnen ohne Weg und Steg durch den Busch. Jede Kolonne für sich bildete nur eine Linie von hintereinander gehenden Menschen, da ein Durchkommen in anderer Weise nicht möglich war. Die an der Spitze befindlichen Leute hatten dabei einen Weg durch den Busch zu finden und das oft hohe Gras niederzutreten. Naturgemäß wurden die Märsche dadurch sehr verlangsamt, um so mehr, als das Gelände häufig in tiefen eingeschnittenen Schluchten oder Flußläufen große Schwierigkeiten bot. Die durchschnittlich 8—10stündigen Märsche, die wochenlang ohne Ruhetag erfolgten, waren besonders für die schlecht ernährten Träger äußerst anstrengend.

Die Anstrengungen für diese wurden auch sonst immer größer. Die Nahrung mußte gewöhnlich während der Märsche von den Feldern geerntet oder, wenn diese schon abgeerntet waren, aus den Eingeborenenhütten zusammengesucht werden. Es wurde je nach der Lage der Eingeborenenansiedelungen unterwegs ein längerer Halt gemacht, bei dem die Träger auf die Felder gingen, um Mtama zu schneiden oder aber nach Ankunft im Lager, wenn diese frühzeitig genug erfolgte, wurden Träger unter Leitung von Europäern und Askari entsandt, um Verpflegung heranzuschaffen. Da die Felder sich keineswegs immer in der Nähe der Lager oder der Marschstraßen befanden, so hatten die Leute nicht selten noch stundenlange Märsche außerhalb der eigentlichen Marschzeit zu machen, die ohnehin schon das Höchstmaß dessen erreichte, was sonst den ostafrikanischen Trägern zuge-

mutet wurde. Die gewöhnliche Marschzeit im Frieden in Deutsch-Ostafrika waren etwa fünf bis höchstens sechs Stunden, in welcher Zeit eine Karawane durchschnittlich etwa 20—24 km zurücklegte. Bei uns war während der Märsche in portugiesischem Gebiet diese durchschnittliche Marschzeit an sich schon erheblich überschritten. Die Leistungen unserer Leute, die obendrein bei oft ungenügender Nahrung neben diesen Märschen noch Getreide ernteten und herbeischafften, müssen als ganz erstaunliche bezeichnet werden, um so mehr, als zu der üblichen Belastung noch eine weitere durch Tragen von Proviant hinzutrat.

Bei dem Übertritt auf portugiesisches Gebiet im November 1917 war eine große Zahl von Trägern als Proviantkolonnen mitgenommen worden, welche dazu dienten, für die Truppen und deren Träger Proviant mitzutransportieren. Unter anderem befanden sich einige Pflanzer aus dem Norden mit ihren Pflanzungsarbeitern bei der Truppe, welche seit der Räumung der Nordbezirke Transporte führten. Die Pflanzungsarbeiter leisteten willig die immer schwerer werdenden Trägerdienste und hielten bei ihren Herren aus, nebenbei bemerkt, sicher ein gutes Zeichen für das Verhältnis dieser Pflanzer zu ihren Arbeitern. Im Laufe des Krieges in Portugiesisch-Ostafrika verminderte sich indessen die Zahl der Träger beständig. Eine Anzahl von ihnen mußte als krank und nicht mehr dienstfähig an verschiedenen Orten zusammen mit marschunfähig gewordenen Europäern und Askari zurückgelassen werden. Andere gingen infolge von Kriegsereignissen verloren, so bei dem Überfall am 22. Mai 1918 (s. Kap. 23) allein einige Hundert. Auch Desertionen von Trägern fanden verschiedentlich statt. So war es nicht möglich, die Proviantkolonnen in alter Stärke aufrecht zu erhalten. Die Notwendigkeit, beständig über eine Nahrungsmittelreserve zu verfügen, war aber unabweislich. An sich lagen die von Eingeborenen bebauten Flächen Landes im Busch zerstreut, oft durch große Strecken unbewohnten Waldes voneinander getrennt. Dann aber war es wegen der Einkreisungsmanöver des Feindes und bei dem Fehlen von eigenen Magazinen in noch höherem Maße als früher nötig, auch auf längere Zeit unabhängig von der Ergänzung der Verpflegung aus dem Lande durch abseits der Hauptstraßen und der Ansiedelungen gelegene Buschstrecken marschieren zu können. Während ursprünglich nur jeder Askari eine für einige Tage

bestimmte eiserne Ration mitzuführen hatte, war daher diese allmählich auf alle Farbigen, auch auf die Träger ausgedehnt. Die Höhe des eisernen Bestandes wurde ferner auf die Verpflegung von 15 Tagen ausgedehnt. Die Träger mußten so neben ihrer Last noch 12 Kilogramm des gerade erhaltenen Kornes mitschleppen zu ihrer Ernährung in verpflegungslosen Gebieten. Dieser Bestand mußte bei Erreichen bewohnter Gebiete wieder aufgefüllt werden. Unsere Träger suchten sich natürlich anfänglich dieser ungewohnten bedeutenden Mehrbelastung zu entziehen, sei es, daß sie weniger mitnahmen, sei es, daß sie unterwegs etwas davon „verloren" oder aber, daß sie ihre ursprüngliche Last, soweit dies ging, verminderten. Allmählich begannen sie aber den großen Nutzen dieser „Akiba" (Vorrat) für sich selbst einzusehen, ohne die sie manchmal hungern mußten und waren eifrig bemüht, den Vorrat zu ergänzen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Die Leistungsfähigkeit der noch bei uns befindlichen guten Träger aus Deutsch-Ostafrika, in erster Linie Wanjamwezi und Wasukuma, welche von Anfang an alle Strapazen und Entbehrungen des Krieges ausgehalten hatten, war offenbar sehr gestiegen. Eine ganze Anzahl der Leute hat diesen Verpflegungsbestand ständig neben ihrer vollen Last von 30 Kilogramm getragen auf Märschen, die an Zeitdauer fast immer, an zurückgelegten Strecken oft das sonst für Träger übliche Maß weit überschritten.

Nicht weniger erstaunlich als diese Leistungsfähigkeit unserer Träger war aber die gute Laune, besonders der braven Wanjamwezi, die diese auch unter den ungeheuersten Anstrengungen und bei Hindernissen aller Art zu bewahren wußten. Ich habe es manchmal mit angesehen, wie bei üblen Flußübergängen, bei denen der Übergang nur mit äußerster Mühe zu bewerkstelligen war, eitel Freude und Jubel herrschte. So wurde es z. B., als ein des Schwimmens unkundiger Mann im ziemlich stark strömenden Wasser, das ihm bis an den Hals ging, trotz eines ausgespannten Leitseiles abgerissen wurde und zu ertrinken drohte, bis ihn ein paar unserer kräftigen Wanyampara (Trägerführer) herausgeholt hatten, von unseren Leuten und von dem Geretteten selbst als ein guter Witz belacht. Bei den unendlich ausgedehnten Märschen, und wenn der Zug immer weiter von der Heimat ab in unbekannte Fernen zu führen schien und der Krieg gar kein Ende zu nehmen drohte, entstand zwar manchmal Kleinmut; sobald aber im Lager wieder die Feuer brann-

ten und etwas Chakula (Essen) da war, war sofort wieder alles vergessen, und die bedrückten Gemüter schnellten wieder empor. Diese Wanjamwezi, aber auch manche andere Stämme, sind ein wunderbares Menschenmaterial, wie es für solche Märsche und Strapazen im afrikanischen Busch nicht besser gedacht werden kann.

Für uns Europäer waren die Märsche infolge der langen Dauer und der unregelmäßigen Verpflegung sehr anstrengend. Die Temperatur war in den tief gelegenen Landesteilen hoch, in den Gebirgsgegenden dagegen gewöhnlich erträglich, morgens und am Spätnachmittag oft kühl und nachts geradezu sehr kalt.

Die Leistungsfähigkeit der Truppe wurde dadurch ungünstig beeinflußt, daß wir einige bösartige Seuchen mit uns schleppten. Sehr viele Farbige wurden trotz wiederholter Impfung von Pocken befallen. Diese Seuche herrschte in einzelnen Teilen Portugiesisch-Ostafrikas unter den Eingeborenen. Die Ansichten unserer Ärzte gingen darüber auseinander, inwieweit es sich bei den zahlreichen Pockenfällen innerhalb der Truppe um echte Pocken oder um Windpocken handelte. Befallen davon wurden nur Farbige. Todesfälle kamen unter den geimpften Truppenangehörigen, einschließlich der alten Träger, nicht vor, dagegen sahen die Pocken oft wie echte Pocken aus und bedeckten bei gleichzeitigem hohem Fieber den ganzen Körper der Befallenen. Ferner trat eine sehr bösartige Lungenentzündungepidemie auf, an der sowohl einzelne Europäer, wie eine beträchtliche Zahl Askari und Träger starben. Endlich wurde Genickstarre festgestellt, welche die Engländer seiner Zeit aus Britisch-Ostafrika während des Krieges eingeschleppt hatten. Zu uns gelangte die Seuche aller Wahrscheinlichkeit nach durch gefangene englische Askari. Diese Seuche trat in nur vereinzelt tödlich verlaufenden Fällen auf bei Farbigen, sie verschwand jedoch bis zum Ende des Feldzuges nicht völlig. Für unsere Ärzte war es eine ungeheuer schwierige Aufgabe, während der beständigen anstrengenden Märsche die wachsende Zahl Kranker zu versorgen. Auch bereitete die Frage, wie die Ausbreitung der ansteckenden Seuchen verhindert werden könnte, dem Sanitätspersonal, an dessen Spitze als Sanitätsoffizier beim Stabe des Kommandos Stabsarzt Dr. Taute stand, viel Kopfzerbrechen.

Das Transportieren in Hängematten war die einzige Methode, in der unsere Kranken und Verwundeten mitgeschleppt werden

konnten. Dabei mußten sich vier oder bei besonders schweren Leuten auch sechs Träger wechselseitig ablösen. Diese Art des Transportes in einer meist wenig bequemen Hängematte, in der man hin- und hergeschleudert wird, ist an sich schon kein Vergnügen. Sehr übel aber war diese Beförderung in der Tropenglut ohne Sonnenschutz und das Hinauf- und Heruntertragen bei steilen Böschungen und Hügeln, bei denen die armen Kranken bisweilen mit dem Kopfe steil nach unten zu liegen kamen, oder endlich bei Flußübergängen oder bei Regenwetter, wobei die Transportierten bisweilen in der das Wasser haltenden Segeltuchunterlage wie in einer Badewanne lagen.

Mit Medikamenten standen wir im portugiesischen Gebiet im allgemeinen günstig da. Bei der kleinen Zahl der Europäer war der Bedarf an Chinin an sich nicht groß. Die noch aus deutschem Gebiet mitgebrachten Chininmengen konnten bei Eroberung verschiedener Bomas und Lager ausreichend aus feindlichen Beständen ergänzt werden. Auch sonstige Medikamente und Verbandstoffe wurden genug erbeutet. Die Portugiesen waren meist mit Sanitätsmaterial aus Frankreich sehr gut ausgestattet.

Die Ernährung dagegen war für Europäer und Farbige zeitweise äußerst mangelhaft. Der früher zum Brotbacken allein oder in Mischung mit Eingeborenenkorn benutzte Weizen war schon vor dem Übergang auf portugiesisches Gebiet zu Ende gegangen. Unseren Eingeborenenköchen war es allmählich gelungen, aus verschiedenen Arten des Eingeborenenkornes ein eßbares Brot herzustellen, vor allem aus Mtama. Diese Hirseart war meist vorhanden, doch fehlte oft die Zeit, um das Mtamakorn zu zerstampfen. Erst wenn Mehl da war, konnte der Koch an die Bereitung des Teiges und an das Backen gehen. Die Leistungen mancher unserer Eingeborenenköche, die nicht selten die ganze Nacht mit Brotbacken verbracht haben, nachdem sie erst bei Anbruch der Dunkelheit nach anstrengendem Marsche im Lager ankamen, sind in hohem Maße anzuerkennen. Das Essen unterwegs auf dem Marsche bestand häufig genug für uns Europäer nur in einem Stück trockenen Mtamabrot, zu dem mancher eine Handvoll roher oder gerösteter Erdnüsse verzehrte, wenn es solche in der Gegend gab und sein Magen dem gewachsen war. Zum Nachtmahl, der einzigen wirklichen Tagesmahlzeit, gab es dann Reis mit Bohnen oder Schirokko, wenn man

im Besitze dieser Sachen war, sonst mußte Reis durch die weniger leicht verdauliche Hirse ersetzt werden. An Hülsenfrüchten fehlte es auch manchmal. In einem Teile von Portugiesisch-Ostafrika gab es Schweine, die eine willkommene Abwechslung in der Ernährung brachten, und vor allem auch Fett. Sonst herrschte ein fast völliger Mangel an Fett, dem nur in der Gegend mit Erdnußvorkommen durch eine primitive Aufbereitung von Öl aus Erdnüssen teilweise in gewissem Umfange abgeholfen werden konnte. Der Mangel an Fett machte sich besonders für uns Europäer sehr unangenehm fühlbar. Es gab weder etwas zum Bestreichen des Brotes, noch Fett zum Kochen. Selbst wenn durch Wildabschuß Fleisch erlangt worden war, mußte dieses oft in gekochtem Zustande gegessen werden, ohne daß die Möglichkeit anderweiter Zubereitung bestand. Wie außerordentlich stark das Verlangen der Europäer nach Fett und wie groß der Mangel daran war, zeigte sich u. a. an den Preisen, welche bei Auktionen des Eigentums gefallener oder krank zurückgebliebener Europäer bezahlt wurden. So wurden bei einer Gelegenheit für 1 kg Schweineschmalz in Blechdose 150 Rp. (etwas über 200 M.) bezahlt, für eine Flasche primitives, selbst zubereitetes Erdnußöl 100 Rp. (133 Mk.).

Auch Fleisch wurde sehr entbehrt. Eine gewisse Abhilfe gewährte zeitweise das Schlachten von Pferden oder Maultieren, die infolge der Tsetsekrankheit nicht mehr weiter konnten. Das Fleisch dieser abgemagerten, dem Eingehen nahen Tiere war zwar wenig erfreulich, wurde aber doch von vielen Deutschen wie Eingeborenen gegessen. Wild wurde nur ab und zu erlegt. Einmal hatte auch ein Löwe für Wildbret gesorgt. Wir fanden eines Morgens unmittelbar an der Straße eine große Schraubenantilope (Kudu) vor, die kurz vorher von einem Löwen geschlagen war. Dieser hatte nur den Bauch und die Eingeweide ausgefressen und dann den Rest liegen lassen, wahrscheinlich, um zu einer zweiten Mahlzeit zurückzukehren. Das war für unsere Leute ein gefundenes Fressen. Jeder schnitt sich ein ordentliches Stück ab; nur die Knochen blieben übrig. Auch wir Europäer verschmähten es nicht, uns ein gutes Stück herausschneiden zu lassen, das vorzüglich schmeckte. Nur die Muhammedaner nahmen trotz ihres Fleischhungers nichts davon, weil die Tötung des Tieres nicht in der im Koran vorgeschriebenen Weise erfolgt war.

Auf den Ernährungs- und überhaupt Gesundheitszustand vieler

Europäer hatte dieser Fett- und Fleischmangel einen erheblichen Einfluß, um so mehr, als meist keinerlei sonstige konzentrierte Nährstoffe, wie Zucker oder ähnliches zur Verfügung standen und andererseits die Körperkräfte aufs äußerste angestrengt wurden. Der Verdauungsapparat der Europäer war offenbar nicht in dem gleichen Maße wie der der Eingeborenen imstande, genügend Nährstoffe aus den bloß vegetabilischen, teilweise schwer verdaulichen Nahrungsmitteln zu entnehmen, wie sie uns überwiegend nur zur Verfügung standen. Manche von uns — ich unter anderen — magerten im letzten Teile des Feldzuges in geradezu bedenklichem Maße ab. Auch dafür, daß sich manche von Krankheiten oder deren Nachwirkungen nicht erholen konnten oder leichter von Krankheiten befallen wurden, war der schlechte Ernährungszustand zweifellos von großer Bedeutung. Eine auffällige Erscheinung war auch die langsame Heilung von solchen Wunden oder sonstigen Verletzungen, welche unter normalen Umständen in kurzer Zeit zu heilen pflegen. Solche zogen sich trotz geschickter ärztlicher Behandlung und sachkundiger Pflege — bisweilen unter Eiterungen — monatelang hin; bloße Dornverletzungen zogen in vielen Fällen sehr langwierige Eiterungen nach sich. Ich selbst hatte mit einer Dornverletzung eines Fingers, die mich zwang, den rechten Arm in der Binde zu tragen, vier Monate lang zu tun, bis Heilung erfolgte.

Eine noch größere Entbehrung als der Mangel an den gewohnten Nahrungsstoffen schien für manche passionierten Raucher das Ausgehen des Tabaks zu sein. Während der Rast der Regenzeit war es in manchen Gegenden gelungen, etwas Eingeborenentabak zu erhalten. Auch brachten die nach der Küste bei Port Amelia entsandten Patrouillen soviel Zigaretten mit, daß jeder Europäer eine kleine Quantität davon erhalten konnte; doch dann ging der Tabak bei dem Weitermarsch ganz aus. Nur hier und da wurden Zigaretten in portugiesischen Bomas erbeutet, die jedoch gewöhnlich nur für die unmittelbar an der Einnahme beteiligten Truppen ausreichten. So wirkte es auf Tabakraucher wie eine Erlösung, als wir bei unserem Marsch in eine Gegend kamen, in der von den Eingeborenen Tabak gebaut wurde. Die jungen grünen Blätter wurden von Weißen und Schwarzen auf ein schwach glimmendes Feuer gelegt, so daß sie trockneten und zusammenschrumpften und dann in diesem Zustande ohne jedes weitere Verfahren aus kurzen Pfeifen

geraucht. Einem solchen Tabakraucher konnte man des äußerst üblen Geruches wegen nur mit Vorsicht nahen, jedoch schienen die Raucher selbst, auch die Deutschen, des langentbehrten Genusses selbst in dieser Form sich zu erfreuen.

Alkohol gab es, von seltenen Gelegenheiten wie bei der Einnahme Nhamacurras abgesehen, schon lange nicht mehr. Von manchen Ärzten wurde übrigens die außerordentliche Widerstandsfähigkeit, welche die im letzten Teile des Krieges und schon vorher im Süden Deutsch-Ostafrikas durchhaltenden Europäer trotz der ungeheuren Anstrengungen und des ungünstigen Klimas bewiesen haben, mit auf das Fehlen alkoholischer Getränke zurückgeführt.

Von unseren Eingeborenen magerten manche, besonders solche, die von Krankheiten, wie der häufigen Lungenentzündung, ergriffen wurden, gleichfalls beträchtlich ab, andere wieder hielten sich trotz der oft äußerst kümmerlichen Ernährung in guter Form. Die Ernährung bestand für den größten Teil der Zeit in portugiesischem Gebiet für die Masse der Farbigen nur in Mtama oder Mais, welcher ohne Fett oder sonstige Zutaten mit Wasser zu dem üblichen Brei (Ugali) gekocht wurde. Nur manchmal gab es daneben noch Hülsenfrüchte oder einige Erdnüsse, oder endlich grüne Blätter aus spinatähnlichen Pflanzen. Selbst Salz war für die Träger fast die ganze Zeit überhaupt nicht vorhanden, während an die Askari ganz kleine Rationen ab und zu verabfolgt werden konnten. Es ist ein Rätsel, daß unsere Eingeborenen, besonders die Träger, bei dieser Ernährung derartig ungeheure Strapazen haben aushalten können und dabei noch gar nicht selten eine gewisse Muskelfülle bewahrten. Der Verdauungsapparat des Eingeborenen, der allerdings von Haus aus ganz überwiegend vegetabilische Nahrung zu sich nimmt und Fleisch nur als „Kitoweo" (Zukost) zu seiner eigentlichen pflanzlichen Nahrung betrachtet, muß wesentlich anders konstruiert sein als der des Europäers. Die Theorie mit der Anzahl der Kalorien, die ein arbeitender Mensch zu sich nehmen muß, versagte unseren Eingeborenen gegenüber. Die Leute hatten lange Zeiten hindurch bei schwerer körperlicher Arbeit weit weniger zu essen, als theoretisch ausreichend gewesen wäre, um sie am Leben zu erhalten. Erwähnenswert ist übrigens, daß nach den Angaben einiger unserer Tropenärzte, die auf eine besonders große Eingeborenenpraxis zurücksahen, bei ostafrikanischen Schwarzen von ihnen niemals Blinddarmentzündung

beobachtet ist, eine Krankheit, welche beim Weißen in den Tropen mindestens ebenso häufig auftritt wie in Europa.

Wie mit der Nahrung, so sah es auch mit der Unterkunft und Kleidung, besonders mit Schuhwerk, für einen großen Teil der Weißen wie Farbigen übel aus. Die Schuhe gingen bei den ständigen Märschen in schwierigem Gelände, wobei steinige Berge überklettert und Sümpfe durchwatet werden mußten, schnell entzwei. Außerdem hatte ein beträchtlicher Teil der Truppe bei dem wiederholt erwähnten Überfall am 22. Mai alle Reservevorräte an Schuhen und Kleidung verloren. Die Askari kehrten allmählich mehr und mehr zu ihrer ursprünglichen Gewohnheit, mit bloßen Füßen zu gehen, zurück, was ohne große Schwierigkeiten ging. Schlimmer war die Sache für die Europäer. Ich habe nur einen von ihnen gesehen, der es fertig brachte, auf die Dauer mit bloßen Füßen zu marschieren; die anderen suchten sich mit ihrem Schuhwerk zu behelfen. Die Sättel der geschlachteten oder eingegangenen Pferde wurden zerschnitten und das Leder zum Flicken der Schuhe verwandt. Auch gelang es ab und zu, Stiefel vom Feinde zu erbeuten, ebenso wie Kleidung, Tücher usw. bisweilen auf diesem Wege beschafft wurden, besonders bei der im Kap. 23 erwähnten Einnahme von Nhamacurra Anfang Juli 1918.

Unser Marsch ging, nachdem wir der beabsichtigten feindlichen Einkreisung glücklich entronnen waren, vom Feinde nur wenig behelligt nach Nordwesten. Am 13. August überschritten wir den breiten Ligonhafluß, am 17. August den starkströmenden Molokwefluß, dessen viele Steine den Übergang beschwerlich machten. Am 21. August kamen wir durch Napare, welchen Ort wir zwei Monate vorher auf dem Marsche nach Süden berührt hatten.

Beim Weitermarsch wurde die Boma Ille am 22. August durch überraschenden Nachtangriff der vorausmarschierenden Abteilung Müller genommen. Dort fielen etwa ein Dutzend Engländer, meist Telegraphenpersonal, in unsere Hände.

Am 24. August marschierten wir in Richtung auf die von Engländern besetzte Boma Numarroe. Unsere Spitze wurde auf dem Marsche von einer feindlichen Kompagnie überraschend angegriffen. Der Führer, Oberleutnant Ott, wurde durch einen Schuß in den Leib schwer verwundet. Als er am Boden lag, näherte sich ein englischer Askari, um ihn zu erschießen. Er setzte ihm den Lauf an den Kopf und drückte ab. Der Schuß traf in den Hals. Später wurde die

englische Abteilung von unseren herankommenden weiteren Truppen verjagt und Oberleutnant Ott von unserer nächsten Sanitätskolonne in Behandlung genommen. Bei der Schwere seiner Verwundung mußte er jedoch mit dem nächsten zurückbleibenden Lazarett in Numarroe zurückgelassen werden. Glücklicherweise ist der tapfere, so knapp dem Tode entronnene Offizier später wieder hergestellt worden. Der Weitermarsch nach Numarroe gestaltete sich äußerst anstrengend. Es mußten zwei tiefeingeschnittene Korongos mit Wasserläufen passiert werden, welche für unsere Träger gewaltige Schwierigkeiten boten. Es kam mit Einbruch der Dunkelheit zu einer starken Stockung. Der Versuch, noch in der Nacht bis nahe an die Boma heranzukommen, mißlang den weiter rückwärts befindlichen Abteilungen. Dazu brach starker Regen aus. Schließlich mußte am Abend gegen 10 Uhr in völliger Dunkelheit im nassen Walde Lager aufgeschlagen werden. Es gelang mit Mühe Brennholz zu erlangen und noch in der Nacht abzukochen.

Die vorausmarschierten Abteilungen des Hauptmann Müller und Hauptmann Goering hatten inzwischen die durch Schützengräben befestigte Boma, die auf einem Hügel lag, angegriffen. Die Abteilung Müller griff die englische Stellung von Westen an, während die Abteilung Göring von Osten her angreifen sollte. Da die letztere einen weiteren Umgehungsweg hatte und erst verhältnismäßig spät an den Feind herankommen konnte, so führte die Abteilung Müller bis zur Dunkelheit ein hinhaltendes Gefecht. Als die Abteilung Göring dann herankam, stürmten die beiden Abteilungen in der Nacht die Boma von beiden Seiten; der englische Führer, ein Major, wurde gefangen genommen. Beim Feinde waren 3 Engländer, 41 Askari gefallen; 3 Engländer, 13 Askari, 28 Träger wurden gefangen genommen. Unsere Verluste waren 1 Deutscher, 6 Askari tot; 3 Deutsche, 23 Askari, 2 Träger verwundet; 1 Askari vermißt.

Der Weitermarsch nach Norden führte in Richtung auf die Boma Regone.

Auf der Straße legte sich eine feindliche Abteilung vor. Gegen diese wurde eine Kompagnie unter Vizewachtmeister d. R. Sabath vorgesandt. Wir lagerten längere Zeit an der Straße in einem Tal. Von dem Gefecht, das jenseits des vor uns gelegenen Hügels stattfand, hörte man nur sehr wenig Gewehrfeuer ganz in der Ferne. Um so überraschender war es, daß ein Träger, der sich am Schluß der

ganzen Karawane im tiefsten Grunde befand, plötzlich einen Schuß durch den Oberschenkel erhielt. Das Geschoß mußte den Weg über den Hügel bis ganz tief herab im hohen Bogen zurückgelegt haben und hatte immer noch die Kraft, das Bein glatt zu durchschlagen. Bei der Reichweite der kleinkalibrigen Geschosse der englischen und portugiesischen Gewehre, ungefähr 4 km, kam es selten vor, daß bei den Gefechten die rückwärts befindlichen Abteilungen außerhalb des Bereiches des Strichfeuers waren. Bisweilen waren sogar die Verluste bei den rückwärtigen Kolonnen stärker als bei den in der Kampflinie stehenden Truppen.

Mit Ausnahme der einen im Gefecht stehenden Kompagnie bogen sämtliche Truppen nach Osten aus in Richtung auf das nahe Gebirge, um den Feind zu umgehen. Der Marsch in den Bergen gestaltete sich äußerst anstrengend. An den schroffen Abhängen konnten unsere Träger mit den Lasten nur sehr langsam vorwärts kommen. Steile Schluchten bildeten Hindernisse, deren Überwindung Stunden harter Arbeit kostete. Es gab langes Halten, bis jedesmal die vorn befindlichen Kolonnen sich durchgearbeitet hatten. Am Nachmittag setzten starke Dauerregen ein. Ein paar ärmliche Hütten gewährten nur für wenige Menschen Regenschutz. Die Europäer zogen es der Gefahr des Rückfallfiebers wegen zudem meist vor, im Regen stehen zu bleiben. Ganz allmählich nur ging es weiter. Die Dunkelheit brach ein. Jeder mußte sich im Gänseschritt auf dem ganz schmalen, bald steil bergauf, bald bergab führenden Eingeborenenpfad entlang tasten. Beständig hörte man das Geräusch von Blechkoffern oder anderen Lasten, die den strauchelnden oder fallenden Trägern entglitten und ein Ende den Berg herabkollerten. Nachdem wir so längere Zeit herumgetappt waren, trafen wir auf ein unübersteigliches Hindernis, vor dem schon die vor uns marschierenden Kompagnien Halt gemacht hatten. Es war dies eine etwa 20 Meter tiefe, ganz steil abfallende Schlucht, auf deren Grunde man ein Bergwasser rauschen hörte. Da es ganz unmöglich war, in stockfinsterer Nacht den Steilabfall zu bewältigen, so wurde Halt gemacht, um den Aufgang des Mondes um 2 Uhr morgens abzuwarten.

Die zuerst gekommenen Kompagnien hatten aus ein paar Hütten unter Zuhilfenahme der Türen, Pfosten und Dächer Feuermaterial erlangen können. Für die später eintreffenden Kolonnen war kaum etwas zu erlangen. Nur mit äußerster Mühe gelang es, soviel auf-

zutreiben, daß ein paar dürftige Feuerchen eine Zeitlang unterhalten werden konnten. Um diese drängten sich Europäer und Farbige zusammen und suchten ein wenig Wärme zu erhaschen, während unaufhörlich Regen niederströmte. Zu essen gab es nichts. Die Kolonnen waren in der Dunkelheit beim Klettern in den Bergen vollständig auseinander gekommen. Mein Koffer mit den Eßvorräten und dem Kochgeschirr war ebenso wie meine Zeltplane nicht eingetroffen. Ebenso ging es den in meiner Nähe befindlichen Europäern. Es blieb also nichts übrig, als so gut es ging, teils im Sitzen auf dem Feldstuhl, teils im Stehen in dem immer stärker herabströmenden Regen, gegen den auch unsere Mäntel keinen Schutz mehr boten, die Nacht zu verbringen. Unsere kleinen Feuer gingen allmählich aus, da es in den nassen Bergen kein Brennmaterial mehr gab. Die Askari und Träger kauerten sich zusammen oder legten sich trotz Kälte und Regen auf den Boden hin. Die meisten hatten dabei nichts anderes als ein ganz dünnes Baumwolltuch, das sie über sich deckten.

Der Mond blieb hinter den Regenwolken unsichtbar und gab nur eine schwache Helligkeit. Es war daher nicht möglich, unsere Absicht des nächtlichen Weitermarsches durchzuführen. Wir mußten die trübselige Regennacht bis zum Schluß an dem Rande des Abhanges durchmachen, an dem wir in der Dunkelheit angelangt waren. Es war ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie sich von unseren am Boden ausgestreckten Schwarzen ab und zu einer erhob, sein Baumwolltuch wie ein Stück Wäsche ausrang und dann das nasse Tuch wieder als Decke über sich legte.

Am Morgen in der ersten Dämmerung ging der Marsch weiter. Der Regen hörte allmählich beinahe auf, doch froren wir alle nach der Regennacht ohne Dach und Nahrung entsetzlich. Unter unsäglichen Mühen kletterten unsere Träger den durch Spatenarbeit etwas gangbarer gemachten Abhang hinab und dann auf Steinen über den Bergbach. Drüben stießen wir bald auf andere Kolonnen, welche am Abend vorher bis dorthin gelangt waren und sich zum Aufbruch rüsteten. Einige von den armen Trägern, besonders aus dem portugiesischen Gebiete selbst, waren durch die Kälte auf das äußerste mitgenommen und klapperten erbarmungswürdig. Diesen wurde gestattet, in die einzige am Platze stehende Hütte, in der ein Feuer loderte, hineinzugehen, um sich zu erwärmen. Der eine fast erfrorene

Eingeborene wollte dabei immer wieder in das Feuer hineinkriechen und konnte nur mit Gewalt davon abgehalten werden.

Wie ich von meinen später eintreffenden Askari und Boys hörte, sind einige Eingeborene an diesem Morgen vor Kälte tot umgefallen. Auch von Europäern wurde mir bestätigt, daß fünf Leute infolge des Durchstehens der Nacht gestorben waren. Die Temperatur war dabei sicher noch ein ganzes Teil über Null. Doch hatten auch wir Europäer nach dieser Nacht ein Kältegefühl von selten gefühlter Intensität.

Nach anstrengendem weitem Marsche kamen wir allmählich wieder aus dem Gebirge und dem Regen heraus und erreichten nach Durchwatung eines Sumpfes einen Ort mit ein paar Eingeborenenhütten, wo alles sich wieder wärmen und sattessen konnte. Es dauerte allerdings bis in die Nacht hinein, bis die Träger alle ankamen. Manches Gepäckstück war auch verloren gegangen. Nur die vordersten Kompagnien waren schon am Tage vorher aus dem Gebirge herausgekommen, hatten aber auch ohne ihr Gepäck lagern müssen, da die Träger nicht so schnell mitkommen konnten.

Am 28. August erreichten wir Regone. Da ein von der vordersten Abteilung des Hauptmanns Müller eingeleitetes Gefecht das Vorhandensein stärkerer englischer Kräfte in und bei dieser Boma ergab, so wurde von einem Angriff abgesehen und der Weitermarsch nach Norden angetreten. Eine englische Verpflegungskarawane wurde nahe Regone von der Abteilung Müller überfallen.

Am 29. August marschierte Hauptmann Müller mit einer Kampfpatrouille von 80 Mann mit 3 Maschinengewehren voraus nach Lioma, welches nach eingegangenen Nachrichten nur schwach besetzt sein sollte. Als die Patrouille um 11 Uhr nachts bei Lioma ankam, erhielt sie auf 75 m Entfernung sehr starkes Maschinengewehr- und Infanteriefeuer. Da Hauptmann Müller erkannte, daß der Feind viel stärker war, als angenommen, sah er von einem Angriff ab und blieb die Nacht hindurch vor der Boma Lioma liegen. Am 30. August traf das Gros ein. Der Kommandeur befahl den allgemeinen Angriff. Im Laufe der sich nun entwickelnden schweren Kämpfe stellte es sich heraus, daß in Lioma ein englisches Bataillon der Kings African Rifles war, zu dem noch ein zweites von Norden heranmarschierte. Mit größter Tapferkeit an verschiedenen Stellen unternommene Sturmangriffe führten zu Teilerfolgen,

konnten jedoch nicht die Einnahme der starken feindlichen Stellung bewirken. Die ganze Nacht durch dauerte das Gefecht, währenddessen sich auch sämtliche Sanitäts- und andere Kolonnen im Strichfeuer befanden und dadurch Verluste an Europäern und Farbigen erlitten.

Die Abteilung des Generals Wahle, bei der ich mich befand, war bereits bei dem Anmarsch auf Lioma in heftiges Strichfeuer geraten und hatte einige Verluste an Farbigen gehabt. Eine unmittelbar vor uns marschierende Trägerkolonne wurde durch eine feindliche Patrouille mit Maschinengewehren aus nächster Nähe angegriffen und unter Verlust einer Anzahl der tüchtigen Wanjamweziträger zersprengt. Die feindliche Patrouille hatte sich, als wir den Schauplatz des Überfalles erreichten, schon wieder zurückgezogen. Unsere Abteilung, bei der sich ein Teil der noch vorhandenen Lazarette und die englischen Kriegsgefangenen befanden, suchte dann Lager in einem von mehreren Korongos (Schluchten), in denen bereits andere Kolonnen lagerten. Der Kampf an der Front ging beständig weiter. Unsere Abteilungen griffen von mehreren Seiten an, vermochten aber nicht, den Feind aus Lioma herauszuwerfen. Dort fand u. a. bei dem Sturm auf eine feindliche Maschinengewehrstellung der Leutnant d. R. (Pflanzer) Freiherr v. Schrötter den Heldentod. Dieser tapfere Offizier war bei früherer Gelegenheit in portugiesischem Gebiete, als er mit einem Schuß durch den Oberschenkel auf den Abtransport in ein Lazarett wartete, von einer überraschend auftretenden englischen Patrouille gefangen genommen. Ein englischer Askari hatte dem im Schlafanzug nicht ohne weiteres als Deutschen erkenntlichen Offizier sein Gewehr auf die Brust gesetzt und ihn mit den Worten „wewe mdatschi“ (Du bist ein Deutscher) erschießen wollen. Schrötter hatte dagegen gerufen „mimi hospital“ (ich bin ein Lazarettkranker) und es erreicht, daß der Askari wartete, bis ein Engländer erschien und ihn aus dieser unangenehmen Lage befreite. Es gelang ihm dann, sich auf abenteuerliche Weise zu befreien. Als die englische Patrouille eine Verteidigungsstellung gegen einen vermuteten Angriff einer deutschen Patrouille eingenommen und ihren Kriegsgefangenen kurze Zeit allein gelassen hatte in der Annahme, daß er mit seiner Beinwunde sich nicht fortbewegen könnte, stand Freiherr v. Schrötter auf, um einen Fluchtversuch zu machen. Er geriet dabei auf einen englischen Askari, der ihn anrief und nachdem er einen Vorwand für sein Aufstehen vorgebracht hatte,

zurückwies. Als er sich dann wieder unbeobachtet sah, stand Schrötter erneut auf und entkam glücklich nach der anderen Seite. Er verbarg sich im dichten Busch vor den nach ihm suchenden englischen Askari. Er lief dann mit bloßen Füßen, nur mit einem Schlafanzug bekleidet, trotz seiner Beinwunde acht Stunden lang durch den Busch, bis er glücklich wieder unsere nächste Abteilung erreichte. Er wurde später völlig wiederhergestellt, um dann leider bei Lioma zu fallen.

In den Schluchten lagen die Farbigen dicht gedrängt, besonders an den tiefsten Stellen, die verhältnismäßig noch am meisten Schutz gegen das die ganze Nacht anhaltende und Opfer fordernde Strichfeuer gab. Die Leute hatten den Tag über nichts gegessen, außerdem auch nichts getrunken. Wasser war nur in einer Viertelstunde Entfernung zu haben. Ein Aufruf nach Freiwilligen zum Wasserholen hatte angesichts des starken feindlichen Feuers zunächst keinen Erfolg, doch gelang es allmählich, Träger dazu zu bewegen, dank dem tätigen Beispiele des Dr. Dieterich, der sich selbst an die Spitze einer solchen Trägerkolonne setzte. In unserem Teile der Schlucht erhielt leider der tüchtige Postsekretär Dünker, der den ganzen Krieg hindurch als Funkentelegraphist sich bewährt hatte, einen Schuß durch den Kopf, an dem er einige Tage darauf starb. In einem anderen Teile wurde der bewährte Intendantursekretär der Schutztruppe, Hardes, durch Bauchschuß tödlich verwundet. Der Feldintendant Oberleutnant d. R. Besch erhielt einen schweren Beinschuß und mußte am nächsten Tage im Lazarett zurückgelassen werden. Auch mehrere Farbige wurden in verschiedenen Teilen der Schlucht von Geschossen getroffen.

Bei einem Besuch des gleichfalls dort untergebrachten Lazaretts traf ich einen unserer tüchtigsten technischen Gouvernementsbeamten, den Abteilungsingenieur Schaffrat, schwer verwundet. Dieser war bei dem Sturm auf eine feindliche Stellung wenige Schritte vor einem feindlichen Maschinengewehr, durch den Unterleib getroffen, zusammengebrochen. Das Maschinengewehr war durch die mit ihm vorstürmenden Askari erobert worden. Trotz der schweren und schmerzhaften Verwundung, die ihn zwang, auf dem Bauche zu liegen, war Schaffrat in gehobener Stimmung über die von ihm und seinen Leuten vollbrachte Tat und sprach nur sein Bedauern aus, daß für ihn nun eine weitere Teilnahme am Kriege vorbei sei. Leider erlag der Brave, der auch sonst während des Krieges eine

glänzende Tapferkeit an den Tag gelegt und bei einer Gelegenheit aus nächster Nähe eine feindliche Abteilung mit Minen in die Luft gesprengt hatte, nach wenigen Tagen seiner schweren Verletzung.

Gegen Morgen wurde der Kampf von unserer Seite abgebrochen. Wir marschierten in Richtung nach Norden weiter, den Liomagegner hinter uns zurücklassend. Bald nachdem wir den Marsch angetreten hatten, hörten wir vor uns ein immer stärker werdendes Geknatter und Gepraſſel, in das sich einzelne stärkere Detonationen mischten. Im Busch war zunächst nichts zu sehen, doch bald gewahrten wir aufsteigenden dichten Rauch und dazu die aufschlagenden Flammen eines Steppenbrandes. Weiter aus dem Hintergrunde vor uns schallte dazu der Lärm von Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, der erkennen ließ, daß sich auf unserer Marschstraße vor uns ein neuer Feind vorgelegt hatte. Der Steppenbrand (Abb. eines solchen s. farb. Tafel) gewährte in dem großenteils mit Busch bedeckten Gelände ein prächtiges Bild; an den Stellen, wo besonders hohes Gras oder hohe Büsche standen, loderten die Flammen mächtig zum Himmel empor. Unser Marsch ging möglichst an Stellen mit niedrigem Gras entlang. Das nächste Feuer wurde, soweit nötig, mit belaubten Zweigen ausgeschlagen.

Ein ernstlicheres Hindernis bildete das Gefecht vor uns. Dort hatten einige feindliche Kompagnien angegriffen. Der Kommandeur ließ gegen diesen Feind nur die eine Kompagnie zurück, die zunächst in das Gefecht eingetreten war, und ließ die übrigen Truppen in großem Bogen herum und dann wieder auf dem beabsichtigten Wege nach Norden marschieren. Bei dieser Gelegenheit geriet der Kommandeur mit seinem Stabe auf dem Marsch in dem unübersichtlichen Busch so nahe an den Feind, daß sie Engländer in unmittelbarer Nähe sprechen hörten. Sie vermochten aber stillschweigend weiter zu marschieren, ohne entdeckt zu werden.

Wir befanden uns mit der Abteilung des Generals Wahle weiter zurück und folgten den vor uns marschierenden Truppen auf dem Umwege um das Gefechtsfeld herum. Wir gerieten auf dem Marsch, der ohne Wege durch den Wald führte, bald wieder in feindliches Strichfeuer, ohne jedoch zunächst Verluste zu erleiden. Plötzlich aber begann aus nächster Nähe auf uns gerichtetes feindliches Gewehrfeuer, das anscheinend von einer englischen Patrouille herrührte, obwohl in dem Busch kein Feind zu sehen war. Unsere

Maschinengewehrträger.

Askaritypen.

Lager in Portug.-Ostafrika.

Trägerlager bei Kasama.

Rast auf dem Marsch.

Unser Marsch beim Eintreffen der Nachricht vom Waffenstillstand.

Träger eilten in beschleunigtem Tempo weiter, ohne ihre Lasten wegzuwerfen. Einzelne Träger wurden verwundet, doch kamen fast alle zu uns wie zu dem uns folgenden Lazarett des Stabsarztes Dr. Kudicke gehörigen Träger glücklich aus dem Walde heraus, auf die breite Straße, von der wir abgewichen waren. Dagegen wurden die nach uns marschierenden Kolonnen durch den vorstoßenden Feind abgeschnitten.

General Wahle ließ die einzige Kompagnie, die er zur Hand hatte, gegen den hinter uns befindlichen Feind Front machen, um dessen etwaiges Nachdringen zu verhindern. Die übrige Kolonne, bei der ich mich mit dem General Wahle befand, marschierte weiter vor. Wir trafen aber auf der Straße bald auf eine lagernde Kolonne, welche zu der im Gefecht mit dem Feinde stehenden Kompagnie gehörte. Weiter nach vorn konnte man des Waldes wegen nicht sehen. Ich war der Annahme, daß sämtliche vor uns marschierenden Kolonnen, bei denen sich auch das Kommando befand, den üblichen Halt gemacht hatten, wie es regelmäßig bei den Märschen etwa alle zwei Stunden geschah.

Wir lagerten auf der mitten durch den Wald führenden breiten Straße. Auf unserer linken Seite stieg ein Berg empor, während sich nach rechts hin das Gelände senkte. Ich hatte mich eben nach der letzteren Seite hin ein Ende in den Wald entfernt, als plötzlich aus der Richtung, nach der ich mich hinbewegt hatte, einige Gewehrschüsse ertönten. Gleichzeitig sah ich, wie einige Geschosse in meiner unmittelbaren Nähe in den Waldboden einschlugen. Ich warf mich sofort zu Boden und blieb in dieser Stellung, während ein betäubendes Feuer aus nächster Nähe einsetzte. Eine Anzahl Geschosse gingen dicht bei mir vorüber. Ein Zweig, auf dem ich mit dem Oberkörper lag, erhielt mehrere Treffer. Das Feuer hielt etwa fünf Minuten an und wurde dann schwächer. Da ich seitwärts in einiger Entfernung Hurra rufen hörte, so mußte ich befürchten, daß der Feind bereits bis auf die Straße vorgedrungen und daß unsere Leute alle zurückgegangen wären, so daß ein Entkommen für mich kaum noch möglich sein würde. In diesem Augenblick hörte ich die Stimme des Dr. Dieterich, der laut nach mir rief und äußerst mutig mit meinem alten Betschausch (Sergeant) Seliman in den Wald hinein auf mich zugelaufen kam. Ich sprang sofort auf und lief den beiden entgegen. Darauf setzte erneutes heftiges Gewehrfeuer ein. Wir kamen jedoch glücklich über die Straße hinüber und warfen uns hinter

einem bewaldeten Termitenhügel nieder, hinter dem noch drei Deutsche und einige Askari von unserer Bedeckung Stellung genommen hatten und das nun wieder stärker werdende feindliche Feuer erwiderten. Ich ging mit einem verwundeten Europäer und einigen Farbigen zu einem 100 m weiter zurück gelegenen Termitenhügel zurück, während der Feind ein starkes Feuer unterhielt. Dr. Dieterich und die beiden anderen Europäer, sowie einige Askari blieben zunächst noch hinter dem ersten Termitenhügel. Da nach Angabe unserer Schwarzen der Feind auch seitwärts in den Wald gedrungen war und uns abzuschneiden drohte, gingen wir weiter zurück und kletterten ein Ende den ziemlich steilen Berg herauf, um auf Umwegen die vor uns befindliche Kolonne zu erreichen.

Nach einiger Zeit hörte ich das mir schon bekannte gellende Siegesgeschrei der feindlichen Farbigen, welche über unsere Lasten herfielen. Kurz darauf kamen die beiden Schutztruppenangehörigen bei uns an und erzählten, daß Dr. Dieterich ebenfalls unversehrt davon gekommen wäre; dieser sei jedoch nicht mit ihnen, sondern in Richtung auf die zurückgebliebenen Teile unserer Kolonne marschiert. In derselben Richtung hatte sich, wie ich jetzt erst erfuhr, General Wahle mit den übrigen bei der Kolonne befindlichen Leuten zurückgezogen, als der plötzliche Überfall erfolgte. Wir hatten uns zunächst hinter einen Fels gesetzt, sowohl um nach dem äußerst anstrengenden Klettern Luft zu schöpfen, als auch, um abzuwarten, ob es unseren Truppen gelingen würde, den Feind wieder hinauszuwerfen. Nach einiger Zeit setzte in der Tat erneuter Gefechtslärm in der Richtung ein, von der wir vor dem Überfall anmarschiert waren. Der Lärm hörte jedoch bald wieder auf. Wir hörten dann auf der Straße gerade unter uns, wo wir überfallen waren, laut sprechen, konnten aber bei schärfster Aufmerksamkeit nicht unterscheiden, ob es deutsch oder englisch war. Sehen konnte man in dem Busch nichts. Bei der Ungewißheit, ob es Freund oder Feind war, kletterten wir weiter aufwärts und erreichten schließlich, auf großen Umwegen zur Straße zurückbiegend, eine von den vor uns befindlichen Truppen zurückgelassene deutsche Patrouille.

Wie sich später herausstellte, war die von General Wahle an dem erstberührten Punkt der Straße zurückgelassene Kompagnie unter Führung des Oberleutnants d. R. v. Scherbening nach der Stelle des Überfalles marschiert und hatte den Feind angegriffen. Sie hatte

jedoch angesichts des starken Gegners, der zwei Kompagnien mit Maschinengewehren umfaßte, den Angriff nicht durchführen können. Die weiter rückwärts befindliche Abteilung des Oberleutnants Böll, mit der sich die abgebrochenen Teile unserer Kolonne vereinigt hatten, war seitwärts marschiert und vereinigte sich später wieder mit den übrigen Truppen, ohne nochmals angegriffen zu sein. Die vor uns befindlichen Truppen waren ruhig weitermarschiert und hatten lediglich eine Patrouille zurückgelassen, die wir, wie erwähnt, erreichten.

Ich kam nach äußerst schwierigem Marsch über einen steilen Berg am Abend um 8 Uhr in völliger Dunkelheit in dem Lager am Fuße des Misisiberges an, in dem sich das Kommando mit den vorausmarschierten Truppen befand. Dort erfuhr ich erst von meinem Betschausch Seliman die traurige Nachricht, daß Dr. Dieterich gefallen war. Wie der Betschausch erzählte, war Dr. Dieterich, nachdem er mit den anderen von dem Termitenhügel zurückgegangen war, mit ihm und einem anderen Askari wieder in Richtung auf die Straße vorgegangen. Dort sei es mittlerweile still geworden. Der Betschausch habe gewarnt, daß dort Feinde seien. Dr. Dieterich habe aber erwidert „haizuru" (schadet nichts), wir wollen weiter vorgehen und sehen. Sie seien dann vorsichtig mit gespannten Gewehren Schritt für Schritt weiter vorgegangen, plötzlich habe ein Schuß geknallt, Dr. Dieterich sei mit einem kurzen Laut hintenüber gefallen. Er mit dem anderen Askari sei dann unter weiterem Feuern des Feindes weggelaufen. Die hiernach noch nicht völlig ausgeschlossene Hoffnung, daß mein treuer Gefährte nur schwer verwundet sei, bestätigte sich leider nicht. Nach einiger Zeit wurde durch englische Gefangene die sichere Kunde übermittelt, daß er gefallen und beerdigt sei. Der Tod des hochbegabten, durch Vorzüge des Geistes wie Charakters gleich ausgezeichneten Mannes, der mir den größten Teil des Krieges hindurch treu zur Seite gestanden hatte und mir in ständigem persönlichem Verkehr wert geworden war, ging mir sehr nahe.

Bei dem Überfall wurden einige Deutsche und eine beträchtliche Anzahl Farbiger vermißt. Es hatten dabei, wie wir erst später aus erbeuteten feindlichen Briefen erfuhren, leider der Stabsarzt Dr. Fickert, sowie der Leiter des Veterinärinstituts Dr. Wölfel den Tod gefunden. Letzterer weilte als Hilfskraft bei der Sanitätskolonne

des Stabsarztes Dr. Kudicke, welcher mit dem größten Teil seines Lazaretts- und Sanitätsmaterials den Engländern in die Hände fiel. Der um das Veterinärwesen des Schutzgebietes hochverdiente Beamte hatte noch während des Krieges seine aussichtsreichen Versuche zur Bekämpfung der Tsetsekrankheit fortgesetzt.

Die sämtlichen Lazarett- und Sanitätseinrichtungen, soweit sie nicht beim Marsch vorher von uns abgeschnitten waren, gingen verloren, ebenso das ganze Gepäck der Kolonne, die dort gelagert hatte. Auch waren wieder eine ganze Reihe von Trägern in Feindeshand gefallen.

Unsere Verluste in den Kämpfen bei Lioma am 30. August und nördlich davon am 31. August betrugen: gefallen 3 Deutsche, 22 Askari, 8 Träger; verwundet 11 Deutsche, 61 Askari, 41 Träger, 6 Boys; vermißt 8 Deutsche, 29 Askari, 216 Träger, 6 Boys.

General Wahle und ich, wie die übrigen beteiligten deutschen Offiziere und Unteroffiziere hatten nur das gerettet, was wir auf dem Leibe trugen. Dank der Liebenswürdigkeit der Angehörigen der besser gestellten Abteilungen und vermöge einiger Ankäufe unserer glücklicherweise entkommenen Boys unter den Askari, welche noch von Nhamacurra her über verschiedene Sachen verfügten, gelang es, uns in einiger Zeit wieder notdürftig einzurichten. Manche Gegenstände waren allerdings so selten, daß es größte Mühe machte, sie zu erhalten. So mußte ich mich längere Zeit ohne einen Eimer oder sonstiges größeres Wassergefäß behelfen und war auf einen Eingeborenenkürbis angewiesen, bis ich bei der Auktion eines Nachlasses einen Eimer erstehen konnte.

Die weiteren Märsche waren sehr anstrengend. Es ging meist ohne Weg durch den Busch hügelauf, hügelab. Tiefe Korongos, oft inmitten einer Bambuswildnis, waren besonders für unsere Träger schwer zu durchschreiten und verursachten viel Aufenthalt. Als am 4. September der Luriofluß von Süden nach Norden auf dem Rückmarsch zur deutschen Grenze überschritten wurde, waren wir über drei Wochen lang ohne Ruhetage marschiert, großenteils außerhalb der Wege durch den Busch. Am Tage vorher hatte die Abteilung Müller bei Metere am Lurio ein englisches Magazin weggenommen, dessen Vorräte uns bei der gerade recht knappen Verpflegungslage sehr zu statten kamen.

Nach der Überschreitung des Lurio wurde einen Tag Halt gemacht.

Die Ruhepause für die erschöpften und ungenügend ernährten Leute war um so willkommener, als zum ersten Male seit längerer Zeit mehrere Stück Wild geschossen wurden. Am folgenden Tage, dem 6. September, stieß jedoch beim Vormarsch die vorderste Abteilung unter Hauptmann Müller überraschend auf ein in der Nähe des Huluaberges heranmarschierendes englisches Bataillon. In dem sich entwickelnden Gefecht gelang die Wegnahme einer feindlichen Eselkolonne mit Munition. Das geschlagene feindliche Bataillon zog sich nach Osten zurück und vereinigte sich mit 2 anderen englischen Bataillonen. Gegen diesen Feind setzte der Kommandeur das Gros der Schutztruppe an. Das bis zum Abend dauernde Gefecht, in dem Hauptmann Göhring und Oberleutnant Böll schwer verwundet wurden, führte jedoch nicht zur Wegnahme der Stellung, welche der Feind nach dem ersten Zusammenstoß eingenommen hatte. Das Gefecht wurde gegen Abend von uns abgebrochen. Unsere Verluste waren 6 Askari, 4 Träger gefallen; 13 Deutsche, 49 Askari verwundet, davon 4 in Feindeshand; 3 Deutsche, 16 Askari, 16 Träger gefangen oder vermißt. Der Feind hatte 6 Engländer, 2 Askari tot und sonst erhebliche Verluste. Gefangen genommen wurden 8 Engländer, 45 Farbige.

Bei dem Weitermarsch, der teilweise durch wasserarmes Gelände ging, wurde die Truppe nicht behelligt. Aus aufgefangenen feindlichen Depeschen ging hervor, daß die am Huluaberg im Gefecht gewesene feindliche Kolonne derartig gelitten hatte, daß sie nicht imstande war, uns zu folgen. Wir marschierten über Mwembe, einem inmitten weit ausgedehnter Felder belegenen Platz, der am 12. September erreicht wurde, nach Nordwesten zum Nowuma. Wir hatten bei diesem Marsche viel durch Erkrankungen zu leiden. Vor allem war es eine üble epidemische Lungenentzündung, an der Weiße und noch häufiger Schwarze erkrankten. Die Krankheit trat so schwer auf, daß die davon befallenen Europäer wie auch die Farbigen in den meisten Fällen wochenlang getragen werden mußten, bis sie wieder soweit zu Kräften kamen, um marschieren zu können. Es war für die armen Fieberkranken furchtbar, Tag für Tag 8 bis 10 Stunden lang in Hängematten durch den Busch geschleppt zu werden, in denen sie sich nur durch eine übergelegte Zeltbahn oder wollene Decke gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen konnten. Für die kranken Askari und Träger waren großenteils nur recht

mangelhaft aus Stricken geflochtene Hängematten da, in denen die Leute in zusammengekrümmter Lage transportiert werden mußten. Die Seuche erforderte eine Anzahl Opfer; u. a. starben daran der in Numarroe gefangen genommene englische Major, sowie der Hauptmann d. R. (Postsekretär) Krüger. Dieser allbeliebte tüchtige alte Afrikaner hatte in über zwanzigjähriger afrikanischer Dienstzeit sich so gesund und leistungsfähig erhalten, daß er die Strapazen des ganzen Krieges erst als Feldpostbeamter, dann als Kompagniechef ausgehalten hatte. Jetzt ereilte den bewährten Mann, der zuletzt die Leitung der Kolonne kriegsgefangener englischer Offiziere und Mannschaften übernommen hatte, die unsere beschwerlichen Wanderungen mitmachen mußten, der Tod infolge der tückischen Krankheit. Auch von den Schwarzen fiel eine ganze Anzahl der Lungenentzündung zum Opfer, darunter mein treuer Schreiber Mwualim, ein sehr intelligenter Suaheli, der von Kriegsanfang an in meinem Kriegsbureau tätig war und alle Beschwernisse des Feldzuges bisher gut vertragen hatte.

Eine Anzahl Schwarzer und ebenso einige kranke und marschunfähige englische Kriegsgefangene wurden in Mwembe zurückgelassen. Die meist schwächlicheren kriegsgefangenen Portugiesen waren überwiegend bereits früher zurückgelassen worden, da sie den ungeheuren Anstrengungen nicht in dem Maße gewachsen waren, wie wir Deutschen und die Mehrzahl der Engländer. Die portugiesischen Offiziere hatten gleich nach ihrer Gefangennahme gegen diese ihnen gänzlich ungewohnte Art des beständigen Marschierens bei mangelhafter Nahrung und Fehlen aller Bequemlichkeiten protestiert. Ihr Wortführer hatte dem deutschen Offizier, der ihm erwiderte, daß wir ja auch so leben müßten, geantwortet: „Vous êtes robustes, mais nous sommes une nation faible." Es stellte sich im Laufe der Märsche heraus, daß in der Tat die Körperkräfte und wohl auch die Willenskraft der Portugiesen nicht so groß waren, wie der aus nördlicheren Gebieten stammenden Europäer. Auch die im Kap. 25 genannten Zahlen der Verluste der Portugiesen im Feldzuge infolge Klima und Krankheiten zeigen, daß sie dem Tropenklima weniger gewachsen waren als wir.

Von den übrigen Krankheiten waren die Pocken allmählich wieder abgeflaut, die Genickstarre trat ab und zu in vereinzelten Fällen unter den Farbigen auf, ohne sich glücklicherweise zu einer Epidemie aus-

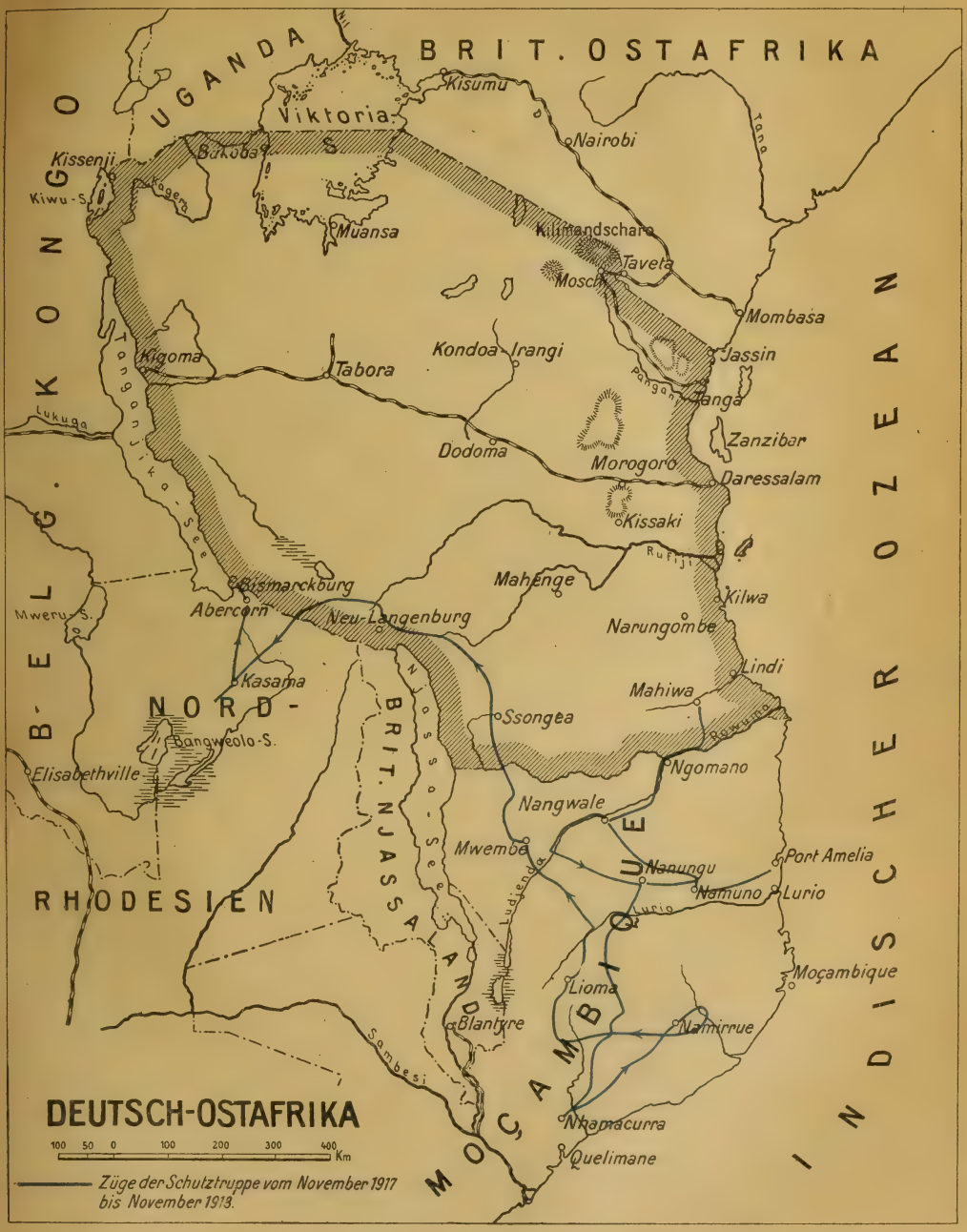
zuwachsen. Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie in verschiedener Form waren die beständigen Begleiterscheinungen des Feldzuges in diesen Tropengegenden. Unter diesen letztgenannten Krankheiten hatten die Europäer weit mehr zu leiden als die Farbigen. Auch Typhus trat immer wieder in einzelnen Fällen auf.

Bei den Schwarzen zeigte sich als Folge der unaufhörlichen Anstrengungen und Entbehrungen bisweilen eine hochgradige Erschöpfung, welche zu einem Versagen der Leistungen, manchmal selbst zum Tode führte. Besonders traf dies für die Eingeborenen des Landes zu, welche in den unterwegs passierten Landschaften als Träger mitgenommen werden mußten, um den Ausfall an Trägern durch Krankheiten zu decken und den Mehrbedarf, welcher infolge der Notwendigkeit entstand, Schwerkranke mitzuschleppen. Wiederholt brachen Träger zusammen und mußten zurückgelassen werden. Am schlimmsten war es an einem Marschtage, an dem am Schluß eines äußerst anstrengenden Marsches, der hügelauf, hügelab durch schwierige, tief eingeschnittene Korongos geführt hatte, noch ein steiler, ziemlich hoher Bergabhang erklettert werden mußte. Dabei fand eine Anzahl von unseren Schwarzen den Tod. Eine unserer Patrouillen, die zur Aufklärung noch zurückgeblieben war und nach sämtlichen Kolonnen den Bergabhang passierte, hatte dort nicht weniger als 30 Leichen gefunden. Auch Frauen kamen manchmal durch Erschöpfung um. Es kam vor, daß ein Weib unterwegs seine Last vom Kopfe nahm und niedersetzte, um sich einen Augenblick auszuruhen, und daß sie unmittelbar darauf neben ihrer Last tot umsank. Im allgemeinen haben jedoch die Askariweiber die Anstrengungen überraschend gut ertragen. Es war noch eine ganze Anzahl solcher Weiber vom deutschen Gebiet her bei der Truppe. Sie hatten tapfer die gewaltigen Märsche mitgemacht und dabei ihre Tücher, ihr bißchen Hausgerät und Essen für sich und ihren Ehegemahl auf dem Kopfe getragen, oft eine schwere Last. Nur in manchen Fällen wurden sie von einem halbwüchsigen Askariboy unterstützt. Verschiedentlich wurden unterwegs Kinder geboren. Dabei entfalteten die jungen Mütter, denen natürlich, soweit es irgend ging, Schonung zuteil wurde, bisweilen eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Es kam vor, daß ein Weib, das um 1 Uhr nachts einen kräftigen Knaben geboren hatte, bereits 5 Stunden später mit der Truppe aufbrach und den Tagesmarsch, wenn auch mit einigem Ausruhen unterwegs, mitmachte.

Unsere Eingeborenen trugen alle diese wachsenden Beschwerden getreulich mit uns. Es kam nicht selten vor, daß Askari oder Boys, die krank zur Übergabe an die Engländer in einem Lazarett zurückgelassen werden sollten, sich weigerten und trotz ihres leidenden Zustandes noch mit uns gehen wollten. Wiederholt folgten uns solche Leute, die nach ärztlichem Befund zurückbleiben sollten, auf eigene Faust. Mein eigener schwarzer Koch, dessen weiteres Mitmarschieren der Arzt für bedenklich erklärt hatte, da ein sich verschlimmernder Bruch jeden Augenblick zu lebensgefährlichen Komplikationen führen konnte, deren Operation bei den Märschen im Busch nicht möglich gewesen wäre, weigerte sich standhaft, mich zu verlassen. Er erklärte, wenn er stürbe, so sei das eben „amri ya vita" — Kriegsschicksal. Glücklicherweise traten keine Komplikationen ein, der Koch, der mich den ganzen Krieg hindurch begleitet hatte, traf später wohlbehalten mit mir in Daressalam ein.

Unsere eigenen Lebensverhältnisse hatten sich im Laufe des langen Buschlebens, auch abgesehen von der Ernährung, noch in verschiedener Beziehung verschlechtert. Besonders galt dies für die Unterkunft. Die kleinen Zelte, die es anfangs noch gegeben hatte, und die gegen den Regen ausreichenden Schutz geboten hatten, waren im Laufe der Zeit ganz verschwunden. Es gab nur noch Zeltplanen, welche mit Hilfe von zwei in die Erde gesteckten und einem darüber gelegten Stock aufgestellt wurden. Diese Zeltplanen waren von wenigen Ausnahmen abgesehen so niedrig, daß man hineinkriechen mußte und drinnen nur in liegender oder sitzender Stellung sich aufhalten konnte. Bei gutem Wetter ging das, aber bei starkem Regen war es sehr ungemütlich, wenn man zum Schutz in diese sogenannten „Hundehütten" hineinkriechen und dort zusammengekauert sitzen mußte. Wir alle, auch General v. Lettow wie ich selbst, benutzten diese kümmerliche Art der Unterkunft.

Ein anderer unangenehmer Umstand war das Ausgehen der Kerzen. Während wir früher im deutschen Gebiet uns immer noch von den Eingeborenen hatten Wachs beschaffen und daraus Wachskerzen anfertigen können, gab es solches im portugiesischen Gebiet nur sehr selten in geringen Mengen. Wir waren infolgedessen ausschließlich auf die Beleuchtung durch die Lagerfeuer angewiesen. Das war bei den langen Nächten in den Tropen sehr unbequem, besonders wenn wir erst bei Einbruch der Dunkelheit im Lager



Red. v. M. Moisel.

ankamen. Die Möglichkeit einer geistig anregenden Lektüre wurde dadurch sehr herabgemindert. Die beständigen langen Märsche nahmen den größten Teil des Tages, manchmal den ganzen Tag in Anspruch. Beim Lagerfeuer zu lesen war unmöglich.

Am 14. September überschritten wir den Ludjendafluß. Die Wasserverhältnisse waren in den Buschgebieten zwischen Lurio und Rowuma zum Teil ungünstig, besonders nachdem wir am 22. September vom Luchulingofluß nach Nordwesten abbogen. Wir mußten wiederholt Nachtlager ohne Wasserstelle einlegen, wobei sich bisweilen allerdings doch noch nahe dem Lager Wasser vorfand. Das in Wasserlachen stehende oder aus dem trockenen Flußbett gegrabene Wasser war allerdings nicht immer einwandfrei. Kurz ehe wir den Rowuma erreichten, bekamen wir Europäer großenteils Ruhr mit blutigen Durchfällen. Wahrscheinlich war stark eisen- und schwefelhaltiges Wasser die Ursache davon. Die Ruhranfälle hörten unter einfacher Diät bei manchen sehr bald, bei den anderen nach einiger Zeit wieder auf; es war in keinem Falle das Vorhandensein von Amöben oder Bazillen festgestellt worden.

Gegen Ende September näherten wir uns dem Rowuma. Am 28. September 1918 wurde bei Magwamina der an dieser Stelle seines Oberlaufes schmale Fluß überschritten. Wir waren wieder auf deutschem Gebiet, nachdem wir 10 Monate im portugiesischen Gebiet gewandert waren und dabei 2600 km zurückgelegt hatten.

Von den insgesamt 291 Deutschen, welche den Rowuma 10 Monate vorher überschritten hatten (278 von der Hauptabteilung und 13 von der Abteilung Tafel), befanden sich noch 168 bei der Truppe. Im portugiesischen Gebiet waren 21 gefallen, 11 gestorben, 24 vermißt, 67 gefangen, das letztere zum überwiegenden Teile dadurch, daß sie krank oder verwundet zurückgelassen werden mußten.

Die Zahl der alten Askari hatte sich von 16—1700, die mit über den Rowuma gegangen waren, auf ungefähr 1000 vermindert, während einige 100 Rekruten aus den alten Trägern, besonders aus den Maschinengewehrträgern, eingestellt waren.

VI. Teil.
Bis zum Kriegsende.

Kapitel 25.

Durch deutsches Gebiet nach Rhodesien hinein bis zum Waffenstillstand.

Auf deutschem Gebiet angelangt, machten wir auf dem Nordufer des Rowuma in kleinen, von Feldern unterbrochenen Waldparzellen mit hohen schattigen Bäumen zwei Tage Halt. Dann marschierten wir weiter nach Norden.

Am Rowuma mußte der schwerverwundete Hauptmann Poppe, dessen Brustwunde unter den Strapazen des Transportes trotz mehrfacher Operationen während der kurzen Aufenthalte auf dem Marsche immer bedenklicher wurde, unter Obhut eines bei Namurroe gefangenen englisch-irischen Arztes zurückgelassen werden, ebenso der kranke Leutnant d. R. Wolfram, der trotz wachsender Herzbeschwerden noch den ganzen portugiesischen Feldzug mit durchgehalten hatte.

Vom Rowuma aus ging der Marsch weiter nach Norden in den Songeabezirk hinein. Wir marschierten einen Tagemarsch westlich von Songea, dem Hauptorte des Bezirkes, vorbei. Die Verpflegung wurde auf deutschem Gebiet bald erheblich besser. Wir kamen in Viehgegenden mit uns freundlich gesinnter Bevölkerung. Die üble Tsetsefliege, in deren Gebieten wir uns seit der Aufgabe der Zentralbahn im September 1916 fast ohne Unterbrechung bewegt hatten, kam in den allmählich an die Stelle des Waldes tretenden offenen Steppen nicht mehr vor. Der Süden des Bezirkes lag noch zum Teil im Bereiche der Tsetsefliege, doch hörte diese schon in der offenen Hügelgegend bei Songea auf. Es gab wieder Viehherden und damit für uns Fleisch. Noch weit günstiger wurden die Verhältnisse in den nördlich angrenzenden, zum Iringabezirk gehörigen hochgelegenen Landschaften von Ubena.

Ehe wir in diese gelangten, mußten wir am 4. Oktober den von den Engländern als breite Automobilstraße ausgebauten Weg Wiedhafen-Songea passieren. Hier trat bei der Missionsstation Peramiho ein englisches Bataillon der Truppe entgegen. Der zur Missionsstation vorausgesandte Hauptmann Stemmermann war eine Zeitlang durch den überraschend aufgetretenen Feind von uns abgeschnitten. Er geriet mit einigen wenigen Leuten zeitweise in

starkes feindliches Feuer und konnte schließlich nur durch einen nächtlichen Gewaltmarsch, nachdem er bereits den ganzen Tag hindurch marschiert war, den Anschluß an die Truppe wieder erreichen. Der Kommandeur ließ den Feind nur durch die Kompagnien der von Hauptmann Spangenberg geführten Vorhut beschäftigen und im übrigen die Truppe nach Norden über die Automobilstraße um den Gegner herummarschieren. Es war ein gefährlicher Moment. Jeden Augenblick konnten feindliche Verstärkungen auf der Automobilstraße von Westen herankommen. Auch in dem nahen Ssongea befanden sich englische Truppen, die zur Hilfe eilen konnten. Es gelang jedoch, in einem äußerst anstrengenden, bis weit in die Nacht ausgedehnten Marsch die Automobilstraße zu überschreiten und ein Ende nach Norden zu gelangen, allerdings nicht ohne Verluste. Die sämtlichen Marschkolonnen gerieten sowohl bei einem notwendigen Halt zu Beginn des Feuergefechtes wie auch während des Marsches wiederholt in starkes feindliches Strichfeuer. Eine ganze Anzahl von Farbigen wurde getroffen. Auch von meinen Leuten wurden einige verwundet, ein Träger, der meinen Koffer trug, erhielt einen Schuß durch beide Oberschenkel. Da sämtliche Hängematten und sonstige Hilfsmittel durch den Transport der vielen Verwundeten in Anspruch genommen waren, so war es schwierig, den Mann und den Koffer mitzubekommen, ebenso wie die sonstigen durch Verletzungen marschunfähig gewordenen Leute und das notwendige Gepäck. In der Nacht stießen wir noch auf schwer zu passierende sumpfige Stellen und Wasserläufe mit steilen Ufern, die bei der herrschenden Dunkelheit längeren Aufenthalt verursachten. Manche Kolonnen kamen erst 4 Uhr morgens im Lager an, nachdem sie seit 5 Uhr früh am vorhergehenden Tage ununterbrochen unterwegs gewesen waren und meist nichts zu essen bekommen hatten. Es war wohl einer der anstrengendsten Tage des ganzen Feldzuges. Man konnte bemerken, daß auch manche von denen, die bisher alle Strapazen mit frischem Mut durchgemacht hatten, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren und daß ein Mehr kaum möglich gewesen wäre.

Einige kranke und verwundete Deutsche und Farbige wurden im Lager zurückgelassen. Der Weitermarsch wurde nach äußerst geringer Nachtruhe, für die zuletzt angelangten Kolonnen fast ohne solche, angetreten. Die im Kampfe gegen das englische Bataillon zurückgebliebenen Kompagnien hatten zwar im Feuergefecht einige Ver-

luste erlitten, sich aber dann ohne Schwierigkeit von dem Feinde loslösen können.

Unsere Verluste waren gewesen: 3 Askari, 5 Träger gefallen; 3 Deutsche, 32 Askari, 15 Träger, 3 Boys verwundet; 9 Askari, 2 Träger vermißt. An feindlichen Verlusten wurden beobachtet 6 Engländer und 50 Askari.

Unser Weitermarsch wurde zunächst vom Gegner nicht behelligt. Wir kamen in die zum Iringabezirk gehörigen Viehgebiete des Unterbezirkes Ubena. Es ging durch besiedelte Gegenden immer höher hinauf auf ein durch langgestreckte Hügel durchzogenes Hochplateau. Das Land war überwiegend unbewaldet. Die Gegend, Steppe mit meist kahlen Hügeln durchsetzt, erinnerte bisweilen an manche mitteldeutsche Hügellandschaft, wobei die mit kurzem Gras bestandene Steppe den Anblick von Wiesen oder Feldern vortäuschte.

Auf diesen kahlen Hügeln wehte meist ein heftiger Wind. Nachts war es im Lager empfindlich kalt, was bei den Höhenlagen (bis zu 1900 m) auch kein Wunder war. Ein großer Teil des Hügellandes, durch das unser Weg führte, war unbewohnt, doch sah man die Spuren nicht nur früherer Siedelungen, sondern auch von einem früher betriebenen intensiven Ackerbau. Ehemalige Ackerfurchen zogen bis auf die höchsten Hügel hinauf und ließen erkennen, daß ein besonders ausgedehnter Anbau von Süßkartoffeln betrieben war. Die Gegend war nicht etwa in diesem Kriege entvölkert worden, sondern, wie mir die Eingeborenen des Landes mitteilten, schon im Majimaji-Aufstand 1905/06 von den Eingeborenen verlassen worden. Diese ausgedehnten, unbewohnten Gebiete stellen zweifellos ein ausgezeichnetes Farmland für europäische Farmwirtschaft dar. Es sind in diesen Hochländern weder Tsetsefliegen noch, soweit man auf dem Durchmarsch bemerken konnte, Anopheles-Moskitos vorhanden. Wasser gab es, obwohl wir uns dem Höhepunkt der Trockenzeit näherten, überall in reichlichem Maße. Dieser Umstand in Verbindung mit dem früheren Landbau der Eingeborenen läßt es als sicher erscheinen, daß dort weiße Farmer nicht nur Viehzucht, sondern auch Ackerbau erfolgreich betreiben können. Dies war auch das Urteil sowohl des landwirtschaftlichen Sachverständigen Dingler, welcher als Reserveleutnant bei der Truppe war, wie auch des tüchtigen deutschen Buren Niewenhuyzen, welcher bis zum Schluß als Landeskundiger gute Dienste leistete.

Mitte Oktober 1918 hatten wir Ubena, den Sitz der zu Iringa gehörenden gleichnamigen Nebenstelle mit einer kleinen Boma, erreicht und lagerten dort. Am 17. Oktober griff eine heranmarschierende feindliche Kolonne die Nachhut unter Hauptmann Müller im Lager an. Da gemeldet wurde, daß ein starker Feind heranrückte, so wurde das Lager bei Ubena abgebrochen und der Weitermarsch angetreten, während die Nachhut ein hinhaltendes Feuergefecht mit dem Gegner ohne erhebliche gegenseitige Verluste führte. In Ubena mußte aus gesundheitlichen Gründen auf dringendes ärztliches Verlangen General Wahle zurückbleiben, welcher bis dahin die ungeheuren Strapazen des Feldzuges mit bewundernswerter Energie und Frische überstanden hatte, obwohl er bereits die Sechzig überschritten hatte.

Unser Marsch von Ubena führte zunächst nach Westen über die am 18. Oktober erreichte Missionsstation Kidugala in den Langenburgbezirk hinein. Die Quellflüsse des Ruaha wurden überschritten. Wir passierten mehrere Missionsstationen, die teils von der Berliner Mission, teils von der evangelischen Brüdergemeinde (Herrnhuter) angelegt waren. Diese Stationen machten meist einen sehr guten Eindruck. Nicht nur die Gebäude und Anlagen waren geräumig und zweckmäßig angelegt, sondern es waren verschiedentlich Aufforstungen vorgenommen, welche in diesem überwiegend kahlen Lande von außerordentlich großem Nutzen sind. Besonders die Herrnhuter Mission Mbozi zeichnete sich durch stattliche Forsten von Nadelhölzern und hübschen Anlagen aus. Diese Mission war von den Feinden geschont worden. Dagegen waren die meisten übrigen Missionsstationen von den Engländern zerstört und geplündert worden. Auf der einen Station waren nicht nur sämtliche Möbelgeräte vernichtet, sondern selbst die als Bodenbelag dienenden Bretter waren herausgebrochen und anscheinend zur Überbrückung von Bächen verwendet worden.

In der Missionsstation Brandt, wo wir am 23. Oktober lagerten, mußte einer unserer tüchtigen Ärzte, der Stabsarzt Dr. Bartels, schwerkrank zurückgelassen werden. Dieser hatte trotz heftiger Dysenterieanfälle mit geradezu übermenschlicher Energie die anstrengenden Märsche mitgemacht und dann jedesmal bis zur Dunkelheit die Verbände der Verwundeten erneuert und seine sonstigen ärztlichen Dienste wahrgenommen. Nun mußte er mit schweren Lebersympto-

Nach dem Waffenstillstand in Daressalam. Die deutschen Offiziere.

Sitzend von links nach rechts: Lt. d. R. v. Scherbening, Stabsarzt Dr. Taute, Lt. d. R. Brixner, Stabsarzt Dr. Penschke, Oberapotheker d. R. Beyer.
Stehend vordere Reihe von links nach rechts: Hptm. Maier, Oberlt. d. R. Merenský, Kap.-Lt. Apel, Oberlt. z. S. Wenig, Hptm. Müller, Feldpostsekr. Schmidt, Major Kraut, Gouverneur Schnee, Lt. d. R. Kempner, Hptm. Köhl, Lt. d. L. Vortisch, Ltn. d. R. Dietrich.
Stehend hintere Reihe von links nach rechts: Oberlt. d. R. Treuge, Oberlt. d. R. v. Busse, Hptm. Otto, Oberarzt Dr. Klemm, Stabsarzt Dr. Müller. Ob.-Vet. d. R. Dr. Huber, Reg.-Arzt Dr. Deppe, Lt. d. R. Dingler, Vizewachtmeister d. R. Sabath.
Es fehlen auf dem Bilde: General v. Lettow (s. Bild der Unteroffiziere), Oberlt. d. R. v. Ruckteschell (erkrankt), Hptm. Stemmermann, Stabsarzt Dr. Marshall, Veterinär d. R. Dr. Ruppert (in Tabore mit unsern Askari zurückgeblieben).

Nach dem Waffenstillstand in Daressalam. Die deutschen Unteroffiziere.
In der Mitte sitzend General v. Lettow-Vorbeck.

men zurückbleiben. Anfang Dezember 1918, bei unserer Rückkehr nach Daressalam, erhielten wir die traurige Nachricht vom Tode des Tapferen.

Die Haltung der Eingeborenen in den durchzogenen Gebieten war durchweg friedlich, obwohl die Truppen notgedrungen, um leben zu können, in weitgehendem Maße Korn und Vieh aus dem Lande requirierten; sie waren dabei, wie die Verhältnisse lagen, nicht in der Lage, die eigenen Bedürfnisse der Eingeborenen genügend berücksichtigen zu können, sondern mußten die Nahrung nehmen, wo sie sie fanden. An manchen Stellen waren die Eingeborenen bei Annäherung der Truppen weggelaufen, an den meisten aber blieben sie mit Weib und Kind ruhig sitzen. Unsere Truppen wurden wiederholt in tatkräftiger Weise von den Eingeborenen gegen die Engländer unterstützt. Verschiedentlich fanden sich auch frühere Jumben und sonstige Eingeborene ein und berichteten über die Verhältnisse seit dem Einrücken der Engländer, die sich nach ihren Angaben durch zwangsweises Aufgreifen von Eingeborenen zu Träger- und Arbeitsdiensten, durch Steigerung des Steuerdruckes infolge Heranziehung jugendlicher bei uns steuerfreier Personen und durch massenweise Requirierung von Vieh gegen geringe Bezahlung sehr ungünstig gestaltet hatten. Ich erwähne besonders, daß ein ganzes Ende unseres Weges uns (im Songeabezirk) durch Gebiete der Wangoni führte, von denen trotz der oben erwähnten Bewaffnung von Teilen dieses Stammes seitens der Engländer nichts von Feindseligkeiten gegen uns zu bemerken war.

Unser Marsch führte um das Hochplateau von Langenburg herum nach Utengule. Eine längere Zeit hatten wir die bis über 3000 m ansteigenden langgestreckten Bergketten der Langenburg-Gebirge zu unserer Linken (s. Taf. 28). Dann marschierten wir zwischen dem Langenburger Hochland und dem nördlich angrenzenden Bergland hindurch, welches sich im Mbeja gleichfalls bis fast 3000 m erhebt. Wir bogen darauf weiter nach Süden um, durch hügeliges Hochland marschierend und erreichten am 31. Oktober die Deutsch-Rhodesische Grenze in der Nähe von Fife. In einem sehr anstrengenden, einen ganzen Tag dauernden Marsch wurde am 1. November dieser Platz erreicht. Die von englischen Truppen besetzte und befestigte Station wurde am 2. November angegriffen. Aus Magazinen bei dem Orte wurde Beute gemacht, die Magazine darauf niedergebrannt.

Im übrigen wurde nur ein Feuergefecht mit der Boma geführt und dann der Weitermarsch nach Rhodesien hinein in Richtung auf Kasama, dem Sitz des englischen Verwaltungsbeamten für diesen Teil Rhodesiens, angetreten.

Ziemlich genau mit der Grenze hörten die bevorzugten kühlen Länder mit ihren Tsetsefreien, mit reichlichem Wasser versehenen und für Ackerbau und Viehzucht geeigneten Gebieten auf. Es begann wieder das üble afrikanische Pori schlimmster Art. Trockenwälder, Tsetsefliegen, wenig Wasser, spärliche Bevölkerung waren die Merkmale, welche Rhodesien in diesem Teile bot. Die Bewohner der passierten Dörfer waren fast überall weggelaufen. Doch gelang es, in den Ansiedelungen ausreichende Mengen von Mtama oder Mais zu finden. Vieh gab es bei den Eingeborenen gar nicht. Dies war jedoch für uns zunächst gleichgültig, da wir aus deutschem Gebiete große Rinderherden mit uns führten und Fleisch für Weiße und Farbige in Hülle und Fülle hatten.

Der Feind behelligte uns auf dem Weitermarsch verhältnismäßig wenig. Die Engländer hatten offenbar erwartet, daß wir nach dem Vorbild der Abteilung Wintgens (s. Kap. 17) nach Norden durch Deutsch-Ostafrika ziehen würden. Sie hatten, wie wir später auf unserer Reise von Kigoma mit der Zentralbahn nach Daressalam hörten, alle erreichbaren Truppen an der Zentralbahn konzentriert und dort sehr große Vorkehrungen getroffen, um uns bei dem Versuch eines Überschreitens der Bahn abzufangen. Mit dem Abmarsch in das rhodesische Gebiet durchkreuzte General v. Lettow alle diese Pläne des Feindes. In unserer Nähe befanden sich nur ein halbes Dutzend Kompagnien der Kings African Rifles unter Oberstleutnant Hawkins von der „Norforce“ (so wurde die Streitmacht des Generals Northey von den Engländern unter Benutzung des ersten Teiles seines Namens kurz bezeichnet), welche von Langenburg aus uns folgte. Diese griffen unsere Nachhut unter Hauptmann Köhl an, ohne jedoch den Marsch unserer Truppen wesentlich stören zu können.

Unsere Nachrichten aus der Heimat waren in letzter Zeit immer spärlicher geworden. Unsere kleine Funkenstation, deren Apparate ohne Reparatur oder Ergänzungsmöglichkeit immer mangelhafter wurden, hatte trotz der unermüdlichen Arbeiten des Postsekretärs Schmidt und seines Assistenten, die nach anstrengendem Marsche immer wieder ihre Nachtruhe daran setzten, um Funksprüche auf-

zufangen, nur noch wenig aufgenommen. Auf der letzten Missionsstation auf deutschem Gebiet, Mbozi, wo wir am 30. Oktober lagerten, hatten wir ein vom Feind zurückgelassenes Bruchstück einer Reutermeldung gefunden, in dem ein deutsches Waffenstillstandsangebot unter Bereiterklärung zur Räumung besetzten belgischen und französischen Gebietes erwähnt war. Seitdem hatten wir nichts mehr bekommen. Da fanden wir bei der in Rhodesien auf dem Wege nach Kasama am 6. November passierten katholischen Missionsstation Kayambi, welche die Missionare verlassen hatten, eine ganze Anzahl bis in die zweite Hälfte Oktober hinein reichender Reuternachrichten. In ihnen waren unter anderem die deutschen Noten jener Zeit an den Präsidenten Wilson betreffend Friedensschluß und Waffenstillstand abgedruckt. Erst jetzt wurde uns klar, daß Deutschland den Krieg verloren hatte, wenngleich wir aus diesen unvollständigen Reutermeldungen ein volles Bild der Ereignisse noch keineswegs erhalten konnten. Die Reuternachrichten waren im übrigen, was wir aus eigener Erfahrung betreffend die ostafrikanische Kriegführung öfter bemerken konnten, häufig derart gefärbt, daß man die wirkliche Sachlage daraus gar nicht erkennen konnte.

Wie stark mit Lügen gegen uns auch hier in Rhodesien gearbeitet sein mußte, ging daraus hervor, daß eine deutsche Schwester der katholischen Missionsstation bei unserer Annäherung der Truppe einen Brief entgegengesandt hatte, in dem sie dringend um Schutz der Patres und Schwestern feindlicher Staatsangehörigkeit bat. Dabei hat unsere Truppe im ganzen Kriege niemals einem Missionar oder gar einer Schwester irgend etwas zuleide getan. Die katholischen Missionare feindlicher Staatsangehörigkeit sind in Deutsch-Ostafrika nicht einmal interniert worden (s. Kap. 20). Die Engländer dagegen hatten aus dem ganzen an Rhodesien angrenzenden deutschen Gebiet sämtliche Missionare einschließlich Frauen und Missionsschwestern weggeschleppt und interniert. Trotzdem waren offenbar in der deutschen Missionsschwester durch fortgesetzte Nachrichten der Engländer über die deutsche Barbarei und Grausamkeit solche Vorstellungen über ihre eigenen Landsleute geweckt worden, daß sie glaubte, sogar um Schutz der Missionsschwestern bitten zu müssen. Schließlich war aber die Angst doch zu groß gewesen. Als wir die Missionsstation erreichten, waren alle Missionare und Missionarinnen bis auf einen Pater geflüchtet, der sich auch bald entfernte.

Wir lagerten bei der Missionsstation zum Teil in deren Gebäuden, mußten unser Lager jedoch noch am Abend in der Dunkelheit und bei Regen in den nahegelegenen Busch verlegen, da unsere Nachhut vom Feinde angegriffen wurde und unsere Situation bei der Mission zu exponiert war. Es hatte sich aber, wie sich später herausstellte, nur um ein kleines Gefecht gehandelt. Eine von meinen Leuten im Busch gefundene, offenbar der Mission gehörige kleine Rinderherde mit Vieh teilweise europäischer Abstammung ließ ich bewachen und sie beim Abmarsch an den Ort, wo sie gestanden hatte, wieder zurückbringen. Ob dadurch das Urteil der Patres über die „Hunnen" verbessert wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

Wir erreichten am 12. November Kasama, den Sitz des englischen Kommissars für den nordöstlichen Teil von Rhodesien. Der gut und sauber angelegte Ort mit breiten Straßen und hübschen Backsteingebäuden stach sehr vorteilhaft von den üblen Baracken ab, die wir im portugiesischen Gebiet fast ausnahmslos zu Gesicht bekommen hatten. Der Platz war von den englischen Beamten kurz vor unserer Ankunft in Eile geräumt worden. Es wurde eine Menge europäischer Verpflegung versteckt gefunden, so daß wir nach langer Zeit endlich einmal wieder Konserven verschiedener Art sowie Zigaretten erhalten konnten. Neuere Nachrichten, die wir naturgemäß mit großer Spannung erwarteten, wurden nicht vorgefunden, wohl aber bis in den Oktober hinein reichende rhodesische Zeitungen, aus denen wir ein ungefähres Bild der Weltereignisse bis dahin erhalten konnten.

Am 12. November 1918, also am Tage, nachdem in Europa bereits der Waffenstillstand abgeschlossen war, kam es nördlich von Kasama noch zu einem kleinen Feuergefecht zwischen unserer Nachhut unter Hauptmann Köhl und den Truppen des Oberstleutnants Hawkins.

Am 13. November befanden wir uns auf dem Weitermarsche von Kasama nach Rhodesien hinein, als rückwärts von der Nachhut herkommend ein schwarzer Schausch (Unteroffizier) die marschierenden Kolonnen mit dem Rufe durcheilte: „Vita i me kwischa," der Krieg ist zu Ende. Der Ruf ging wie ein Lauffeuer durch die Reihen unserer Askari und Träger, welche die Nachricht mit einer, noch mit Zweifel, ob es auch wahr sei, gemischten Freude entgegennahmen. Bald darauf kam die schriftliche Meldung von der Nachhut nach vorn, daß ein englischer Motorradfahrer versehentlich in unsere Nachhut hinein-

gefahren sei, der ein Telegramm des englischen Oberbefehlshabers Generals van Deventer an die hinter uns befindlichen englischen Truppen überbringen sollte mit der Nachricht über Abschluß des Waffenstillstandes am 11. November. Der Motorradfahrer wurde wieder freigelassen. Noch am gleichen Tage traf von der „Norforce" Neu-Langenburg ein Telegramm folgenden Inhalts an General v. Lettow ein: Der englische Premierminister habe mitgeteilt, daß am 11. November ein Waffenstillstand unterzeichnet sei und daß die Feindseligkeiten an allen Fronten am 11. November um 11 Uhr vormittags aufgehört hätten. Er habe seinen Truppen die Einstellung der Feindseligkeiten befohlen und nehme das gleiche von unserer Seite an.

Bei uns Deutschen herrschte, so lange wir die Bedingungen des Waffenstillstandes noch nicht kannten, ein unsicheres Gefühl, ob man sich über das Ende des Krieges freuen dürfe oder nicht. Der Impuls der Freude darüber, daß das furchtbare Nomadenleben, das wir geführt hatten, daß die ungeheuren Strapazen und Entbehrungen, das Zusammenschmelzen unseres kleinen Häufleins mit beständigen Verlusten an nahestehenden Freunden und braven schwarzen Gefährten nun ein Ende haben sollten, wurde gedämpft durch die Frage: Was wird das Ergebnis des Krieges für unser Vaterland sein? Wenn wir auch nicht entfernt das Ungeheuerliche ahnten, das die nächsten Tage uns über den Zusammenbruch Deutschlands bringen sollten, so erfüllten uns doch bange Zweifel. Unser eigenes Schicksal fiel gegen das unseres Vaterlandes nicht ins Gewicht. Was uns anging, so hätten wir auch noch weiter marschieren können, ohne daß die Engländer die geringste Aussicht hatten, unsere Truppe zu vernichten oder zu fangen. Auf unserem Wege nach Westen war die nächste englische Truppe an der Eisenbahn bei Broken Hill, etwa 500 km von uns entfernt. Von rückwärts hätten bei unserer ungleich größeren Leistungsfähigkeit und der schweren Beweglichkeit der Engländer uns keinesfalls überlegene feindliche Abteilungen erreichen können. Niemals war bei unserer prächtigen Truppe das Gefühl stärker, unbesiegt zu sein, als zu dieser Zeit.

Das Denken unserer tapferen schwarzen Gefährten war frei von solchen Erwägungen, wie sie die Europäer hatten. Bei ihnen herrschte eitel Fröhlichkeit. Die Leute sangen und tanzten auf dem Marsche und gaben auch sonst ihrer Freude in jeder Beziehung Ausdruck.

Am 14. November übersandte Oberstleutnant Hawkins das folgende an General v. Lettow gerichtete Telegramm des englischen Oberbefehlshabers (in Übersetzung):

„Kriegsministerium London telegraphiert, daß Artikel 17 des von der deutschen Regierung unterzeichneten Waffenstillstandes die bedingungslose Übergabe aller in Ostafrika operierenden deutschen Truppen binnen einem Monat ab 11. November vorsieht.

Meine Bedingungen sind:

1. Übergeben Sie alle in Ihrer Hand befindlichen alliierten Kriegsgefangenen (Europäer und Eingeborene) sofort an die nächste britische Truppe.
2. Bringen Sie Ihre Truppe ohne Verzögerung nach Abercorn, da Abercorn der nächste Punkt ist, wo ich sie verpflegen kann.
3. Übergeben Sie in Abercorn an meinen Bevollmächtigten alle Waffen und Munition. Ich werde jedoch erlauben, daß Sie und Ihre Offiziere und Europäer Ihre persönlichen Waffen zunächst behalten in Anbetracht der Tapferkeit, mit der Sie gefochten haben, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Truppe ohne Verzögerung nach Abercorn bringen. In Abercorn werden Vorkehrungen getroffen, um alle Europäer nach Morogoro zu senden und die deutschen Askari in ihre Heimat zu entlassen.

Bitte senden Sie eine baldige Antwort mit Angabe der Zeit der wahrscheinlichen Ankunft in Abercorn und der Zahl der deutschen Offiziere und Mannschaften, Askari und sonstigen Farbigen.

General van Deventer."

Diese Nachricht rief naturgemäß bei unserer Truppe, die sich unter so unendlichen Mühen und Gefahren unbesiegt gehalten hatte, große Niedergeschlagenheit und starke Erbitterung hervor. General v. Lettow sandte ein Telegramm an den Kaiser, worin er meldete, daß er den Befehl erhalten habe und ausführen werde. Daß der Kaiser inzwischen aus Deutschland nach Holland abgereist war, wußten wir damals nicht.

Am folgenden Tage, dem 15. November, wurde der Rückmarsch nach Kasama angetreten. Die an diesem Tage von den Engländern übermittelten Reuterdepeschen enthielten die Nachricht, daß der Kaiser abgedankt hatte, und daß Prinz Max von Baden zum Regenten ernannt sei. Gerade als dieses Ereignis gemeldet war, entstand eine Stockung in dem Eingang der politischen Nachrichten aus Deutschland,

da nun erst der ausführliche Text der Bedingungen des Waffenstillstandes an die in unserer Nähe stehende englische Abteilung gedrahtet wurde, was eine Zeitlang den einzigen zu dieser führenden Draht vollständig in Anspruch nahm. Wir waren einige Tage lang unter dem Eindruck, daß Prinz Max von Baden die Regierung Deutschlands als Regent führe. Ich sandte dementsprechend meinen telegraphischen Bericht über Eingang der Nachricht vom Waffenstillstand und unseren inzwischen begonnenen Rückmarsch durch Vermittelung des englischen Oberbefehlshabers an den Regenten nach Berlin. Dies Telegramm wurde nach einer mir vom General van Deventer zugeschickten telegraphischen Nachricht von ihm weiter gesandt.

Als wir auf dem Rückmarsche nach Kasama waren, telegraphierte General van Deventer den inzwischen eingelaufenen Wortlaut des uns betreffenden Artikels des Waffenstillstandes, aus dem hervorging, daß nicht die bedingungslose Übergabe (unconditional surrender), sondern die bedingungslose Räumung (evacuation) vereinbart worden war. Auf telegraphischen Vorhalt des Generals v. Lettow, daß danach eine Abgabe der Waffen nicht in Frage komme, erwiderte General van Deventer, daß die Askari auf keinen Fall ihre Waffen behalten dürften, den Deutschen sei die Beibehaltung ihrer Waffen bereits in seinem ersten Telegramm zugestanden. Er versicherte im übrigen, daß die Deutschen in sehr ritterlicher Weise (chevaleresque) behandelt werden würden. Während wir langsam auf Abercorn weiter marschierten, fand ein fernerer Telegrammwechsel zwischen den beiden Militärbefehlshabern statt. General van Deventer teilte mit, daß das englische Kriegskabinett auf seine Anfrage geantwortet habe, die Räumung (evacuation) schließe die Übergabe (surrender) ein. General v. Lettow sandte ein Telegramm zur Übermittelung an die deutsche Reichsregierung um Entscheidung, auf das jedoch eine Antwort nicht einging. Als wir schließlich auf unserem Marsche uns Abercorn näherten, fuhr General v. Lettow mit einem Offizier seines Stabes in einem englischen Auto voraus und traf mit dem englischen General Edwards, an den die Übergabe stattfinden sollte, eine Vereinbarung darüber. Es sollte danach unter gewissen festgestellten Formalitäten und unter Teilnahme nur einer kleinen Zahl englischer Truppen die Übergabe stattfinden, mit dem Vorbehalt, daß die abgelieferten Maschinengewehre usw. auf die Zahl der in

Deutschland abzuliefernden anzurechnen seien, falls die endgültige Entscheidung der heimischen Instanzen dahin ergehen sollte, daß die Forderung der Übergabe unberechtigt gewesen sei. Ferner wurde vereinbart, daß alle amtlichen Akten und Urkunden der Truppe belassen werden sollten, sowie daß alles private Eigentum bei den Eigentümern verbleiben sollte, darunter auch alle privaten Tagebücher. Der englische Oberbefehlshaber oder sein Bevollmächtigter sollten lediglich das Recht haben, von amtlichen und privaten Schriftstücken Abschriften zu nehmen. Die ganzen Verhandlungen auf Grund des Waffenstillstandes waren von Anfang an von englischer wie deutscher Seite als ausschließlich die Militärbefehlshaber angehend behandelt worden. Eine Mitwirkung von meiner Seite fand dabei nicht statt.

Am 25. November 1918 erfolgte in Abercorn die Übergabe. Bei der Annäherung sahen wir bereits auf einem freien Platze außerhalb von Abercorn an einem hohen Flaggenmast die englische Flagge wehen. Der englische General Edwards, ein beweglicher kleiner Herr mittleren Alters, sowie eine geringe Anzahl von englischen Offizieren standen bereit, dahinter eine kleine Abteilung von Askari. Die englischen Offiziere wirkten mit ihren funkelnagelneuen eleganten Kakhiuniformen neben uns durch das Buschleben mitgenommenen Deutschen, deren Kleidung alt und vielfach zusammengewürfelt war, wie Salonsoldaten. Nach der Begrüßung und Vorstellung, die von General Edwards mit dem üblichen englischen Händeschütteln begleitet wurde, verlas General v. Lettow auf deutsch und englisch eine kurze Erklärung, daß er in Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen die Truppe übergebe. General Edwards erwiderte auf englisch, daß er in Anerkennung der von unserer Truppe gezeigten hervorragenden Tapferkeit den deutschen Offizieren und Mannschaften die Waffen zurückgebe.

Dann ging die Abgabe der Waffen vor sich. Kompagnie nach Kompagnie marschierte auf. Die Askari jeder Kompagnie legten ihre Waffen vor sich nieder und marschierten darauf in das für sie bestimmte Lager. Es wurden übergeben: 30 Offiziere einschließlich im Offiziersrang stehender Beamter, 125 deutsche Unteroffiziere und Mannschaften, 1168 Askari, 1522 Träger sowie einige hundert Weiber.

Von den Offizieren waren 13 aktive Schutztruppenoffiziere, davon 5 Sanitätsoffiziere, 2 aktive Marineoffiziere, 12 Reserve- und Landwehroffiziere. Dazu kamen 2 Beamte und ein Arzt im Offiziersrang.

Unter den Unteroffizieren und Mannschaften befand sich eine Anzahl aktiver Schutztruppen- und aktiver Marineangehöriger; der größere Teil war Reserve und Landwehr, dazu kamen einzelne Landsturmleute.

Die trüben Gefühle, mit denen wir Deutschen diesem Vorgange zusahen, der den Abschluß unserer Mühen und Kämpfe bildete, kann sich jeder vorstellen. Unsere Askari empfanden, wie man deutlich erkennen konnte, trotz strikten Gehorsams gegenüber dem Befehl ihrer deutschen Führer, die Waffenabgabe als ungerechtfertigt und kränkend. Als sie dann wie richtige Kriegsgefangene von uns Europäern getrennt in ein mit Stacheldraht umgebenes Lager gesperrt und von englischen Askari mit aufgepflanztem Seitengewehr bewacht wurden, entstand ein lebhafter Unwille unter ihnen. Einem dieser englischen Askariposten, der äußerte, daß die deutschen Askari nun Kriegsgefangene seien, nahmen unsere empörten Askari das Gewehr weg und prügelten ihn durch. Die Engländer waren verständig genug, kein Verfahren deshalb einzuleiten.

Beim Weitermarsch von Abercorn wurde von diesen Bewachungsmaßnahmen abgesehen. Unsere Askari marschierten wieder geschlossen unter ihren deutschen Führern und bezogen nachts Lager ohne Drahtzäune und ohne englische Posten. Lediglich vor und hinter unserer gesamten Kolonne befand sich je eine englische Abteilung.

Die Übergabe in Abercorn am 25. November 1918 war das Ende der Tätigkeit unserer tapferen Schutztruppe im Felde. Die Truppe hatte in mehr als $4^1/_4$jährigen Kämpfen ganz Außerordentliches geleistet. Fast zwei Jahre lang hatte sie das ganze Schutzgebiet mit Erfolg gegen einen weit überlegenen Gegner behauptet und diesem durch Vorstöße in das feindliche Gebiet empfindlichen Schaden zugefügt. Dann war sie, als von allen Seiten gleichzeitig überwältigende feindliche Truppenmassen einbrachen, in zähester Verteidigung Schritt für Schritt zurückgewichen und hatte noch fast 1 ½ Jahre lang Teile der Kolonie gehalten. Schließlich hatte die letzte kleine Schar, die aus den ständigen Kämpfen und Strapazen übriggeblieben war, noch ein ganzes Jahr lang trotz eines großen Aufgebotes feindlicher Streitkräfte erst in Portugiesisch-Ostafrika, dann wieder im deutschen Gebiet und endlich in Rhodesien Krieg geführt. Der Waffenstillstand fand sie unbesiegt und noch völlig aktionsfähig vor.

Ein solches Ergebnis war nur bei hervorragendsten Leistungen des Kommandeurs, seiner Unterführer und der ganzen Truppe möglich. Die rücksichtslose Energie und die ausgezeichnete militärische Führung des Generals v. Lettow-Vorbeck, die große Initiative, Selbständigkeit und Tapferkeit seiner Unterführer, der Heldenmut und die zähe Ausdauer der deutschen Angehörigen der Schutztruppe wirkten zusammen zur Vollbringung der ruhmvollen Taten des ostafrikanischen Krieges.

Aber auch die Haltung und die Leistungen der Eingeborenen, die als Askari, Träger und Boys durch dick und dünn unter ständigen Gefahren und schwersten Entbehrungen, trotz vieler Verluste in Gefechten und durch Krankheiten mit uns ausgehalten haben, sind des höchsten Lobes wert. Die Askari haben sich in ihrer großen Mehrzahl vorzüglich bewährt und unter deutscher Führung in vielen Gefechten die größte Tapferkeit an den Tag gelegt. Die mit den Truppen marschierenden ständigen Träger haben, nicht selten bei dürftiger, selbst unzureichender Nahrung im Ertragen von Strapazen und Leistung von Gewaltmärschen mit der schweren Last auf dem Kopf oder auf dem Rücken geradezu Erstaunliches vollbracht. Bei all diesen Leistungen standen die braven Wanjamwezi und Wasukuma im Vordergrund, welche die meisten Träger stellten. Aber auch die Eingeborenen anderer Stämme haben sich sehr gut bewährt, vor allem die tapferen Wangoni, von denen eine Anzahl als Askari bis zum Schlusse bei uns ausharrten, ebenso manche Wahehe, ferner eine Reihe anderer Stämme wie Waniramba, Wafipa usw., die den Wanjamwezi nahestehen. Schließlich aber haben auch solche Stämme, besonders im Süden der Kolonie, die früher wenig oder keine Trägerarbeit getan hatten, während des Krieges große Mengen von Trägern gestellt und Befriedigendes geleistet.

Ganz besonders verdienen unter den Trägern die Maschinengewehrträger hervorgehoben zu werden, welche die Maschinengewehre nicht nur auf dem Marsche trugen, sondern sie bei Gefechten in die Feuerlinie hineinzubringen und unter Umständen aus dem Feuer wieder herauszuholen hatten. Diese Träger, meist zu den tüchtigen Wanjamwezi und Wasukuma gehörig, hatten die gleichen Gefahren zu bestehen wie die Askari, ohne doch selbst schießen zu können. Zudem erhielten sie geringeren Lohn als die Askari und hatten nicht deren angesehene Stellung. Diese braven Leute, aus denen gegen Ende

des Feldzuges vorzugsweise Rekruten für Askariersatz entnommen wurden, müssen mit an erster Stelle genannt werden, wenn von den Leistungen unserer Eingeborenen während des Krieges die Rede ist.

Im letzten Teile des Krieges, als wir Ende 1917 das Schutzgebiet und damit die Heimat unserer Farbigen aufgeben und in fremdes Gebiet ziehen mußten und obendrein zeitweise Mangel an Nahrungsmitteln entstand, haben trotz dieser härtesten Prüfungen, die wohl einem Eingeborenen auferlegt werden können, sowohl Askari wie Träger zu uns gehalten. Die Zahl der Askari, welche im November 1917 mit über den Rowuma ins portugiesische Gebiet gingen, betrug noch 16—1700, das sind ungefähr 14 Prozent der Höchstzahl der Askari (zirka 12000) gegenüber 291 Europäern, etwa 10 Prozent der Höchstzahl der letzteren (zirka 3000). Die Zahl der Träger betrug damals noch 4000. Bei der Übergabe in Abercorn im November 1918 betrug die Zahl der Deutschen 155 (etwas über 5 Prozent der Höchstzahl), die der Askari 1168 (zum Teil aus den ständigen Trägern ergänzt), davon ungefähr 900 alte Askari gleich 7,5 Prozent der Höchstzahl, die der Träger aus deutschem Gebiet noch über 1500. Auch diese Vorgänge sind ein Beweis dafür, daß das Gefühl der Zugehörigkeit zu uns Deutschen bei den Eingeborenen festen Fuß gefaßt hatte.

Die Verluste unserer Schutztruppe einschließlich der hinzugetretenen Teile der Marine während des Krieges betrugen:

1. An Deutschen: Gefallen 287
   Gestorben 247
   Gefangen ..... 1741, davon gestorben 24
   Vermißt[1] 1135
   3410
   Verwundet wurden 874.

   Auf die aktive Marine entfielen von den Verlusten an Toten 160.

2. An Askari: Gefallen 1290
   Gestorben 217
   Gefangen 4275
   Vermißt 4510
   10292
   Verwundet wurden 3669.

[1] Ganz überwiegend gefangen. Die genauen Zahlen standen bei Abschluß dieses Buches noch nicht fest.

Die englischen Verluste im ostafrikanischen Kriege betrugen nach Mitteilung des Unterstaatssekretärs des Kriegsamts Macpherson im Unterhaus vom 19. November 1918 ungefähr 900 Offiziere und 17000 Mann. Davon waren gefallen 380 Offiziere und 8724 Mann, verwundet 470 Offiziere und 7276 Mann, vermißt und gefangen 38 Offiziere und 929 Mann. In diesen Verlustziffern waren nach englischen Zeitungsangaben nur die Verluste an Europäern und Indern enthalten, dagegen nicht die Verluste an afrikanischen Askari. Die Verluste der Engländer an Pferden, Maultieren und Eseln im ostafrikanischen Feldzug beliefen sich nach einer von einem leitenden englischen Veterinär in Daressalam Anfang 1919 gemachten Angabe auf rd. 120000.

Die Verluste der Belgier beliefen sich nach Zeitungsangaben vom Mai 1917, denen ein Vortrag des Generals Tombeur und Mitteilungen des belgischen Kolonialministers Renkin zugrunde lagen, auf 41 Belgier und 1235 schwarze Soldaten gefallen oder an Krankheiten gestorben. Diese Verluste müssen sich noch beträchtlich erhöht haben, da belgische Truppen über den angegebenen Zeitpunkt hinaus an den Kämpfen gegen uns teilgenommen haben.

Die portugiesischen Verluste betrugen nach Reuternachrichten von Anfang Dezember 1918: Gefallen 17 Offiziere, 76 Mann. Durch Unglücksfall umgekommen 2 Offiziere, 77 Mann. An Krankheiten gestorben 6 Offiziere, 1360 Mann. Außerdem Verluste an Eingeborenen: Gefallen 145, durch Unglücksfall umgekommen 10, an Krankheiten gestorben 900.

Kapitel 26.

Zurück nach Daressalam und Heimreise.

Die Nachrichten über die Umwälzung in Deutschland und die sich nicht auf Deutsch-Ostafrika beziehenden Bestimmungen des Waffenstillstandes hatten wir erst im Laufe der nächsten Tage nach Eingang der uns betreffenden Depeschen erfahren. Ich persönlich hörte sie, als wir auf dem Wege von Kasama nach Abercorn am 16. November durch die rückwärts von uns lagernde englische Abteilung des Oberstleutnant Hawkins hindurchmarschierten, und ich

bei dieser Gelegenheit einer Einladung desselben zum Frühstück folgte. Der englische Führer, ein noch sehr junger Offizier von liebenswürdigem Wesen, las mir auf meinen Wunsch die zuletzt eingegangenen Reuterdepeschen vor, aus denen der völlige Zusammenbruch Deutschlands, die Waffenstillstandsbedingungen über Auslieferung unserer Geschütze und Maschinengewehre, die Preisgabe des linken Rheinufers usw., sowie die Abreise des Kaisers nach Holland, die Einrichtung von Sowjets usw. hervorging. Ich kann die Eindrücke nicht schildern, mit denen ich diese Nachrichten schweigend im Kreise englischer Offiziere anhörte. Die Engländer benahmen sich, wie ich anerkennen muß, bei dieser Gelegenheit durchaus taktvoll. Ich habe keinerlei Äußerungen vernommen, die in irgendeiner Richtung hätten verletzend wirken können. Wenngleich ich nach früheren Erfahrungen mit Reuterdepeschen geneigt war, anzunehmen, daß die Nachrichten stark zu unseren Ungunsten gefärbt waren, so mußte doch die Lage zu Hause äußerst trübe sein. An eins aber habe ich trotz der Reuterdepeschen lange Zeit nicht glauben wollen, daß Deutschland wirklich seine Waffen abgebe, ohne daß festumgrenzte Friedensbedingungen festgelegt waren. Leider sollte uns später klar werden, daß Reuter in diesem Falle nicht übertrieben hatte, sondern daß die Wirklichkeit noch furchtbarer war, als diese kurzen Depeschen erkennen ließen.

Wir marschierten von Abercorn nach Bismarckburg, von wo unsere Fahrt über den Tanganjikasee nach Kigoma vor sich gehen sollte. An Verpflegung erhielten wir und zwar ohne Unterschied des Ranges die übliche Ration der englischen Soldaten, bestehend aus südamerikanischen oder australischen Fleischkonserven, Reis, Zucker und einigen anderen Sachen im allgemeinen in ausreichender Menge. Die Verpflegung unserer Farbigen sollte denen der englischen entsprechen, war aber nach Quantität wie Qualität bisweilen mangelhaft.

In Bismarckburg kampierten wir bei großer Hitze auf den Hügeln, die von der auf einer kleinen Erhöhung am See gelegenen Boma landeinwärts ansteigen. Wir Deutschen waren auf engem Raum ohne Schatten zusammengepfercht. Alles war sehr schlecht vorbereitet. Selbst die Erlangung von Brennholz bereitete große Schwierigkeiten. Ein mit dem Dienst betrauter englischer Offizier amerikanischer Herkunft mit unverkennbar jüdischem Typus machte sich unliebsam bemerkbar.

Im übrigen war das Verhalten der englischen Offiziere und Mannschaften, soweit ich bemerken konnte, ruhig und höflich. Der General Edwards, mit dem ich in der Boma Bismarckburg wie bei anderer Gelegenheit Unterredungen über unseren Leuten zu gewährende Vergünstigungen, besonders die Zulassung von Telegrammen an ihre Familien in Deutsch-Ostafrika und Deutschland hatte, zeigte sich liebenswürdig und entgegenkommend. Der Wunsch, Telegramme nach Deutschland zu senden, stieß aber, wie sich später zeigte, bei der englischen Oberleitung auf Schwierigkeiten. Es wurde ein von mir in Bismarckburg aufgegebenes Telegramm an meine Frau in Deutschland zwar über das englische Kriegsamt in London weitergesandt, doch kam von letzterem durch Kabel die Entscheidung, daß mein Telegramm ausnahmsweise befördert sei, weitere Telegramme aber nicht zugelassen würden. Nach den uns gemachten Angaben sollten die Namen der bei der Truppe befindlichen Deutschen amtlich von Daressalam nach London telegraphiert und vom Kriegsamt in London an die deutsche Regierung weitergegeben werden.

Am folgenden Tage, dem 3. Dezember, wurden wir eingeschifft. Die Masse der deutschen Offiziere und Unteroffiziere wurde nebst einer englischen Begleitmannschaft auf dem belgischen Dampfer „Baron Dhanis", einem Fahrzeug von einigen 100 t Größe untergebracht, ein Teil der Askari und sonstigen Farbigen auf einem durch Taue mit dem Dampfer verbundenen Leichter. Sämtliche Leute, Weiße wie Farbige, waren auf engstem Raum wie die Heringe zusammengepreßt. Trotzdem konnte bei der ersten Fahrt nur ein Teil unserer Farbigen mittransportiert werden.

General v. Lettow und ich, sowie einige Offiziere, wurden auf dem kleinen Kanonenboot „St. George" untergebracht. Die beiden einzigen außer der Kapitänskajüte an Deck befindlichen Kabinen waren für uns beide reserviert, während die anderen Herren sich so behelfen mußten. Wir liefen eine belgische Station an, welche mit ihren wenigen Häusern mit Strohdächern inmitten bewaldeter Höhen einen ziemlich kümmerlichen Eindruck machte und fuhren dann nach Norden. In der Nacht brach ein Sturm mit heftigem Regen aus; unser flachgehendes kleines Fahrzeug mußte, da zu viele Wellen überkamen, während der Nacht umdrehen und einige Stunden zurückdampfen, bis der Sturm sich wieder gelegt hatte. Unsere Offiziere, die auf dem Verdeck kampiert hatten, gerieten durch Wasserfluten von oben und

unten in die größte Bedrängnis. Auch die auf dem „Baron Ohanis" Befindlichen hatten eine recht ungemütliche Nacht gehabt. Weit schlimmer aber sollte sich der Aufenthalt auf diesem Dampfer für die darin untergebrachten noch später bemerkbar machen. Der Dampfer war von der spanischen Grippe durchseucht. Diese Krankheit kam bei dem größten Teil unserer Leute bei der Ankunft in Daressalam zum Ausbruch und sollte schwere Opfer erfordern.

In Bismarckburg hatten wir für die zwei Tage so wenig Verpflegung bekommen (pro Kopf ein Pfund Fleischkonserve und einige Biskuits), daß wir hätten hungern müssen, wenn unsere Boys nicht von Farbigen an Bord unter der Hand etwas eingekauft und in der Schiffsküche zubereitet hätten.

Am 5. Dezember 1918 vormittags trafen wir in Kigoma ein. Schon von weitem trat das imposante große Hotel auf dem Hügel hervor, bei der Annäherung die übrigen schmucken Gebäude. Es war ein eigenes Gefühl, dieses Zeugnis deutscher Tüchtigkeit in so in die Augen fallender Form vor uns zu sehen. Wir hatten seit Jahren, seitdem wir die Zentralbahn verlassen hatten, nichts gesehen, was sich irgendwie mit den prächtigen Anlagen von Kigoma hätte vergleichen lassen, weder auf englischem noch auf belgischem oder gar auf portugiesischem Gebiet. Nun wehte die belgische Flagge über unseren Gebäuden. Am Ufer stand eine Anzahl von Europäern in Uniform und in Zivil, die meisten davon mit photographischen Apparaten bewaffnet, auch zwei Kinematographen waren am Ufer aufgebaut, um unsere Ankunft aufzunehmen. Ein belgischer Major in eleganter Uniform kam, als unser kleines Kanonenboot angelegt hatte und begrüßte erst mich, dann den General v. Lettow im Namen des Gouverneurs des belgischen Kongo. Wir gingen hierauf an Land und begaben uns in einen zu den Hafenbauten gehörigen Schuppen, wo ein für afrikanische Verhältnisse gutes Diner für uns bereitgestellt war. Es war dies für uns seit langer Zeit das erste Mal, das wir an einem ordnungsmäßig gedeckten Tisch saßen und von richtigem Geschirr aßen. Auch konnte man hier zum ersten Male etwas kaufen, was besonders betreffs der Verpflegung auf der Weiterfahrt sehr angenehm war. Von den Engländern erhielten wir für die zweitägige Bahnfahrt wieder nur zwei Fleischtins und einige Biskuits pro Kopf. Die Haltung der Belgier war sonst nicht unfreundlich. Es waren in Kigoma, wie auch bei dem Bahnpersonal zum Teil

Blamen, die, wie ich später hörte, unseren Leuten gegenüber tüchtig auf die Engländer schimpften, von denen sie sich schlecht behandelt fühlten. Auch einzelne Deutsche befanden sich in Kigoma, darunter einer aus Muansa, der uns über die Verhältnisse in jenem Bezirk am Viktoriasee nach der Besetzung Auskunft geben konnte.

Wir fuhren gegen Mittag mit der Bahn weiter. Es war alles sehr schlecht arrangiert. Unsere Askari erhielten kein Wasser zu trinken und durften nicht einmal austreten. Für uns Europäer blieb das versprochene heiße Wasser aus, im Waschraum war gleichfalls kein Wasser vorhanden, Licht gab es nicht. Immerhin konnten wir einigermaßen schlafen, da uns einige der vorzüglichen deutschen Wagen I. Klasse der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft zur Verfügung gestellt waren.

Am folgenden Tage kamen wir in Tabora an. Dort hatten sich die wenigen noch in Tabora befindlichen Deutschen eingefunden, welche uns mit Kaffee und Kuchen erfrischten. Die Engländer hatten den Bahnhof mit einer doppelten dichten Postenkette von Askari mit aufgepflanzten Bajonetten umstellen lassen, welches Schauspiel wir von nun an regelmäßig auf den Bahnstationen genossen. Unsere braven Wanjamwezi waren trotzdem in großer Zahl am Bahnhof erschienen und gaben ihrer Sympathie für uns so deutlich Ausdruck, daß der englische Befehlshaber die Leute durch Askari mit Gewalt wegtreiben ließ. In Tabora fand sich mein einer Boy wieder ein, der bei dem Überfall am 22. Mai 1918 gefangen war. Nach seiner Erzählung war er weit in den Busch gelaufen und am anderen Morgen von feindlichen Reitern gefangen worden. Er war dann gefragt worden, ob er Führerdienste leisten wollte. Als er trotz der Anerbietungen von Geld, guter Verpflegung und Kleidung wiederholt ablehnte, wurde er zur Küste transportiert und dort zum Lastentragen vom und zum Hafen verwandt. Nach drei Monaten war es ihm dann geglückt zu entkommen. Es war dies einer der besten und gewandtesten Boys an der ganzen Küste, der u. a. bei großen Diners ausgezeichnet servieren konnte. Ich führe diesen Fall an, weil er für das ungerechte, sowohl dem Völkerrecht wie der Humanität widersprechende Verfahren gegenüber den uns anhängenden Eingeborenen typisch war.

In Tabora wurden unsere Askari in einem Gefangenenlager untergebracht, um dann allmählich in ihre Heimat zurückgeschafft zu

werden. Für die Mitwirkung bei der Entlassung und Feststellung der ihnen zustehenden Gebührnisse, die wir aus Geldmangel nicht hatten auszahlen können, blieben einige Offiziere und Unteroffiziere von unserer Truppe bei ihnen zurück.

Die Fahrt ging weiter nach Osten. In Morogoro, wo wir am Nachmittag des folgenden Tages, des 7. Dezember, eintrafen, wurde uns ein herzlicher Empfang von den zahlreichen Frauen zuteil, welche dort und in der benachbarten Missionsstation Schlesien in den Uluguru-bergen den Krieg hindurch geblieben waren. Wir wurden bei der Einfahrt mit Blumen überschüttet. Auf dem Bahnhofe, wo große Tafeln aufgestellt waren, fand dann die gegenseitige Begrüßung statt, darunter auch die einiger Ehepaare, die jahrelang voneinander getrennt gewesen waren. Es war rührend zu sehen, wie die Damen, die meist selbst nur über die sehr knappen, von den Engländern gewährten monatlichen Geldbeträge verfügten, sich selbst alles entzogen hatten, um alles irgendwie Erhältliche für ihre tapferen Landsgenossen zusammenzubringen. Nach knapp einer Stunde wurde aber das Signal zur Weiterfahrt gegeben, obwohl wir in der folgenden Nacht eine ganze Weile auf der Strecke liegen mußten, um nicht zu früh in Daressalam anzukommen.

In Daressalam hielten wir am 8. Dezember früh einen Kilometer vor der Stadt. Der englische General Sheppard, ein eleganter englisch-indischer General von dem Typus des vollendeten Gentleman und sehr gewandten Formen, empfing uns und fuhr mit General v. Lettow und mir im Auto zu dem für uns bestimmten Hause, während unsere Offiziere und Mannschaften in das nahe Gefangenenlager gebracht wurden. Wir beide hatten uns in ein kleines Häuschen zu teilen, wie es im Frieden die unteren Angestellten der Eisenbahn bewohnten. General Wahle, den wir zu unserer Freude, wenn auch in noch angegriffenem Zustande in Daressalam wiedertrafen, sowie einige Offiziere des Stabes wohnten in Zelten dicht bei unserem Hause. General Sheppard versicherte, daß wir innerhalb von acht Tagen die Heimreise nach Europa antreten würden. Es war uns dies sehr angenehm zu hören, nicht nur weil wir Verlangen hatten, aus dieser Lage der Internierung in unserem eigenen Schutzgebiet herauszukommen, sondern auch weil wir nach übermäßig langem Tropenaufenthalt aus gesundheitlichen Gründen dringend der Rückkehr in das gemäßigte Klima bedurften. Wir hatten sämtlich die übliche

Periode von zwei Jahren ununterbrochenen Tropenaufenthaltes, nach der längerer Heimatsurlaub gewährt wurde, mindestens um mehr als das Doppelte überschritten. Ich persönlich war bereits 6 ½ Jahre ohne Unterbrechung in den Tropen und hatte damit — hinsichtlich der Gouverneure — einen Rekord aufgestellt. Meine Amtsvorgänger waren durchschnittlich höchstens 1½ Jahre hintereinander in der Kolonie geblieben.

Auf meine Vorhaltung, daß die Einsperrung unserer Leute in einem Gefangenenlager mit der Bedingung des Waffenstillstandes, welche eine Evakuierung und nicht Übergabe vorgesehen, unvereinbar sei, erklärte General Sheppard, er sei vollkommen meiner Meinung und verstände nicht, was die Herren in London machten. Unser Vertrauen in die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen wurde etwas erschüttert, als wir einige Tage nachher hörten, daß der zu unserem Heimtransport bestimmte Dampfer noch in Kapstadt lag, von wo aus er mindestens zehn Tage brauchte, um nach Daressalam zu kommen.

Bei unseren Offizieren und Mannschaften bestand zunächst starker Unwille über die Einsperrung hinter dem Drahtzaun, die sowohl moralisch als unbillig empfunden wurde, da unsere Truppe völlig unbesiegt aus dem Kampfe hervorgegangen war, als auch widerrechtlich, da der Waffenstillstand nur eine Räumung vorgesehen hatte. Das Gefangenenlager war von einem hohen Drahtzaun umgeben, allenthalben standen englische Askari mit aufgepflanztem Bajonett. Die Offiziere und Mannschaften waren in Zelten untergebracht, in denen auf dem fast schattenlosen Platz — in einer Kokospflanzung — starke Hitze herrschte. Außerdem aber waren die in dem Gefangenenlager angeschlagenen Vorschriften über Antreten usw. unter Aufsicht eines englischen Feldwebels mit deutschen Offizieranschauungen ebensowenig vereinbar, wie mit der durch General van Deventer früher gegebenen Zusicherung einer möglichst chevaleresken Behandlung. Diese Vorschriften wurden zwar auf Vorhalt von den Engländern außer Kraft gesetzt, doch blieb es bei der unverdienten Einsperrung unserer tapferen Offiziere und Mannschaften, welche sich über sechs Wochen hinziehen sollte.

Auch abgesehen hiervon war es für uns schmerzlich, dort wo wir die Herren gewesen waren, machtlos in den Händen der Engländer zu sein. Ganz besonders empfand ich dies, der ich früher alles zu bestimmen gehabt hatte. Ein gewisser Trost war dabei, daß die Schwar-

zen uns allenthalben mit unvermindertem Respekt begegneten und daß hier wie auch in anderen Teilen der Kolonie der dringende Wunsch der Eingeborenen nach unserer Rückkehr unverkennbar war, der lediglich aus Furcht vor den englischen Gewaltmaßnahmen nicht in der Öffentlichkeit geäußert wurde.

Am Vormittag nach unserem Eintreffen begab ich mich zusammen mit General v. Lettow entsprechend dem uns ausgedrückten Wunsch in Begleitung eines englischen Offiziers zum General van Deventer, welcher uns im Kreise einiger höherer Offiziere empfing und zur Kaffeetafel einlud. Der englische Administrator Byatt, der kurz vorher von Wilhelmsthal nach Daressalam gekommen war, nahm gleichfalls an dem Zusammensein teil. Der sehr große und starke Burengeneral ist eine sympathische Erscheinung. Er machte etwa den Eindruck eines biederen Farmers. Die Unterhaltung wurde englisch geführt, doch war General van Deventer dieser Sprache so wenig mächtig, daß er öfters zum holländischen griff, das dann von einem seiner Offiziere übersetzt wurde. Unter anderem erklärte General van Deventer, daß der Krieg in Deutsch-Ostafrika für ihn ein sehr „leckerer Sport" sei und in Erinnerung an seine schwere Zeit im Burenkrieg, daß es doch eine schöne Sache sei, auf der gewinnenden Seite sich zu befinden. Im Burenkrieg hatte General van Deventer sich als sehr tätiger Führer gegen die Engländer ausgezeichnet und u. a. einen Schuß durch den Kehlkopf erhalten, infolgedessen seine Stimme fast tonlos geworden war. Wenn irgend etwas, so war die Stellung des Generals van Deventer an der Spitze der englischen Streitmacht in Deutsch-Ostafrika ein Beweis für die geschickte Politik der Engländer.

In unserem Gefangenenlager, zu dem sowohl ich wie General v. Lettow freien Zutritt hatten, während sonst Besuche lediglich zu besonderen Zeiten erfolgen konnten, machten sich bald die Folgen der Fahrt auf dem von der spanischen Grippe durchseuchten belgischen Dampfer „Baron Dhanis" bemerkbar. Der größte Teil unserer Offiziere und Mannschaften erkrankte an der Grippe. Nicht weniger als 11 Todesopfer erforderte diese Krankheit von uns, so daß die Zahl derer, die übrig blieben, auf 144 herabsank. Es war äußerst traurig für uns, fast Tag für Tag an der Bahre eines Kameraden, wiederholt sogar von zwei an einem Tag, zu stehen, die mit uns bis zum Schlusse alle die Strapazen und Entbehrungen überstanden hatten und nun der tückischen Krankheit unterlagen. Unter den

Opfern der Grippe befand sich auch der tüchtige Hauptmann Spangenberg, der sich besonders im letzten Teil des Feldzuges als Führer einer aus mehreren Kompagnien bestehenden Abteilung hervorragend bewährt hatte.

Weihnachten kam ein durch das Kriegsamt in London in englischer Sprache übermitteltes Begrüßungstelegramm des Kommandos der Schutztruppen in Berlin an General v. Lettow und die Truppe an, gleichzeitig für mich ein Telegramm meiner Frau. Diese ersten Zeichen aus der Heimat erregten große Freude. Doch sonst war die Festzeit ziemlich trübe, um so mehr, als infolge der ungesunden Lage sowohl unseres Häuschens wie des Gefangenenlagers nahe dem berüchtigten Geresanikriek bei verschiedenen von uns Malariafieber zum Ausbruch kam.

Unser Aufenthalt in Daressalam zog sich endlos hin. General v. Lettow und ich erhielten anfangs immer ein Auto mit je einem englischen Begleitoffizier zu Fahrten in die Stadt bereitgestellt und unterlagen bei unseren Besuchen bis zum Einbruch der Dunkelheit keinen Beschränkungen. Erst als einige Zeit nach unserer Ankunft General van Deventer und andere höhere Offiziere von Daressalam abgereist waren, kamen offenbar einige kleinere Geister ans Ruder, welche uns zu schikanieren suchten. Es hieß, es sei kein Auto verfügbar, obwohl ein großer Park von einigen hundert Autos vorhanden war, und wir auch täglich junge englische Offiziere in eleganten Autos vorbeifahren sahen, so daß wir öfters nur die Wahl hatten, in der Hitze zu Fuß zu gehen oder in einem zur Lastenbeförderung gebauten Kastenauto zu fahren. Die zu unserer Begleitung kommandierten Offiziere erschienen immer häufiger mit großen Verspätungen. General v. Lettow erfuhr eines Tages zu seinem Erstaunen, daß sein erkrankter Boy nach seiner Wiederherstellung in seine entfernte Heimat zurückgesandt sei, ohne daß der General Gelegenheit gehabt hätte, den Boy noch einmal zu sehen. Mir wurde trotz meines Protestes ein Tagebuch mit stenographischen Aufzeichnungen abgenommen, in dem ich nach Verlust meines sämtlichen Gepäcks beim letzten Überfall am 31. August 1918 lediglich private Notizen harmlosen Inhalts gemacht hatte. Das Buch sollte, wie mir mitgeteilt wurde, nach London gesandt werden zur Übertragung und mir dann wieder zurückgegeben werden. Dieses Vorgehen stellte einen groben Bruch der Bedingungen des Übergabevertrages

dar, welcher am 25. November 1918 in Abercorn geschlossen war (s. Kap. 25). Danach sollte privates Eigentum einschließlich privater Tagebücher beim Eigentümer verbleiben und der englische Oberbefehlshaber lediglich das Recht haben, eine Abschrift davon zu nehmen. Der betreffende englische Offizier, ein Major Layzell, hatte noch die Unverfrorenheit, in seiner die Wegnahme des Tagebuches anordnenden Verfügung anzuerkennen, daß dieser Akt den durch jenes Abkommen festgesetzten Privilegien zuwider sei (contrary to the privileges). Da das Intelligence department (Nachrichtenabteilung) des Kriegsamtes in London durch Kabel diese Gewaltmaßnahme bestätigte, konnte ich nichts dagegen machen. Auf eine nach meiner Rückkehr nach Deutschland im März 1919 eingereichte, durch unser Auswärtiges Ministerium übermittelte Beschwerde gegen diesen Vertragsbruch unter Rückforderung meines Notizbuches bin ich bis heute (Ende August 1919) ohne Antwort geblieben. Wenn es sich dabei auch um keine Angelegenheit von irgendwelcher allgemeinen Bedeutung handelt, so zeigt doch auch dieser Vorfall wieder die absolute Rücksichtslosigkeit, mit der die englische Regierung und ihre Angestellten sich über ein noch so klares Recht hinwegsetzen, wenn der andere Teil machtlos ist.

Die deutschen Offiziere und Mannschaften mußten ihre sechs Wochen hinter dem Drahtzaun sitzen. Es war bei dem Gefangenenlager ein Laden der englischen Militärverwaltung errichtet, in dem gewisse Gegenstände, wie Unterzeug, Hemden, Mäntel usw., ferner Konserven, Zigaretten und anderes zu Preisen zu kaufen waren, welche die vor dem Kriege kaum überschritten. Vor der Heimreise wurde sämtlichen deutschen Offizieren und Unteroffizieren Gelegenheit gegeben, sich aus Beständen der englischen Militärverwaltung mit warmen Wollsachen und sonstiger warmer Kleidung auszurüsten.

Als dann endlich der Tag der Abreise kam, mußte unsere Truppe unter Begleitung von Askari mit aufgepflanztem Bajonett, wieder vollständig als Kriegsgefangene, durch Daressalam ziehen. Alle Proteste hatten nichts genützt, auch nicht ein von dem General v. Lettow an die Alliierten Regierungen gerichteter Protest gegen die Verletzung der Waffenstillstandsbedingungen. Den Engländern war die Schädigung unseres Prestiges unter den Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika viel wichtiger als die Innehaltung des von ihnen

unterzeichneten Abkommens über den Waffenstillstand, in dem lediglich eine „evacuation" ausbedungen war. Unter dieser konnte, wie die englischen Offiziere vom General bis zum jüngsten Leutnant herunter offen zugaben, niemals eine Einsperrung hinter dem Drahtzaun als Kriegsgefangene verstanden werden.

Über die Behandlung im einzelnen unter der Voraussetzung, daß unsere Leute kriegsgefangen waren, war nicht zu klagen. Der Leiter des Gefangenenlagers, Major Hosken, war ein Mann von anständiger Gesinnung, der sich bemühte, irgendwelche Härten, soweit seine Instruktionen dies gestatteten, zu beseitigen.

Das Verhalten der englischen Offiziere, mit denen ich persönlich in Berührung gekommen bin, war, von seltenen Ausnahmen abgesehen, einwandfrei. Auch sonst habe ich keine Klagen in dieser Richtung gehört. Es trat jedoch zutage, daß die erst während des Krieges aus Europa herübergekommenen englischen Offiziere meist eine weit feindseligere Stimmung gegen uns hatten als die, welche schon Jahre in Afrika gewesen waren.

Am 17. Januar 1919 wurden wir endlich an Bord des Transportdampfers eingeschifft, der uns nach Hause bringen sollte. Es war dies unser alter „Feldmarschall" der Deutsch-Ostafrika-Linie, welcher in beschädigtem Zustande bei Besetzung von Daressalam den Engländern in die Hände gefallen war. Er hatte nach Reparatur und einigen Umänderungen zum Truppentransport gedient. Sein Name war in „Fieldmarshall" umgeändert worden. Gleichzeitig mit uns wurde eine Anzahl von deutschen Frauen und Kindern nach Hause geschafft. Alle waren vorher noch genau kontrolliert worden, ob sie irgend welche verbotenen Sachen mit sich führten, besonders daraufhin, ob sie etwa die von den Engländern heißbegehrten „Tabora-Sovereigns", unsere in Tabora hergestellten Goldstücke (s. Kap. 19), mit sich führten. Ferner fuhr ein Begleitkommando von etwa 100 englischen Soldaten unter einem englischen Obersten bis England mit uns, deren Verhalten einwandfrei war.

Es war sehr eng an Bord. Ein großer Teil der Frauen und Kinder mußte in einem gemeinsamen Schlafsaal übernachten, in dem es in den Tropen sehr heiß und später in dem kühleren Klima sehr kalt und zugig war. Die Unterbringung in der zweiten Klasse war bei der Überfüllung des Schiffes besonders mangelhaft. Doch sonst war alles an Bord so gut, wie es nach den Verhältnissen sein konnte. Der

Kapitän King gab sich die größte Mühe, seinen Zwangspassagieren den Aufenthalt an Bord so angenehm wie möglich zu machen, und kümmerte sich in besonders anerkennenswerter Weise um das Wohlbefinden der zahlreichen deutschen Kinder. Die Verpflegung war gut und reichlich, die Bedienung bei Tisch durch Ceylonesen, in den Kabinen durch englische Stewards, ausreichend. Die Preise für Wein und sonstige Getränke waren nahezu Friedenspreise.

Wir fuhren nach Süden um das Kap der guten Hoffnung herum. Als erster Hafen wurde das schön auf Hügeln gelegene Durban angelaufen. In dem prachtvollen großen Hafen lagen Reihen von englischen Dampfern, auch einzelne anderer Nationen (japanische, amerikanische, dänische), die sich aber alle gar nicht mit Löschen von Ladung oder dem Einnehmen solcher zu beeilen schienen. Die Angaben der von mir darüber befragten Engländer, daß in diesem Teile der Welt keineswegs Mangel an Schiffsraum herrsche, schien mir nach diesem Anblick durchaus glaubhaft. An Land zu gehen war uns nicht gestattet, nach Angabe des Kapitäns, weil wir sonst von dem Pöbel angegriffen werden würden. In der Tat mußte in Durban eine äußerst feindliche Stimmung gegen alles Deutsche herrschen. Schon in Daressalam war mir vom Bischof Spreiter der Benediktiner Mission und der Oberin der dortigen Schwestern erzählt worden, daß zwei von der Mission auf Wunsch zur Hilfeleistung in der Krankenpflege nach Durban gesandte Krankenschwestern infolge der feindseligen Haltung der Bevölkerung in Durban nicht an Land gelassen waren und nach Daressalam zurückfahren mußten.

Als wir vor Durban lagen, wurden einige Angestellte von Kleidergeschäften an Bord gelassen, damit unsere nur mit Tropenkleidern versehenen Damen für sich und ihre Kinder warme Sachen kaufen konnten. Am Tage darauf erschien in einer Durbaner Zeitung ein Hetzartikel, in dem die englische Verwaltung angegriffen wurde, daß sie die Frauen der „Hunnen“ noch mit Kleidern beschenke. Dabei handelte es sich keineswegs um Geschenke, sondern um Ankauf zu teuren Preisen auf eigene Kosten unserer Damen.

Die Gründe für diese Erbitterung waren, wie ich durch Unterhaltung mit unserem Kapitän und verschiedenen anderen Engländern erfuhr, in unserem U-Bootkrieg zu suchen, ganz besonders in einem Vorfall, der wenige Monate vorher einen Dampfer der „Union

Castle Line", derselben, welcher unser Dampfer zugehörte, betroffen hatte. Mit dem betreffenden Dampfer war von England eine große Anzahl von Frauen und Kindern aus Südafrika, besonders auch aus Durban und Umgebung abgefahren, um nach Südafrika zurückzukehren. Auf hoher See war dann der Dampfer von einem deutschen U-Boot torpediert worden und untergegangen. Mein Kabinensteward, welcher sich auf dem versenkten Dampfer befunden hatte, erzählte mir, daß die Frauen und Kinder bei sehr hohem Seegang in Boote verbracht wurden, daß aber die Mehrzahl der Boote am Schiff zerschellt sei. Die meisten Frauen und Kinder seien ertrunken. Es waren Photographien verbreitet, auch bei uns an Bord gab es solche, in denen man die Leichen der jungen Frauen und Kinder, die bei diesem Vorgang ums Leben gekommen waren, im Wasser treiben sah. Die Erbitterung der betroffenen Familienangehörigen in Südafrika hatte offenbar zu dem hochgradigen Haß geführt, wie er gegenwärtig in diesem Teile der südafrikanischen Union herrschte.

In Kapstadt konnten wir gleichfalls die malerische Landschaft mit dem hochragenden Tafelberg nur von Bord aus bewundern. Es kamen aber Fruchthändler an Bord, von denen wir die herrlichsten Früchte, Weintrauben, Pfirsiche, Äpfel, Birnen usw. zu für Kriegszeiten billigen Preisen erstehen konnten. In Kapstadt war es verhältnismäßig kühl. Es kamen verschiedene Erkältungen vor. Ich selbst lag bei der Weiterfahrt zehn Tage mit Fieber im Bett, was in der wegen hohen Seegangs geschlossenen Kabine, bei rollendem Schiffe und starker Tropenhitze äußerst unangenehm war. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um eine leicht verlaufene spanische Grippe, von der immer noch vereinzelte Fälle vorkamen. Auch einen Typhusfall hatten wir an Bord. Der Leiter unserer Funkenstation, Postsekretär Schmidt, mußte, obwohl er nur wenig Fieber gehabt hatte, deshalb die ganze Reise isoliert bleiben. Leider starb der Brave kurze Zeit nach der Rückkehr in Deutschland an Malaria.

Der einzige Hafen, den wir auf der langen, den ganzen Tropengürtel durchschneidenden Reise von Kapstadt nach England noch anliefen, war Freetown in Sierra Leone. Die Stadt ist an bewaldeten Hügeln schön gelegen, macht aber den Eindruck, als ob sie für eine Tropenstadt sehr eng ist. Es muß dort sehr heiß sein. Sierra Leone ist das Land der Hosennigger. Das Einnehmen der Kohlen ging unter Beaufsichtigung eines schwarzen Gentleman in europäischem

Anzug nur sehr allmählich vor sich. Wie ich hörte, wird auch von vielen Engländern sehr über diese Ausartung kolonialer Methoden in Westafrika geklagt. Der Eingeborene nimmt äußerlich die Stellung des Weißen ein, ohne jedoch die dafür nötigen Fähigkeiten zu besitzen. Es geht alles dort, wo ausschließlich Neger die Leitung haben, einen entsetzlichen Schlendrian.

In Portsmouth ging die englische Begleitmannschaft unter Absingung patriotischer Lieder von Bord. Im Hintergrunde des Hafens sah man einige alte Segelschiffe aus der Zeit Nelsons verankert. Wir fuhren nach Holland weiter. Als wir beim Huk von Holland in den Fluß einliefen, waren unsere Damen entzückt über die nebelhaft verschwommene Landschaft; sie hatten ja jahrelang im sonnendurchglühten Afrika zuviel Sonne gehabt. Als bei der Vorbeifahrt an einigen Häusern sich einige holländische Jungen sammelten und Hurra schrien, entstand an Bord eine gewisse Aufregung und Zweifel, ob das wirklich uns gelten konnte. Hatten wir doch alle so lange nur unter Feinden gelebt, daß das erste Zeichen der Sympathie von fremder Seite uns kaum glaubhaft erschien. In Rotterdam wurden wir durch einen großartigen Empfang unserer in Holland wohnenden Landsleute unter Führung unseres Gesandten v. Rosen überrascht. Die Frauen und Kinder wurden von Frau v. Bredow und einigen anderen Damen des Frauenbundes und des Roten Kreuzes für die Kolonien empfangen, die aus Berlin dazu herübergekommen waren. Ich selbst hatte die Freude, nach fast dreijähriger Trennung bei gegenseitiger Ungewißheit, ob wir noch am Leben seien, meine Frau wiederzusehen.

In Rotterdam hörten wir zuerst näheres über unseren Zusammenbruch in der Heimat. Unsere schlimmsten Erwartungen wurden durch das, was wir hörten und später in Deutschland sahen, noch weit übertroffen.

Von Rotterdam ging es unter großartigen Empfängen, wie sie uns trotz der trüben Verhältnisse in Osnabrück und anderen passierten Städten bereitet wurden, nach Berlin. Am 2. März 1919 hielten wir, von einer jubelnden Menschenmenge begrüßt, den Einzug durch das Brandenburger Tor und wurden dort von Vertretern der Reichsbehörden empfangen. Eine Reihe von Feiern in Berlin, in Hamburg und Bremen schlossen sich an. Wir waren gerührt und dankbar, daß unser Ausharren gerade in dieser trüben Zeit dem Empfinden vieler Kreise des deutschen Volkes entsprochen hatte. Auch zeigten sie uns, wie festgewurzelt der koloniale Gedanke im deutschen Volke ist.

VII. Teil.
Deutsch-Ostafrika unter englischer Herrschaft.

Kapitel 27.

Englische Maßnahmen in Deutsch-Ostafrika während des Krieges.

Schon bei dem ersten Eindringen in Deutsch-Ostafrika 1914 an der Nordwestgrenze des Schutzgebietes nahmen, wie in Kap. 7 erwähnt ist, die Engländer die wenigen dort befindlichen Zivilpersonen (Pflanzer) gefangen und brachten sie zur Internierung auf englisches Gebiet. Pflanzungen wurden geplündert, deutsches Eigentum gestohlen. Was damals von uns noch als Ausschreitung der feindlichen Soldateska angesehen wurde, stellte sich im Laufe des Krieges als Ausfluß des konsequenten rücksichtslosen Willens der englischen Staatsleitung dar, alles Deutsche in Ostafrika zu vernichten. Bei der späteren Besetzung von Teilen der Kolonie und später des ganzen Schutzgebietes wurden die für den Truppendienst untauglichen und deshalb zurückgelassenen männlichen Zivilpersonen, soweit sie noch im militärfähigen Alter waren, gefangen gesetzt und nach Indien oder Ägypten, in Einzelfällen auch nach Malta geschafft. In den genannten Gegenden wurden die deutschen Zivilpersonen in Gefangenenlagern interniert. Auch die deutschen Missionare wurden in den meisten Fällen aus ihren Missionsgebieten abtransportiert und teils außer Landes verbracht, teils an anderen Plätzen im Schutzgebiet untergebracht. Das gleiche galt von den Frauen und Kindern der verheirateten Missionare. Die nicht mehr im militärfähigen Alter stehenden Männer wurden meist im Schutzgebiet unter Aufenthaltsbeschränkung in Freiheit belassen, ebenso die Frauen und Kinder. Nur aus dem Bukobabezirk wurde 1916 eine Anzahl deutscher Frauen nach Nairobi geschafft und dort einige Monate in einem Lager interniert. Später wurden diese Frauen in das Schutzgebiet zurückgebracht, außer einzelnen, die nach Indien transportiert und dort zusammen mit ihren Ehemännern interniert wurden.

In Daressalam wurden auf Grund des von dem englischen Geschwaderchef im September 1916 mit dem Vertreter der Zivilverwaltung bei Besetzung der Stadt geschlossenen Abkommens die sämtlichen zu diesem Zeitpunkt dort befindlich gewesenen Deutschen belassen. Lediglich die in militärpflichtigem Alter stehenden — aber tatsächlich dienstuntauglichen — Deutschen wurden zeitweise auf

einige Monate interniert, infolge der auf Grund jenes Abkommens erhobenen Proteste aber schließlich wieder freigelassen (s. Kap. 13).

Den Frauen war im Laufe des Krieges wiederholt die Heimbeförderung in Aussicht gestellt worden, jedoch wurde dies immer wieder hinausgeschoben, angeblich des U-Bootkrieges wegen. Erst im Januar 1919 wurde zusammen mit unserem Transport der erste Teil der ostafrikanischen Frauen und Kinder an Bord des „Feldmarschall" zur Reise nach Europa eingeschifft. Der zweite Transport von Frauen und Kindern folgte einige Wochen später. Die Behandlung der späteren Transporte war wesentlich schlechter als die des unserigen, im vorhergehenden Kapitel geschilderten. Schließlich wurden, als Sicherheit bestand, daß die deutsche Regierung den Frieden unterzeichnete und demnach Schwierigkeiten für die Engländer nicht mehr zu erwarten waren, selbst aus Ostafrika heimkehrende in einem früheren Stadium des Krieges als nicht mehr dienstfähig zurückgelassene Offiziere und ein Arzt von wissenschaftlichem Ruf in der 4. Klasse befördert und mußten das Verdeck mit abscheuern.

Die deutschen Frauen, besonders die in Daressalam und anderen Plätzen an der Zentralbahn befindlichen, gerieten, nachdem die englische Okkupation einige Zeit gedauert hatte, größtenteils in Geldverlegenheiten. Ihre geringen Bestände in Bargeld waren bald verausgabt, die Interimsnoten durch Anordnung des englischen Oberbefehlshabers für ungültig erklärt worden. Von den Engländern wurden den Frauen, soweit diese bedürftig waren, Rationen in Natura gewährt, dann auch Vorschüsse auf alte Banknoten (s. Kap. 19). Aus der Heimat wurden vom Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft beträchtliche Summen überwiesen. Schließlich wurden von den Engländern monatliche, rückzahlbare Vorschüsse in wechselnder Höhe an die Frauen zum Unterhalt gewährt, die aber zum größten Teil sehr gering waren. In Daressalam wurden zeitweise 150 Rupien (200 Mk.) monatlich gewährt, später wurden diese auf 50 Rupien (rd. 67 Mk.) für jede Frau herabgesetzt. Da dieser Betrag zum angemessenen Lebensunterhalt nicht ausreichte, so hielten sich viele Frauen durch den Verkauf von Mobilien über Wasser. Es verdient besondere Anerkennung, daß trotz der bedrängten Lage eines großen Teiles der Frauen in Daressalam diese, wo immer sich ihnen Gelegenheit bot, den deutschen Kriegsgefangenen in weitgehendster Weise Liebesgaben in Gestalt von Speisen jeder Art,

Kuchen, Früchten usw. zukommen ließen. Die vor ihrem Abtransport nach Ägypten in Daressalam internierten Truppenangehörigen hätten ohne diese selbstlose Hilfe bei der völlig ungenügenden Nahrung, die ihnen von den Engländern gewährt wurde, Hunger leiden müssen.

Unsere Frauen und Kinder in Daressalam haben unter Krankheiten viel zu leiden gehabt, unter anderem unter einer Typhusepidemie und unter der spanischen Grippe. Das große Gouvernementskrankenhaus war von den Engländern requiriert worden, als Ersatz hatte in anerkennenswerter Weise der Bischof Spreiter der Benediktiner-Mission in Daressalam das Schwesternhaus der Mission zur Verfügung gestellt, in dem unsere Landsgenossen durch Oberstabsarzt Dr. Exner und einige deutsche Hilfsschwestern gute Pflege fanden.

Das deutsche Eigentum, sowohl der zurückgebliebenen Frauen und sonstigen Nichtkombattanten, wie das von den Truppenangehörigen bei ihrem Abmarsch zurückgelassene, ist in vielen Fällen geplündert und gestohlen worden und zwar keineswegs bloß von Farbigen, sondern auch von englischen weißen Truppen. Insbesondere ist das in Morogoro an der Zentralbahn deponiert gewesene Eigentum, bei dem sich Koffer von Truppenangehörigen sowie auch ein mir selbst gehöriger Koffer befanden, von weißen südafrikanischen Truppen gestohlen oder vernichtet worden. In manchen Gebieten wurde alles gestohlen, in manchen nur einiges, an anderen Stellen blieb das Eigentum größtenteils erhalten. Einen genaueren Überblick würde nur eine ins einzelne gehende Untersuchung schaffen können, welche bisher nicht möglich war. Ich persönlich habe jedenfalls von meinen bei dem Abzug nach dem Süden im August 1916 an verschiedenen Plätzen zurückgelassenen Sachen bisher (August 1919) nichts zurückerhalten. Ich vermute, daß alle anderen Gegenstände wie die in Morogoro von den englischen Truppen gestohlen sind. Ein in Tabora Anfang 1917 von meiner Frau dem belgischen Hauptquartier mit Bitte um Aufbewahrung und eventuelle Aushändigung an mich übergebener Koffer mit meinen persönlichen Kleidungsstücken wurde zwar unter Quittungsleistung entgegengenommen, ist dann aber ebenso wie ein zweiter in Tabora deponierter Koffer erbrochen und des größten Teils seines Inhalts beraubt worden. Hervorzuheben ist, daß eine Anzahl deutscher Missionsstationen von den Engländern verwüstet ist und das dort befindlich gewesene Privateigentum der Missionare gestohlen oder vernichtet wurde.

Die Deutschen durften, auch wenn sie, wie in Daressalam, in Freiheit belassen wurden, in dem von den Engländern besetzten Gebiet ihre kaufmännischen oder gewerblichen Geschäfte nicht weiter betreiben. An ihre Stelle trat für den Bedarf der Engländer fast ausschließlich die Einführung und der Vertrieb von Waren durch Magazine der englischen Militärverwaltung. Englische Kaufleute haben sich meines Wissens während des Krieges nicht im Schutzgebiet niedergelassen. Der Privathandel in der Kolonie verblieb ausschließlich in den Händen der fremden Staatsangehörigen, der Griechen, der Goanesen und der Inder, welche beiden letzteren Kategorien, obwohl sie feindliche Untertanen waren (portugiesisch, bzw. englisch), von uns während des ganzen Krieges unbehelligt gelassen waren und ihren Handel wie im Frieden hatten weitertreiben können. Es ist anzunehmen, daß ein beträchtlicher Teil dieser Kaufleute sowohl während der Zeit unserer Herrschaft wie auch während der englischen Okkupation sehr bedeutende Gewinne gemacht hat.

Die deutschen Pflanzungen wurden in englische Zwangsverwaltung genommen. An der Spitze dieser Verwaltung stand ein „Custodian of enemy property" Ein Teil der Pflanzungen wurde verpachtet, die übrigen blieben unbenutzt liegen. Nach den mir vom Custodian in Daressalam gemachten Mitteilungen waren sämtliche Sisalpflanzungen im Norden und letzthin auch an der Zentralbahn verpachtet, meist an Griechen. Der Pachtpreis wurde an den englischen Zwangsverwalter gezahlt und von diesem dem Eigentümer gutgeschrieben. Da die Preise des Sisalhanfs sehr hoch waren (nach Angabe des Beamten 2000 Rupien (über 2600 Mk.) für die Tonne in London gegenüber einem Preis von 400 oder 500 Rupien vor dem Kriege), so sollen auch die Pachtpreise in manchen Fällen günstig gewesen sein; den Hauptverdienst haben aber zweifellos die Pächter eingesteckt. Die aufgestapelten Bestände an Sisalhanf sind nach Angabe des Beamten verkauft, ebenso die vorhanden gewesenen Baumwollbestände. Auch manche Kokospalmenpflanzungen wurden verpachtet. Dagegen sind alle übrigen Pflanzungen, vor allem die zahlreichen Kautschukpflanzungen und die Kaffeepflanzungen unverpachtet geblieben. Im Süden des Schutzgebietes waren 1918 noch sämtliche Pflanzungen einschließlich der Sisalpflanzungen im Lindibezirk unverpachtet, angeblich wegen der Kriegführung im angrenzenden portugiesischen Gebiet. Im Norden des Schutzgebietes wurden einige deutsche

Beim General van Deventer.

Sitzend von links nach rechts: Administrator Sir Horace Byatt, General v. Lettow-Vorbeck, General van Deventer, Gouverneur Schnee, Major Pienaar.
Stehend von links nach rechts: Oberst Herapath, Brigadegeneral Sheppard, Brigadegeneral Fendall, Leutnant Beattie.

Frauen auf ihren Pflanzungen belassen und ihnen die Weiterführung der Betriebe gestattet.

Die in englische Kriegsgefangenschaft geratenen deutschen Truppenangehörigen wurden in der großen Mehrzahl zunächst in Daressalam in Gefangenenlagern untergebracht, dann nach Indien oder Ägypten, teilweise auch nach Malta verschifft. Eine kleinere Zahl deutscher Kriegsgefangener wurde in Blantyre in Britisch-Njassaland interniert.

Die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen war mehrfach eine äußerst üble. So wurde eine große Anzahl kriegsgefangener Deutscher beim Transport von Lindi nach Daressalam auf einem ungereinigten Ochsentransportdampfer zusammengepfercht. Die Kriegsgefangenen erhielten bei der 28 Stunden währenden Fahrt noch nicht einmal Trinkwasser. In Daressalam wurden große Mengen deutscher Kriegsgefangener auf kleinem Raum, je drei Europäer in einem kleinen Zelt, ohne Schatten in der Tropensonne untergebracht. Die von den Engländern gewährte Nahrung war sowohl nach Menge wie Beschaffenheit völlig ungenügend. Die Notlage der deutschen Kriegsgefangenen wurde, wie erwähnt, dadurch gemildert, daß die deutschen Frauen in Daressalam täglich beträchtliche Mengen von Speisen in das Kriegsgefangenenlager sandten. Wasser erhielten die deutschen Kriegsgefangenen so wenig, daß es nicht zum Waschen reichte.

Deutsche Offiziere, welche zu Unrecht irgendwelcher Missetat beschuldigt waren, wurden in einer allem Recht hohnsprechenden Weise behandelt. Ein deutscher Reserveleutnant wurde zwei Nächte in Fesseln gelegt. Auf der Dampferfahrt von Kilwa nach Daressalam wurde er zwei Tage lang im Vorraum eines Abortes 3. Klasse eingesperrt. Dann wurde er 17 Tage lang in Einzelhaft in dem Gefängnis in Daressalam gehalten, ohne vernommen zu werden. Schließlich wurde das Verfahren gegen ihn eingestellt. Auch in anderen Fällen sind deutsche Offiziere, die später freigesprochen oder außer Verfolgung gesetzt wurden, wochen- und selbst monatelang in strengster Einzelhaft gehalten worden, ohne vernommen zu werden.

Andere Untersuchungsgefangene, deutsche Militärpersonen, gegen die Verfahren wegen Gefangenenmißhandlungen schwebten, sind nach glaubwürdigen Angaben Daressalamer Deutscher noch während der Untersuchungshaft zu Steinarbeiten an der Straße am Zoll in Daressalam verwendet worden. Von der Wiedergabe weiterer schändlicher

Einzelheiten sehe ich ab, da die Betroffenen selbst nicht mehr im Schutzgebiet waren und möglicherweise Übertreibungen bei Weitererzählung vorliegen. Erst nach Rückkehr der deutschen Kriegsgefangenen, die zur Zeit der Niederschrift dieses Kapitels noch nicht erfolgt war, wird eine Feststellung darüber möglich sein.

Ihre Geld- und Wertsachen wurden den deutschen Kriegsgefangenen in vielen Fällen abgenommen. Inwieweit sie Aussicht haben, sie wieder zu erlangen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Über die üble Behandlung, welche die Belgier unseren Kriegsgefangenen in Tabora zuteil werden ließen, s. oben Kap. 14.

Unsere braven Askari, welche in englische Gefangenschaft geraten waren, haben bedauerlicherweise größtenteils sehr schlechte Zeiten durchmachen müssen. Im November 1917 war bei Räumung des letzten Teiles der Kolonie eine große Zahl verwundeter und kranker Askari zurückgelassen und den Engländern übergeben worden. Auch vorher waren wiederholt farbige Truppenangehörige gefangen genommen worden. Diese Askari wurden in Daressalam in einem überfüllten Lager, je 15 bis 20 Askari in einem kleinen Zelt, untergebracht. Die Nahrung war mangelhaft, die Versorgung mit Wasser und Seife ungenügend. Im Lager starben ungefähr 400 Askari hauptsächlich an Lungenentzündung.

Von den Engländern wurden unseren Askari in Daressalam ihre Gelder, in Interimsnoten bestehend, abgenommen. Ein großer Teil der Banknoten war dann verschwunden. Gegen den früheren Leiter des Gefangenenlagers, einen englischen Major, schwebte Ende 1918 ein kriegsgerichtliches Verfahren wegen Unterschlagung dieser sehr erheblichen Summe.

Die Versuche der Engländer, unsere Askari durch schlechte Behandlung einerseits, verlockende Angebote andererseits dazu zu bringen, als englische Soldaten sich einstellen zu lassen, hatten nur sehr beschränkten Erfolg. Die von den Engländern eingeleitete Zwangseinstellung unserer Askari wurde nicht durchgeführt, jedenfalls mit Rücksicht auf die schlechten Erfahrungen, welche an anderer Stelle mit Zwangseinstellung solcher gemacht waren. Glücklicherweise gelang es einer beträchtlichen Zahl unserer Askari, ungefähr 500, aus dem Lager zu entkommen. Es geschah dies durch Bestechung der englischen weißen Wachtposten. Als Bestechungssumme war der Betrag von 2 bis 3 Rupien in Silber üblich geworden. Eine Anzahl

Askari befand sich bei unserer Ankunft in Daressalam noch in dem an das europäische Gefangenenlager angrenzenden Farbigen-Gefangenenlager. Es war rührend, die Zeichen der Anhänglichkeit dieser braven Leute zu sehen, die trotz ihrer trübseligen Lage alle englischen Verlockungen zurückgewiesen hatten und der deutschen Sache treu blieben.

Aus Daressalam waren im Laufe der Zeit beträchtliche Mengen kriegsgefangener Askari nach Nairobi gebracht worden. Auch in jenem Lager haben nach Mitteilungen von dort zurückgekehrter Farbiger Epidemien gewütet und eine große Zahl unserer tapferen Askari dahingerafft. Nach Angabe eines dieser Farbigen sollen zwei deutsche Askarikompagnien, welche die Engländer von Britisch-Ostafrika aus gegen die Somali verwendet hatten, zum Feinde übergegangen sein. Nähere Nachrichten darüber zu erhalten, ist mir nicht gelungen.

Auch unsere im Südwesten der Kolonie gefangen genommenen Askari, die nach Britisch-Njassaland verbracht wurden, sind schlecht behandelt worden. Sie mußten dort in Uniform an der Kette arbeiten.

Die bei unserer Truppe noch bis zum Schluß vorhandenen Askari, Boys und Träger wurden von Abercorn nach Tabora geschafft und dort zunächst interniert. Ihre Heimkehr in ihre Heimat geschah in kleineren Trupps, nachdem ihre Ansprüche an die deutsche Regierung von seiten unserer mit ihnen zurückgebliebenen Offiziere und Unteroffiziere festgestellt waren. Leider waren auch die Farbigen wie die Deutschen bei der Überfahrt über den Tanganjikasee auf dem belgischen infizierten Dampfer „Baron Dhanis“ von der spanischen Grippe angesteckt worden. Ein erheblicher Bruchteil dieser tapferen Leute, welche die Anstrengungen und Gefahren des ganzen Krieges bis zum Schlusse mit uns geteilt hatten, sind dann noch ein Opfer dieser Seuche geworden. Von unseren Askari starben 13% daran, die zweifellos gleichfalls große Zahl der gestorbenen Boys und Träger ist mir nicht bekannt geworden. Unsere Farbigen sind außerdem in diesem Lager oder beim Verlassen des Lagers von englischen Askari unter den Augen der Engländer in schamloser Weise bestohlen worden. Manchen Leuten ist nicht nur das Silbergeld, das wir mit Mühe noch zur wenigstens teilweisen Ablöhnung unserer Leute beschafft hatten, geraubt, sondern es sind ihnen auch ihre wenigen Tücher, die sie noch bei sich hatten, gestohlen worden. Wenn die Beraubten sich an Engländer um Schutz wandten, wurde

ihnen gesagt: „Nenda zako, wewe boy ya Wadatschi" (Scher dich weg, du bist ein Boy der Deutschen). Einzelne derartige Fälle sind dem englischen Oberbefehlshaber mit der Bitte um Untersuchung und eventuelle Erstattung der gestohlenen Gegenstände mitgeteilt worden, über das Ergebnis der Untersuchung ist uns nichts bekannt geworden.

Die unerschütterliche Anhänglichkeit unserer Askari ist für die Engländer, wie der englische Administrator Byatt in seinem weiter unten erwähnten Bericht hervorhebt, einer der überraschendsten Züge dieses Feldzuges gewesen. Er sieht mit Besorgnis auf diese Leute, welche künftig als ein für die englische Herrschaft gefährliches Element sich erweisen könnten, findet aber eine Erklärung darin, daß die Askari ihren Stämmen entfremdet und zu einer militärischen Kaste entwickelt seien. Wie haltlos diese letztere Auffassung ist, geht einmal daraus hervor, daß der bei weitem größere Teil unserer Askari erst während des Krieges neu eingestellt wurde, ferner aber auch daraus, daß ebenso wie die Askari auch die Boys und Träger zu uns gehalten haben. Bei der Übergabe in Abercorn im November 1918 hatten wir noch mehr Träger bei uns als Askari, von welchen letzteren außerdem ein Teil aus unseren Trägern während des Feldzuges in Portugiesisch-Ostafrika rekrutiert war. Kann aber irgend jemand die Träger für eine privilegierte, ihren Stämmen entfremdete Kaste ansehen? Die Wahrheit ist, daß Dank der richtigen Behandlung der Eingeborenen durch uns unsere Schwarzen allgemein zu uns standen und daß die Haltung der Askari keine Ausnahme, sondern lediglich einen ausgezeichneten Spezialfall bildete.

Was die Verwaltungstätigkeit der Engländer in Deutsch-Ostafrika anbetrifft, so lassen die Angaben, die ich hauptsächlich von Eingeborenen, daneben auch von Europäern aus den verschiedenen Landesteilen erhalten habe, leider ein äußerst trübes Licht auf die Zustände in Deutsch-Ostafrika nach der Besetzung durch die Engländer fallen. Zu keiner Zeit unter deutscher Herrschaft, auch nicht im Kriege, ist der Druck auf die Eingeborenen ein derartig starker gewesen, wie zu jener Zeit unter englischer Herrschaft. Die gewaltigen, in Ostafrika noch nie dagewesenen Truppenmassen, welche die Engländer zusammengezogen hatten, erforderten zu ihrer Unterhaltung auch entsprechend gewaltige Trägermassen und die Aufbringung großer Mengen von Verpflegung. Es hat eine Aussaugung des Landes stattgefunden wie nie zuvor. Dies geht auch aus dem englischen Weißbuch hervor,

obwohl dieses gerade zu dem Zwecke veröffentlicht ist, gegen die deutsche Herrschaft Stimmung zu machen. Der englische Administrator Byatt erwähnt in seinem darin abgedruckten Bericht vom 22. März 1918, daß die Bestände an Vieh wie sonstigen Nahrungsmitteln im Lande bedenklich verringert sind (seriously depleted). Er erwähnt ferner, daß Träger zwangsweise herangezogen sind und daß der bedauerlich hohe Prozentsatz an Todesfällen unter den Trägern einen schlechten Eindruck hervorgerufen hat. (Nach anderweit bekannt gewordenen Berichten betrug nach der großen Offensive 1916 der Monatssatz der Engländer und Belgier zusammengenommen 30000 tote Träger. Wenngleich einen Teil davon Britisch-Ostafrika, Portugiesisch-Ostafrika und der Kongo stellten, so kam der größte Teil doch sicher auf Deutsch-Ostafrika.) Die wiederholte Heranziehung der Bevölkerung, um Ausfälle an Trägern zu ersetzen, hat nach dem Berichte des Administrators an ein oder zwei Stellen die verbleibende Eingeborenenbevölkerung an die Grenze des offenen Widerstandes gebracht. Nach anderweitigen zuverlässigen Nachrichten ist es bei den Wanjamwezi tatsächlich zum Aufstand gegen die Engländer gekommen.

Die Angaben der Eingeborenen aus den verschiedenen Landesteilen lauteten übereinstimmend dahin, daß die Engländer alle irgendwie körperlich dazu fähigen Eingeborenen zwangsweise zu Träger- oder Arbeiterdiensten gepreßt und sich dabei zum Teil direkt betrügerischer Vorspiegelungen zur Heranlockung der Eingeborenen bedient haben. So haben sie in manchen Gegenden Tanzfeste veranstaltet und dann die arglos zum Tanz herbeikommenden Eingeborenen festgenommen und als Träger abgeführt.

Die Bezahlung der Träger und Arbeiter war bei den Engländern allgemein erheblich niedriger als bei uns, ebenso die der Askari. Die Steuer wurde zwar, soweit meine Erkundigungen reichten, in gleicher Höhe wie vorher erhoben, aber schärfer wie bei uns. Insbesondere wurden Unerwachsene, die bei uns von der Steuer freiblieben, von den Engländern zur Steuer herangezogen. Dies erklärt die Feststellung in dem englischen Weißbuch, daß ihre Steuererträge in einigen Bezirken höher gewesen seien als die unserigen. Vieh ist in sehr bedeutenden Massen gegen geringe Bezahlung von den Engländern requiriert worden. Aus dem Muansabezirk allein sollen 300000 Stück Vieh abgetrieben sein. Ebenso sind sehr bedeutende Mengen aus den Sultanaten Ruanda und Urundi ausgeführt worden.

Auch die zwangsweise Einstellung von Askari ist vielfach erfolgt. Viel Glück scheinen die Engländer allerdings damit nicht gehabt zu haben. So wurden in Iringa die unter Zwangseinstellung von Rekruten gebildeten Wahehekompagnien infolge drohender Meuterei wieder aufgelöst. Die beabsichtigte Zwangseinstellung unserer Askari im Gefangenenlager wurde, wie oben erwähnt, vor Ausführung fallen gelassen.

Gegenüber farbigen Beamten der deutschen Regierung wurden in einer Anzahl von Fällen unberechtigte Zwangsmaßnahmen ergriffen. Der verdiente und angesehene Wali von Lindi wurde gefesselt, sein Eigentum geplündert, er selbst nach Nairobi deportiert. Eine Reihe anderer Beamter, die gleichfalls lediglich ihre Pflicht gegen die deutsche Regierung erfüllt hatten, wurden ohne irgend welches Verfahren deportiert. Ein Akida und sein Bruder aus der Gegend von Daressalam sollten noch nach Abschluß des Waffenstillstandes, ohne daß bestimmte Anschuldigungen gegen sie erhoben wurden, nach St. Helena deportiert werden. Mein Protest dagegen an den Gouverneur in Nairobi blieb erfolglos. Der ehemalige Sultan von Sansibar, Said Chalid bin Bargasch, welcher seit langen Jahren als unser Schutzbefohlener in Daressalam gelebt hatte, war schon früher nach St. Helena deportiert worden. Ich konnte nur eine Anzahl solcher Deportationen unserer früheren Beamten mit Sicherheit feststellen, muß aber nach den mir von Eingeborenen gemachten Angaben leider annehmen, daß die Engländer in umfangreichem Maße von diesem Mittel Gebrauch gemacht haben.

Mit der englischen Eingeborenenrechtsprechung schien es nach den mir gemachten Mitteilungen sehr im argen zu liegen. Es wurde über Willkür und Verschleppung geklagt, ferner darüber, daß an Stelle der früheren Höchststrafe von 25 Hieben jetzt von den Engländern bis zu 50 und 60 Hieben auf einmal verabfolgt würden. Gegenüber der von dem englischen Ministerpräsidenten Lloyd George in einer Rede im Unterhaus aufgestellten Behauptung, daß sie in der Eingeborenenverwaltung „die zarteren Hände" hätten, möchte ich darauf hinweisen, daß die Engländer während des Krieges nicht nur in den Nachbargebieten Uganda und Britisch-Njassaland Aufstände gehabt haben. Sie haben es sogar fertig gebracht, das tüchtigste Eingeborenenvolk Ostafrikas, unsere braven Wanjamwezi, derartig zu drangsalieren, daß diese zum Aufstand getrieben wurden, den die

Engländer mit ihren gewaltigen Machtmitteln natürlich bald niederwarfen. Bei uns ist derartiges nicht vorgekommen.

Wie die Bezahlung der Träger, so waren auch allgemein die Löhne sonstiger farbiger Angestellter geringer als bei uns. Der englische Askari erhält 15 Rupien, der deutsche 20 Rupien monatlich. Solche Arbeiter, die bei uns 12 Rupien erhielten, bekamen bei den Engländern bloß 8 Rupien. Soweit mir sonst Lohnsätze zur Kenntnis gelangt sind, waren sie gleichfalls nur $^2/_3$ bis $^3/_4$ der bei uns üblichen Sätze. Wenn man hinzunimmt, daß die Preise für Bekleidungsstoffe und andere importierte Waren weit teurer waren als früher und auch für Lebensmittel, wenigstens an solchen Plätzen wie Daressalam und anderen Orten mit englischen Truppen sich weit über dem Normalstand befanden, so ist es klar, daß die Lebenshaltung eines großen Teiles der Eingeborenenbevölkerung erheblich unter dasjenige Niveau herabgedrückt ist, welches sie unter deutscher Herrschaft erreicht hatten. Vielfach konnten die Eingeborenen, die früher gut gestellt waren, nur noch ganz kümmerlich ihr Dasein fristen.

Es ist bei der vorstehend dargelegten Lage der Verhältnisse einfach lächerlich, wenn von englischer Seite behauptet wird, daß die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas sich danach sehnten, unter englischer Herrschaft zu bleiben. Für eine kleine Anzahl von Eingeborenen ist das wohl richtig, nämlich für Deserteure und sonstige Leute, die irgend etwas Übles begangen haben und bei unserer Rückkehr Bestrafung fürchteten. Im übrigen wird sich wohl kaum ein Eingeborener finden, der nicht die weit angenehmeren und günstigeren Verhältnisse unter deutscher Herrschaft zurückwünschte.

Auch aus allem, was sonst zu meiner Kenntnis kam, ging zweifellos hervor, daß die Eingeborenenbevölkerung in ihrer ganz überwiegenden Masse unsere Rückkehr ersehnt (s. Kap. 28).

Furchtbares Unheil haben die Engländer über große Teile Deutsch-Ostafrikas auch durch die Einschleppung der Genickstarre gebracht. Nach Mitteilungen von Augenzeugen sind besonders in Tabora die Eingeborenen wie die Fliegen daran gestorben.

Was die Belgier anbetrifft, so haben diese nach altem Kongomuster furchtbar gehaust. Es sind ganze Landstriche verwüstet worden. Die undisziplinierten Horden der belgischen Askari haben unseren Eingeborenen ihr Eigentum geraubt, das in den Hütten vergrabene Geld ausgegraben, das Vieh, einschließlich des Milchviehes, ge-

schlachtet, Hütten abgebrannt, Menschen niedergeschossen. In Ruanda haben sie die Watussi, die unter unserer Herrschaft stets friedlich waren, zum Aufstande getrieben. So gewährt die belgische Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika während des Krieges einen noch weit trüberen Anblick als die englische.

Kapitel 28.

Die endgültige Wegnahme Deutsch-Ostafrikas.

In dem am 28. Juni 1919 unterzeichneten Friedensvertrage hat Deutschland auf seine sämtlichen Kolonien verzichten müssen. Deutsch-Ostafrika kommt unter englische Herrschaft mit Ausnahme der Sultanate Ruanda und Urundi in dem an den Kongo angrenzenden Nordwesten, welche an die Belgier fallen. Beide Mächte übernehmen die Verwaltung dieser Gebiete als Mandatare des Völkerbundes. Die Gründe dafür, daß Deutschland seine Kolonien weggenommen werden, sind in der Antwort der alliierten und assoziierten Mächte auf die Bemerkungen der Deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen vom Mai 1919 wie folgt angegeben:

„Bei dem Verlangen, daß Deutschland auf alle Rechte und Ansprüche auf seine überseeischen Besitzungen verzichte, haben die Alliierten und Assoziierten Mächte in allererster Linie die Interessen der eingeborenen Bevölkerung berücksichtigt, für die Präsident Wilson im fünften seiner 14 Punkte der Botschaft vom 8. Januar 1918 eingetreten ist. Es genügt auf die deutschen amtlichen und privaten Zeugnisse vor dem Kriege und auf die im Reichstag besonders von den Herren Erzberger und Noske erhobenen Anklagen Bezug zu nehmen, um ein Bild von den kolonialen Verwaltungsmethoden Deutschlands, von den grausamen Unterdrückungen, den willkürlichen Requisitionen und den verschiedenen Formen von Zwangsarbeit zu erhalten, die weite Strecken in Ostafrika und Kamerun entvölkert haben, ganz abgesehen von dem aller Welt bekannten tragischen Schicksal der Hereros in Südwestafrika.

Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation ist zu deutlich klargestellt worden, als daß die Alliierten und Assoziierten Mächte ihr Einverständnis zu einem zweiten Versuch geben und die

Verantwortung dafür übernehmen könnten, 13 bis 14 Millionen Eingeborener von neuem einem Schicksal zu überlassen, von dem sie durch den Krieg befreit worden sind.

Außerdem haben die Alliierten und Assoziierten Mächte sich genötigt gesehen, ihre eigene Sicherheit und den Frieden der Welt gegen einen militärischen Imperialismus zu sichern, der darauf ausging, sich Stützpunkte zu schaffen, um gegenüber anderen Mächten eine Politik der Einmischung und Einschüchterung zu verfolgen."

Ferner ist in der Mantelnote darüber folgendes gesagt:

„Endlich haben die Alliierten und Assoziierten Mächte sich davon überzeugen können, daß die Eingeborenenbevölkerungen der deutschen Kolonien starken Widerspruch dagegen erheben, daß sie wieder unter Deutschlands Oberherrschaft gestellt werden, und die Geschichte dieser deutschen Oberherrschaft, die Traditionen der deutschen Regierung und die Art und Weise, in welcher diese Kolonien verwandt wurden als Ausgangspunkte für Raubzüge auf den Handel der Erde, machen es den Alliierten und Assoziierten Mächten unmöglich, Deutschland die Kolonien zurückzugeben oder dem Deutschen Reiche die Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung der Bevölkerung anzuvertrauen."

Es gehört die englische Kaltblütigkeit dazu, um angesichts der Tatsachen derartig falsche Darstellungen als amtliche Urkunde in die Welt gehen zu lassen. Ich habe mich hier nicht mit unseren anderen Kolonien, sondern nur mit Deutsch-Ostafrika zu befassen. Ich beschränke mich deshalb darauf, in bezug auf unsere Kolonien im allgemeinen die wenigen lapidaren Sätze hier anzuführen, mit denen der von der deutschen Regierung eingesetzte Ausschuß kolonialer Sachverständiger zu den angeführten Behauptungen der Alliierten und Assoziierten Mächte Stellung genommen hat:

„Die Behauptung, daß Deutschland wegen schlechter Behandlung der Eingeborenen unwürdig sei, Kolonien zu haben, ist ein heuchlerischer Vorwand, um den Raub unserer Schutzgebiete zu bemänteln. Die Schärfe, mit der wirkliche oder vermeintliche Mißgriffe in Deutschland öffentlich, insbesondere auch im Reichstag, gerügt wurden, ist nur ein Beweis dafür, wie ernst es Deutschland damit war, auf diesem Gebiete das Rechte zu tun. Soweit tatsächlich in deutschen Kolonien Mißgriffe vorgekommen sind, bleiben sie erheblich hinter denen in Kolonialgebieten der Alliierten zurück. Desto

entschiedener müssen allgemeine Phrasen von Entvölkerung weiter Gebiete infolge von grausamer Unterdrückung, willkürlichen Requisitionen und verschiedenen Formen von Zwangsarbeit zurückgewiesen werden. Das Schicksal der Hereros war nicht tragischer als u. a. dasjenige der Tasmanier, Australneger, Mahdisten, Matabele und der Kongovölker, ganz zu schweigen von dem der Buren.

Ein Verzicht Deutschlands auf seine Kolonien, durch den es seine Unwürdigkeit auf kolonialem Gebiet anerkennen würde, ist mit der nationalen Ehre unverträglich. Die Behauptung der Mantelnote, die Eingeborenen wünschten nicht unter die deutsche Herrschaft zurückzufallen, ist unwahr. Im Gegenteil liegt eine ganze Reihe von Tatsachen vor, welche den dringenden Wunsch der Eingeborenen nach Rückkehr der deutschen Herrschaft erkennen lassen.

Der Vorwurf des militärischen Imperialismus trifft nicht Deutschland, sondern seine Gegner, insbesondere Frankreich. Deutschland hat in seinen afrikanischen und Südsee-Schutzgebieten nur so viele Truppen gehalten, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren unumgänglich nötig war."

Was Deutsch-Ostafrika anlangt, so ergibt sich aus der Entwicklung der Kolonie vor dem Kriege wie aus dem Verlauf des letzteren, wie er im vorstehenden dargestellt ist, daß Wort für Wort jener Behauptungen in der Friedensnote der Entente unwahr ist. Deutete der blühende wirtschaftliche Zustand, in dem sich Deutsch-Ostafrika vor dem Kriege befand, auf ein Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation hin? Konnte mit der geringen Schutztruppe, die nur für den Buschkrieg mit Eingeborenen mit veralteten Gewehren bewaffnet war, konnte mit den paar alten Salutgeschützen, konnte endlich von den durchweg offenen und ungeschützten Häfen aus eine Politik der Einmischung und Einschüchterung gegen andere Mächte verfolgt werden? Besonders gegen Mächte, die sämtlich, von ihren sonstigen Hilfsmitteln abgesehen, in Afrika weit stärker und besser gerüstet waren als wir? Kann ferner wirklich jemand glauben, daß ein grausam unterdrücktes Volk sich gegen seine Bedrücker so verhalten hätte, wie es die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas gegen uns während des Krieges getan haben? Sind die geradezu erstaunlichen Leistungen, welche die Schwarzen des Schutzgebietes während des Krieges für uns vollbracht haben, sind die Taten der vielen Askari und Träger, welche bis zuletzt an unserer Sache fest-

gehalten haben, obwohl sie verzweifelt stand, Handlungen von Leuten, die durch Zwang niedergehalten wurden und nur den Befreier herbeisehnten?

Zur Widerlegung der Behauptung, die Eingeborenen Ostafrikas wollten nicht unter deutsche Herrschaft zurückkehren, genügt es, einige Stellen aus dem bereits erwähnten, am 22. März 1918, also nach fast zweijähriger Besetzung des Nordens und $1^1/_2$ jähriger Besetzung des größten Teiles Deutsch-Ostafrikas durch die Engländer, von dem englischen Verwaltungschef des okkupierten Gebietes, dem Administrator Byatt erstatteten Bericht anzuführen, wie er in dem englischen Weißbuch vom Dezember 1918 abgedruckt ist. Der Bericht, der sich über die Haltung der Eingeborenen gegenüber dem früheren deutschen und dem gegenwärtigen englischen Verwaltungssystem ausspricht, ist natürlich im englischen Interesse gefärbt, läßt aber gleichwohl die wirklichen Verhältnisse durchschimmern. Mr. Byatt sagt in dem Bericht:

„In erster Linie denke ich, daß es ein Irrtum ist, anzunehmen, daß von Kriegsausbruch an die Eingeborenen dieses Landes im ganzen eifrig nach der Möglichkeit ausschauten, durch uns von der tyrannischen Herrschaft der Deutschen befreit zu werden. Während eines Zeitraumes von etwa 30 Jahren hatten sie unter keiner anderen Regierungsform gelebt und akzeptierten in der unbestimmten Erkenntnis, daß europäische Kontrolle, welche die Sicherheit von Leben und Eigentum garantierte, dem Zustande der Anarchie vorzuziehen sei, welcher sonst herrschen mußte, das vorhandene Regime als eine feststehende Tatsache ... Die Annahme, daß unsere Ankunft dringend erwartet wurde, enthielt das Risiko einer späteren Annahme in sich, daß wenig Mühe erforderlich wäre, um die Achtung und Zuneigung des Volkes zu erwerben. Es würde zweifellos eine wenig schwierige Sache gewesen sein, die Popularität der englischen Herrschaft im Beginn zu etablieren, wenn die Kriegsanforderungen dies gestattet hätten. Aber unglücklicherweise war dies nicht der Fall. Die Lage des Feldzuges machte es erforderlich, daß schwere und beständig wachsende Anforderungen, sowohl was Personal und Material anbetrifft, an die Eingeborenen gestellt werden mußten. Sie hatten bereits durch deutsche Anforderungen dieser Art gelitten, aber weitere Requisitionen wurden sofort durch uns durchgeführt, zwangsweise Verkäufe von Nahrungsmitteln und Vieh zu festgesetzten Preisen

haben in dem besetzten Gebiete ständig stattgefunden, so daß jetzt die Bestände bedenklich gelichtet sind, während Tausende von Männern gezwungen worden sind, während der Periode der Feindseligkeiten das Vorgehen als Träger zu begleiten, und von diesen sind sehr große Zahlen nicht zurückgekehrt. Wiederholte Anforderungen, um Ersatz für Ausfälle zu erlangen, haben an ein oder zwei Stellen die verbliebene Eingeborenenbevölkerung bis an den Rand offenen Widerstandes gebracht, und die Situation sah zeitweise bedenklich aus. Aber das Rekrutieren in den nördlichen Gebieten ist jetzt eingestellt, und während der letzten Monate haben die Eingeborenen Zeichen merkbarer Erleichterung gegeben.

Indessen haben die Stämme im ganzen die Anspannung überraschend gut ertragen, und obwohl der bedauernswert hohe Prozentsatz an Todesfällen unter den Trägern einen schlechten Eindruck hervorgerufen hat, so sind doch keine Unruhen vorgekommen, abgesehen von einer sehr natürlichen Neigung, der zwangsweisen Aushebung durch Flucht zu entgehen ...

Ich habe es für nötig gehalten, diese Beschreibung der bestehenden Verhältnisse vorauszuschicken, weil ich hervorzuheben wünsche, daß der Augenblick, in dem diese Leiden frisch in der Erinnerung des Eingeborenen sind, der denkbar ungünstigste ist, zu fragen, ob er britische oder deutsche Verwaltungsmethoden vorzieht. Es ist unfaßbar, daß er nicht den Verlust von Angehörigen schmerzlich empfinden sollte und den Verlust von Beständen, welche militärische Anforderungen seit unserer Ankunft ihm auferlegt haben, aus Gründen, welche er nicht verstehen kann und vielleicht nicht verstehen will. Das mir zur Verfügung stehende Material zeigt, daß die Eingeborenen des Landes im Beginn uns günstig gestimmt waren und ein guter Eindruck durch die Tatsachen hervorgerufen wurde, daß immer Bezahlung für Vorräte erfolgte, welche die Deutschen ohne Entgelt genommen hatten[1]. Aber ihre folgenden Erfahrungen von den Wirkungen unserer Gegenwart mußten zu einer gewissen Änderung ihrer Gefühle führen. Indessen ist in den nördlichen Teilen, wo die Zivilversorgung allmählich die militärischen Beziehungen zur Bevölkerung fast bis zum Aufhören der letzteren ersetzt hat, die

[1] Das ist natürlich falsch. Den Eingeborenen ist von uns stets alles bezahlt worden und zwar, soweit mir die englischen Zwangspreise bekannt geworden sind, besser als von den Engländern.

Haltung des Volkes im ganzen bemerkenswert befriedigend, und die Eingeborenen gehen schnell in einen Zustand der Zufriedenheit über. Es würde nicht klug sein (injudicious), eine offene und allgemeine Befragung der Eingeborenen eintreten zu lassen, ob sie englische oder deutsche Herrschaft vorziehen, da dieses Verfahren bei der gegenwärtigen Lage Verdacht hervorrufen und eine beunruhigende Wirkung haben würde. Ein Eingeborener würde nie verstehen, daß wir die freiwillige Wiederherausgabe eines Landes ins Auge fassen würden, welches wir mit solchen Kosten erobert haben. Es haben deshalb Befragungen in einer diskreten und unauffälligen Weise stattgefunden, wie die Gelegenheit sich bot. Ich bin jetzt im Besitze von Berichten der Beamten an der Spitze der sämtlichen Distrikte im Nordgebiet. Ich finde, daß die meisten Beamten meine Ansicht teilen, daß es nicht ratsam ist, zur gegenwärtigen Zeit irgend etwas von der Art eines Plebiszits vorzunehmen, wo die Eingeborenen im ganzen noch nicht genügend lange Erfahrung von der friedlichen britischen Herrschaft gehabt haben, um eine gerechte Einschätzung ihrer Eigenschaften vorzunehmen, die nur erwartet werden kann, nachdem allgemein normale Zustände für eine beträchtliche Periode wieder hergestellt sein werden."

Es würde diese Ausführungen abschwächen, wenn ich ihnen etwas hinzufügen würde. Sie lassen trotz ihrer gewundenen Ausdrucksweise klar erkennen, daß die Stimmung der Eingeborenen derartig zugunsten der früheren deutschen Herrschaft ist, daß die Engländer, trotzdem ihre Bajonette eine freie Meinungsäußerung der angsterfüllten Schwarzen unmöglich machten, vor dem Ergebnis einer etwaigen Befragung Sorge hatten. Daß im übrigen die Zustände in dem von den Engländern besetzten Gebiet weit schlimmer waren, als sie der Bericht des Zivilverwaltungs erkennen läßt, dessen Befugnisse sich übrigens damals nur auf die der Zivilverwaltung unterstellten Gebiete nördlich der Zentralbahn bezogen, zeigen die im vorigen Kapitel angeführten Tatsachen. Daß bei solchen Verhältnissen die Sehnsucht nach Wiederkehr der guten alten Zeit der deutschen Herrschaft, in der jeder friedlich seinem Erwerbe nachgehen konnte und von der Regierung Schutz und Förderung erfuhr, in der Masse der Eingeborenen sehr lebhaft war, ist begreiflich. Von dem Wunsche nach unserer Rückkehr habe ich selbst, sowohl bei

unserem Durchmarsch durch den südwestlichen Teil Deutsch-Ostafrikas im Oktober 1918, wie bei meiner Reise durch die Kolonie von Kigoma nach Daressalam und bei meinem Aufenthalt in unserer früheren Hauptstadt nach der Übergabe, viele Beweise erhalten, sowohl direkt von seiten der Eingeborenen als auch von seiten vertrauenswürdiger Europäer und nichteingeborener Farbiger. Auch von seiten englischer Offiziere ist deutschen Offizieren gegenüber wiederholt anerkannt worden, daß wir die Kolonie zurückerhalten müßten, wenn es nach dem Willen der Eingeborenen ginge. In schlagender Weise trat auch die Zuneigung der eingeborenen Bevölkerung zu uns in Tabora, dem Zentrum der tüchtigen Wanjamwezi, zutage, welche vorher mehrfach erwähnt sind. Dort stürzten im Januar 1919, als ein deutscher Unteroffizier unserer Truppe, der zwecks Mitwirkung bei der Entlassung deutscher Askari zurückgeblieben war, mit einem englischen Offizier in einem Automobil in die Stadt kam, die Eingeborenen ihm in Massen entgegen und schrieen, die Deutschen sollten wieder zurückkehren. Einige englische Askari, welche die Eingeborenen zurückdrängen wollten, wurden überrannt. Der englische Offizier sprach nachher seine Verwunderung darüber aus, wie wir Deutschen es machten, daß die Eingeborenen so anhänglich an uns seien.

Doch es hat keinen Zweck, auf die Ausführungen der im Eingang dieses Kapitels wiedergegebenen Note weiter einzugehen. Es ist für jeden mit der englischen Politik Vertrauten klar, daß diese Ausführungen nur einen Deckmantel bilden, unter dem die gewaltsame Wegnahme der Kolonie mit dem Rechte des Siegers verdeckt wird. In Wirklichkeit hätte man, wie der bekannte englische Vorkämpfer der Humanität und Afrikakenner Morel in der ersten Märznummer 1919 der Wochenschrift „Nation" mit Recht ausführte, als einziges Argument das alte „vae victis" anführen können. Die englische Politik verfolgt mit ihrer Entstellung der Tatsachen sonst im allgemeinen den doppelten Zweck, ihre Handlungen der nichtunterrichteten Masse des eigenen Volkes als im Einklang mit der bürgerlichen Moral stehend darzustellen und den fremden Nationen die englische Uneigennützigkeit und Moralität vor Augen zu führen. Im vorliegenden Falle war noch der Sonderzweck damit verbunden, die Annexion der deutschen Kolonien in Einklang mit dem Punkt 5 der Kongreßrede des Präsidenten Wilson vom 8. Januar 1918 zu bringen, welcher die Grundlage für die Regelung der kolonialen

Verhältnisse beim Friedensschluß bilden sollte. Es ist einleuchtend, daß dies trotz der in den Noten aufgestellten Behauptungen nicht der Fall war. Der Punkt 5 der Kongreßrede des Präsidenten Wilson hatte eine „freie, aufrichtige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche" vorgesehen. Eine solche setzt Anhörung beider Parteien voraus. Die Entscheidung über Wegnahme der deutschen Kolonien war aber ohne Anhörung Deutschlands erfolgt. Die Schlichtung sollte „auf einer genauen Beobachtung des Grundsatzes fußen, daß bei der Entscheidung aller derartigen Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben müßten, wie die berechtigten Forderungen der Regierung, deren Rechtsanspruch bestimmt werden sollte." Die berechtigten Ansprüche Deutschlands auf seine Kolonien sowohl juristischer wie moralischer Art, die sich in erster Linie auf den rechtmäßigen Erwerb der Kolonien, deren erfolgreiche Entwicklung in zäher Arbeit und mit vielen Opfern und die bedeutenden kulturellen Leistungen Deutschlands, besonders auch für die Hebung der Eingeborenen, gründeten, waren einfach beiseite geschoben.

Doch über die Wegnahme unserer Kolonien hinaus sieht der Friedensvertrag die Vernichtung jeder privaten deutschen Tätigkeit in den bisherigen deutschen Schutzgebieten vor. Die Deutschen sollen von Haus und Hof vertrieben werden, auch wenn sie seit langen Jahren in einem Schutzgebiet ansässig oder selbst dort geboren waren. Jede deutsche Betätigung dort soll auch in Zukunft verhindert werden.

In der ganzen Art des Verfahrens in bezug auf unsere Kolonien ist das Walten der englischen Politik unverkennbar. Diese Politik ist bei weitem die rücksichtsloseste und grausamste Politik, welche in der modernen Geschichte ein Volk betrieben hat. In früheren Zeiten sind auch andere Völker hier und da mit schonungsloser Ausrottung vorgegangen. So konsequent wie die Vorfahren der Engländer, die Angelsachsen, bei der Inbesitznahme Englands ist aber wohl kein anderes Volk verfahren. Nach Angabe englischer Geschichtschreiber ist in dem überwiegenden Teile Englands, den die Angelsachsen in langwierigen Kämpfen besetzt haben, die ansässige Bevölkerung restlos vertilgt worden. Wenn in späteren Zeiten auch die Vernichtung mit dem Schwerte zurücktrat, so blieb der Geist der rücksichtslosen Wahrung des eigenen Volksinteresses unter kalter, zur Grausamkeit gehender Nichtachtung der Interessen fremder Völker doch immer

der gleiche. Die Geschichte Irlands, das Jahrhunderte hindurch unter der brutalen englischen Herrschaft entsetzlich zu leiden hatte und nach englischen Quellen von einer Bevölkerung von acht Millionen Köpfen auf vier Millionen herabging, ist ein einziger langer Beweis dafür. Die furchtbare Behandlung der Burenfrauen und -kinder im Burenkriege, von denen in den üblen Konzentrationslagern über 26000, mehr als der vierte Teil der in den Lagern untergebrachten Personen, starben, bezeugt, daß in der Gegenwart dieser rücksichtslose Geist unvermindert im englischen Volke weiterlebt. Der Engländer sieht jedes andere Volk auf der Welt mit Hochmut als ein Volk zweiter Klasse an und behandelt es dementsprechend, wo er kann. Auch vieles, was aus der Geschichte und dem Dasein von den Engländern unterworfener farbiger Völker bekannt ist, ergibt das gleiche Bild. Dies würde zweifellos ungleich stärker hervortreten, wenn die Geschichte der englischen Verwaltung von den Unterworfenen geschrieben werden könnte und wenn nicht ein Umstand hinzuträte, der dem englischen Volkscharakter in gleicher Weise zu eigen ist, wie die rücksichtslose Wahrung eigenen Interesses. Das ist die den englischen Politikern wie überhaupt dem Engländer der höheren Stände in Fleisch und Blut übergegangene Heuchelei, für welche der Engländer selbst den Namen „cant" gebraucht, was ursprünglich das weinerliche Plärren christlicher Sekten im Gottesdienste und auch außerhalb desselben bedeutete.

Diese Heuchelei bewirkt, daß auch bei den einseitigsten egoistischsten Maßnahmen im Interesse der englischen Sache oder des englischen Geldbeutels nach außen hin stets der Anschein altruistischer Motive und edler Gesinnung aufrecht erhalten wird. Es ist dabei nicht etwa ein ad hoc jedesmal besonders erfundener Vorwand, sondern die Heuchelei bildet einen Bestandteil der englischen Denkweise. Man kann bisweilen selbst in Veröffentlichungen privater Korrespondenzen zwischen englischen Ministern und Botschaftern finden, daß diese Herren sogar untereinander den Anschein des uneigennützigen Edelmutes für ihre, natürlich nur auf Englands Interessen berechneten politischen Maßnahmen und Verhandlungen aufrecht erhalten. Es ist gewissermaßen damit zu vergleichen, wie man im Privatverkehr in gebildeter Gesellschaft von natürlichen, aber nicht anständigen Dingen nicht spricht oder sie, wenn ihre Erwähnung unvermeidlich ist, mit irgend welchen Wendungen umschreibt oder andeutet. Wie in der

guten englischen Familie die „Respectability" nach außen hin auf alle Kosten aufrecht erhalten wird, so umgibt sich die englische Politik auch bei den übelsten Maßnahmen mit dem Mantel der Respektabilität. Es ist sehr möglich, daß den betreffenden, im bürgerlichen Leben meist sehr ehrenwerten Vertretern englischer Politik diese Heuchelei nicht immer klar zum Bewußtsein kommt und daß sie von der Vorzüglichkeit alles Englischen so überzeugt sind, daß sie meinen, dem Interesse der Welt wäre durch die Förderung englischer Interessen am besten gedient.

Wie dem auch sein mag, daß die englische Heuchelei für die Stellung der englischen Nation in der Welt sehr vorteilhaft gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Ganz besonders ist dies nach Ausbreitung des englischen Kabelnetzes der Fall gewesen, welches das Nachrichtenwesen fast der ganzen Welt von England abhängig machte. Die durch Reuterdepeschen und sonstige englische Darstellungen aller Art in der Welt verbreiteten Heucheleien und Lügennachrichten sind zweifellos eine der stärksten Waffen in dem beendeten Weltkrieg gewesen. Es muß dabei jeden mit dem englischen Charakter nicht Vertrauten in Erstaunen setzen, mit welcher Kaltblütigkeit die Engländer angebliche Missetaten fremder Nationen oder Angehöriger solcher an den Pranger stellen in bezug auf Dinge, welche sie selbst oder ihre eigenen Angehörigen in viel schlimmerem Maße begangen haben. Die konsequente Heuchelei der englischen Politik hat nicht nur den ungebildeten eigenen Volksgenossen gegenüber großen Erfolg gehabt, sondern vielfach auch unter fremden Völkern. Selbst ein Napoleon I. ließ sich durch den zur Schau getragenen Edelmut der Engländer betören und ergab sich ihnen im Vertrauen darauf. Er mußte alsbald erkennen, wie sehr er sich getäuscht hatte und daß, wie er auf St. Helena aussprach, die Engländer jeden, der nicht selbst englisch ist, wie einen Hund behandeln. Diese konsequente Heuchelei hat auch verhindert, daß die wirkliche Haltung der englischen Politik, wie sie besonders in der schwärenden Wunde Irlands klar zutage liegt, bei anderen Völkern genügend bekannt geworden ist.

Der Durchschnittsengländer ist dabei keineswegs ein üblerer Mensch als sonst irgendein durchschnittlicher Angehöriger anderer nördlicher Kulturvölker. Der einzelne Engländer der höheren Stände ist meist reserviert und höflich, oft liebenswürdig und hat im allgemeinen für seine Person achtenswerte moralische Grundsätze. Der Eng-

länder der niederen Stände hat mir, soweit ich ihn kennen gelernt habe, meistens den Eindruck eines gutartigen Menschen gemacht. Er ist gewöhnlich nicht so gebildet und oft nicht so arbeitsam, anpassungsfähig und leistungsfähig wie der Deutsche entsprechenden Standes, aber doch gleichmäßiger in seiner Stimmung und konsequenter in der Verfolgung seiner Ziele. Das „himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt", die Veranlagung, die viele Deutsche je nach den Umständen übertrieben hoch gespannt oder allzu verzagt und mutlos macht, fehlt ihm. Seine Nerven halten den Eindrücken emporziehender wie herabdrückender Art mehr stand. Die bürgerliche Moral steht bei der Masse des englischen Volkes wahrscheinlich nicht niedriger als bei irgendeinem anderen Kulturvolk.

In einem aber sind sich alle Engländer einig: „right or wrong my country." Dieses einmütige Nationalgefühl verleiht dem englischen Volk eine große Kraft. Es ist mit dem Gefühl zu vergleichen, mit dem der Grieche oder Römer auf den Fremden als Barbaren herabsah, dem gegenüber keine Rechte einzuhalten seien. In England hat wohl zum Teil infolge der insularen Abgeschiedenheit der ursprüngliche Zustand, daß Recht und Moral nur für die Volksgenossen, nicht auch für die Außenstehenden galten, tiefere Spuren hinterlassen als bei anderen Nationen, welche mehr im Gemisch mit anderen Völkern lagen und auf Verkehr mit ihnen angewiesen waren.

Die besondere Eigentümlichkeit der Engländer, dieses lebhafte Eintreten für das Interesse des eigenen Volkes mit schönen Wendungen von Humanität, Schutz der schwachen Völker usw. zu verdecken, hängt ihrer Entstehung nach vielleicht mit der in der englischen Volksentwicklung unter der Herrschaft kirchlicher Frömmigkeit oder puritanischer Sekten zeitweise vorhanden gewesenen Notwendigkeit zusammen, das wirkliche Leben nach außen hin mit unerfüllbaren sittlichen und religiösen Vorschriften in Einklang zu bringen.

Die Fehler des Einzelengländers sind im ganzen genommen wohl trotz des „cant" nicht größer als unsere eigenen, und seine Fehler haben sich für die Entwicklung der englischen Nation als nützlicher erwiesen, als unsere Mängel für die unserige. Ich selbst habe sowohl in England wie in englischen Kolonien eine ganze Reihe von tadellosen Gentlemen in längerem Verkehr kennen gelernt und auch sonst von dem Engländer als Einzelindividuum günstigere Eindrücke erhalten, als von den Angehörigen der meisten sonstigen fremden Nationen.

Es würde aber gänzlich verfehlt sein, wenn man von diesen Einzelindividuen auf die englische Politik schließen und die Entwicklung moralischer Eigenschaften von ihr erwarten würde. Die englische Politik ist zweifellos die rücksichtsloseste, gänzlich unbeirrt durch Erwägungen der bürgerlichen Moral ihre Ziele verfolgende Politik in der Welt.

Sogar die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika haben mit dem sicheren Gefühl von Naturkindern bald erkannt, daß hinter den englischen schönen Reden die kühle Rücksichtslosigkeit gegenüber allen Nichtengländern steht. Es hatte sich bei den Schwarzen zur Charakterisierung der Engländer wie der Deutschen ein Wort gebildet, das lautete:

„Wengereza maneno mazuri, roho kali
Wadatschi maneno makali, roho nzuri."

Auf deutsch:

„Die Engländer haben gute Worte, aber ein hartes Herz,
die Deutschen haben harte Worte, aber ein gutes Herz."

Noch ein Wort zum Vergleich der deutschen Kolonialpolitik mit der englischen.

Die Engländer haben sicher in der Entwicklung ihres gewaltigen Kolonialreichs sehr bedeutendes geleistet. Wir brauchen aber einen Vergleich, wobei selbstverständlich die kurze Zeit unserer kolonialen Wirksamkeit berücksichtigt werden muß, keineswegs zu scheuen. Dies gilt ebensowohl für die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien, wie auch ganz besonders in bezug auf die Behandlung der Eingeborenen. England hat die Welt durch seine Veröffentlichungen glauben machen wollen, daß wir wie Barbaren aufgetreten seien und unsere Eingeborenen grausam unterdrückt hätten. Das Gegenteil ist wahr. Die Eingeborenen sind von uns besser behandelt worden als von den Engländern. Auch bei uns sind sicher Mißstände und Übeltaten einzelner vorgekommen. Es gibt unter allen Völkern, auch den höchst kultivierten, grausam veranlagte oder hypernervöse Menschen. Die englische Kolonialgeschichte weist aber ganz andere Mißhandlungen unterworfener Völker auf, schlimmere, als sie in irgendeiner deutschen Kolonie passiert sind. Ich will diesen Gegenstand hier nicht weiter verfolgen, sondern verweise auf das amtliche deutsche Weißbuch von 1918, in dem dies ausführlich behandelt ist.

Was die Verwaltung anbetrifft, so hat die englische Kolonial-

verwaltung sicher einen gewissen Vorteil vor der jungen deutschen dadurch voraus, daß sie auf eine alte eingewurzelte koloniale Praxis zurückblickt. So können manche Fehler von vornherein vermieden werden, über welche wir uns erst durch Erfahrung klar werden mußten. Doch entsteht dadurch andererseits leicht eine gewisse Verknöcherung. Über „red tape" (das rote Band, mit dem die englischen amtlichen Urkunden aneinander geheftet sind) wurde in mancher englischen Kolonie weit mehr geklagt, als bei uns über den „grünen Tisch".

In einer Beziehung aber steht die englische Kolonialverwaltung der deutschen sicher nach und das gerade auf dem Gebiete der Eingeborenenfürsorge. Es wird zwar in manchen englischen Gebieten, wie in Westafrika, ein Hosenniggertum gezüchtet, wie wir es allerdings für verfehlt gehalten haben und halten. Dagegen haben wir in sanitären Einrichtungen, in Schulsachen, in der sozialen Arbeitergesetzgebung weit mehr geleistet als die Engländer. Auch gegen Übergriffe von Europäern waren, jedenfalls bei uns in Deutsch-Ostafrika, die Eingeborenen weit mehr geschützt als in den angrenzenden englischen Kolonien. Solche Missetaten von Weißen, wie sie in Britisch-Ostafrika nach englischen Veröffentlichungen noch in den letzten dem Kriege vorangegangenen Jahren Engländer ungestraft oder unter geringer Buße gegen Schwarze vollbracht haben, wären bei uns ganz anders bestraft worden als in der englischen Kolonie. Es handelte sich in diesen Fällen um Niederbrennen von Hütten, zwangsweise Wegschleppung und Erschießen von Eingeborenen.

Daß die deutsche Kolonialverwaltung gutes geleistet hat, ist auch vor dem Kriege von Engländern und Amerikanern anerkannt worden. Ich zitiere aus dem Chorus dieser Stimmen nur einige wenige.

Der bekannte englische Kolonialgouverneur Sir Harry Johnston erklärte vor dem Kriege: „Wenn von den großen Kolonialvölkern der Welt geredet wird, ist es schwierig, zwischen den Deutschen und Engländern einen Unterschied zu machen."

Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Theodore Roosevelt, schrieb 1910 in seinen „Afrikanischen Wanderungen eines Naturforschers und Jägers" über die deutschen Pflanzer und Zivilbeamten: „Es waren Männer von unzweifelhafter Fähigkeit und Tatkraft; wenn man sie sah, so verstand man leicht, warum

Deutschland in Ostafrika so zusehends emporgeblüht ist. Es sind erstklassige Menschen, diese Engländer und Deutschen; beide verrichten in Ostafrika ein Werk, das der ganzen Welt zugute kommt."

Sein Landsmann, der Afrikareisende F. A. Forbes schrieb in der „Review of Reviews" 1911: „Von allen Schutzherren in Afrika hat der Deutsche die reinsten Hände und die besten Aussichten."

Was die Frage der Eingeborenenbehandlung anbetrifft, so müssen die Erfahrungen des Krieges darüber von entscheidender Bedeutung sein. Es heißt mit Recht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Während die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas im Kriege keinen Aufstand machten, sondern treu zu uns hielten und gewaltige Leistungen vollbrachten, wie in diesem Buch dargestellt ist, entstanden in den englischen Nachbarkolonien wiederholt Aufstände, obwohl dort kein Feind in das Land eingedrungen war, wie bei uns. Sowohl in Uganda als auch in Britisch-Njassaland erhoben sich Eingeborenenstämme; in der letzteren Kolonie schlugen sie die englischen Beamten tot, ein Häuptling sandte um Hilfe an mich gegen die Engländer.

Ich sehe davon ab, die deutsche Kolonialverwaltung mit der belgischen zu vergleichen. Die entsetzlichen Greuel im belgischen Kongo sind noch in aller Erinnerung. Die Engländer selbst haben am stärksten von allen Nationen ein Geschrei über diese Greuel erhoben, als es ihnen politisch vorteilhaft erschien. Trotz mancher seitdem ausgeführten Verbesserungen in der Verwaltung des belgischen Kongo haben die Belgier dort im Jahre 1915 noch 21 große polizeiliche und 9 militärische Operationen gegen aufständische Stämme gehabt. Das spricht nicht gerade für eine zweckmäßige Kolonialverwaltung. Im Kriege haben die belgischen Truppen jedenfalls in Deutsch-Ostafrika nach altem Kongomuster furchtbar gewütet. Trotzdem sind nach Auffassung der Engländer und ihrer Alliierten jetzt auf einmal die Belgier ein Kulturvolk, das bewiesen hat, eine Kolonie in einem Geist hoher Humanität als Mandatar des Völkerbundes verwalten zu können. Es ist eine Ironie der Weltgeschichte, daß unter dem Wilsonschen Programm ausgesucht den wegen schlechter Behandlung Eingeborener berüchtigten Belgiern ein Mandat über Teile Deutsch-Ostafrikas übertragen worden ist und gerade über solche Eingeborene, die unter unserer Herrschaft friedlich und zufrieden waren, gegen die belgische Bedrückung sich aber in blutigem Aufstand aufgelehnt haben.

Von der Kolonialpolitik der Portugiesen will ich überhaupt nicht reden. Ihre furchtbare Mißwirtschaft, die in Ausbeutung und Bedrückung der Eingeborenen besteht und zu beständigen größeren Eingeborenenaufständen führte, ist notorisch. Ich verweise auf die in Kap. 22 über die portugiesische Kolonialwirtschaft gemachten Mitteilungen.

Der Abschluß des Weltkrieges hat zum Verlust Deutsch-Ostafrikas wie sämtlicher deutschen Kolonien geführt. Damit ist aber nicht die Notwendigkeit für Deutschland beseitigt, Kolonien zu haben. Ich kann diese nicht besser darlegen als mit den Worten der Kommission kolonialer Sachverständiger, welche aus Anlaß der Friedensverhandlungen unter meinem Vorsitz im Mai und Juni 1919 in Berlin getagt hat:

„Der Besitz der Kolonien ist für Deutschland notwendig, weil es die für seine Volkswirtschaft erforderlichen Rohstoffe nicht in ausreichendem Maße selbst hervorbringen kann und die Möglichkeit haben muß, wenigstens einen Teil aus eigenen Kolonien zu gewinnen. Dies ist nach dem Kriege von erhöhter Wichtigkeit, da die ungünstige Gestaltung der Valutaverhältnisse die Beschaffung von Rohstoffen zu einem erträglichen Preise sehr erschwert.

Deutschland bedarf seiner Kolonien weiter als Absatzgebiete für seinen Handel und seine Industrie, um Rohstoffe mit eigenen Erzeugnissen bezahlen zu können und seine Wirtschaft in die Lage zu versetzen, den im Friedensvertrag festgesetzten Verpflichtungen nachzukommen.

Endlich braucht Deutschland die Kolonien, um einen Abfluß für den Überschuß seiner Bevölkerung zu haben, um so mehr als durch den Ausgang des Krieges die Notwendigkeit der Auswanderung verstärkt und die Auswanderungsmöglichkeiten beschränkt worden sind. Die Unterbindung ausreichender Abflußgelegenheiten würde großes Elend und Unruhen unausbleiblich machen."

Es ist ausgeschlossen, daß ein 60 Millionenvolk von der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des deutschen auf die Dauer von kolonialer Betätigung ausgeschlossen bleibt. Deutschland hat auf kolonialem Gebiet nicht weniger wie auf anderen Gebieten der wirtschaftlichen und der kulturellen Entwicklung gezeigt, daß es den westlichen Völkern mindestens gleichwertig ist. Mögen diejenigen, die insbesondere in bezug auf Behandlung von Eingeborenen anderes

behaupten, mit ihren Angaben herauskommen und sie dem Spruch eines unparteiischen Gerichtshofes unterwerfen. Ich stehe für Ostafrika ein und übernehme nach jeder Richtung hin die volle Verantwortung. Ich zweifle nicht, daß meine Kollegen in den anderen deutschen Kolonien in vollem Maße das gleiche tun können. Das deutsche Volk darf die Entscheidung des Friedens in bezug auf die Kolonien nicht als endgültig hinnehmen. Es muß auf die Revision des Vertrages dringen und sein Recht auf seine Lebensnotwendigkeit verlangen, auch weiterhin Kolonien zu haben. Nur wenn wir wieder draußen in der Welt in großen Kolonien ein Feld der Betätigung haben, kann Deutschland darauf rechnen, im friedlichen Wettbewerb der Nationen eine seiner Volkszahl und seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zurückzuerlangen. An diesem Ziel halten wir fest.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Meine Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika während der Kriegszeit. Von Ada Schnee. 197 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M. 2.40. Gebunden M. 3.20

„Es ist von den Erlebnissen dieser mutigen deutschen Frau — Die Gemahlin des Gouverneurs — schon viel in die Öffentlichkeit gedrungen, so sei hier nur auf diese Zusammenfassung der Tagebuchblätter hingewiesen, die alles Erlebte so unmittelbar und unverfälscht geben — alles Leid und die namenlose Bitterkeit zugleich mit dem Stolz auf die Heldenkraft, die in Lettow-Vorbeck und seinen Truppen noch einmal, wie in einen Ring gefaßt, den Glanz deutscher Waffentüchtigkeit aufblitzen läßt." Tägliche Rundschau.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. S. Passarge. 368 Seiten mit 47 Abbildungen auf Tafeln, zahlreichen Profilen und 34 Karten. Gebunden M. 8.—

„Passarge ist wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zustatten ... Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg. Frankfurter Zeitung.

Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918. Eine Schilderung auf Grundlage offizieller Urkunden. Von H. Söderhjelm. 182 Seiten. Geheftet M. 3.20. Gebunden M. 4.80

„Es dürfte für deutsche Leser lehrreich sein, aus diesem Buch zu erfahren, von welcher Art die neue „politische" Bewegung ist, die jetzt auch in Deutschland Verbreitung sucht. — Zugleich kann das Buch Söderhjelms sehr wesentlich dazu beitragen, in Deutschland richtiges Verständnis für die Bedeutung der rettenden Kulturmission der deutschen Waffen in Finnland zu verbreiten." Leipziger Tageblatt.

Vorm Feind. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. Herausgegeben von Professor Dr. P. Hildebrandt. 213 Seiten mit 13 photographischen Aufnahmen auf 10 Tafeln. Gebunden M. 3.—

„Meisterstücke der Darstellung sind die Berichte samt und sonders. Frisch und lebendig, anschaulich und lehrreich zugleich. Das sind Menschen von Herz und Gemüt, durchglüht vom Willen zum Ideal und getragen von hoher geistig-sittlicher Reife, die hier berichten. Möge recht viel von dieser Gesinnung die Erzähler auch in die Friedensarbeit zurückbegleiten und möge das prächtige Buch in vielen Familien ein oft gelesenes Hausbuch werden!"

Geheimer Oberregierungsrat J. Norrenberg. Deutsche Tageszeitung.

Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. 2. Folge. Herausgegeben von Prof. Dr. P. Hildebrandt. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 3.20

„Tiefernste Schilderungen wechseln mit heiteren Erlebnissen, sachlich ruhige Darbietungen mit anderen, die von dichterischem Schwunge gehoben sind. Die Berichte sind nicht nur stofflich fesselnd, sie zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Verfasser kunstvolle Form erstreben und die Dinge von höheren Gesichtspunkten aus betrachten; auch ist das Buch durchweht von echter Hingabe an Heimat und Volk, die nicht laut sich gebärdet, aber in ihrer Schlichtheit um so mehr wirkt." Hannoversche Schulzeitung.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Der Weltkrieg

in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk

herausgegeben von

Max Schwarte

Generalleutnant

521 Seiten. In Originalband Mark 16.—

Inhalt:

Zum Geleit: Rudolf Herzog / **Das Wesen des Weltkrieges:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Troeltsch / **Kriegsführung:** General d. Inf. Dr. H. Freih. v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant Schwarte, Vizeadmiral Freih. v. Maltzahn, Arbeitersekretär Giesberts / **Politik:** Landtagsabgeordneter Dr. Blankenburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann / **Volkswirtschaft:** Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Dr. Wilms, Handelsredakteur Jutzi, Prof. Dr. Wygodzinski, Landrat Rötger, Prof. Schwinning, Prof. Prion, Wirkl. Geh. Rat Prof. v. d. Leyen / **Frauenleben und Frauenarbeit:** Dr. Gertrud Bäumer / **Volkswohlfahrt:** Generalarzt Prof. Dr. Schumburg, Prof. Klumker / **Rechtspflege:** Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen / **Geistiges Leben:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Faßbender, Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Norrenberg, Prof. Kampf, Chefredakteur Posse, Prof. Dr. Sprengel / **Schlußwort:** Generalleutnant Schwarte.

Was der Krieg an einschneidenden Wirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er es zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Wegziele wies für den demnächstigen Neubau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen — das alles in einem Bande zusammengefaßt zu schildern ist in dem Buche von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe unternommen. Kriegsführung zu Lande, zur See und in der heimatlichen Arbeit, innere nnd äußere Politik, Verwaltung und Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege und Fürsorgewesen, Rechtspflege, Frauenarbeit, Religion und Unterricht, Kunst, Presse und Literatur : jedes Gebiet wird von einer seiner führenden Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der Kriegseinwirkung behandelt, verschieden je nach der staats- oder volkswirtschaftlichen Anschauung der Verfasser, aber einig in der Richtlinie der heißen Liebe zum Vaterlande, einig in dem Ziel, daß aus den Kriegstrümmern erstehen müsse ein kraftvolles, deutsches Volk, gleichberechtigt in der Welt mit jedem anderen Volke!

In kurzer, prägnanter Darstellung geschrieben, werden die Arbeiten zweifellos die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich ziehen, zum Meinungsaustausch zwingen und an ihrem Teil mitwirken, die Grundlagen für das Wiederaufleben der deutschen Art, der deutschen Gedanken zu klären, sie im Friedensschluß festzulegen und für die Friedensarbeit vorzubereiten.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Die Reichsgründung

Von Geheimrat Prof. Dr. E. Brandenburg

2 Bände mit 458 und 459 Seiten / 3. und 4. Tausend

In 2 Geschenkbänden zusammen 14 Mark

„So dürfte das neue Werk über die Reichsgründung recht zeitgemäß und eine wertvolle Begleitung zu dem Akkorde sein, den unser Kaiser in dem bekannten Wort von seinem Verhältnisse zu den Parteien angeschlagen hat! Zeitgemäß kommt das prächtige Werk in jedem Sinne. Gerade in unseren Tagen, wo das „Neue Reich" den schwersten Angriffen ausgesetzt ist, und wo wir sogar ein erweitertes, verjüngtes, veredeltes Reich erhoffen, werden alle Vaterlandsfreunde immer wieder zu prüfen haben, welche Kräfte das Reich aufgebaut, welche seiner Entwicklung entgegengewirkt haben, und — sie heute noch hemmen. Wer das „Neue Deutschland" stützen will, muß die Grundpfeiler kennen, die nicht verrückt werden dürfen, ohne das Ganze in Gefahr zu bringen. So wird das schöne Buch ein sicherer Führer in das geschichtliche und politische Verständnis der Gegenwart sein!" Der Tag.

Untersuchungen und Aktenstücke zur

Geschichte der Reichsgründung

Von Geheimrat Prof. Dr. E. Brandenburg

743 Seiten. Geheftet Mark 16.— Gebunden Mark 18.—

Während in des Verfassers „Reichsgründung" die wissenschaftliche Vorarbeit nur in den vereinzelten Fällen zutage tritt und das Anmerkungenmaterial sich auf das Nötigste beschränkt, werden in dem vorliegenden Bande besonders wichtige Vorgänge in der Geschichte der Reichsgründung bis ins einzelne genau untersucht und neues Material zu ihrer Aufhellung erschlossen. Für die Geschichte der preußischen Politik im Revolutionsjahre 1848 ist der Nachlaß Ludolf Camphausens, des ersten konstitutionellen Ministerpräsidenten in Preußen und entschlossenen Vorkämpfers eines kleindeutschen Reiches unter Preußens Führung, aus dem bisher nur Bruchstücke bekannt geworden sind, vollständig benutzt worden. Auf Grund neuerschlossenen reichen Quellenstoffes werden die Ansichten neuerer Forscher, vor allen Dingen Rachfahls und Meineckes, über die deutsche Politik Friedrich Wilhelms IV. einer eingehenden Prüfung unterzogen und eine eigene neue Auffassung darüber entwickelt. Auch für die Untersuchung der Stellung Preußens zu Frankreich zwischen dem dänischen und dem deutschen Kriege und der preußischen Politik während des Krieges von 1866 hat ein reichhaltiges, bisher nur unvollkommen ausgenutztes handschriftliches Material herangezogen werden können .... In ihrer Gesamtheit bilden diese Untersuchungen und Aktenstücke eine Ergänzung der zusammenfassenden Darstellung und bieten für die wichtigsten Parteien die Begründung für die dort gegebene Schilderung.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Männer und Zeiten

Essays zur neueren Geschichte

von Geheimrat Professor Dr. **Erich Marcks**

4. völlig umgearb. Auflage. 2 Bde. mit 894 Seiten. Gebunden M. 14.—

„Alfred Lichtwark zur Feier seines 25jährigen Jubiläums zu ehren, hat Erich Marcks die Früchte 25jähriger historischer Arbeit zum Strauße gebunden, und alle, die in ihm den Meister des historischen Essays, den feinen und geistvollen Beherrscher der Kunst, Männer und Zeiten zu charakterisieren, bewundern, werden es ihm danken. Diese 28 Reden und Aufsätze führen uns durch den ganzen weiten Bereich seiner Forscherarbeit: von der Hugenottengeschichte, der seine erste Liebe als Historiker galt, bis zu Bismarck und zu den politischen Konstellationen der Gegenwart ... Es sind köstliche Früchte, die uns in diesen beiden Sammelbänden geboten werden, voll Reife und Saft. Das stilistische Gewand einer sehr subjektiven, sehr sorgfältig gefeilten und dennoch kräftigen Sprache von starker Bildlichkeit erhöht noch den Genuß des Lesens." Literarisches Zentralblatt für Deutschl.

„Der erste Eindruck, den man beim Durchblättern dieser vornehm ausgestatteten Bücher empfängt, ist der einer ungeheuren Vielseitigkeit. Da finden wir unter den dargestellten Persönlichkeiten Philipp II. und Albrecht von Roon, Caspard von Coligny und Wilhelm I., den jüngeren Pitt und Heinrich von Treitschke, Theodor Mommsen und vor allem in zahlreichen Aufsätzen Otto von Bismarck; da erscheinen vor unseren Augen das Königtum der großen Hohenzollern und das Jahr 1848, die Universität Heidelberg und das geschichtlich gewordene England, das Zeitalter der Religionskriege und das deutsch-österreichische Bündnis; da steht die streng-wissenschaftliche Studie über die Ermordung Franz von Guises neben dem entzückenden Feuilleton, das uns an die Stätten der Hugenottenkriege führt; da erhebt sich das erzene Bild des welthistorischen Bismarck unmittelbar neben dem von allem Reiz persönlicher Erinnerung belebten, gewaltigen und doch freundlichen Porträt des Gutsherrn von Friedrichsruh, da erklingt neben der ruhigen historischen Würdigung des Reichsgründers die erschütternde Klage über den Tod des größten Deutschen. Persönliches steht neben Sachlichem, aber auch das Persönliche führt zur Sache, und im Sachlichen spürt man die reiche, lebenatmende Natur einer starken Persönlichkeit. Nicht mit Unrecht sind die beiden Bände Alfred Lichtwark zugeeignet; auch in Erich Marcks hat sich jene fruchtbare Verbindung von Gelehrsamkeit und Kunst, von Inhalt und Form vollzogen, die allein Werke hervorbringen kann, die den Wandel der Zeiten und Anschauungen überdauern. Man möchte meinen, die Ernte eines ganzen Lebens sei in diesen beiden Bänden eingebracht." Südd. Monatshefte.

„Erich Marcks ist bekannt als ein Gelehrter, der mit glänzendem Stil und geistreicher Diktion die Gabe der intuitiven Erfassung großer Persönlichkeiten und Zeiten verbindet. Diese charakteristischen Merkmale seiner Darstellungskunst spiegeln sich nicht nur in seinen Büchern, sondern vor allem in seinen Reden und kleinen Schriften, in seinen Essays und Skizzen, die, scheinbar dem Augenblick entsprungen, doch bis ins kleinste durchdacht, durchgefeilt sind. Die schönsten dieser zum Teil noch unveröffentlichten Arbeiten werden hier einem weiteren Kreise zugänglich gemacht. Von der Reformation bis zur Gegenwart zeichnet der Verfasser lebensvolle Bilder besonders aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart ... Wer Sinn für Geschichte und Freude an feiner Darstellungskunst hat, der wird das Werk immer wieder gern zur Hand nehmen, um je nach der Stimmung hier und dort darin zu lesen." Reclams Universum.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Rudolf Herzog

Germaniens Götter

214 Seiten mit 6 Schwarzweiß-Zeichnungen von Professor Engels und Buchschmuck. In gediegenem Einband etwa M. 6.–

Eine köstliche Gabe des gefeiertsten Dichters für die literarische Welt anläßlich seines 50. Wiegenfestes. Eine gewaltige Aufgabe, die sich der rastlos Schaffende gestellt hat und die nur ein ganz Großer wie Herzog zu meistern vermag. Mit üppiger dichterischer Phantasie hat er das alte Sagenwerk durchrankt. In seiner feingemeißelten Sprache zieht ein stürmendes Helden- und Sagenlied an uns vorüber. Weiten Kreisen unseres Volkes ist die Schönheit der germanischen Göttersagen noch nicht aufgegangen. Sie werden sie mit staunender Seele aus dem Werk trinken.

Preußens Geschichte

31.—40. Tauf. 390 S. m. zahlr. Bild. von Prof. A. Kampf. Geb. M. 6.60

„Alle wichtigen Epochen, alle hervorragenden Herrschergestalten sind hier in der fesselnden Erzählungsweise Herzogs, in seinem feinen Stil geschildert. Man weiß nicht, ob man mehr die packenden, feingemeißelten Porträts der großen Preußenkönige oder die dramatisch bewegten Schilderungen der Schlachten von Fehrbellin, von Torgau, Leuthen, Leipzig, Königgrätz oder Sedan bewundern soll. Wie einen Roman, dessen Handlung wir mit Spannung folgen, lesen wir diese Schilderungen, die uns doch Altbekanntes in ganz neuem Lichte und Zusammenhang zeigen. Herrliche Balladen unterbrechen zuweilen den Lauf der Darstellung. Gedichte wie ‚Rheinsberger Tage', ‚Bei Torgau', ‚Blücher zieht über den Rhein', ‚König Wilhelms Heldenschau' und andere mehr werden zu den Perlen patriotischer Dichtungen zählen." Deutsche Revue.

Ritter Tod und Teufel

61.—70. Tauf. 156 S. m. Buchschmuck von Prof. G. Belwe. Geb. M. 2.–

„Lauteres Gold der Dichtung leuchtet aus Herzogs Versen ... Es gibt wohl kaum eine Stimmung in dem unheimlichen Wirbel der Kriegseindrücke, die den Dichter nicht zur Gestaltung gedrängt, deren Ausdruck ihm nicht gelungen wäre. Heldenmut und Treue, unerschütterliche, begeisterte, bis zur Selbstaufopferung hingebende Liebe zum Vaterland sind die Grundtöne, die die Sammlung durchklingen. Die Sprache ist machtvoll, hinreißend, dabei nie gezwungen, sondern klar und natürlich, auch wenn ab und zu kühne Neubildungen begegnen ... Der Band ist eine köstliche Perle in dem reichen Schatze unserer Kriegslyrik." Literarisches Zentralblatt.

Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn

21.—30. Tauf. 127 S. m. Buchschmuck von Prof. G. Belwe. Geb. M. 2.–

„R. Herzog hat seinem ersten, jetzt bereits im 70. Tausend vorliegenden Kriegsgedichtbuch ‚Ritter, Tod und Teufel' soeben eine weitere Gedichtsammlung folgen lassen. Sie zeigt die gleiche glühende Vaterlandsliebe und restlose Hingabe an das Ganze, die gleiche Kraft im Ausdruck und Kunst der Stimmungsmalerei, den selben hohen Persönlichkeitswert, und doch finden sich auch wieder neue Züge in Stoff und Form, ja man ist versucht, eine noch größere Tiefe der Empfindung, noch schwereren Ernst in den Gedanken an Tod und Unsterblichkeit in ihr zu spüren."

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

HAF
S3585d

172749

Author Schnee, Heinrich

Title Deutsch-Ostafrica im Weltkriege.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 25 07 08 013 0